

Astrid Utler

»WIE SIEHST DU DEUTSCH- LAND?«



Die Vielfalt der Deutschland-
bilder von Menschen mit und
ohne Fluchterfahrung



[transcript] Kultur und soziale Praxis



Astrid Utler

»Wie siehst Du Deutschland?«

Kultur und soziale Praxis

Editorial

Die Reihe **Kultur und soziale Praxis** präsentiert sozial- und kulturwissenschaftliche Studien, die zwischen empirischer Forschung, theoretischer Reflexion/Konzeption und textueller Praxis neue Zugänge zu Kultur und sozialer Praxis entwickeln. Im Rahmen dieses Programms werden soziale Differenzen und identitäre Prozesse auf verschiedenen Ebenen und entlang verschiedener raumzeitlicher Achsen – etwa als (trans-)lokale oder (trans-)nationale Prozesse – untersucht.

Astrid Utler (Dr. habil.) forscht und lehrt an der Universität Bayreuth. Die Psychologin promovierte an der Ruhr-Universität Bochum und interessiert sich insbesondere für kultur- und sozialpsychologische sowie interkulturelle Themen, aber auch für Fragen der Nachhaltigkeit.

Astrid Utler

»Wie siehst Du Deutschland?«

Die Vielfalt der Deutschlandbilder
von Menschen mit und ohne Fluchterfahrung

[transcript]

Habilitationsschrift, Universität Bayreuth, 2023

Gefördert durch den Open Access Monografienfonds der Universität Bayreuth und durch das Hans Kilian und Lotte Köhler-Centrum für Kulturpsychologie und Historische Anthropologie (KKC) an der Ruhr-Universität Bochum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dn.b.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird.

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld

© Astrid Utler

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: Die für den Umschlag gewählten Bilder sind von folgenden Teilnehmenden der vorliegenden Studie aufgenommen worden: Jonny Rakete, Leo, Statistik (zur Wahrung der Anonymität der Teilnehmenden werden auch hier nur die Pseudonyme angeführt)

Lektorat: Christof Heinz, Leipzig; Christina Hofmann, Bayreuth; Thomas Karl, Regensburg; Jürgen Utler, Schwandorf

Übersetzung: Mohammad Al-Ayoubi, Miriam Ghobrial, Christian Hill

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839474020>

Print-ISBN: 978-3-8376-7402-6

PDF-ISBN: 978-3-8394-7402-0

Buchreihen-ISSN: 2703-0024

Buchreihen-eISSN: 2703-0032

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

I. Einführung

1. Problemstellung und Forschungsfragen	13
1.1 Bilder von Deutschland	14
1.2 Differenzlinien	15
1.3 Veränderungen der Bilder	17
2. Herangehensweise und Sprachverwendung	19

II. Theoretische Perspektiven auf imaginäre Bilder

1. Stereotype	25
1.1 Analyse von Stereotypendefinitionen	25
1.2 Über den Einzug der Inhalte: Das <i>stereotype content model</i>	32
1.3 Zusammenfassung und Relationierung mit vorliegender Arbeit	33
2. Bilder/Images	35
2.1 Bildbegriffe und deren Konstitution über die Abgrenzung von Stereotypen	35
2.2 Analyse von Bildbegriffen	36
3. Soziale Repräsentationen	49
3.1 Die Grundannahmen der Theorie	50
3.2 Kritik an gängigen Zugangsweisen als Ausgangspunkt	50
3.3 Weitere Annahmen der Theorie	51
3.4 Kritikpunkte, Bezüge zum Bild- und Stereotypenkonzept und Erweiterungsvorschläge	52

III. Zum Forschungsstand

1. Die Erforschung von Deutschlandbildern in verschiedenen Disziplinen	65
1.1 Politik- und Geschichtswissenschaften	66
1.2 Interkulturelle Kommunikation und DaF/DaZ	66
1.3 Psychologische Forschung	69
2. Deutschlandbilder und Lebenswelten von Geflüchteten	75
2.1 Deutschlandbilder Geflüchteter in Journalismus und Kunst	75
2.2 Analyse der wissenschaftlichen Untersuchungen zu Deutschlandbildern von Geflüchteten	77
2.3 Der Einsatz von Bildmethoden zur Erfassung von Lebenswelten geflüchteter oder migrierter Menschen	79
3. Zusammenfassung und Fazit	81

IV. Methoden: Reflexion, Weiterentwicklung und Anwendung

1. Erhebungsmethoden	85
1.1 Bilder in Form von Fotografien	85
1.2 Qualitatives Interview	89
1.3 Vorgehen und Sample	102
2. Auswertung: Triangulation verschiedener Methoden	111
2.1 Vorbemerkungen und Überlegungen	111
2.2 Verwendung der thematischen Analyse zur Vorstrukturierung der Daten	112
2.3 Relationale Hermeneutik	115
2.4 Visuelle Segmentanalyse	121

V. Ergebnisse

1. Fürsorge: Kümmern, Hilfe und Unterstützung	129
1.1 Heuristischer Rahmen	130
1.2 Empirische Analysen	137
1.3 Zusammenfassung, Diskussion und theoretische Weiterentwicklung	182
2. Freiheit	189
2.1 Heuristischer Rahmen	189
2.2 Empirische Analysen	200
2.3 Zusammenfassung und theoretischer Rückbezug	246
3. Diversität	249
3.1 Heuristischer Rahmen	249
3.2 Empirische Analysen	273

3.3. Zusammenfassung und Fazit	306
4. Integration: Teilhabe, Gleichheit und Anerkennung	313
4.1 Heuristischer Rahmen.....	313
4.2 Empirische Analysen	332
4.3 Fazit und Weiterentwicklungen	375
5. Veränderungen und Entwicklungen der Deutschlandbilder	379
5.1 Entwicklungen des Gesamtbilds	380
5.2 Entwicklungen einzelner Aspekte	389
5.3 Individuelle und kollektive Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen	402
5.4 Veränderungen im Zuge des Ankommens	404
5.5 Die Rolle von Erfahrungen	408
6. Vergleichsdimensionen bei der Konturierung der Deutschlandbilder	409
6.1 Andere Länder als Vergleichsdimension.....	409
6.2 Innerdeutsche Differenzierung und Einbettung auf europäischer Ebene.....	411
6.3 Zeitliche Dimension	412
6.4 Fiktive Vergleichsdimensionen	413

VI. Schlussbetrachtung und Fazit

1. Querverbindungen zwischen den Themenbereichen.....	417
2. Der Bildbegriff im Licht der Ergebnisse	423
2.1 Inhalte	423
2.2 Struktur der Inhalte	426
2.3 Repräsentationsformen	429
3. Differenzlinien	433

VII. Zusammenfassung

Literaturverzeichnis	439
Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	482

Danksagung

Für die Erstellung einer Arbeit wie der vorliegenden braucht es Zeit, Vertrauen, Unterstützung und Freiheit. Den vielen Menschen, aber auch Institutionen, die mir eines oder vieles davon gegeben haben, sei an dieser Stelle gedankt.

I. Einführung

1. Problemstellung und Forschungsfragen

Eine Untersuchung, die sich mit Deutschlandbildern befasst, mag auf den ersten Blick seltsam antiquiert und/oder stereotypisierend anmuten. Antiquiert, weil wir Menschen eine Welt geschaffen haben, die sich gerade in den letzten Jahrzehnten durch eine rasante, und gleichzeitig viel beschworene Globalisierung und Lokalisierung auszeichnet. Diese Dynamik wird seit einiger Zeit durch die zunehmende Digitalisierung menschlicher Lebenswelten verstärkt, die einen weltweiten Austausch in interessenbezogenen Communities ohne physische Präsenz ermöglicht. Die Jahre der Pandemie haben diesen Trend noch beschleunigt. Andere weltumspannende Phänomene wie die Klimakatastrophe fordern eigentlich die Weltstaatengemeinschaft, kooperative Lösungen zu finden, statt nationalstaatliche Eigenbröterei und Kleinstaaterei zu betreiben. Stereotypisierend könnte ein solcher Ansatz wirken, weil die Erhebung von ›Nationenbildern‹ oft auf die Nennung vermeintlicher Eigenschaften hinausläuft, die letztlich suggerieren, *die* Deutschen, Iren, Franzosen usw. seien so oder so, auf jeden Fall aber anders als *die* Engländer, Togolesen, Peruaner usw.

Vor diesem Hintergrund mag sich also die Frage aufdrängen, warum überhaupt ›Deutschlandbilder‹ zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden und welchen Mehrwert eine Studie bieten kann, die danach fragt, wie Menschen Deutschland sehen. Die Antwort ergibt sich aus Entwicklungen, die parallel zur Globalisierung und Lokalisierung verlaufen, zum Teil aber auch erst durch diese ausgelöst oder zumindest mitbedingt werden. So lassen sich seit einiger Zeit weltweit Nationalisierungstendenzen beobachten, die mit Abgrenzungen gegenüber anderen Ländern sowie einer Betonung ›nationaler‹ Werte einhergehen. Zudem verschärfen Globalisierung und Klimakrise (die ihrerseits durch die Globalisierung forciert wird) globale Ungleichheiten zwischen Arm und Reich, Globalem Norden und Globalem Süden usw., was (neben und zusammen mit anderen Faktoren) zu Migrations- und Fluchtbewegungen führt, die wiederum in den jeweiligen Zielländern die bereits angesprochenen Nationalisierungstendenzen befeuern. So wurden die Fluchtbewegungen, die beispielsweise in den Jahren 2015 und 2016 nach Deutschland erfolgten, von Parteien wie der AfD, aber auch von Politiker*innen anderer Parteien zum Anlass genommen, um Stimmung gegen Geflüchtete zu machen und Ängste zu schüren. Damit gingen dann Forderungen nach dem Stopp oder einer strengen Regulierung der Einwanderung nach Deutschland einher, die nicht selten in

markigen Aussagen gipfelten, wie dem CSU-Slogan *Deutschland muss Deutschland bleiben* (siehe dazu: AFP/dpa/rtr 2016) oder dem AfD-Wahlspruch *Deutschland. Aber normal* (siehe dazu: Liebelt 2021). Diese populistischen Sprüche suggerieren, Deutschland würde sich durch die Zuwanderung derart verändern, dass es nicht mehr wiederzuerkennen, nicht mehr »normal« sei. Was nun aber dieses *Normal* konkret ist, ja vielmehr was Deutschland denn eigentlich auszeichnet, bleibt im Ungefähren. Und zwar nicht nur in diesen kurzen Statements, sondern – meinem Eindruck zufolge – ganz generell. Allenfalls wird auf christliche Werte bzw. die »abendländisch christliche Kultur«, die Gleichberechtigung von Mann und Frau oder aber auf die Freiheit verwiesen, ohne aber näher auszuführen, was damit gemeint ist. Ein Blick in die Wahlprogramme der Parteien lässt jedoch annehmen, dass das, was insbesondere die AfD unter einem »normalen Deutschland« versteht, mit den Einstellungen und Wünschen vieler in Deutschland lebender Menschen nicht konformgeht.

Die vorliegende Studie setzt der ideologisch aufgeladenen nationalistischen Debatte wissenschaftlich fundierte, theoretisch gerahmte, empirische Analysen entgegen. Dabei wähle ich einen psychologischen Zugang, mit dem ich gezielt an Individuen und deren Fühlen, Handeln und Denken ansetze. Ausgehend von der individuellen Ebene werden aber auch Bezüge, Verknüpfungen und Zusammenhänge mit übergeordneten Ebenen aufgezeigt. So lässt sich zeigen, wie Menschen, die in Deutschland leben, Deutschland sehen und was sie mit Deutschland verbinden¹ und ob sich deren Deutschlandbilder mit der Zeit verändern. Dazu befrage ich sowohl Menschen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, als auch Menschen, die nach Deutschland fliehen mussten und zum Zeitpunkt der ersten Erhebung oft erst wenige Monate in Deutschland waren.

Folgende Forschungsfragen leiten dabei mein Vorgehen:

- Welche Bilder von Deutschland haben die Befragten?
- Lassen sich Differenzlinien ausmachen? Um welche handelt es sich und wie manifestieren sich diese?
- Verändern sich die Bilder im Laufe eines Jahres? Wie kommt es zu Veränderungen und wodurch zeichnen sich diese aus?

1.1 Bilder von Deutschland

Indem ich nach Bildern frage, die die Menschen von Deutschland haben, gebe ich zunächst einen konkreten Bezugsrahmen vor: Deutschland. Dabei handelt es sich um eine

1 In einer frühen Phase dieser Arbeit überlegte ich, Europa- statt Deutschlandbilder zu untersuchen, weil sich in vielen europäischen Ländern ähnliche Tendenzen beobachten lassen. In mehreren Gesprächen kristallisierte sich jedoch heraus, dass »Europa« als Forschungsgegenstand zu abstrakt sein und sich deshalb beim Einsatz der Methode der Fotografie Schwierigkeiten ergeben könnten.

demokratische Republik, die auf dem Grundgesetz fußt. Demokratisch gewählte Vertreter*innen der Bevölkerung erlassen Gesetze, die für alle Menschen, die in Deutschland leben sowie für diejenigen, die sich auf dem Staatsgebiet bewegen, Gültigkeit besitzen und beachtet werden müssen. Somit bestimmt schon allein das politische System die Lebensrealität der Teilnehmenden in erheblichem Maße. Darüber hinaus gibt es aber diverse weitere Perspektiven, die auf Deutschland eingenommen werden und die für die Einzelnen relevant werden können. Wie vielfältig die Perspektiven sind, wird an der Breite der wissenschaftlichen Beiträge deutlich, die sich mit Deutschland befassen; Deutschland lässt sich u.a. aus geographischer (vgl. Heinritz/Tzschaschel/Wolf 2000: 10), soziologischer (z.B. Schularick 2021), politikwissenschaftlicher (z.B. Decker/Best/Fischer et al. 2019) oder auch wirtschaftlich-juristischer (z.B. Fetzer 2013) Sicht betrachten. Neben der Republik können aber auch die Bewohner*innen Deutschlands in den Blick genommen werden (wobei das Verständnis, wer damit gemeint ist, variieren mag). In meiner Untersuchung wurde bewusst keine Sichtweise vorgegeben, da es gerade interessant erschien, welche Perspektive die Teilnehmenden von sich aus einnehmen und welche Vorstellungsbilder damit verbunden sind. Da ich davon ausging, dass nicht nur die Perspektiven, sondern auch die jeweiligen Vorstellungsbilder vielseitig und vielgestaltig sein können, wählte ich einen interpretativen methodologischen Zugang.

Die Erhebung der Vorstellungsbilder von Deutschland erfolgte mittels Fotografien (siehe Kap. IV. 1.1.2) und qualitativen Interviews (siehe Kap. IV. 1.2), wobei die Teilnehmenden zunächst gebeten wurden, mit einer Einmalkamera zu fotografieren, wie sie Deutschland sehen und was sie mit Deutschland verbinden. Die entwickelten Fotos bildeten dann den Ausgangspunkt für die Interviews. Diese Vorgehensweise bringt in gewisser Weise den Gegenstand, der untersucht werden soll, erst hervor, worin ich jedoch eher einen Gewinn als einen Makel sehe: So mache ich mir die Reflexivität und Erkenntnisfähigkeit der Teilnehmenden (vgl. Christmann/Groeben/Schreier 1999: 138) zunutze, die allerdings nur zu Tage fördern kann, was ohnehin bereits vorhanden oder zumindest angelegt ist. Darüber hinaus zeichnet sich insbesondere der fotografische Zugang durch ein starkes partizipatives Moment aus, was gerade im Hinblick auf forschungsethische Überlegungen bedeutsam erscheint (vgl. S. 87).

Als theoretische Grundlage wähle ich den Bildbegriff (siehe Kapitel II. 2.), der den Anspruch erhebt, der Vielgestaltigkeit von Vorstellungsbildern Rechnung zu tragen. Ergänzend behandle ich verwandte theoretische Begriffe wie Stereotype (II. 1) und soziale Repräsentationen (II. 3), die ich zum Bildbegriff in Bezug setze.

1.2 Differenzlinien

Mein ursprüngliches Interesse galt dem Blick, den Menschen mit Fluchterfahrung auf Deutschland haben. Diese Fokussierung, die in vielen qualitativen Untersuchungen durchaus üblich ist, hätte jedoch zur Folge gehabt, dass ich keine Information darüber erhalte, ob Vertreter*innen anderer Gruppen manche Dinge nicht vielleicht ganz ähnlich sehen. Zudem schien die Gefahr eines Otherings gegeben (vgl. z.B. Freuding 2022), d.h., dass die Perspektive der befragten Gruppe als fundamental verschieden von der

anderer Gruppen entworfen wird. Das wäre gerade vor dem Hintergrund der eingangs thematisierten Nationalisierungstendenzen fatal.

Deshalb setze ich breiter an und beziehe auch Menschen ohne Fluchterfahrungen in die Untersuchung mit ein.

Die Frage nach den Differenzlinien ist dennoch dezidiert offen gehalten, um keine binäre Logik – Geflüchtete vs. Nicht-Geflüchtete – zu bedienen. Zwar ist anzunehmen, dass Menschen, die nach Deutschland geflohen sind, (zumindest in Teilen) einen anderen Blick auf Deutschland haben, als Menschen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Das begründet sich schon allein damit, dass erstere zum Zeitpunkt der ersten Erhebung noch nicht lange (meist erst wenige Monate) in Deutschland leben, womit ihnen zwangsläufig viele Regeln, Werte, Prozesse und Abläufe (noch) nicht bekannt sind und sein können. Hinzu kommt, dass die Menschen ihr Herkunftsland aufgrund der dortigen Kriegssituation oder anderer Notsituationen verlassen mussten. Deutschland ist demnach für die geflüchteten Teilnehmenden ein Zufluchtsland. Für die Teilnehmenden, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, hat Deutschland diese spezielle Bedeutung nicht. Zudem verfügt der Großteil der hier geborenen und aufgewachsenen Teilnehmenden vermutlich über ein soziales Netzwerk aus Familie und Freunden und kennt sich mit den gängigsten Abläufen und Prozessen aus (z.B. wo gehe ich hin, wenn ich Zahnschmerzen habe oder wie ziehe ich mich an, wenn ich auf eine Party eingeladen bin, was bringe ich mit, und wie kommt es überhaupt dazu, auf eine Party eingeladen zu werden).

Allerdings haben Menschen nie nur eine Zugehörigkeit oder nur eine Identität, sondern sie sind: jung, mittelalt, alt, auch wenn sie sich vielleicht anders fühlen oder anders »gelesen« werden. Sie sind männlich oder weiblich, definieren sich als Mann, Frau oder queer, wobei das soziale Geschlecht nicht zwangsläufig dem biologischen entsprechen muss. Menschen arbeiten (noch, nicht mehr, gerade nicht), gehen zur Schule oder sind in einer Ausbildung. Vielleicht sind sie auch Eltern von einem oder mehreren Kindern, sie sind verheiratet oder ledig, leben in einer Beziehung, sind gerade frisch verliebt oder getrennt. Diese Liste, die noch beliebig fortgeführt werden kann, verdeutlicht, wie vielfältig die menschlichen Zugehörigkeiten und damit einhergehenden Lebensrealitäten sind und sein können. Es gibt also zahlreiche weitere Gruppenzugehörigkeiten, wobei ich mit der Art, wie ich die obigen Beispiele dargestellt habe, verdeutlichen möchte, dass es meist nicht mit binären Gruppeneinteilungen (z.B. in *alt* und *jung*) getan ist, sondern es zu berücksichtigen gilt, dass die gefühlten Verortungen, aber auch die Zuschreibungen von »außen« andere sein können.

Es steht nun zu vermuten, dass die oben skizzierte individuelle Vielfalt der Zugehörigkeiten und deren Ausgestaltung einen je ganz eigenen Blick auf Deutschland hervorbringt. Deshalb nehme ich in der vorliegenden Arbeit keine a priori Einteilungen vor, sondern rekonstruiere zunächst ausgewählte Aspekte der Deutschlandbilder und gehe erst in einem zweiten Schritt darauf ein, ob sich im Datenmaterial Unterschiede abzeichnen, um daran anknüpfend herauszuarbeiten, worauf sich die Unterschiede zurückführen lassen. Dabei gehe ich davon aus, dass verschiedene Zugehörigkeiten einander auch überlagern und zusammenspielen können und dass darüber hinaus nicht nur Zugehörigkeiten, sondern auch andere Aspekte (z.B. Persönlichkeitsvariablen) salient werden können.

1.3 Veränderungen der Bilder

Anders als Stereotype gelten Bilder gemeinhin als veränderbar und dynamisch. Hierbei scheint es sich aber oft eher um ein Postulat zu handeln, das der Abgrenzung vom Stereotypenbegriff dient, als um eine empirisch getragene Aussage. Deshalb gehe ich in vorliegender Untersuchung auch der Frage nach, ob es überhaupt zu Veränderungen in den untersuchten Deutschlandbildern kommt. Um diese nachzeichnen zu können, wurde die Untersuchung als Längsschnittuntersuchung angelegt, d.h. nach einem Jahr führte ich mit ausgewählten Teilnehmenden aus dem Vorjahr eine erneute Erhebung durch. Kapitel V. 5 widmet sich den Fragen, ob es Aspekte gibt, die sich eher verändern als andere, unter welchen Bedingungen es zu Entwicklungen und Veränderungen kommt und wie diese ablaufen.

2. Herangehensweise und Sprachverwendung

Diese Arbeit folgt einer kulturpsychologischen Herangehensweise. Gemeint ist damit eine »allgemeine Perspektive, in der psychische Phänomene grundsätzlich als kulturell konstituiert, reguliert oder moduliert gelten.« (Straub 2021a: 42). Die Kulturpsychologie geht also von einer primären Kulturalität aber auch Sozialität des menschlichen Lebens aus (ebd.: 30) und unterscheidet sich damit von der »klassischen« wissenschaftlichen Psychologie und deren starker Zentrierung auf das Individuum, in der Kultur allenfalls als unabhängige Variable konzeptualisiert wird.

Die vorliegende Arbeit nutzt das Kulturverständnis von Jürgen Straub, da dieses besonders gut an die kulturpsychologische Herangehensweise anschlussfähig ist:

»Kultur« verweist stets auf eine variable Mehrzahl von Personen, die in ein Bedeutungsgewebe aus Wirklichkeitsdefinitionen, Welt- und Selbstauffassungen, Deutungs- und Orientierungsmustern sowie – vor allem und zuerst – in kollektive, symbolische, insbesondere sprachliche Praktiken eingebunden sind. Eine Kultur kann abstrakt als Zeichen-, Wissens- und Orientierungssystem aufgefasst werden, das die Praxis, mithin das Handeln (Denken, Fühlen, Wollen und Wünschen) aller daran teilhabenden Personen strukturiert und ordnet, ermöglicht und begrenzt. Kulturen sind symbolisch vermittelte Lebensformen, die den Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn jener Personen prägen, welche geschichtliche, also die kollektive Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfassende, konjunktive Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte miteinander teilen, zumindest als ein gemeinsames Bezugssystem, auf das sie referieren, um verbindliche Welt- und Selbstdeutungen sowie damit verwobene Lebens- und Handlungsorientierungen auszuhandeln.« (Straub 2007: 15)

Obige handlungs- und bedeutungsorientierte Definition verdeutlicht nochmal die Ausgangsprämisse der Kulturpsychologie, indem sie darauf verweist, dass Kultur einen strukturierenden, ermöglichenden, aber auch begrenzenden Rahmen für das menschliche Handeln, Denken, Fühlen, Wollen und Wünschen liefert. Wichtig ist daran auch, dass Kulturen gemeinschaftlich ausgehandelt werden und zwar in sogenannten konjunktiven Erfahrungsräumen mit gemeinsamen Erwartungshorizonten, d.h. Kultur ist nicht auf nationale oder ethnische Räume beschränkt, sondern kann über diese hinausgreifen und in jeglichen anderen konjunktiven Erfahrungsräumen (Straub spricht

hier auch von Kulturatopen; Straub 2007: 20) entstehen. Weiterhin wird Kultur als Bedeutungsgewebe bezeichnet. Gemeint ist damit, dass Menschen ihrer Wirklichkeit Bedeutungen verleihen, die einem steten Aushandlungsprozess unterliegen. In diesen Grundannahmen liegt auch das methodologische Selbstverständnis einer Kulturpsychologie als interpretative Handlungs- und Kulturpsychologie begründet, die hermeneutisch verfährt und versucht, mittels dichter Beschreibungen die Bedeutungen zu verstehen, die Menschen ihrer Umwelt verleihen (siehe Kap. IV.). Diese Herangehensweise ist allen interpretativen Verfahren gemein, und wird – zum Teil sehr vehement (siehe dazu z.B. Greshoff/Kneer/Schneider 2008) – von deduktiv-nomologischen Zugängen abgegrenzt, die mittels statistischer Verfahren versuchen, Erklärungen zu liefern. Jürgen Straub arbeitet jedoch unter dem Schlagwort des *Verstehenden Erklärens* (Straub 2022) heraus, dass das Verstehen eine spezifische Erklärleistung darstellt und eben keinen Gegenpol zum Erklären bilden muss (ebd.: 12). Wenn also in dieser Arbeit Erklärungen geliefert werden, dann in Form von verstehenden Erklärungen.

Zur sprachlichen Form dieser Arbeit

Sprache ist ein zentrales Instrument menschlichen Miteinanders: Menschen teilen sich sprachlich mit, sie drücken ihre Gedanken, aber auch ihre Gefühle über Sprache aus. Sprache kann schmeicheln, aber auch zutiefst verletzen, ausgrenzen und Wertschätzung vermitteln. Und wie so viele Themen wird auch Sprache instrumentalisiert und zum Quell politischer und ideologischer Grabenkämpfe. Das zeigt sich unter anderem, wenn die einen über den »Genderwahnsinn« klagen, während die anderen neue Wörter bilden wie »entbindende Person« (Frühauf 2023), um möglichst Diskriminierungen zu vermeiden. Bei der ohnehin kritischen Seite führt dies einmal mehr zu Stürmen der Entrüstung. Und wie so oft gerät im Zuge des Streits das eigentliche Anliegen aus dem Blick. Denn eigentlich geht es darum, anzuerkennen, dass Sprache soziale Realitäten schafft und auch das Potential hat (wenn auch nicht isoliert und in alleiniger Verantwortung), Ungleichheiten festzuschreiben und zu reproduzieren.

Die Wurzel der hier angedeuteten Probleme liegt aber nicht in der Sprache. Diese manifestieren sich lediglich sprachlich bzw. werden in ihr handlungs- und wirklichkeitsentwerfend reproduziert. Da jedoch kein direkter materieller Zusammenhang zwischen Sprache und materieller Wirklichkeit herstellbar ist, wird sprachliche Sensibilität allein nicht die Lösung sein, auch wenn sie imstande ist, ihren Beitrag zu leisten. Von diesem Grundgedanken ausgehend reflektiere ich nun zunächst den Gebrauch von Gender- bzw. Gruppenkategorien und leite davon ausgehend Überlegungen zur Sprachverwendung in vorliegender Arbeit ab.

Was gendersensible Sprache angeht, möchte ich zunächst folgendes Erlebnis teilen: Vor vielen Jahren war ich im Anschluss an ein Forschungskolloquium in Bochum mit einer Forschungspraktikantin auf dem Weg in ein nahegelegenes Restaurant. Wir unterhielten uns über ihre Master-Arbeitspläne und die Praktikantin sagte, sie wolle ihre Arbeit von einer Kollegin des Lehrstuhls für Sozialpsychologie und -theorie in Bochum betreuen lassen und wies dann auf die Schwierigkeit hin, an ihrer »Herkunftsuniversität« im psychologischen Institut einen offiziellen Betreuer zu finden. Sie sagte jedoch nicht,

einen Professor, sondern eine Professorin oder einen Professor. In dem Moment tauchte vor meinem inneren Auge eine Frau auf, während ich gleichzeitig realisierte, dass ich sonst tatsächlich nur an einen Mann gedacht hätte. Dieses Erlebnis für mich eindrückliche Erlebnis machte mir die Anliegen gendersensibler (gesprochener wie geschriebener) Sprache greifbar. In meinen ersten Publikationen ließ ich es gerne dabei bewenden, aus – wie es gerne heißt – »Gründen der besseren Lesbarkeit« die männliche Form zu verwenden. Aus meiner heutiger Sicht sind die Anliegen gendersensibler Sprache höher zu werten, zumal diese Art »Lesbarkeit« vor allem eine Frage von Gewohnheit ist. Ich verwende daher in vorliegender Arbeit – angelehnt an gängige Empfehlungen (vgl. z.B. Universität Bielefeld 2022) – wo dies möglich ist, genderneutrale Formulierungen und ansonsten den Genderstern.

Darüber hinaus gibt es aber noch weitere Attribute und Gruppenzugehörigkeiten, die zur Beschreibung von Personen und Gruppen herangezogen werden (können). Auch hierzu möchte ich zunächst ein Beispiel liefern: Wenn ich darauf hinweise, dass es sich bei der Autorin dieser Arbeit um eine Frau aus Bayern handelt, die mit einem erkennbaren bayerischen Einschlag spricht, dann vermittele ich ein genaueres Bild von mir, laufe aber auch Gefahr, dass mit dieser Beschreibung beim Gegenüber weitere Assoziationen aktiviert werden, wie beispielsweise »freundlich aber inkompetent« (vgl. Schoel/Eck/Roessel et al. 2012: 170), was sich dann (möglicherweise) darauf auswirkt, wie diese Arbeit gelesen und eingeschätzt wird (siehe dazu auch: Utler 2014a: 6f.). Da sich nicht genau abgrenzen lässt, wie sich (Vor-)Informationen auf die weiteren Urteile auswirken, gilt es m.E. gezielt abzuwägen, an welcher Stelle Beschreibungen und Kategorisierungen von Personen verwendet werden. Ich plädiere dafür, dies dann zu tun, wenn es für den Umstand, den es zu beschreiben gilt, von Bedeutung ist und sich daran entsprechende Reflexionen und fundierte Beschreibungen anschließen. Das bringt aber weitere Fragen mit sich: Wenn ich beispielsweise einen Unterschied ausmache zwischen Menschen, die nach Deutschland geflohen sind und denen, die in Deutschland geboren sind, lässt sich der Unterschied dann daran festmachen, dass die Menschen fliehen mussten, oder entsteht er, weil sie neu in Deutschland sind? Diese Frage wird sich auf Basis des Datenmaterials nicht immer vollends klären lassen, schon allein deshalb, weil meist verschiedene Faktoren zusammenwirken. Deshalb möchte ich an dieser Stelle lediglich auf dieses Dilemma verweisen und verwende im Text wechselnde kategoriale Bezeichnungen, wenn ich nicht gleich ganz darauf verzichte: Bei den Ergebnisdarstellungen greife ich auf die Bezeichnung zurück, die allen dort erwähnten Personen gemein ist: Sie haben an meiner Untersuchung teilgenommen und sind daher zunächst und zuallererst: Teilnehmende.

II. Theoretische Perspektiven auf imaginäre Bilder

Zur theoretischen Fundierung der Frage, wie Menschen, die in Deutschland leben (seien sie hier geboren und aufgewachsen oder nach Deutschland geflohen), Deutschland sehen, bieten sich im Grunde drei theoretische Konzepte an: Stereotype, Bilder/Images und soziale Repräsentationen. Im Folgenden skizziere ich jeweils die Grundannahmen der drei und vergleiche diese miteinander, um am Ende eine für diese Arbeit geeignete theoretische Ausgangsbasis zu erhalten.

1. Stereotype

In der (sozial-)psychologischen Forschung wird zur Untersuchung von *Vorstellungsbildern*, wie sie in dieser Arbeit von Interesse sind, vornehmlich das Stereotypenkonzept verwendet. Dieses geht auf Walter Lippmann (1922) zurück, der sowohl die oft zitierte Formulierung der ›Bilder in unseren Köpfen‹ als auch den Begriff selbst prägt. Im Folgenden analysiere ich verschiedene Definitionen von Stereotypen und arbeite dabei deren zentrale Charakteristika und Merkmale heraus. Abschließend skizziere ich das *stereotype content model*, das eine neuere Entwicklung in der Stereotypenforschung repräsentiert.

1.1 Analyse von Stereotypendefinitionen

Als Ausgangspunkt für die folgende Analyse wähle ich zwei Stereotypendefinitionen, die sich insofern deutlich voneinander unterscheiden, als die eine sehr weit gefasst ist, während die andere stärkere Vorannahmen macht. Anhand des Vergleichs dieser beiden Definitionen und unter Einbezug weiterer, die sich gleichsam ›dazwischen‹ verorten lassen, arbeite ich grundlegende Merkmale heraus, anhand derer sich Stereotypenverständnisse charakterisieren lassen.

Die erste Definition stammt ursprünglich von David L. Hamilton und Tina K. Trolie (1986), wurde aber in den 1990er Jahren von Diane Mackie unter Mitwirkung von Hamilton und weiteren Kolleg*innen nochmals aufgegriffen und weiter erörtert, weshalb ich in die folgenden Analysen auch den späteren Beitrag (Mackie/Hamilton/Susskind et al. 1996) miteinbeziehe. Hamilton und Trolie verstehen unter einem Stereotyp »a cognitive structure that contains the perceiver's knowledge, beliefs, and expectancies about some human group« (Hamilton/Trolie 1986: 133). Ursula Piontkowski (2011) definiert Stereotype wiederum als »die kognitive Komponente sozialer Einstellungen gegenüber Gruppen« und weiter als »Verallgemeinerung über eine Gruppe von Personen, bei der allen Gruppenmitgliedern die identischen Merkmale zugeschrieben werden ohne Berücksichtigung von tatsächlichen Unterschieden zwischen den Mitgliedern« (Piontkowski 2011: 174).

1.1.1 Gegenstand von Stereotypen: Gruppen

Die beiden o.g. Definitionen stimmen in der Annahme überein, dass sich Stereotype auf *Gruppen* beziehen, ein Stereotyp wird also über eine – wie auch immer geartete – soziale Gruppe ausgebildet. Diese Annahme findet sich in allen für diese Arbeit herangezogenen Stereotypendefinitionen (u.a. Aronson/Akert/Wilson 2014: 476; Augoustinos/Walker 1995: 208; Pendry 2014: 111) wieder und kann somit als konstitutiv für das Stereotypenverständnis bezeichnet werden. Den Ausgangspunkt für die Herausbildung von Stereotypen bilden wiederum – und auch darüber herrscht Einigkeit – soziale Kategorisierungsprozesse (z.B. Poortinga/Girndt 1996: 196), die wie folgt ablaufen: Im Zuge der sozialen Wahrnehmung werden Individuen, die sich durch beliebige Gemeinsamkeiten auszeichnen, in Gruppen eingeteilt. Dieser kognitive Prozess dient der schnelleren Orientierung in komplexen Umwelten und bildet die Grundlage, auf der sich Stereotype herausbilden.

1.1.2 Stereotype als kognitiv basiertes Phänomen

Stereotype stellen also nicht nur das Ergebnis kognitiver Prozesse dar, sondern gelten darüber hinaus auch selbst als kognitiv basiert (z.B. Degener/Meiser/Rothermund 2018: 76; Pendry 2014: 111; Mackie/Hamilton/Susskind et al. 1996: 42; Moskowitz 2005: 440). Emotionale oder aktionale Aspekte finden sich hingegen in den einschlägigen Begriffsverständnissen nicht. Diese ausschließlich kognitive Ausrichtung des Stereotypenkonzepts wurde vereinzelt kritisiert, unter anderem mit dem Argument, Stereotype würden auch über symbolische oder ideologische Bestandteile verfügen (Augoustinos/Walker 1995: 209). Wie jedoch aktuelle Definitionen verdeutlichen, hat sich diese Kritik nicht durchsetzen können, was sich wohl mit einer Art »Arbeitsteilung« sozialpsychologischer Konzepte begründet: So gelten Emotionen als zentrales Charakteristikum von Vorurteilen und dienen als wichtiges Kriterium zur Unterscheidung von Vorurteilen und Stereotypen (vgl. z.B. Aronson/Akert/Wilson 2014: 480). Aktionale Aspekte sind wiederum im Konzept der Diskriminierung angesiedelt. Diese strenge ebenenbezogene Aufteilung (kognitiv: Stereotype, aktional: Diskriminierung, emotional: Vorurteile) wird allerdings in vertiefenden Beiträgen etwas relativiert (vgl. Zick 2016). Das Grunddilemma, nämlich, dass die überwiegend quantitativ ausgerichtete psychologische Forschung komplexe Phänomene operationalisieren und damit herunterbrechen muss, um sie für die anschließende Hypothesenprüfung »handhabbar« zu machen (Gadenne 2021: 1309), bleibt davon jedoch unberührt. Und je komplexer die Phänomene, desto schwieriger wird deren Übersetzung, worauf häufig mit »kleinteiligen« theoretischen Konzepten reagiert wird. Gleichzeitig befördert dies den Umstand, dass einschlägige Lehrbücher nach wie vor die skizzierte Ebenenteilung vornehmen (z.B. Aronson/Wilson/Sommers 2023: Kap. 13.1.1 Die kognitive Komponente: Stereotype, Kap. 13.1.2 Die affektive Komponente: Emotionen, Kap 13.1.3 Die Verhaltenskomponente: Diskriminierung).

1.1.3 Stereotypen und Einstellungen

Im Zusammenhang mit Vorurteilen aber auch Stereotypen wird immer auch das Konzept der Einstellungen verhandelt, wobei sich hier unterschiedliche Relationierungen abzeichnen. Vorurteile werden fast übereinstimmend als Bestandteil von Einstellungen erachtet (vgl. z.B. Aronson/Akert/Wilson 2014: 480), während sich bezogen auf Stereotype ein weniger einheitliches Bild ergibt: Diese werden entweder ebenfalls als Teil von Einstellungen verstanden oder aber als gesondertes Konzept.

Piontkowski (2001: 174) gehört – wie an ihrer Stereotypendefinition deutlich wird – zu den Vertreter*innen (siehe aber auch z.B. Hogg 2006: 487), die Stereotype unter Einstellungen subsumieren, wobei sie folgende – bereits beschriebene – Einteilung vornimmt: Stereotype repräsentieren die kognitive Komponente von Einstellungen, Vorurteile die emotionale und Diskriminierungen die aktionale. Mackie und Kolleg*innen hingegen entwerfen Stereotype nicht als Teil von Einstellungen, sondern nehmen folgende in der Sozialpsychologie häufige Unterscheidung vor: Einstellungen werden als sogenannte *evaluative structure* definiert, mithilfe derer soziale Gruppen durch *generalisierte Zuschreibungen bewertet* werden. Stereotype zeichneten sich hingegen durch *Zuschreibung spezifischer Eigenschaften* (s.u.) aus, enthalten also keine bewertende Komponente. Beide Konstrukte sind jedoch, wie entsprechende Untersuchungen belegen, eng miteinander verflochten (Kurdi/Mann/Charlesworth et al. 2019: 5862f.). Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Zugänge wäre eine etwas stärkere Ausleuchtung des Zusammenhangs von Stereotypen und Einstellungen sinnvoll.

1.1.4 Inhalte von Stereotypen

In den bisherigen Ausführungen wurde die Grundstruktur von Stereotypen skizziert. Im Folgenden wird der Blick auf die semantische Ausgestaltung der Stereotypendefinitionen gerichtet, beginnend mit der Frage, durch welche Inhalte sich Stereotype – gemäß den unterschiedlichen Begriffsverständnissen – auszeichnen. Piontkowskis Definition enthält an einer Stelle eine Aussage zu den Inhalten von Stereotypen, an der sie auf die »Merkmale« verweist, die den Mitgliedern einer Gruppe zugeschrieben werden. Mit Merkmalen, das veranschaulichen Piontkowskis weitere Ausführungen (Piontkowski 2011: u.a. 176) sowie viele andere Definitionen (z.B. Löschmann 2001: 152), sind primär Eigenschaften gemeint. Der Merkmalsbegriff scheint somit synonym oder vielleicht auch als Überbegriff zu Eigenschaften verwendet zu werden. In anderen Definitionen werden hingegen sowohl Eigenschaften als auch Merkmale angeführt (Moskowitz 2005: 439), was vermuten lässt, dass diese stärker als zwei separate, möglicherweise auch einander ergänzende Konzepte erachtet werden.

In der Definition von Hamilton und Trolie (1986) sowie der späteren Weiterentwicklung in Zusammenarbeit mit Mackie und Kolleg*innen (1996) werden Merkmale oder Eigenschaften nicht dezidiert als Bestandteile genannt, vielmehr werden »Wissen, Überzeugungen und Erwartungen« als Stereotypeninhalte bezeichnet. Diese Begriffstrias findet sich in einigen anderen Definitionen (z.B. Degener/Meiser/Rothermund 2018: 76; Pendry 2014: 111), während wieder andere auf einen der genannten Aspekte abheben: Charles Stangor und Mark Schaller (1996) beispielsweise nennen in ihrer De-

inition nur den *Wissensaspekt*, während Moskowitz Stereotype als *Erwartungen*¹ an eine soziale Gruppe bezeichnet (Moskowitz 2005: 439). Unabhängig von diesen Variationen scheint den drei Begriffen angesichts der Häufigkeit der Nennungen eine wichtige Bedeutung im Stereotypenverständnis zuzukommen. Deshalb nehme ich im Zuge des folgenden Einschubs kurze Begriffsbestimmungen vor. Dabei ziehe ich gängige Definitionen heran, da davon auszugehen ist, dass sich auch die Stereotypenbegriffe auf eben diese beziehen, zumal diese meist keine eigenen Definitionen liefern.

Einschub: Begriffsklärungen

Was den Wissensbegriff angeht so sei zunächst darauf hingewiesen, dass die kognitionspsychologische Forschung, die sich vornehmlich mit diesem Thema befasst, auf den Wissensbegriff meist gar nicht näher eingeht, sondern von Wissensrepräsentationen spricht (vgl. z.B. Pastötter/Oberauer/Bäumel 2018: 178). Der Grund dafür liegt vermutlich darin, dass aus kognitionspsychologischer Sicht vornehmlich der Wissenserwerb, die -abspeicherung und der spätere Abruf des Wissens interessieren, weshalb auch genau diese Aspekte in der folgenden Wissensdefinition auftauchen.

Wissen: »Gesamtheit aller Informationsbestände (Strukturen und Prozesse), die von einem informationsverarbeitenden System (Informationsverarbeitungssystem) aufgenommen und gespeichert, außerdem per Abruf und/oder systeminterner Weiterverarbeitung nutzbar sind« (Heinecke-Müller 2021: 1980).

Beim Konzept der Einstellungen bzw. Überzeugungen sei zunächst auf Unterschiede zwischen deutsch- und englischsprachigen Publikationen hingewiesen. Während Überzeugungen in deutschsprachigen Veröffentlichungen lediglich als kognitiver Teil der Einstellung bezeichnet werden (z.B. Werth/Denzler/Mayer 2020: 244), werden in englischsprachigen Beiträgen oft weitere Differenzierungen vorgenommen. Da diese einen semantischen Mehrwert mit sich bringen, greife ich hier auf englischsprachige Arbeiten zurück.

Überzeugung: Nach Shalom H. Schwartz (2012) sowie Martin Fishbein und Bertram H. Raven (1962) bildet eine Überzeugung die kognitive Komponente eines Konzepts ab, genauer die Wahrscheinlichkeitsdimension. Eine Überzeugung trifft eine Aussage darüber, wie wahrscheinlich es ist, dass Dinge in einer bestimmten Weise miteinander verbunden sind (Schwartz 2012: 16).

Erwartung: »Bei Erwartungen handelt es sich um Kognitionen, die in unseren Person-Umwelt-Interaktionen häufig vorkommen und auch Auswirkungen auf weitere psychische Prozesse haben. Sie drücken die Vorwegnahme von oder auch die Vorausschau auf künftige Ereignisse aus und implizieren oft eine Wahrscheinlichkeitseinschätzung ihres Eintretens« (Metz-Göckel 2021: 518).

Unabhängig davon, ob nun ein, zwei oder alle Aspekte der Trias *Wissen, Überzeugung und Erwartungen* Verwendung finden, scheint es sinnvoll zu beleuchten, wie sich diese zu den

1 Folgender konzeptueller Unterschied sei hier erwähnt: Während Mackie und Kolleg*innen Erwartungen als einen *Bestandteil* von Stereotypen entwerfen, bezeichnet Moskowitz Stereotype als *Erwartungen*. Für den oben gemachten Punkt erscheint dieser Unterschied allerdings irrelevant.

Merkmale verhalten, die Piontkowski als Inhalte anführt. Auf den ersten Blick handelt es sich hier doch um sehr unterschiedliche inhaltliche Konzepte. Deshalb lohnt es sich, die Erläuterungen und Überlegungen einzubeziehen, die Mackie und Kolleg*innen zu den von ihnen genannten Stereotypeninhalten anstellen. Sie wollen die Begriffe als inklusiv verstanden wissen, und zwar insofern, als sich das Wissen oder die Überzeugungen nicht nur auf generelle Eigenschaften (engl. »properties«) beziehen, sondern ebenso auf körperliche Merkmale, Verhaltensweisen, Rollen oder Präferenzen, die für eine Gruppe als typisch erachtet werden (Mackie/Hamilton/Susskind et al. 1996: 43). Während also Piontkowskis Definition eine Aussage darüber trifft, worauf sich Stereotype ganz konkret beziehen, nämlich auf die Eigenschaften, die einer Gruppe zugeschrieben werden, beschreiben Definitionen wie die von Mackie und Kolleg*innen (1996) eher die Form, in der diese konkreten Inhalte repräsentiert sind, also als Wissen, Überzeugungen oder Erwartungen. Damit setzen die Forschenden gleichsam an einer Art Meta-Ebene an, was sich – wie ihre Erläuterungen vermuten lassen – mit deren Annahme begründet, dass Stereotypeninhalte eben nicht auf Eigenschaften beschränkt sind, sondern über diese hinausgehen. Da aber eine Auflistung der verschiedenen (möglichen) Aspekte der von Mackie und Kolleg*innen propagierten Inklusivität zuwiderlaufen könnte (wird damit doch eine klar umreißbare Anzahl suggeriert), scheint es nur folgerichtig, die Art der Repräsentation dieser diversen Inhalte zu bevorzugen. Bei Mackie und Kolleg*innen wird die hier herausgearbeitete Ebenentrennung nicht explizit gemacht und auch nicht näher reflektiert. Da ich diese aber für wegweisend und für meine Arbeit als hilfreich erachte, präge ich den Begriff der *Repräsentationsform*², um damit die Art zu bezeichnen, wie die konkreten (Stereotypen-)Inhalte abgebildet sind.

Was den Vergleich der Stereotypenverständnisse angeht, lässt sich festhalten, dass diese bezogen auf mögliche Inhalte insofern variieren, als sie entweder auf einen sehr spezifischen Aspekt, nämlich die Eigenschaften einer Gruppe abheben oder aber das inhaltliche Spektrum breiter anlegen und nicht nur Eigenschaften, sondern auch Verhaltensweisen, Rollen usw. mit aufnehmen. In diesem Fall werden in der Definition selbst dann nicht die konkreten Inhalte aufgeführt, sondern die Form, in der diese repräsentiert sind, also als Wissen, Überzeugungen und/oder Erwartungen.

1.1.5 Organisation und Charakterisierung der Inhalte von Stereotypen

Während die Definition von Hamilton & Trolie (1986) bzw. Mackie und Kolleg*innen (1996) – wie oben erörtert – die *Repräsentationsform* der Stereotypeninhalte abbildet, beinhaltet sie keine Aussagen zur *Organisation* der Inhalte, anders hingegen Piontkowskis Definition: Ihr zufolge sind die Inhalte von Stereotypen in Form von Verallgemeinerungen organisiert. Dass in einem gewissen Ausmaß Generalisierungen und Vereinfachungen

2 Der Begriff der Repräsentationsform ist der Kognitionspsychologie entlehnt. Dort bezeichnet er den Umstand, dass »alle Inhalte unseres Geistes [...] im Gehirn in irgendeiner Form repräsentiert sind« (Pastötter/Oberauer/Bäumel 2018: 178). Das Phänomen, das ich beschreiben möchte, ist ähnlich strukturiert, d.h. die Inhalte sind in irgendeiner Form in den Bildern repräsentiert. Deshalb löse ich den Begriff aus dem kognitionspsychologischen Kontext heraus und übertrage ihn auf den vorliegenden Gegenstand.

chungen vorgenommen werden, ist aus psychologischer Sicht Common Sense (vgl. z.B. Heringer 2017: 200). Das könnte der Grund dafür sein, warum Hamilton und Trolier bzw. Mackie und Kolleg*innen den Aspekt der Verallgemeinerung nicht mehr eigens anführen. Wenn nun Piontkowski darauf gesondert verweist, deutet dies darauf hin, dass sie Verallgemeinerungen einen besonderen Stellenwert beimisst. Ähnlich scheint dies auch Angela Molnos (1961) zu sehen, die Stereotype sogar als Resultat »übermäßiger« (ebd.: 428) Verallgemeinerungen bezeichnet. Auch wenn sie, anders als Piontkowski das Moment der Verallgemeinerung nicht zur Charakterisierung der Stereotype heranzieht, sondern Stereotype als *Ergebnis* eines Verallgemeinerungsprozesses erachtet.

Abgesehen von der Verallgemeinerung finden sich in einigen Begriffsbestimmungen noch weitere Charakterisierungen. So bezeichnet beispielsweise Bausinger Stereotype als veränderungsresistent und unkritisch (z.B. Bausinger 2009: 17). Andere Definitionen gehen noch einen Schritt weiter und konstatieren eine mangelnde Gültigkeit bzw. Fehlerhaftigkeit von Stereotypen (z.B. Coleman 2016: 47). Molnos begründet dies damit, dass Stereotype aus Verallgemeinerungen und Vereinfachungen resultieren, weshalb sie zwangsläufig »unzutreffend« (Molnos 1961: 428) seien, auch wenn sie einen wahren Kern enthielten. In den skizzierten Charakterisierungen offenbart sich eine stark negative Sicht auf das Phänomen des Stereotyps, die sich so weder bei Mackie und Kolleg*innen noch bei Piontkowski in vergleichbarer Weise findet und vermutlich durch Unterschiede zwischen den Disziplinen begründet ist. Die bislang untersuchten Definitionen stammen aus der Psychologie, wo weitestgehend Einigkeit darüber herrscht, dass Stereotype nicht per se »negativ« sind. Damit werden allerdings negative Auswirkungen von Stereotypen bzw. Stereotypisierungen nicht ausgeblendet oder ignoriert, sie werden nur nicht in das Begriffsverständnis aufgenommen, sondern zum Gegenstand empirischer Forschung gemacht. Andere Disziplinen wie die Germanistik oder Kulturwissenschaften stellen hingegen – wie an den o.g. Beispielen deutlich wird – vor allem die negativen Aspekte von Stereotypen bzw. die negativen Auswirkungen von Stereotypisierungen in den Vordergrund, was sich dann auch in den Begriffsverständnissen oder zumindest in den darin anklingenden Konnotationen niederschlägt. Dies zeigt sich ebenso in den Annahmen zur Funktionsweise und zur Verwendung von Stereotypen, die im folgenden Teilkapitel behandelt werden.

1.1.6 Funktionsweise, Verwendung und Wirkung von Stereotypen

Piontkowskis Definition enthält auch Aussagen zur Funktionsweise von Stereotypen: Die Merkmale, die die jeweiligen Stereotype prägen, werden *allen* Mitgliedern *zugeschrieben*, ungeachtet möglicher Unterschiede zwischen den jeweiligen Gruppenmitgliedern. Dass der Verwendungsaspekt in Piontkowskis Definition anders als bei Hamilton und Trolier (1986) sowie anderen Definitionen explizit aufgenommen wird, deutet auf ein bestimmtes Forschungsinteresse hin, das primär Stereotypisierungsprozessen gilt und weniger der Frage, wie sich Stereotype ausgestalten (siehe dazu auch: Fiske/Cuddy/Glick et al. 2002: 878). Allerdings zeichnen sich auch bei den Definitionen, die die Funktionsweise von Stereotypen beschreiben, Unterschiede ab. So stellen Stereotype für Moskowitz (2005) Erwartungen darüber dar, in welchem Ausmaß Verhaltensweisen und Merkmale von der Gruppe auf das einzelne Individuum generalisiert werden können. Anders als

Piontkowski geht er also nicht von einer *automatischen* Merkmalszuschreibung auf *alle* Mitglieder aus, sondern spricht zunächst von einer Erwartung (die an sich noch keine Zuschreibung darstellt) und eröffnet mit dem Begriff des *Ausmaßes* einen stärkeren Spielraum für Variation.

In den Überlegungen zur Funktionsweise schwingen die Annahmen über die generelle Funktion von Stereotypen mit, die der Funktionsweise gleichsam zugrunde liegen. Laut Richard Ashmore und Frances Del Boca (1981: 22–31) werden in psychologischen Arbeiten insgesamt drei Funktionen angeführt: eine kognitive, eine psychodynamische und eine soziokulturelle. Gemäß der kognitiven Perspektive haben Menschen nur limitierte kognitive Ressourcen, um die auf sie einströmenden Informationen zu verarbeiten. Stereotype tragen deshalb zur Orientierung in einer komplexen Welt bei. Aus psychodynamischer Sicht erfüllen Stereotype insbesondere eine *Selbstschutzfunktion* (engl. ego protection), indem sie den Träger*innen helfen, sich von anderen Gruppen weniger bedroht und damit besser zu fühlen. Die soziokulturelle Funktion wiederum hebt darauf ab, dass sich Individuen dank bestehender Stereotype über eine Gruppe leichter in diese einfinden und sich die Interaktion mit den Mitgliedern erleichtert.

Darüber hinaus offenbaren sich aber auch hier disziplinär divergierende Herangehensweisen. Während psychologische Arbeiten theoretische Überlegungen dazu anstellen, welche Funktion Stereotype erfüllen, fokussieren die theoretischen Ausführungen anderer Disziplinen eher die Auswirkungen von Stereotypisierungsprozessen. Ein Phänomen, das aus psychologischer Sicht zum Gegenstand empirischer Untersuchungen gemacht wird und weniger zur Begriffsfundierung herangezogen wird. Am Beispiel der Ausführungen von Stuart Hall – einem namhaften Vertreter der *cultural studies* – lässt sich dies wie folgt veranschaulichen: Ihm zufolge reduzieren Stereotype Personen auf Eigenschaften, die leicht einprägsam sind und schreiben diese »ohne Wechsel oder Entwicklung für die Ewigkeit fest« (Hall 2019: 158). Stereotype würden zudem der Aufrechterhaltung von Grenzen dienen, weshalb Stereotypisierungen eine Praxis der Schließung und des Ausschlusses darstellten (ebd.: 158). Da diese theoretischen Vorannahmen zur Wirkung von Stereotypen sehr voraussetzungsvoll erscheinen und gleichzeitig Gefahr laufen, den forschenden Blick auf eben diese Phänomene zu lenken und dabei andere zu vernachlässigen, erscheint es mir sinnvoller, auf vergleichbare Vorannahmen zu verzichten.

1.1.7 Verortung von Stereotypen

Die meisten Stereotypendefinitionen enthalten Aussagen darüber, wo Stereotype verortet sind, genauer gesagt, von wem sie jeweils geteilt werden. In der Definition von Mackie und Kolleg*innen werden Stereotype als kognitive Strukturen der *jeweiligen Wahrnehmenden* verstanden, womit offengelassen wird, ob es sich bei den Wahrnehmenden um Einzelpersonen oder eine Gruppe handelt. Piontkowskis Definition, aber auch andere (z.B. Hogg 2006: 487; Degener/Meiser/Rothermund 2018: 76), betonen hingegen den sozialen Aspekt, d.h. Stereotype werden als von einer sozialen Gruppe geteilt verstanden. Mackie und Kolleg*innen bezeichnen das Ausmaß, in dem ein Stereotyp von anderen geteilt wird, als empirisch zu klärendes Phänomen (Mackie/Hamilton/Susskind et al. 1996: 42) und nehmen damit dezidiert davon Abstand, diesen Aspekt zum Gegen-

stand der Definition zu machen. Mit dieser Auseinandersetzung ist auch die Frage verbunden, ob Stereotype individuell oder sozial repräsentiert sind, eine Frage, die in den 1990er Jahren intensiv diskutiert wird (vgl. z.B. Stangor/Schaller 1996; Mackie/Hamilton/Susskind et al. 1996). In aktuellen Lehrbüchern (vgl. z.B. Werth/Denzler/Mayer 2020: 23; Aronson/Wilson/Sommers 2023) werden individuelle Stereotype allerdings nicht oder nur am Rande erwähnt, die Verständnis vom Stereotyp als sozial geteilte Struktur hat sich also offenbar durchgesetzt. Diese Fokussierung mag der Tatsache geschuldet sein, dass Stereotype in der Erforschung von Intergruppenprozessen eine zentrale Rolle spielen. Dennoch wirft dies verschiedene Fragen auf: Zum Beispiel, ob es nicht auch im Hinblick auf Intergruppenprozesse von Interesse sein könnte, inwiefern sich bei den jeweils vorhandenen Stereotypen individuelle Schattierungen und Schwerpunktsetzungen abzeichnen, worauf diese zurückzuführen sind und inwiefern sich diese dann auf die Intergruppendynamiken auswirken oder zumindest bei diesen bedeutsam werden.

1.1.8 Formen von Stereotypen

Ergänzend zu den bislang herausgearbeiteten Aspekten, die sich unmittelbar aus den Stereotypendefinitionen ableiten ließen, sei hier noch auf Klassifikationsschemata verwiesen, die nach Formen von Stereotypen differenzieren. Häufig ist dabei eine Spezifikation bzw. Konkretisierung des Stereotyps: So ist von Gender-Stereotypen (z.B. Ward/Grower 2020), kulturellen Stereotypen (z.B. Kil/Noels/Vargas Lascano et al. 2019), (inter-)ethnischen Stereotypen (Alexander/Brewer/Livingston 2005; Bar-Tal 1997) oder auch von »national stereotypes« (Bar-Tal 1997) die Rede. Diese Stereotypenformen beziehen sich also auf die Kategorie, die dem Stereotyp zugrunde liegt, oder – anders formuliert – orientieren sich an der Art *der Gruppe*, über die es existiert.

Eine weitere Einteilung ist die in Auto- oder Heterostereotype (z.B. Opitz 1980: 160). Der Begriff des *Heterostereotyps* bezeichnet die Stereotype, die eine Gruppe von einer anderen hat, während *Autostereotype* diejenigen sind, die die Gruppe bzw. deren Gruppenmitglieder von ihrer eigenen Gruppe, also quasi von sich selbst, hat bzw. haben. Diese Form der Einteilung ist damit eine *perspektivenorientierte*, mit der abgebildet wird, aus wessen Perspektive die Stereotype erhoben sind und auf wen sie sich beziehen. Um Momentaufnahmen abzubilden, mag eine perspektivenorientierte Einteilung in Auto- und Heterostereotype sinnvoll erscheinen. Wenn aber – wie in dieser Arbeit der Fall – Entwicklungen sowie multiple Differenzlinien nachgezeichnet werden sollen, dann wird dem eine binäre Einteilung in *selbst* einerseits und *fremd* andererseits nicht gerecht, da dadurch mögliche andere Unterschiede verwischt werden. Zudem läuft die Einteilung Gefahr, die Positionen festzuschreiben (vgl. Yildiz 2022: 34f.). Damit wird beispielsweise Geflüchteten die Möglichkeit verwehrt, sich selbst als Teil der Gruppe der Deutschen zu sehen.

1.2 Über den Einzug der Inhalte: Das *stereotype content model*

Wie bereits diskutiert gelten Eigenschaften als zentraler Bestandteil von Stereotypen, weshalb in psychologischen Untersuchungen häufig »klassische« Merkmale einer Grup-

pe angeführt werden, deren Gültigkeit die Teilnehmenden dann einstufen sollen (vgl. z.B. Stangor/Schaller 1996: 8). In der Auswertung interessieren dann aber weniger die konkreten Inhalte als die Frage, ob diese positiv oder negativ geprägt sind (z.B. Zick/Six 1999; Schmidt/Boland 1986). Die Aussparung der inhaltlichen Ebene begründen Fiske und Kolleg*innen (2002) damit, dass die Inhalte von Stereotypen flüchtig seien, oder wie sie es formulieren: »Stereotypes come and go with the wind of social pressures« (ebd.: 878). Hier mag allerdings mit hineinspielen, dass inhaltlichen und damit letztlich qualitativen Ausprägungen von Stereotypen nur ein geringer Anteil an der Ausgestaltung von Intergruppenprozessen – die meist im Vordergrund stehen – eingeräumt wurde, sicherlich auch unterstützt durch deren schlechtere Quantifizierbarkeit. Das zeigt sich auch an der Art, wie Stereotypeninhalte bei Forschungsarbeiten abgefragt und ausgewertet werden: deren Auswertung erfolgt meist binär mit den Kodierungen *negativ/positiv* (-1/1). Anfang der 2000er Jahre hält jedoch in der sozialpsychologischen Forschung die Einsicht Einzug, dass qualitative Merkmale über eine positiv-negativ-Wertung hinausgehend durchaus Einfluss auf Intergruppenprozesse nehmen können. Im Zuge dessen wird unter anderem das *stereotype content model* (Fiske/Cuddy/Glick et al. 2002) entwickelt, das zwei Dimensionen *Kompetenz* und *Wärme* enthält, mit denen der Inhalt von Stereotypen abgebildet werden soll, wobei sich in Stereotypen – so die Annahme – jegliche (wenn auch einander scheinbar widersprechende) Kombinationen wiederfinden könnten: So gehe beispielsweise das Stereotyp *Asiaten sind sehr kompetent* mit geringerer Wärme einher, während das Stereotyp *ältere Menschen sind wenig kompetent* gleichzeitig mit einer hohen Ausprägung an Wärme verbunden sei (Fiske/Cuddy/Glick et al. 2002: 878).

In den frühen 2020er Jahren wird das *stereotype content model* zwar seltener in empirischen Untersuchungen herangezogen, die Bedeutung, die Stereotypeninhalten für die Intergruppenwahrnehmung und -beziehungen zukommt, ist jedoch vielfach belegt (vgl. z.B. Cuddy/Fiske/Glick 2008; Kil/Noels/Vargas Lascano et al. 2019).

1.3 Zusammenfassung und Relationierung mit vorliegender Arbeit

Stereotype stellen – so die einhellige Überzeugung – kognitive Strukturen dar, in denen die Merkmale von Gruppen und deren Mitgliedern repräsentiert sind. Was nun aber die Annahmen zu Stereotypeninhalten im Einzelnen angeht, sind die Begriffsverständnisse unterschiedlich breit angelegt: So stehen solche mit einem Fokus auf Eigenschaften anderen gegenüber, die darüber hinaus auch Verhaltensweisen, Rollen, Präferenzen usw. beinhalten, die – dem Stereotyp zufolge – für eine Gruppe typisch sind. Definitionen, die ein breiteres Inhaltsverständnis propagieren und sich insofern als »inklusiv« (Mackie/Hamilton/Susskind et al. 1996: 43) verstehen, heben zudem stärker auf die verschiedenen Repräsentationsformen (Wissen, Überzeugung oder Erwartung) der jeweiligen Inhalte ab.

Darüber hinaus unterscheiden sich Stereotypenbegriffe dahingehend, ob sie Stereotype als individuell oder sozial geteilt ansehen, bzw. auf welchen Aspekt sie den Fokus legen. Angesichts einer starken Verankerung in der Intergruppenforschung wird in der Psychologie oft die soziale Komponente betont (vgl. Hogg 2006: 487), auch wenn diese – wie die Vertreter*innen selbst einräumen (ebd.) – nicht zwangsläufig einen Wider-

spruch zur Annahme individueller Repräsentation darstellt. Es schiene allerdings überlegenswert, ob es nicht gewinnbringend sein könnte, sowohl theoretisch wie empirisch nicht nur der sozialen, sondern auch der individuellen Komponente Rechnung zu tragen, um damit auch Einblicke in wechselseitige Einflussnahmen bei der Entstehung und Veränderung von Stereotypen zu bekommen. Vorliegende Arbeit versucht – wo möglich – beide Perspektiven abzubilden.

In den analysierten Begriffsverständnissen herrscht wiederum dahingehend Einigkeit, dass Stereotype über *Gruppen* bzw. *deren Mitglieder* ausgebildet werden. Diese Fokussierung ist mit der Zielrichtung meiner Untersuchung nicht unmittelbar vereinbar. Mein Forschungsinteresse zu Deutschlandbildern beschränkt sich nicht auf Vorstellungen über *Deutsche*, sondern lässt – durch die offene und allgemeine Frage nach *Deutschland* (vgl. S. 15) – Raum für die Herausarbeitung sozialer, politischer oder wie auch immer gearteter Dimensionen.

Ergänzend zu den konkreten Begriffsverständnissen sind zur Klassifikation von Stereotypen verschiedene Einteilungen in *Formen* von Stereotypen etabliert. Diese orientieren sich entweder an der Gruppe, auf die sie sich beziehen (z.B. ethnic stereotypes) oder an der Perspektive, aus der sie erfasst sind und ob sie sich auf die »eigene« oder eine »Fremdgruppe« beziehen. In Anlehnung an diese Stereotypenformen ließe sich nun postulieren, dass in vorliegender Arbeit nationale bzw. ethnische Auto- und Heterostereotype untersucht werden. Allerdings nehme ich von dieser Einteilung bewusst Abstand, und zwar aus folgenden Gründen: Auch wenn sich die Arbeit im Kontext der Flucht (mit-)verortet und somit ein stetiger Bezugspunkt ist, bildet die Unterscheidung in Geflüchtete und Nicht-Geflüchtete eine von vielen möglichen Unterscheidungen und Verortungen, die die Teilnehmenden aufmachen (können). Ich mache hier bewusst keine Vorgaben, auch wenn sich insbesondere die geflüchteten Teilnehmenden zweifelsohne als solche oder zumindest als »Neuankommende« angesprochen fühlten, weil die Akquise nicht selten über entsprechende Strukturen erfolgte (z.B. UMF-Wohngruppen, Deutschkurse für Geflüchtete). Gleichwohl scheinen auch für diejenigen, die ich über persönlichere Kontakte für die Teilnahme an der Untersuchung gewinnen konnte, die Kategorien »Ankommen in Deutschland« und »Erfahrungen im Herkunftsland« dominante Bezugskategorien darzustellen, die sich auch stark auf die Wahrnehmungen auswirken.

Vor dem Hintergrund der obigen Ausführungen lässt sich schlussfolgern, dass der »klassische« Stereotypenbegriff als theoretische Grundlage für diese Arbeit wenig geeignet ist, wohingegen breiter angelegte Verständnisse anschlussfähiger erscheinen. Dennoch bleiben auch dann Aspekte, die – zumindest auf den ersten Blick – nicht gut mit dieser Arbeit vereinbar sind und einer stärkeren Anpassung der Definition bedürften. Deshalb ziehe ich im Folgenden noch ein weiteres Konzept heran, das Bild- bzw. Imagekonzept.

2. Bilder/Images

2.1 Bildbegriffe und deren Konstitution über die Abgrenzung von Stereotypen

Anders als Stereotype stellen Images bzw. Bilder¹ kein originär psychologisches Konzept dar. Untersuchungen, die das Bildkonzept als theoretische Grundlage verwenden, stammen darüber hinaus aus verschiedenen sozial- oder geisteswissenschaftlichen Disziplinen (s.u.). Somit lässt sich keine eindeutige disziplinäre Verankerung ausmachen. Diese Transdisziplinarität trägt vermutlich dazu bei, dass es zwar einzelne theoretische Abhandlungen (z.B. Kleining 1961; Boulding 1969) gibt, die auch immer wieder zitiert werden (z.B. Hortmann 1993: 160; Schnepfer 1990: 36; Breunlein 2016: 31), aber eben keine disziplin-spezifische Begriffsgeschichte und -tradition mit intensiv geführten Diskursen, die zur Konstitution des Begriffs hätten beitragen können. Bei den empirischen Untersuchungen, die den Bild- bzw. Imagebegriff verwenden, fällt zudem auf, dass stets ein Vergleich zu Stereotypen hergestellt wird (z.B. Grupp 2014: 75; Löschmann 2001), was zunächst die semantische Nähe der beiden Konzepte zueinander verdeutlicht. In den angesprochenen Studien besteht dann fast immer Konsens, dass das Bild- bzw. Image-Konzept umfassender sei als das Stereotypenkonzept (z.B. Hortmann 1993: 159f.). Dabei wirkt es fast so, als sei eine Abgrenzung vom Stereotypenkonzept konstitutiv für den Bildbegriff. Das würde auch erklären, warum zur Begründung der Aussage, Bilder seien breiter angelegt, sehr unterschiedliche Punkte angeführt werden. So konstatiert Izabela Prokop (1995: 193f.), Fremdbilder würden auf eigenen Erfahrungen beruhen und sich auf einzelne Vertreter einer Gruppe beziehen, während bei Stereotypen (die sich auf große soziale Gruppen bezögen) auf Meinungen anderer Bezug genommen würde. Melanie Breunlein (2016: 29) hingegen nennt – in Anlehnung an Karin Böhme-Dürr (2000: 41) und Dominik Pick (2010: 17) – drei andere Punkte, bezüglich derer sich Stereotype von Bildern unterscheiden würden. Anders als Stereotype seien Bilder veränderbar, während Stereotype in »ähnlichen Kontexten teils zwanghaft assoziiert« (Breunlein 2016: 29) würden.

1 In vorliegender Arbeit tue ich es den Ansätzen gleich, die die Begriffe Image und Bild synonym verwenden (z.B. Kleining 1961), gehe aber an späterer Stelle (vgl. S. 46) auch auf Arbeiten ein, bei denen der Imagebegriff eine eigene, abweichende Bedeutung hat.

Stereotype würden sich zudem nur auf Personen und Gruppen beziehen, Images hingegen auch auf Objekte und Organisationen. Außerdem seien Images insofern umfassender, als sie mehr Einzelcharakteristika enthielten, die »in unterschiedlichen Kontexten wirken« (ebd.: 29). Hans-Joachim Althaus und Paul Mog (1996: 20) bzw. Althaus (2010: 1426) verweisen wiederum auf unterschiedliche Forschungszugänge: Beim Bildkonzept würde die individuelle Perspektive berücksichtigt und zudem die historisch-kulturelle Dimension einbezogen, indem nach der Genese der Bilder gefragt werde, was bei der Stereotypenforschung nicht der Fall sei.

Schon allein an diesen wenigen Beispielen wird deutlich, wie divers (im doppelten Begriffsverständnis, vgl. S. 258) die vorgenommenen Unterscheidungen sind. Zwar mögen sich darin auch unterschiedliche disziplinäre Zugänge abzeichnen, dennoch scheint es, als stelle der Bildbegriff eine Art ›Containerbegriff‹ dar, der über die Abgrenzung vom Stereotypenbegriff hinaus eher beliebig inhaltlich gefüllt wird. Im Folgenden ziehe ich daher zwei Bilddefinitionen (von Kleining 1961 sowie Boulding 1959, 1969, s.u.) heran, die insofern einschlägig sind, als sie wiederholt zitiert werden (s.o.) und zudem mit umfangreichen theoretischen Abhandlungen einhergehen. Anhand dieser beiden Definitionen und unter Einbezug weiterer Bildbegriffe arbeite ich die Kernannahmen des Bildbegriffs heraus, die ich dann zu denen in Beziehung setze, die sich aus den Stereotypenbegriffen ableiten ließen. Für den Vergleich greife ich auf die Kategorien zurück, die ich bei der Stereotypenanalyse herausgearbeitet habe, was sich schon deshalb anbietet, weil einige Aspekte in den oben angeführten Abgrenzungsversuchen ebenfalls anklingen. Weiterhin ergänze ich diese Dimensionen um solche, die in den Bilddefinitionen oder in den Abgrenzungsversuchen genannt werden, aber in den analysierten Stereotypendefinitionen so nicht enthalten sind.

Die gewählten Bilddefinitionen lauten nun wie folgt:

Images sind »die Gesamtheit aller Wahrnehmungen, Vorstellungen, Ideen und Bewertungen, die ein Subjekt von einem Objekt besitzt« (Kleining 1961: 146)

sowie:

Images are »the total cognitive, affective, and evaluative structure of the behavior unit, or its internal view of itself and its universe« (Boulding 1959: 120f.).

2.2 Analyse von Bildbegriffen

2.2.1 Zum Gegenstand von Bildern

Kleining (1961) zufolge handelt es sich bei Bildern um die »Wahrnehmungen [...], die ein Subjekt von einem *Objekt* besitzt« (ebd.: 146, Hervorh. durch Verf.). Für ihn sind also »Objekte« der ›Gegenstand‹ von Bildern, wobei sein Objektbegriff sehr weit gefasst ist: Ein Objekt könne letztlich alles sein, was in irgendeiner Form real sei: ein Gegenstand, eine Person, eine Situation usw. (Kleining 1961: 146). Ähnlich breit setzt Boulding an, der

die möglichen Bildgegenstände vom Individuum bis hin zum »universe« (Boulding 1959: 121) aufspannt. Dieses breit angelegte Verständnis findet sich – mit wenigen Ausnahmen (z.B. Mallinckrodt 1980: 35; Molnos 1961) – bei einem Großteil² der für diese Arbeit betrachteten Bilddefinitionen (z.B. Hortmann 1993: 160; Schnepfer 1990: 36). Im Vergleich zum Stereotypenbegriff lässt sich somit festhalten, dass gemäß dem Bildbegriff Bilder letztlich zu jeglichen Phänomenen be- und entstehen, wohingegen sich Stereotype fast ausschließlich auf soziale Gruppen beziehen. Wie an anderer Stelle dargelegt, kommt der Bildbegriff dem in dieser Arbeit gewählten Zugang – der nicht nur nach »den Deutschen« fragt – damit deutlich näher.

2.2.2 Inhalte und Bestandteile von Bildern³

Wenn der Bildbegriff – wie von dessen Vertreter*innen postuliert – breiter angelegt ist als der Stereotypenbegriff, wäre es naheliegend, dass sich dies ggf. auch in Bezug auf die in den Definitionen angegebenen Inhalte äußert. Bei der Analyse der Stereotypenbegriffe konnten inklusive Verständnisse herausgearbeitet werden, die zahlreiche (mögliche) Inhalte abdecken, es fanden sich aber auch enger gefasste Definitionen, die vornehmlich auf Eigenschaften fokussieren. Hinzu kam, dass manche Begriffsverständnisse (v.a. die inklusiv ausgerichteten) meist eine Metaebene integrierten, d.h. sie enthielten auch Aussagen zur Repräsentationsform der Inhalte (vgl. S. 29).

Ähnliche Variationen lassen sich bei den Imagekonzepten ausmachen. So fokussiert beispielsweise Bouldings Bildbegriff eher die Metaebene, also die Repräsentationsform der Inhalte, wobei er – anders als mancher Stereotypenbegriff – nur den Wissensaspekt (genauer das sog. »subjektive« Wissen) anspricht. Andere Definitionen enthalten noch weitere Komponenten dieser Trias: So nennt beispielsweise Martin Weiß (1998) »Kenntnisse [...] subjektive[n] Vorstellungen, Meinungen und Erwartungen« (ebd.: 23) als Bestandteile von Images. Manche Bilddefinitionen führen allerdings statt Meinungen oder Überzeugungen Einstellungen als Inhalte an (z.B. Chovaniaková 2008: 20; Molnos 1961: 427). Da der Einstellungsbegriff nicht nur die kognitive, sondern auch eine emotionale und eine aktionale Komponente abbildet, mag sich in diesem Umstand die größere Offenheit des Bildbegriffs für emotionale, aber auch aktionale Aspekte (s.u.) abzeichnen.

Wie in den obigen Ausführungen deutlich wird, enthalten viele Bildbegriffe Aussagen zur Repräsentationsform der Inhalte. Demgegenüber etwas seltener sind Bildverständnisse, die die Inhalte anführen, auf die sich Bilder beziehen. Wenn dies aber der Fall ist, dann decken die Nennungen meist – ähnlich wie inklusive Stereotypenverständnisse – mehrere Aspekte ab. Folgende Definition, in der neben Eigenschaften auch Intentionen, Motive und Emotionen angeführt werden, verdeutlicht dies: »images are patterns or configurations of coherent beliefs about the character, intentions, motives, and

-
- 2 Dazu zähle ich auch Definitionen, die nicht näher darauf eingehen, auf wen sich Bilder beziehen.
 - 3 Im Stereotypenkapitel, das diesem Kapitel als Vergleichsgrundlage dient, folgen auf das Kapitel *Gegenstand von Stereotypen* die Kapitel *Stereotype als kognitiv basiertes Phänomen* (vgl. S. 29) und *Stereotype und deren Relation zu Einstellungen* (vgl. S.27). Die Bildkonzepte liefern zu diesen Punkten auch Informationen, allerdings weniger explizit. Oft lassen sich diese erst aus den Inhalten ableiten. Deshalb passe ich hier die Reihenfolge der Unterpunkte an und gehe zunächst auf die Inhalte und Bestandteile von Bildern ein.

emotions attributed to or associated with the outgroup as a whole« (Alexander/Brewer/Livingston 2005: 782).

Darüber hinaus fällt bei vielen Bildbegriffen auf, dass diese eine Art ›Aufflistung‹ verschiedenster Bestandteile vornehmen: Kleining (1961) führt beispielsweise »Wahrnehmungen, Vorstellungen, Ideen und Bewertungen« (vgl. ebd.: 146) an, Hortmann »Vermutungen, Wissen, Stereotypen, (Vor-)Urteile[n] und Meinungen« (vgl. Hortmann 1993: 160) und laut Martin Löschmann (2001) gehen »Wahrnehmungen, Vorstellungen, Erfahrungen, Informationen, Ideen, Vermutungen, Erwartungen, Gefühle und immer auch Stereotype« (ebd.: 154) in Bilder ein. Diese Definitionen vermitteln schon allein durch die Anzahl der genannten Begriffe den Eindruck inhaltlicher Breite. Im Folgenden soll jedoch geprüft werden, ob und inwiefern sich dieser Eindruck auch begrifflich manifestiert.

Zunächst zeichnet sich im Vergleich zum Stereotypenkonzept eine konzeptuelle Erweiterung ab, da die Begriffe nicht nur die kognitive, sondern auch die emotionale Ebene berühren. So sind beispielsweise Bewertungen (z.B. van der Meer 1989: 81), aber auch Vorurteile immer (mit) gefühlsmäßig, wobei die darin enthaltenen Emotionen vornehmlich evaluativ konnotiert sind. Das wiederum wirft die Frage auf, ob Bilder – wenn die enthaltenen Gefühle nicht über diese Komponente hinausgehen – dann nicht einfach »nur« Vorurteile sind? Schließlich heben sich diese ebenfalls durch die Ergänzung um eine emotional-evaluative Komponente von Stereotypen ab (z.B. Spears/Tausch 2014: 509). Für die genannten Begriffe mag dieser Einwand gelten, allerdings ist in Definitionen wie der von Löschmann (2001) deutlich allgemeiner von *Gefühlen* die Rede, womit eben keine Beschränkung auf bewertende emotionale Aspekte vorgenommen wird. In dieser generellen Integration der emotionalen Ebene liegt meines Erachtens folgendes Potential: Die Vorstellungsbilder, die Menschen haben, können mit Stolz, Abscheu, Hoffnungen, Befürchtungen usw. einhergehen und damit mit Gefühlen, die deutlich über eine »bloße« Bewertung hinausweisen. Hierfür sind zweifelsohne weitere Sondierungen notwendig, um zu klären, ob sich diese Annahme auch empirisch rekonstruieren lässt. Einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage soll die vorliegende Arbeit leisten.

Neben dieser Herangehensweise, bei der das – im Vergleich zu Stereotypen – erweiterte Begriffsverständnis durch eine Hinzunahme emotional konnotierter Inhalte zustande kommt, zeichnet sich in manchen Definitionen noch ein anderer Zugang ab: Bilder werden insofern als umfassender entworfen, als sie auf einer übergeordneten Ebene angesiedelt werden. Vorurteile und Stereotype bilden dann einen Teil von Bildern, werden also gleichsam in das Bildkonzept integriert (z.B. Hortmann 1993: 160).

Somit zeichnen sich in den Bildverständnissen in der Tat inhaltliche Erweiterungen ab, die über die Variation, die in den Stereotypenbegriffen vorzufinden ist, hinausgehen. Abschließend greife ich allerdings nochmal die – oben erwähnten – zum Teil etwas wahllos anmutenden Inhaltsaufzählungen auf und unterziehe diese einer näheren Betrachtung, und zwar insbesondere im Hinblick darauf, in welcher Relation die Inhalte zueinander stehen.

In der Definition von Löschmann (s.o.) werden unter anderem »Wahrnehmungen, Vorstellungen, Erfahrungen, Informationen, Ideen« als – in Bilder eingehend – angeführt. Aus allgemeinspsychologischer Sicht ließe sich nun argumentieren, dass Wahr-

nehmung ein Prozess ist, bei dem Informationen, die von den Sinnessystemen bereitgestellt werden, organisiert und interpretiert werden (Hagendorf/Krummenacher/Müller et al. 2011: 5). Ähnlich wird dies auch in der Sozialpsychologie im Hinblick auf die soziale Wahrnehmung formuliert (Werth/Denzler/Mayer 2020: 21). Vor diesem Hintergrund wäre zu überlegen, ob hier nicht Differenzierungen vonnöten wären, da sich die Begriffe (und zwar nicht nur die exemplarisch genannten, sondern auch andere in den Definitionen enthaltene) auf ganz unterschiedlichen Ebenen befinden: Wahrnehmung ist der Prozess, der zur Entstehung von Bildern beiträgt und bei dem Informationen in Wissen (vgl. Chovaniaková 2008: 27) o.ä. überführt werden. Neben der genannten Differenzierung wäre in den meisten Definitionen zudem eine stärkere Explikation der jeweils enthaltenen Begriffe wünschenswert, wie sie vereinzelt vorgenommen wird (vgl. z.B. ebd.: 21–35).

Als eine Art Zwischenfazit lässt sich festhalten: Der Bildbegriff erweist sich bezogen auf dessen Inhalte in der Tat als breiter angelegt als der Stereotypenbegriff, wobei diese Breite auf zwei Arten (die gemeinsam auftreten können) zustande kommt; einerseits, indem neben der kognitiven Ebene auch emotional konnotierte Aspekte aufgenommen werden, andererseits, indem der Bild- dem Stereotypenbegriff übergeordnet wird und diesen gleichsam integriert.

Diese begriffliche Breite geht jedoch nicht selten mit einer gewissen Unschärfe, ja fast schon Beliebigkeit einher, einer Beliebigkeit, der mit stärkerer Ausdifferenzierung und theoretischer Fundierung entgegengewirkt werden müsste.

2.2.3 Organisation und Struktur der Bildinhalte

Gesamtheit der Inhalte: fest bis lose verbunden

Was die in den Definitionen enthaltenen Aussagen zur Organisation und Struktur der Inhalte angeht, fällt zunächst auf, dass sowohl Boulding als auch Kleining, aber auch andere Wissenschaftler*innen (z.B. Hortmann 1993: 160) von einer *Gesamtheit* der enthaltenen Aspekte sprechen (Kleining und Hortmann: »Gesamtheit«, Boulding; »total of«). Es scheint also insbesondere darum zu gehen, den Zusammenschluss der Inhalte hervorzuheben, wobei sich unterschiedliche Annahmen darüber finden, wie diese Gesamtheit dann organisiert ist. Schnepfer (1992) schreibt, die Elemente könnten sowohl locker und unverbunden vorliegen als auch ein zusammenhängendes System darstellen. Ähnlich klingt dies bei Angela Molnos, die von einem »mehr oder weniger zusammenhängenden und festgefügt Gebilde« (Molnos 1961: 427) spricht, wobei die Formulierung, die Bestandteile seien »festgefügt« eine etwas stärkere Statik suggeriert, wenn auch abgeschwächt durch den »mehr oder weniger«-Zusatz. Letzteren verwendet auch Löschmann (2001) in seiner Bilddefinition, wobei er damit keine Aussagen darüber tätigt, ob und wie die Inhalte miteinander verbunden sind, sondern in welchem Ausmaß diese strukturiert sind (»eine[r] mehr oder weniger strukturierte[n] Ganzheit«, ebd.: 154). Die hier skizzierten Überlegungen rund um eine Gesamtheit der Inhalte und deren Organisation finden sich in den Stereotypendefinitionen so nicht wieder.

Verallgemeinerungen

Das Moment der Verallgemeinerung, das in vielen Stereotypendefinitionen zur Charakterisierung der Inhalte herangezogen wird, taucht in den meisten Bilddefinitionen so nicht auf, und zwar weder bei Kleining noch bei Boulding oder anderen.

Und doch wird der Aspekt der Verallgemeinerung nicht vollständig ausgeblendet: Vereinzelt findet sich – ähnlich wie bei Molnos' Stereotypenverständnis – die Annahme, Verallgemeinerungen spielten vor allem bei der Entstehung von Bildern eine Rolle. Bentele (1995) zufolge werden bei der Bildung von Images Einzelerfahrungen verallgemeinert, wobei sich die jeweiligen Erfahrungen gegenseitig verstärken, relativieren oder aufheben könnten (ebd.: 60). Darüber hinaus findet sich der Aspekt der Verallgemeinerung auch in den Überlegungen zum Verhältnis zwischen Realität und (Ab-)Bild, wobei der Großteil der Vertreter*innen darin übereinstimmt, dass Bilder kein exaktes Abbild der Realität⁴ darstellen (u.a. Behrendt 2008: 145). Kleining (1961) geht in diesem Zusammenhang von einem Zusammenspiel von Merkmalen des Objekts (über das das Image ausgebildet wird) einerseits und der Beobachtenden andererseits aus, aus denen sich das Bild letztlich konstituiert (ebd.: 146). Boulding weist hingegen auf das Zusammenwirken persönlicher, kultureller und sozial geprägter Interpretationen hin, die in gewisser Weise zu »Verzerrungen« führen können (vgl. u.a. Boulding 1959: 120). Der Aspekt der Verzerrung wird auch von Schnepfer aufgegriffen, wobei sie argumentiert, ein Bild könne nicht ohne Verzerrung sein, es enthalte jedoch »Elemente kürzerer, mittlerer und unbegrenzter Reichweite« mit »verschieden hohem Allgemeinheitsgrad« (Schnepfer 1990: 38).

Differenzierungen und Ebenenmodelle

Die oben angeführte Differenzierung (s.o.) bezüglich Reichweite und Grad der Verallgemeinerungen, scheint nicht zuletzt im Hinblick auf ein breit angelegtes Bildverständnis bedeutsam. Kritiker*innen könnten nun einwenden, die Betonung dieser vielfältigen Spielräume berge die Gefahr einer Beliebigkeit des Bildbegriffs. Schnepfers (1990) Ansatz enthält allerdings Anknüpfungspunkte, die diesem Problem meines Erachtens beikommen könnten. Sie führt nämlich verschiedene Ebenen mit unterschiedlichen Graden der Veränderbarkeit ein (abgeleitet aus der Logik künstlerischer Bilder, bezeichnet sie diese als Vordergrund und Hintergrund). Im Vordergrund seien die leicht veränderbaren Elemente, die Tiefenschärfe – repräsentiert durch Vorurteile – erfordere eine Einstellungsveränderung und der Hintergrund – repräsentiert durch Stereotype – erweise sich als nur schwer veränderbar. Diese ebenenbezogene Differenzierung mag zunächst an die Unterscheidung in leicht veränderbare Bilder und stabile Stereotype und Vorurteile erinnern (siehe: Behrendt 2008: 133). Wird nun aber die oben genannte Annahme einbezogen, dass Stereotype ein Bestandteil von Bildern sind, verdeutlicht sich die Sinnhaftigkeit dieser Ebenendifferenzierung: Stereotype sind dann der wenig veränderliche Teil von Bildern, die umfassender, komplexer und formbarer sind.

4 Diese Grundannahme ist nicht nur Bildkonzepten inhärent, sondern bildet letztlich die Ausgangsbasis der interpretativen Sozialforschung (Kleemann/Krähne/Matuschek 2013: 18), der zufolge Menschen immer Alltagsdeutungen und damit Konstruktionsleistungen ihrer Umwelt vornehmen, die es interpretativ zu erschließen gilt (vgl. S. 83).

Dieser Ebenenansatz ließe sich nun noch weiterdenken und um Annahmen aus der (kognitiv orientierten) dual-processing-Theorie (vgl. z.B. Evans 2008) ergänzen: Bilder setzen sich dann aus verschiedenen, höher und tiefer liegenden Ebenen zusammen. Auf den oberen Ebenen befinden sich Inhalte, die implizit und unbewusst aktiviert und abgerufen werden können und sich durch geringere Komplexität und stärkere Verallgemeinerungen auszeichnen. Die Inhalte, die sich auf den tieferen Ebenen befinden, lassen sich erst durch eingehende Reflexionen erschließen. Sie weisen eine höhere Komplexität und Differenziertheit sowie stärkere Vernetzung untereinander auf. Im Einklang mit Annahmen der Bildkonzepte (s.o.) und damit abweichend von der rein kognitiv ausgerichteten dual-processing-Theorie gehe ich davon aus, dass die Inhalte nicht nur kognitiv, sondern auch emotional basiert sind.

2.2.4 Zur Funktionsweise und Verwendung von Bildern

Ein Großteil der Bildverständnisse macht – ähnlich wie dies auch bei den weiter gefassten Stereotypendefinitionen der Fall ist (vgl. S. 25) – keine Annahmen zu deren Funktionsweise und deren Verwendung. Bei den Stereotypendefinitionen wurde dieser Umstand damit begründet, dass es sich hierbei um einen Forschungsgegenstand handelt, nicht aber um eine definierbare Eigenschaft. In einschlägigen Bildkonzepten scheint dies ähnlich gesehen zu werden, zumindest lässt dies die Tatsache vermuten, dass sich Kleinings (1961) diesbezügliche Ausführungen aus seinen empirischen Untersuchungen ableiten. In diesen zeigten die Befragten die Tendenz (wenn auch angestoßen durch eine entsprechende Aufforderung⁵), Menschen in Einheiten zusammenzufassen⁶ (ebd.: 151). Es machte ihnen – so Kleining (1961) – gar keine Schwierigkeiten, »eine sehr große Vielzahl von Menschen zu beschreiben, ihre Eigenarten und Ansichten zu schildern und über ihre Probleme Auskunft zu geben« (ebd.: 151). Verallgemeinerungen scheinen sich also nicht nur im Zusammenhang mit Stereotypen, sondern auch bei der Untersuchung von Bildern nachzeichnen zu lassen, auch wenn in Kleinings Ausführungen eher Erstaunen darüber anklingt, dass die Befragten sich mit einer starken Gewissheit zu den jeweiligen Aspekten zu äußern scheinen (Kleining 1961: 151).

Darüber hinaus treffen manche Bildbegriffe insofern Aussagen über die Funktionsweise von Bildern, als sie deren Handlungswirksamkeit betonen. Bei Boulding liest sich das beispielsweise so: »behavior depends on the image« (Boulding 1969: 6). Eine Aussage, die er wie folgt veranschaulicht: Er sitze im Moment in seinem Büro und arbeite an seinem Buch, in ungefähr einer Stunde würde er das Büro verlassen, zu seinem Auto gehen, nach Hause fahren usw. Dieses Verhalten könne er auf der Grundlage seines subjektiven Wissens (z.B., dass er nicht weit weg wohne) vorhersagen. Demnach kommt dem

- 5 Kleining fragt in seiner Untersuchung »Wie kann man die Menschen in Deutschland wohl im Allgemeinen einteilen?« (Kleining 1961: 151). Durch die Art, wie die Frage formuliert ist, werden verallgemeinernde Antworten evoziert, die sich eigentlich eher in Stereotypenverständnissen wiederfinden.
- 6 Da sich seit der Veröffentlichung des Artikels im Jahr 1961 – meinem Eindruck zufolge – gegenüber Stereotypisierungen eine gesellschaftlich kritischere Haltung entwickelt hat, würde ich vermuten, dass sich das o.g. Ergebnis seit einigen Jahren nicht mehr in dieser Form reproduzieren ließe, weil schon die Art, wie die Interviewfrage formuliert ist, Widerstände produziert.

Image bei Boulding die Funktion der Verhaltenssteuerung, aber auch -vorhersage zu. Ganz ähnlich sehen dies auch andere Forscher*innen, die Bildern eine handlungsorientierende bis hin zu einer handlungsdeterminierenden oder zumindest handlungsanweisenden (Kleining 1961: 150; Behrendt 2006: 135; Schnepfer 1990) Funktion zuschreiben. Um eine Aussage darüber treffen zu können, ob ein Image nur eine orientierende oder sogar eine verhaltensdeterminierende Wirkung hat, führt Schnepfer zwei Kontinuen ein: das Kontinuum aus »Ich-Nähe« und »Ich-Ferne« sowie das Kontinuum aus »subjektiver Beliebigkeit« und »gesellschaftlicher Institutionalisierung« der Bilder (Schnepfer 1990: 37).

Diese stärkere Verknüpfung, die Bilder – im Vergleich zu Stereotypen – mit der aktionalen Ebene aufweisen, ist sicher der bereits mehrfach erwähnten disziplinären Ausrichtung mit geschuldet: Die klassische psychologische Herangehensweise ist durch eine Trennung der Ebenen gekennzeichnet, so wird beispielsweise untersucht, unter welchen Bedingungen Stereotype zu welchem Verhalten führen (z.B. Wheeler/Petty 2001). Die kognitive Ebene (in Form von Stereotypen) und die aktionale Ebene werden somit als voneinander getrennte Variablen behandelt, auch wenn diese miteinander in Beziehung stehen (können). Diese strikte Trennung wird in den 2010er Jahren aufgeweicht, vor allem auch im Hinblick auf vergleichbare Trennungen von Vorurteilen und Diskriminierungen (vgl. Zick 2016). Dennoch lassen sich noch Unterschiede zur meist eher qualitativ ausgerichteten Forschung zu Bildern ausmachen. In dieser werden die engen Verbindungen nämlich oft zum Anlass genommen, aktionale Aspekte schon ins Bildverständnis mit aufzunehmen oder zumindest im Zuge der Erläuterungen auf diese einzugehen.

2.2.5 Zur Verortung von Bildern

Wie eingangs erörtert wird bisweilen konstatiert (z.B. Althaus 2010: 1426), der Begriff des (Fremd-)Bilds berücksichtige nicht nur kollektive, sondern auch individuelle Dimensionen. Damit ist, mal mehr, mal weniger explizit, die Behauptung verbunden, beim Stereotypenkonzept sei dies anders. Bei den nun folgenden Ausführungen zu den Annahmen, die die Bildbegriffe zur Verortung von Bildern enthalten, soll daher auch die Tragfähigkeit dieser Aussagen mit überprüft werden.

Kleining (1961) und Boulding (1969) setzen mit ihren Konzepten an der individuellen, genauer subjektorientierten Perspektive an. So bezeichnet Kleining Bilder als individuell, einmalig und unverwechselbar (Kleining 1961: 147) und betont die Rolle des Subjekts bei der Entstehung von Bildern, die durch dessen aktive Auseinandersetzung mit der Umwelt zustande kämen (Kleining 1961: 146, ähnlich: Boulding 1969: 7)⁷. Gleichzeitig gehen aber sowohl Kleining als auch Boulding von der Existenz sozialer Images aus, auch wenn sie unterschiedliche Bezeichnungen wählen: so spricht Kleining (1961) von sozialen Images (ebd.: 146), Boulding (1969) hingegen von »public image« (ebd.: 7). Für Kleining

7 Hier zeichnet sich ein Unterschied ab, was den Grad der Aktivität angeht, mit dem das Subjekt an der Entstehung von Images beteiligt ist. In Kleinings Verständnis scheint das Subjekt einen aktiveren Beitrag an der Imagegenese zu haben, als dies bei Boulding der Fall ist. Allerdings möchte ich hier lediglich auf diesen Unterschied hinweisen ohne ihn weiter zu vertiefen, da der Unterschied für die vorliegende Arbeit nicht von Bedeutung ist.

bilden soziale Images die gruppenspezifische Sichtweise der Wirklichkeit ab und unterscheiden sich von individuellen Images in ihrer Entstehung: Menschen setzen sich einerseits als Individuum und andererseits als »Gruppenmensch« (Kleining 1961: 147) mit ihrer Umwelt auseinander und interpretieren die Realität. In beiden Fällen entstehen Images: einmal individuelle und im anderen Fall soziale. Boulding macht hingegen weniger verschiedene Rollen als die öffentlichen Diskurse und Konversationen für die Entstehung von *public* Images verantwortlich (Boulding 1969: 15f.). Weitere Überlegungen, beispielsweise zu möglichen Zusammenhängen oder wechselseitigen Einflussnahmen individueller und sozialer Images werden jedoch nicht angestellt. Vielmehr nimmt Kleining disziplinäre Zuteilungen vor: Die Erforschung von »individuellen Ausprägungen des Images« (Kleining 1961: 147) sei Aufgabe der Psychologie, während soziale Images von der Soziologie und der Sozialpsychologie untersucht werden sollten (ebd.: 147).

Abgesehen von diesen Bildkonzepten, die sowohl von individuellen als auch von gruppenbasierten Repräsentationen ausgehen, finden sich auch Bildverständnisse, die einseitige Verortungen vornehmen. Jürgen Bolten (2006) beispielsweise siedelt Bilder ausschließlich auf individueller Ebene an; mehr noch, für ihn stellt die individuelle Prägung sogar das zentrale Unterscheidungskriterium dar: So zeichnen sich Nationalstereotype für Bolten dadurch aus, dass eine Assoziation zu einem Land von mehreren Personen geteilt wird. Wenn es hingegen zu keinen Dopplungen der Antworten käme (also wenn nur eine einzelne Person über eine bestimmte Assoziation zu einem Land verfügt), dann könne »man freilich nicht mehr von »Nationalstereotypen«, sondern von ausschließlich individuell geprägten »Images« (ebd.: 4) sprechen.

Angela Molnos nimmt hingegen eine ausschließlich gruppenbezogene Verortung an: Ihr zufolge ist ein Bild »das Gebilde [...], das in einer Großgruppe über eine andere vorherrscht. Also nicht eine lose Reihe von nur individuell bedingten Meinungen [...], sondern eine Meinungskonstellation [...] [die] in der öffentlichen Meinung bei vielen Menschen nachweisbar existiert« (Molnos 1961: 427).

Ganz so eindeutig, wie die Abgrenzungsversuche suggerieren, sind also die Bildkonzeptionen im Hinblick auf ihre Verortung nicht, zumal auch Stereotypendefinitionen existieren, die die individuelle Ebene eben nicht ausblenden (vgl. S. 34). Erstaunlich scheint eher, dass die Frage, wie sich individuelle und gruppenbezogene Images zueinander verhalten, – wie schon bei den Stereotypenbegriffen – so auch im Imagekonzept und den dazu erfolgenden Untersuchungen seltsam unterbeleuchtet bleibt.

2.2.6 Die Berücksichtigung des historisch-kulturellen Kontexts

Wie schon in Bezug auf die Verortung von Bildern (s.o.), gibt es auch was die Berücksichtigung des historisch-kulturellen Kontexts angeht, Stimmen, die behaupten, dass diese bei Bildkonzepten eher erfolge als bei Stereotypen (z.B. Althaus 2010: 1426). Auf den ersten Blick scheint sich diese These schon insofern zu bestätigen, als dieser Aspekt im Kapitel zur Analyse von Stereotypendefinitionen (vgl. II. 1.1) überhaupt nicht auftauchte. Allerdings spielt in den Bildbegriffen und -abhandlungen von Boulding (1959, 1969) und Kleining (1961) der historisch-kulturelle Kontext ebenfalls keine nennenswerte Rolle. Das Bewusstsein für die Bedeutung der Genese von Bildern sowie für historisch-kulturelle Einflussfaktoren hat aber möglicherweise auch erst zu einem späteren Zeitpunkt Ein-

zug in die Bildkonzeptionen gehalten; zumindest wird in der (mir bekannten) Literatur erst in den 1990er Jahren auf historisch-kulturelle Aspekte eingegangen (z.B. Althaus/Mog 1996; Grupp 2014; Hortmann 1993; Schnepfer 1990).

Und auch wenn die bisher behandelten Stereotypendefinitionen historisch-kulturellen Faktoren keine Rechnung trugen, greift die Behauptung, in der Psychologie würden diese nicht berücksichtigt, dennoch zu kurz. So entwickelt David Bar-Tal (1997) ein sozialpsychologisch basiertes Mehrebenenmodell, das einen systematischen Rahmen zur Beschreibung der Entstehung von Stereotypen und deren Inhalten liefert. Die Basis des Modells bilden sogenannte Hintergrundvariablen (engl. background variables, ebd.: 491) bestehend aus soziopolitischen, ökonomischen sowie auf die Gruppenhistorie bezogenen Faktoren. Diese Variablen haben Einfluss auf eine zweite Ebene, die sogenannte »transmitting variables« (ebd.: 491) enthält, welche sich unter anderem aus politischen, sozialen, kulturellen, bildungsbezogenen Mechanismen zusammensetzen. Persönliche Faktoren (genannt werden hier Werte oder Einstellungen) wirken sich wiederum in Form von Mediatorvariablen aus (Bar-Tal 1997: u.a. 491 u. 495).

Während also der historisch-kulturelle Kontext in den gängigen Stereotypendefinitionen und -untersuchungen allenfalls eine untergeordnete Rolle spielt, gibt es dennoch theoretische Fundierungen, die dessen Einfluss mitdenken und abbilden. Diesbezüglich hat wiederum die Bildforschung eine Leerstelle, die kulturellen und/oder historischen Aspekten zwar in Untersuchungen Rechnung trägt, diese aber nicht systematisch theoretisch einbettet. Hier eröffnen sich somit wechselseitige Verbindungsmöglichkeiten der verschiedenen Herangehensweisen. Ergänzend ließe sich überlegen, ob nicht auch die jeweiligen qualitativen und quantitativen Forschungszugänge einander bereichern könnten, wenn sie mit wechselseitiger Offenheit betrieben und angewendet würden.

2.2.7 Zu den Formen von Bildern

Ähnlich wie bei Stereotypen werden auch für Bilder verschiedene Varianten angeführt, die ihrerseits ebenfalls Parallelen zu den Stereotypenformen aufweisen. So werden Bilder häufig in Eigen- bzw. Selbst- und Fremdbild (z.B. Althaus 2010) eingeteilt. Als Selbstbild gilt das Bild, das etwa eine Person oder eine Gruppe von der eigenen Gruppe hat, und mit Fremdbild ist das Bild gemeint, das eine Person oder Gruppe von einer anderen Gruppe hat. Hierbei handelt es sich also um eine perspektivenorientierte Einteilung, die beim Stereotypenkonzept unter der Bezeichnung Auto- und Heterostereotyp firmiert. Daneben existieren Einteilungen, die sich an der Gruppe oder dem Phänomen orientieren, von der oder dem sich andere ein Bild machen. So ist beispielsweise von Nationenbild (Schnepfer 1990) bzw. Nationenimage (Breunlein 2016), professional images (Cagliò/Cameran/Klobas 2019: 851–852) oder auch body images (McCabe/Ricciardelli 2005) die Rede. Bezogen auf Nationenimages nehmen manche Autor*innen noch eine weitere Unterscheidung vor, nämlich in »images of other nations« und »images of their nationals« (Kelman 1965a: 13). Bei ersteren handelt es sich um die Bilder, die von einer Nation existieren, bei letzteren um Bilder von den »Angehörigen« einer Nation (Bentele 1995: 59).

Darüber hinaus werden noch weitere Bildformen unterschieden, die so im Stereotypenkontext nicht gängig sind. Bentele (1995) nimmt beispielsweise eine Unterdifferenzierung von Selbst- und Fremdbildern vor, in der er zwischen vermuteten, tatsächlichen und erwünschten Selbst- und Fremdbildern unterscheidet (ebd.: 62). Diese Unterteilung wird auch für die im interkulturellen Kontext ablaufenden Prozesse als bedeutsam erachtet (Thomas 2014: u.a. 56–57).

Boulding (1969, 1958: 46–50) wiederum führt semantisch basierte Bildformen ein und unterscheidet dabei insgesamt zehn verschiedene Ausprägungen von Bildern: spatial, temporal, personal, relational, value, affectional, conscious vs. unconscious, certainty vs. uncertainty, reality vs. unreality, public vs. private. Diese Einteilung scheint nicht zuletzt angesichts der Grundannahme hilfreich, dass sich Bilder eben nicht nur auf andere Gruppen beziehen, sondern generell von jeglichen »Objekten« (s.o.) bestehen (können), was eine Strukturierung der Vielzahl der möglichen Images ermöglicht. Allerdings begründet Boulding nicht näher, wie er zu eben dieser und keiner anderen Auswahl gelangt. Es scheint, als halte er diese Aufzählung selbst nicht für erschöpfend, da er im Zuge seiner Ausführung selbst noch auf weitere mögliche Formen verweist. Daher würden sich hier empirische Sondierungen anbieten, um diese Einteilung zu schärfen.

Das Konzept der Nationenbilder

Wie oben thematisiert stellen Nationenbilder eine Form von Bildern dar. Auf den ersten Blick scheint es naheliegend, in einer Arbeit, die Deutschlandbilder untersucht, auf das Konzept des Nationenbildes zurückzugreifen. Ob sich dieses Konzept jedoch für die vorliegende Arbeit eignet, soll in der folgenden Analyse geprüft werden. Zunächst fällt auf, dass Nationenbilder vor allem in der politikwissenschaftlichen Forschung untersucht werden (siehe auch Kap. III. 1.1), was vermutlich mit darauf zurückzuführen ist, dass Nationenbildern eine wichtige Rolle für die Ausgestaltung internationaler Beziehungen beigemessen wird (z.B. Mallinckrodt 1980: 35). Daraus scheint eine Art programmatischer Auftrag zur Untersuchung von Nationenbildern abgeleitet zu werden: »Zu erforschen, wie ›Bilder‹ wirken, heißt, einen positiven Beitrag zur Friedenssicherung zu leisten.« (Schnepper 1990: 6). Der Nationenbildforschung wird also keine geringere als eine friedenssichernde Aufgabe zugeschrieben, der daher vor allem politikwissenschaftlich ausgerichtete Arbeiten nachkommen.

Zum Teil werden spezifische Definitionen des Nationenbildbegriffs geliefert, beispielsweise von Boulding (1959): »(1) the image of the small group of powerful people who make the actual decisions which lead to war or peace, the making or breaking of treaties, the invasions or withdrawals, alliances, and enmities which make up the major events of international relations, and (2) the image of the mass of ordinary people who are deeply affected by these decisions but who take little or no direct part in making them« (ebd.: 121). Boulding unterscheidet hier also zwischen Images der *politischen Eliten* einerseits und denen der *normalen Bevölkerung* andererseits, wobei erstere einen deutlich stärkeren Einfluss auf letztere ausübten als umgekehrt: Die politische Machtelite habe die Möglichkeit, die Bilder *der Masse* zu beeinflussen, auch wenn in Demokratien den Eliten ein Machtverlust drohe, wenn ihre Bilder zu stark von denen der Masse abweichen würden (ebd.: 122).

Anknüpfend an Boulding, aber mit einer Relativierung des Machtaspekts und einer Modifikation der Akteure, definiert Melanie Breunlein (2016) den Begriff *Nationenbilder* als zwei »Bedeutungszusammenhänge« (ebd.: 39) umfassend: »Einerseits bezeichnet er die ›Vorstellungsbilder‹, die sich Menschen oder Menschengruppen auf Grund eigener Erfahrungen von einer Nation und seiner Bevölkerung machen [...]. Andererseits meint der Begriff das von Massenmedien transportierte Image einer Nation« (Breunlein 2016: 39).

Anders als Boulding geht Breunlein also auch auf die Rolle ein, die den Massenmedien bei der Entwicklung und Verbreitung eines Images zukommt. Beiden Definitionen gemeinsam ist aber der Fokus auf die Makroebene, d.h. im Vordergrund stehen Massenmedien, die politische Elite und die Bevölkerung, von Boulding als »Masse«⁸ bezeichnet.

Da meine Arbeit an der Mikroebene ansetzt, scheint ein Bildbegriff sinnvoller, der auch für diese Ebene offen ist. Hinzu kommt, dass der Nationenbegriff nicht unproblematisch ist: Zwar ist dieser vieldeutig, es fallen aber auch Begriffsverständnisse darunter, die (nicht grundlos) kritisch diskutiert werden. So wird insbesondere im deutschsprachigen Raum Nation auch im Sinne einer *Volksnation* entworfen, bei der sich das Kollektiv der Menschen über eine gemeinsame ethnische Abstammung und dazugehörige Eigenschaften definiert (Lepsius 2009: 235). Da es meinen Teilnehmenden obliegt, zu entscheiden, was sie unter *Deutschland* verstehen, scheint es fragwürdig, welchen Mehrwert der Begriff des Nationenbilds für meine Untersuchung liefern könnte. Wenn es nur darum geht, einen klar umrissenen Bezugsrahmen vorzugeben, dann ließen sich vielleicht Begriffe finden, die etwas unverfänglicher sind, als der der Nation. Darüber hinaus müsste geklärt werden, ob es überhaupt einer ›Unterform‹ des Bildbegriffs bedarf, oder ob der Bildbegriff als solcher nicht auch tragfähig ist. Eine endgültige Entscheidung kann erst auf Basis der empirischen Daten getroffen werden.

2.2.8 Abweichendes Begriffsverständnis: Image als Marke

Wie eingangs erwähnt verwende ich die Bezeichnungen Bild und Image synonym, was sich damit begründet, dass *Image* das englische Wort für Bild ist. Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich an dieser Stelle noch auf einen Forschungszweig hinweisen, der mit einem etwas anderen Imageverständnis operiert: dem image als *öffentliches* (oft mediales) *Erscheinungsbild* (Kleinstauber 1991). Dieses Verständnis ist der Werbepsychologie entlehnt, weshalb in entsprechenden Beiträgen auch oft Fragen rund um die Etablierung eines positiven Images im Sinne einer *Marke* im Vordergrund stehen (ebd.). Dieser Ansatz wird auch auf Länder übertragen und angewandt, nicht zuletzt in der politikwissenschaftlichen Forschung (s.u.). Die Beiträge folgen der Logik der Generierung einer *Marke* und befassen sich unter anderem damit, wie ein Land als Marke etabliert werden kann und wie damit einhergehend eine möglichst positive Darstellung nach au-

8 In den 1950er und 60er Jahren, in denen Bouldings Arbeiten zum national image entstehen, ist der Begriff der »Masse« vermutlich weniger negativ konnotiert, als das seit den 2000er Jahren der Fall ist. Ich verweise auf den Begriff daher nicht in der Absicht, diesen als wertend o.ä. zu entlarven, sondern führe diesen lediglich als Beleg für die darin deutlich werdende Makroperspektive an.

ßen gelingen kann (z.B. Anholt 2009; Tse/Hung 2020). Ein Umstand der sicherlich kritisch diskutierbar wäre, hier aber nicht im Vordergrund steht.

3. Soziale Repräsentationen

Die Theorie der sozialen Repräsentation, die maßgeblich auf Serge Moscovici (u.a. Moscovici 1984; Moscovici 1988) zurückgeht und ihre Anfänge in den 1960er Jahren nahm (siehe Wagner 2020), versteht sich als sozialpsychologisches Rahmenmodell zur Untersuchung psychosozialer Phänomene in modernen Gesellschaften (Wagner/Duveen/Farr et al. 1999: 95). Moscovici will mit seiner Theorie einen Gegenentwurf zur US-amerikanischen individual- und kognitionspsychologisch ausgerichteten Theorienbildung liefern, für ihn stellen soziale Repräsentationen ein sozial-konstruktivistisches Phänomen dar (Moscovici 1988: 230f.). In den 1980er und 1990er Jahren erfolgt ein intensiver theoretischer Diskurs einhergehend mit zahlreichen empirischen Arbeiten, die sich des Konzepts der sozialen Repräsentationen bedienen. Folgerichtig konstatiert Sandra Jovchelovitch: »the theory of social representations is today one of the major frameworks constituting social psychological knowledge« (Jovchelovitch 1996: 121). Im Heute der 2010er bzw. 2020er Jahre wirkt diese Einschätzung überholt: Es gibt zwar nach wie vor Studien, die soziale Repräsentationen als Konzept verwenden (z.B. Charles 2011; Liu 2006), beispielsweise im asiatischen Raum (z.B. Liu 2006; Rocha/Yeoh 2021) sowie im Feld der Politischen Psychologie (z.B. Hakoköngäs/Sakki 2016; Kadianaki/Andreouli 2017; Staerklé/Clémence/Spini 2011) oder in kulturpsychologisch ausgerichteten Veröffentlichungen (Amer/Howarth/Sen 2015; Bertoldo/Castro 2019; Grothaus 2023). In den meisten, gängigen Lehrbüchern taucht der Begriff der sozialen Repräsentation aber gar nicht erst auf (Aronson/Akert/Wilson 2014; Jonas/Stroebe/Hewstone 2014; Bierhoff 2006). Ob nun Schwächen des Konzepts selbst und/oder die zum Teil vehemente Kritik (z.B. Jahoda 1988) für diese Entwicklung verantwortlich sind, oder aber ob die abnehmende Beachtung der Theorie auf die Durchsetzungskraft US-amerikanischer Sichtweisen zurückzuführen ist, kann und soll an dieser Stelle nicht geklärt werden. Nur so viel: Wie in den meisten Fällen handelt es sich sicherlich um ein Wechselspiel der verschiedenen Faktoren. Da Kritikpunkte an der Theorie noch an anderer Stelle behandelt werden (s.u.), begnüge ich mich hier mit einem Hinweis auf mögliche wissenschaftliche Machtmechanismen: Ein Großteil der wissenschaftlichen Kommunikation und Erkenntnisvermittlung erfolgt über einschlägige Journals, die nicht selten im angloamerikanischen Raum verankert sind. Einfluss und Reichweite der Journals werden mit dem sogenannten Impact-Factor bemessen, was wiederum den hoch ge-rateten Journals

(die eben meist aus dem angloamerikanischen Raum stammen) die Macht einräumt, den wissenschaftlichen Diskurs über die Beitrags- und Themenauswahl grundlegend mitzugestalten.¹

Für die vorliegende Arbeit ist die Theorie der sozialen Repräsentation in verschiedener Hinsicht von Relevanz, unter anderem deshalb, weil deren zentrale Annahmen zur Konstruktion sozialer Realitäten dem Grundverständnis dieser Arbeit entsprechen. Zudem wird das Phänomen des *sich ein Bild von der Realität Machens* bzw. *der Realität einen Sinn Verleihens* (Jovchelovitch 1996: 125) erklärt, das letztlich auch in dieser Arbeit im Vordergrund steht. Im Folgenden skizziere ich zunächst einschlägige Begriffsverständnisse, die ich dann mit den bereits diskutierten Konzepten abgleiche, um abschließend zu einer für diese Arbeit geeigneten theoretischen Grundlage zu gelangen.

3.1 Die Grundannahmen der Theorie

Anders als die bisher diskutierten Konzepte und Begriffe fügen sich die Überlegungen zu sozialen Repräsentationen zu einer Theorie zusammen, womit auch ein höherer Erklärungs- und Geltungsanspruch einhergehen. Dementsprechend enthalten gängige Definitionen sozialer Repräsentationen sowohl Aussagen zu deren Entstehung als auch zu denjenigen, die an der Entstehung beteiligt sind, sowie zum Gebrauch sozialer Repräsentationen. Veranschaulichen lässt sich dies an folgender Definition Moscovicis: »the elaborating of a social object by the community for the purpose of behaving and communicating« (Moscovici 1963: 251).

Anders als in manchen Stereotypen- und Bilddefinitionen (vgl. z.B. S. 39), in denen auch Verwendungsweisen mit anklängen, sind hier die verschiedenen Ebenen (Entstehung, Anwendung) klar erkennbar.

3.2 Kritik an gängigen Zugangsweisen als Ausgangspunkt

Wie eingangs bereits erwähnt, fußt die Theorie der sozialen Repräsentation auf einer Kritik an klassischen, US-amerikanisch-geprägten psychologischen Zugängen. Im Fokus der Kritik steht dabei die einseitige Fokussierung auf kognitive Prozesse, wie sie den Autor*innen zufolge in der kognitiven Psychologie vorherrsche. Während letztere ein empiristisches, mechanistisches Modell der Informationsverarbeitung vertrete, befasse sich die Theorie der sozialen Repräsentationen mit der Genese der Repräsentationen und versuche deren Ursprünge und Funktionen herauszuarbeiten (Jodelet 1991: 14). Wagner veranschaulicht die Unterschiede anhand eines konkreten Beispiels: Wenn sich eine Person bei einem Freund dafür entschuldigt, dessen Geburtstag vergessen zu haben, wird dieses Phänomen in der kognitiven Psychologie als Gedächtnisphänomen behandelt, genauer als Form des Vergessens. Aus Sicht der Theorie der sozialen Repräsentationen er-

1 Ob das hier beschriebene Prinzip zum Verschwinden der sozialen Repräsentationstheorie beigetragen hat, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Sicherlich wäre aber eine genauere Untersuchung der Publikations- und Zitationspraktiken spannend, um das herauszufinden.

folgt hier jedoch eine rituelle Entschuldigung, um interpersonelle Verstimmungen zu vermeiden bzw. zu klären (Wagner 1996: 101). Letztlich plädiert die Theorie der sozialen Repräsentation also (zugespitzt und vereinfacht ausgedrückt) für eine Berücksichtigung des Kontexts, eine Forderung, die mit der kulturpsychologischen Herangehensweise dieser Arbeit gut vereinbar scheint (vgl. S. 19).

3.3 Weitere Annahmen der Theorie

Repräsentationen kommen durch »elaborating of social objects« (s.o.) zustande, ausgelöst durch das menschliche Bedürfnis, die soziale(n) Welte(n), in denen wir uns bewegen, zu verstehen und ihnen Sinn zu verleihen (Howarth 2006: 68; Jovchelovitch 1996: 125). Diese Elaborationen erfolgen bei unbekannten Phänomenen – so die weitere Annahme – mittels zweier Prozesse: Verankerung (anchoring) und Objektivierung (objectification) (Moscovici 1984: 28–43). Im Verankerungsprozess werden neue Informationen transformiert und in das Wissensnetzwerk integriert (Jodelet 1991: 13). Dies geschieht insbesondere durch Bedeutungszuweisungen. Beim Prozess der Objektivierung werden unbekannte, abstrakte Konzepte in etwas Konkretes, Greifbares übersetzt (z.B. Metaphern) (Hakoköngäs/Sakki 2016: 648).

Wie sich an Moscovicis Definition verdeutlichen lässt, sieht er diesen Prozess aber nicht als individuellen, kognitiven Verarbeitungsvorgang an, sondern geht von gemeinschaftlichen Aushandlungen aus (»by the community«). Soziale Repräsentationen stellen also *soziale* Wissensstrukturen dar, die in einer Gesellschaft zirkulieren, sich miteinander vermischen, sich gegenseitig beeinflussen und wiederum als Grundlage für (weitere) Weltdeutungen dienen (Jovchelovitch 1996: 126). Anders als die meisten kognitionspsychologischen Ansätze sehen Vertreter*innen der sozialen Repräsentationstheorie kognitive Strukturen als eng verbunden mit affektiven und aktionalen Elementen an. Etwas zu wissen beinhaltet beispielsweise das Verlangen, etwas wissen zu wollen (oder auch nicht wissen zu wollen), einhergehend mit einer Leidenschaft für bestimmte Wissensobjekte, aber auch für den Akt des Wissens selbst. D.h. es fühlt sich gut an, etwas zu wissen. »Etwas zu repräsentieren« bedeute also nicht das Anlegen »schnöder« kognitiver Landkarten, vielmehr würden denkende und fühlende Subjekte, die in einer sozialen Welt leben und Motive und Absichten haben, Konstruktionen vornehmen (ebd.: 126).

Die beschriebenen Prozesse stellen – der sozialen Repräsentationstheorie zufolge – insofern auch Handlungen dar, als Informationsverarbeitung eine Bewegung hin zur sozialen Welt erfordere: Subjekte würden sich auf etwas einlassen, sich zueinander verhalten, über etwas sprechen usw. (Jovchelovitch 1996: 126). Moscovici schreibt darüber hinaus der sozialen Wissenskonstruktion eine verhaltenssteuernde Funktion zu: Die Elaborationen erfolgten »for the purpose of behaving and communicating« (Moscovici 1963: 251). Hier eröffnet sich eine Parallele zu den Annahmen einschlägiger Bildkonzepte, die sich ebenfalls durch eine starke aktionale Komponente auszeichnen (vgl. S. 41). Allerdings klingt Moscovicis Formulierung wie eine *Verhaltensermächtigung* und damit weniger deterministisch, als das oft bei den Bildbegriffen der Fall ist.

Und dennoch könnte auch hier der anklingende instrumentelle Charakter kritisch diskutiert werden, weil es doch fraglich erscheint, ob Wissen ausschließlich dafür angelegt wird, sich entsprechend verhalten zu können.

Weiterhin ließe sich fragen, warum Jovchelovitchs (1996) Beispiele zur Rolle von Emotionen und Handlungen ausschließlich auf den Wissenserwerb bezogen sind. Angesichts dieser Fokussierung wirkt es, als spielten Emotionen nur insofern eine Rolle, als sie die Aneignung von Wissen begünstigen oder erschweren. Dabei wäre zu überlegen, ob Emotionen (und auch Aktionen) nicht darüber hinaus eine wichtige Bedeutung zukommt. Schließlich könnten ja auch die sozialen Repräsentationen selbst emotional konnotiert sein, indem sie beim Subjekt oder auch der sozialen Gruppe bestimmte Gefühle auslösen. Unklar ist, ob die Theorie diese Form der Emotionen mitdenkt. Wenn nicht, wäre zu prüfen, ob sich eine entsprechende Erweiterung der Theorie als empirisch tragfähig erweist.

Da soziale Repräsentationen als gemeinschaftlich ausgehandelt gelten, erscheint es folgerichtig, wenn in den Konzeptionen auch historische Einflussfaktoren explizit erwähnt und berücksichtigt werden (Wagner/Duveen/Farr et al. 1999: 100). Damit tut sich auch eine weitere Parallele zu den Bilddiskursen auf, die diesen Aspekt ebenfalls als bedeutsam erachten (vgl. Kap. II. 2.2.6).

Wenn nun Wissen sozial, also in Gruppen oder Gesellschaften ausgehandelt wird, dann wirft das die Frage auf, ob, und wenn ja, inwiefern damit die Annahme einhergeht, soziale Repräsentationen seien homogene Phänomene, die in einer »feststehenden« sozialen Gruppe ausgehandelt würden und dann in dieser vorherrschten. Ganz ähnlich sehen dies auch die Vertreter*innen der sozialen Repräsentationstheorie, die diesbezüglich ebenfalls Sensibilität und Problembewusstsein erkennen lassen, beginnend mit Moscovici: Er greift mit seiner Theorie einen Ansatz von Emile Durkheim auf und ersetzt dessen Begriff der »kollektiven Repräsentation« durch »sozial« mit dem Argument, kollektive Repräsentationen gäbe es allenfalls in sehr hoch strukturierten Gemeinschaften (Moscovici 1988: 221–222). Schüler*innen Moscovicis, wie Howarth, werden in der Folge noch deutlicher: Repräsentationen zeichneten sich durch Pluralität und Hybridität aus, d.h. es existieren multiple Repräsentationen von ein und demselben sozialen Objekt, was wiederum darauf zurückzuführen ist, dass die Repräsentationsfelder (Religionen, Gesellschaften, Wissenssysteme) dynamisch und fluid seien (Howarth 2006: 68).

3.4 Kritikpunkte, Bezüge zum Bild- und Stereotypenkonzept und Erweiterungsvorschläge

Wie oben erwähnt, wurde die Theorie der sozialen Repräsentationen in den 1980er Jahren intensiv diskutiert und auch kritisiert. In diesem Teilkapitel greife ich selektiv die Punkte heraus, die für meine Arbeit bedeutsam erscheinen, wobei ich Bezüge zu den bereits diskutierten Bild- und Stereotypenkonzepten aufzeige. Außerdem liefere ich stellenweise Erweiterungsvorschläge, die gerade im Hinblick auf eine Verwendung des Konzepts in kulturpsychologisch ausgerichteten Arbeiten interessant sein könnten.

3.4.1 Vage Begrifflichkeiten

Sehr häufig wird kritisiert, die Theorie sei zu breit und zu vage (Voelklein/Howarth 2005: 435). Hier mag zunächst eingewendet werden, dass zumindest in der Breite auch eine Chance liegen kann, da dadurch eine Vielzahl an Phänomenen beschreib- und erklärbar wird. Gleichzeitig reagieren Vertreter*innen der sozialen Repräsentationstheorie aber auch auf diese Kritik, indem sie zusätzliche Konkretisierungen vornehmen (z.B. Howarth 2006). Für die vorliegende Arbeit und im Hinblick auf den Vergleich zu Stereotypen- und Bildkonzepten sind insbesondere die inhaltlichen Konkretisierungen von Interesse. Eine häufig zitierte² lautet wie folgt:

»Social representations are *images* that condense manifold meanings that allow people to interpret what is happening; *categories* which serve to classify circumstances, phenomena and individuals with whom we deal, *theories* which permit us to establish facts about them. When we consider social representations embedded in the concrete reality of our social life, they are all the above together.« (Howarth 2006: 67, Hervorh. durch Verf.)

Gemäß der obigen Definition haben soziale Repräsentationen mehrere Facetten bzw. Bestandteile, die unterschiedliche Aufgaben erfüllen und doch allesamt zusammenspielen. Konkret handelt es sich um Bilder, Kategorien sowie Theorien, wobei diese drei Begriffe weder von Howarth noch von anderen Autor*innen näher definiert werden, was auch damit zu tun haben mag, dass zumindest »Kategorien« und »Theorien« aus sozialpsychologischer bzw. wissenschaftlicher Sicht relativ klar umrissen erscheinen. Für den Bildbegriff gilt allerdings dieses Argument nicht (vgl. Kap. II. 2.1). Vielmehr ist dieser alles andere als eindeutig, wie auch Moscovici einräumt (Moscovici 1963: 232). Aber selbst wenn das Problem benannt wird, in den vielen Arbeiten zu sozialen Repräsentationen, die den Bildbegriff verwenden, wird dieser dennoch nicht oder nur ansatzweise konkretisiert (Jovchelovitch 1996: 124; Howarth 2006: 70; Marková 1996: 183 u. 185). Wenn diese erfolgen, dann wird vor allem auf das visuell-figurative Moment von Bildern verwiesen. So konstatieren Wagner und Kolleg*innen, Repräsentationen zeichneten sich durch eine bildhafte Struktur aus, »that visibly reproduces a complex of ideas«. Diese Struktur könne auch als »figurative nucleus« von Repräsentationen bezeichnet werden. Harré (1984) wiederum beschreibt Repräsentationen als »simulcrum, even visual simulcrum« (ebd.: 928), also als eine Art visuelles Abbild, welches das Original auf verschiedene Arten ersetze. Dabei wird getreu der Grundannahme der sozialen Repräsentationstheorie nicht davon ausgegangen, dass das Ausgangsobjekt eins zu eins abgebildet wird, sondern dass es sich letztlich um ein sozial konstruiertes Bild handelt (vgl. Gorgorió/Abreu 2009: 67). Verglichen mit den theoretischen Überlegungen zum Bildbegriff, die in Kapitel II. 2. dargelegt wurden, scheint das hier deutlich werdende Bildverständnis somit einerseits en-

2 Ich finde dieses Zitat im oben genannten Beitrag von Howarth. Sie gibt an, Jodelet zu zitieren, in der von Howarth angegebenen Quelle findet sich das Zitat aber nicht. Allerdings taucht es mit derselben Quellenangabe, wie Howarth sie macht, in vielen weiteren Beiträgen auf (Gorgorió/Abreu 2009: 63; Liu/Khan 2021: 2; Rocha/Yeoh 2021: 1).

ger gefasst, andererseits ist mit der Betonung der visuell-figurativen Facette von Bildern eine Komponente enthalten, die in den Bildkonzepten so keine Rolle spielte.

Für meine Arbeit erscheint die Hinzunahme visuell-figurativer Aspekte aber schon allein deshalb relevant, weil ich reale Bilder als Datenerhebungsmethode einsetze (vgl. Kap. IV. 1.1.2). Hinzu kommt, dass es gerade im Hinblick auf mentale Bilder, die ja auch durch visuelle Wahrnehmungsprozesse zustande kommen, mehr als plausibel erscheint, wenn diese ebenso im Gedächtnis visuell (mit) repräsentiert sind. Die einschlägige Formulierung der »pictures in our heads«, wie sie Lippman (1922: 3) für Stereotype prägte, sollte sich somit deutlich stärker in den theoretischen Annahmen widerspiegeln.

Gleichzeitig ist meines Erachtens zu überlegen, ob die Integration des visuell-figurativen Moments nicht konsequenterweise auch mit der Berücksichtigung aller Wahrnehmungsebenen (taktile, olfaktorisch, akustisch, gustatorisch, visuell) einhergehen müsste. Ich möchte dies an einem persönlichen Beispiel veranschaulichen: Dem Bild, das ich von meinen Großeltern habe, hängt ein Geruch von Linoleum mit an. Danach roch es in der »Speis« (Speisekammer), wo ich bei Besuchen meiner Großeltern immer Süßigkeiten aus einer Metallbox holen durfte. Eine weitere Komponente dieses Bildes ist eine gustatorische, nämlich wie die Kartoffelsuppe und die Butternudeln schmeckten, die meine Großmutter (nicht nur) für uns Enkelkinder zuzubereiten pflegte. Aus dem hier nur ansatzweise skizzierten Bild lässt sich ein methodischer Auftrag ableiten, der über diese Arbeit hinausreicht: Wenn ein Bild mit allen seinen Repräsentationsmodalitäten umfassend rekonstruiert werden soll, dann muss sich das auch im methodischen Zugang wiederfinden. Bildaufnahmen wären dann nur ein Ansatz und müssten eigentlich um weitere Methoden wie beispielsweise Tonaufnahmen ergänzt werden, für die es dann geeigneter, noch zu entwickelnder Auswertungsverfahren bedürfte.

Somit lässt sich am Ende dieses Teilkapitels zweierlei festhalten: Was Bildkonzepte angeht, erscheint eine Erweiterung um die Repräsentationsmodalität der Inhalte sinnvoll, also die Berücksichtigung visueller, akustischer, olfaktorischer, taktiler und/oder gustatorischer Komponenten. Was die soziale Repräsentationstheorie angeht, erschiene hingegen eine theoretische Fundierung des Bildbegriffs sinnvoll.

3.4.2 Relation: soziale Repräsentationen und Bilder

Anknüpfend an die Ausführungen des vorausgegangenen Teilkapitels, in dem vor allem auf die Vagheit verschiedener Begriffe, nicht zuletzt des Bildbegriffs, eingegangen wurde, behandle ich nun die Frage, wie Bilder und soziale Repräsentationen zueinander in Relation gesetzt werden. Die obigen Ausführungen lassen vermuten, dass Bilder als Bestandteil von sozialen Repräsentationen angesehen werden, eine Annahme, die sich ähnlich auch in anderen Beiträgen Moscovicis findet (z.B. Moscovici 1963: 251; Moscovici 1988: 222). Gleichzeitig existieren aber auch Aussagen, soziale Repräsentationen würden das Bild- oder Meinungskonzept ersetzen, da letztere sehr statisch und deskriptiv seien (Moscovici 1963: 252). Dieses auf den ersten Blick ungenau ausbuchstabierte Verhältnis zwischen sozialen Repräsentationen und Bildern begründet sich vermutlich mit wechselnden Bildverständnissen bzw. damit, dass hier an unterschiedlichen Ebenen angesetzt wird: Wird Bildern der Status von Konzepten oder gar Theorien eingeräumt, können sie auf einer Ebene mit der sozialen Repräsentationstheorie verortet werden, auch

wenn dann immer noch zu fragen steht, ob diese das gleiche Phänomen beschreiben. Werden Bilder »nur« als Abbild, als visuelle Repräsentation eines Objekts o.ä. erachtet, stellen sie wiederum eher einen Bestandteil von sozialen Repräsentationen dar. Die sich hier andeutenden unterschiedlichen Verständnisse und Ebenen bleiben aber deshalb vage, weil sie nicht konkret benannt und auch die Begriffe nicht definiert werden. Hier besteht also zweifelsohne ein Forschungsdesiderat für weitere Ausdifferenzierungen.

3.4.3 Relation: soziale Repräsentationen und Stereotype

Was das Verhältnis zu Stereotypen angeht, so sei zunächst auf Moscovici (1988) kritische Haltung gegenüber dem Konzept hingewiesen, genauer gegenüber der sozialen Kognitionstheorie, auf der Stereotype fußen. Diese befasste sich – so Moscovici – insbesondere mit kognitiven Fehlleistungen und Voreingenommenheiten, die von individuellen inneren Bedürfnissen und Emotionen hervorgerufen würden (Moscovici 1988: 242). Diese Herangehensweise basiere aber auf der (falschen) Grundannahme, dass soziale Kognitionen, die aus Stereotypen und Inkongruenzen bestünden, irrational seien, während die anzustrebende Norm logisches Denken sei. Eine Annahme, die Moscovici als »naiv« (ebd.: 242) kritisiert. Zur konkreten Funktionsweise von Stereotypen schreibt Moscovici weiter, dass im Stereotypenverständnis sämtliche neuen Objekte auf alte reduziert und selbst noch nie dagewesene Fälle unter generelle Kategorien subsumiert würden (ebd.: 243). Diese theoretischen Annahmen würden sich aber als inadäquat erweisen, wenn es darum gehe zu verstehen, wie soziale Repräsentationen entstehen und ausgehandelt werden und wie sie sich an die »Windungen« (engl. *sinuosities*) der jeweiligen kulturellen Kontexte anpassen.

Die soziale Repräsentationstheorie basiere hingegen auf anderen Grundprämissen, sie trenne nicht zwischen Denken und Kommunikation (Moscovici 1988: 243). Die unterschiedlichen Grundannahmen und die damit einhergehenden Zugangsweisen illustriert Moscovici an folgendem Beispiel: Wenn ein Ereignis (fälschlicherweise) auf die Person statt auf die Situation zurückgeführt wird, spreche die soziale Kognitionstheorie von einem *fundamentalen Attributionsfehler*. Die soziale Repräsentationstheorie sähe darin aber keinen Fehler, sondern beleuchte die dahinterstehende moralische und juristische Betrachtungsweise, bei der die persönliche Verantwortung jedes*r Einzelnen für seine*ihre Handlungen in den Vordergrund gestellt werde (Moscovici 1988: 242f.).

Hier ließe sich nun kritisch fragen, ob und inwiefern die beiden Zugänge wirklich einen Widerspruch zueinander darstellen. Dass Menschen bisweilen situative Beweggründe ausblenden und es somit zu Attributionsfehlern bzw. Korrespondenzverzerrungen kommt, ist zunächst ein empirisch nachweisbarer Fakt (vgl. Parkinson 2014: 92). Der Einbezug sozialer und – wenn auch von Moscovici so nicht benannt – kultureller Aspekte, die zu diesem Fehler führen, ist wiederum zentral, um zu verstehen und zu erklären, wie es zu diesem Fehler kommt. Damit leistet die soziale Repräsentationstheorie zweifelsohne einen wichtigen Beitrag zur Erforschung sozialpsychologisch relevanter Phänomene. Gleichwohl sehe ich eigentlich eher ein Potential darin, beide Herangehensweisen miteinander zu verknüpfen als gegeneinander auszuspielen.

Während also Moscovici die Annahmen, die Stereotypen zugrunde liegen, als Widerspruch zu sozialen Repräsentationen (bzw. zur dahinterstehenden Theorie) entwirft,

finden sich auch andere Relationierungen, auch wenn diese bisweilen nur in Nebensätzen Erwähnung finden. So äußert sich Klaus Scherer in seinem Beitrag mit dem Titel *On Social Representations of Emotional Experience: Stereotypes, Prototypes, or Archetypes* (Scherer 1992) wie folgt zum Verhältnis von Stereotypen und sozialen Repräsentationen: »I assume, then, that individual cognitive representations of emotional experiences are determined by underlying social representations of emotion that will manifest themselves in stereotypes and prototypes, and possibly even in archetypes.« (ebd.: 31). Scherer konstatiert also, dass individuelle kognitive Repräsentationen (hier von emotionalen Erfahrungen) durch soziale Repräsentationen bestimmt würden, die sich wiederum (und unter anderem) in Stereotypen äußern. Diese Überlegungen ließen sich nun im Rückgriff auf das Mehrebenenmodell (vgl. S. 40), wie es für das Bildkonzept vorgeschlagen wurde, weiterdenken: Denn, wenn soziale Repräsentationen in Stereotypen zum Tragen kommen, dann könnten letztere eine Art *kognitive Vorhut* darstellen, die zur schnellen Orientierung in der sozialen Umwelt aktiviert werden. Aufgabe qualitativ interpretativer Arbeiten wäre es dann, über die Analyse dieser *kognitiven Vorhut* hinauszugehen und an das Fundament, also die sozialen Repräsentationen (die ja deutlich über Stereotype hinausgehen), zu gelangen, um die soziale Realität bzw. die interessierenden Aspekte möglichst ganzheitlich zu rekonstruieren. Ob sich derartige Annahmen als empirisch tragfähig erweisen, gilt es in entsprechenden Untersuchungen zu klären.

Die oben angedachte »Ausbuchstabierung« des möglichen Verhältnisses zwischen Sozialen Repräsentationen und Stereotypen stellt die These, diese bildeten einen Widerspruch zueinander, in Frage. Moscovici sät an anderer Stelle aber auch selbst Zweifel an der Haltbarkeit dieser Behauptung. So macht er folgende Annahmen zur Wirkungsweise und Aktivierung sozialer Repräsentationen, die sich ganz ähnlich auch im Stereotypenkontext finden: »[...] they [social representations] impose themselves upon us with irresistible force. This force is a combination of a structure which is present before we have even begun to think, and of a tradition which decrees *what we should think*« (Moscovici 1984: 9). Die hier beschriebene automatische und unbewusste Aktivierung von sozialen Repräsentationen stellt auch eine der Kernannahmen der Stereotypenforschung dar. Dort ist das Phänomen mittlerweile auch gut erforscht, unter anderem mithilfe sog. *implicit association tests* (z.B. Nosek/Greenwald/Banaji 2005). Diese Überschneidung spricht einmal mehr dafür, mögliche Schnittstellen und Zusammenhänge zwischen Stereotypen und sozialen Repräsentationen zu klären, statt diese einfach nur als widersprüchlich zu bezeichnen.

3.4.4 Verhältnis soziale Repräsentation – Kultur

Ein weiterer Kritikpunkt an der Theorie der sozialen Repräsentationen, der insbesondere aus Sicht einer kulturpsychologisch ausgerichteten Arbeit wie der vorliegenden bedeutsam erscheint, ist die mangelnde Berücksichtigung kultureller Faktoren. So kritisiert Jahoda (1988: 200), Moscovici entwerfe soziale Repräsentationen und Kultur als voneinander getrennt, was er unter anderem an folgender Textpassage Moscovicis festmacht: »We organize our thoughts, in accordance with a system which is conditioned, both by our representations and by our culture« (Moscovici 1984: 8; Jahoda 1988: 200). Dieses Zitat wirft in der Tat die Frage auf, warum Moscovici Repräsentationen und Kultur aufzäh-

lungssähnlich miteinander anführt, suggeriert das doch, es handle es sich hier um zwei auf einer Ebene befindliche Konstrukte, die – so liest es Jahoda – womöglich sogar als voneinander unabhängig erachtet werden.

In aktuelleren Publikationen zeichnen sich allerdings Bemühungen ab, Kultur und soziale Repräsentationen miteinander in Beziehung zu setzen: Soziale Repräsentationen seien Wissensstrukturen, die gemeinschaftlich ausgehandelt werden, und insofern drückten (engl. »expressive«) sich darin Identitäten, Interessen sowie Geschichte und Kultur aus (Howarth 2006: 104). Kultur fließt demnach in die Entstehung sozialer Repräsentationen mit ein und zeigt sich damit auch in deren Ausgestaltung. Gleichwohl wirkt es ein wenig so, als würden hier doch sehr unterschiedliche (theoretische) Begriffe etwas »nonchalant« aneinandergereiht: Denn während es sich beispielsweise bei Interessen um dispositionale (individuelle) Präferenzen (Krapp 2021: 883) handelt, ist Kultur (zumindest dem hier vertretenen Verständnis zufolge) ein Wissens- und Orientierungssystem, das von einer variablen Mehrzahl an Personen ausgehandelt wird. Nun soll hier nicht konstatiert werden, dass eine Verbindung zwischen Interessen und Kultur ausgeschlossen sei, sie bedürfte aber zumindest einer entsprechenden Einbettung und Begründung, ansonsten wirkt die Aufzählung eher beliebig. Vor diesem Hintergrund stelle ich – im Anschluss an untenstehenden Diskurs – Überlegungen dazu an, wie *Kultur* in die Theorie der Sozialen Repräsentationen eingebunden werden könnte.

Cultural Representations

In Nachbardisziplinen – wie den »Cultural Studies« – existiert ein Konzept sog. *cultural representations*, was zunächst annehmen lässt, dieses könnte eine Verknüpfung von Kultur und sozialen Repräsentationen beinhalten. Allerdings scheinen sich die Theorierichtungen unabhängig voneinander entwickelt zu haben, denn in Stuart Halls (2012b) einschlägigem Sammelwerk zu Repräsentationen wird die soziale Repräsentationstheorie weder erwähnt, noch werden namhafte Vertreter*innen dieser Theorierichtung (wie Moscovici, Jodelet oder Jovchelovitch) zitiert. So überrascht es dann auch nicht, dass das in den Cultural Studies vertretene Repräsentationsverständnis ein anderes ist, als das der sozialen Repräsentationstheorie: Unter Repräsentationen wird die Herstellung von Bedeutung durch Sprache (Hall 2012a: 15) verstanden. Somit steht hier vor allem die Konstruktion von *Bedeutung* im Vordergrund, während die soziale Repräsentationstheorie annimmt, bei Repräsentationen handle es sich um sozial konstruierte *Wissensstrukturen*. Bei Letzteren werden zwar ebenfalls Bedeutungszuweisungen vorgenommen, diese erfolgen jedoch im Rahmen des Anchorings und stellen damit einen *Mechanismus* bei der Wissenskonstruktion dar und charakterisieren nicht die Repräsentation. Bei der Untersuchung kultureller Repräsentationen werden dezidiert kulturelle Phänomene in den Fokus genommen, wobei das Verständnis davon, was Kultur und was kulturelle Repräsentationen sind, variiert, wenn es auch oft nur implizit anklingt: Unter dem Schlagwort der kulturellen Repräsentationen werden unter anderem materielle Kultur sowie mündliche Überlieferungen und Traditionen untersucht (Porter 1998: 10), in anderen Beiträgen stehen (zugeschriebene) kulturelle Differenzen im Vordergrund, festgemacht an Eigenschaftszuschreibungen (wie sie bei Stereotypenkonzeptionen üblich sind) (Brown 1993). Aber auch die historische Darstellung schwarzer Menschen in visuellen Medien wird unter Verwendung kultureller Repräsentationen analysiert (Alexander 1994). Diese weni-

gen Beispiele verdeutlichen bereits, was für ein breites thematisches Spektrum kulturelle Repräsentationen abdecken, auch wenn es stellenweise ratsam erschiene, wenn der zugrunde gelegte Kulturbegriff expliziert würde. Vorliegende Arbeit legt ihren Fokus nicht auf »spezifische Kulturbezüge« (Boesch/Straub 2007: 37), wie sie mit dem Konzept der kulturellen Repräsentationen anvisiert werden. Vielmehr interessiere ich mich für die »kulturelle Vernetztheit menschlichen Erlebens und Handelns« (ebd.: 37), der ich durch die kulturpsychologische Betrachtungsweise Rechnung trage (vgl. S. 19).

Um nun eine theoretische fundierte Integration des Kulturkonzepts in die Theorie der Sozialen Repräsentationen zu bewerkstelligen, gilt es zunächst, das zugrundeliegende *bedeutungs- und handlungsorientierte* Kulturverständnis zu erläutern, um dann ausloten zu können, ob und inwiefern sich dieses als anschlussfähig an die Theorie der Sozialen Repräsentationen erweist. Straub schreibt zum Kulturbegriff: »[dieser] setzt eine soziale Praxis und die darin geschaffenen, reproduzierten oder transformierten Wissensbestände voraus, die das Selbst und die Welt von Menschen zu einer sinn- und bedeutungsstrukturierten Wirklichkeit ›machen‹.« (Straub 2007: 15). So gesehen fußen der Kulturbegriff und die Theorie der sozialen Repräsentationen auf der gleichen Grundannahme, dass Wissen gemeinschaftlich ausgehandelt wird. Die Zielrichtungen der jeweiligen Konzepte sind jedoch andere:

Der Kulturbegriff beschreibt und erklärt die Entstehung, (Weiter-)Entwicklung und Vermittlung menschlicher *Lebensformen*. Kultur enthält also, kurz gesagt, die Antworten auf Fragen rund um die Ausgestaltung des menschlichen Lebens und Miteinanders: von Alltagspraktiken, über das, was wichtig erscheint hin zu konkreten Umgangsformen u.v.m. Deshalb wird Kultur auch als Zeichen-, Wissens- und Orientierungssystem bezeichnet. Dieses wirkt sich – so die weitere Annahme – auf die Praxis und das Handeln derjenigen aus, die an der jeweiligen Kultur bzw. den jeweiligen Kulturen teilhaben.

Bei sozialen Repräsentationen handelt es sich hingegen um Wissensstrukturen, die eine gemeinschaftlich ausgehandelte ›Antwort‹ auf die Konfrontation mit etwas Unbekanntem darstellen. In die Beantwortung fließen aber – so nun das kulturpsychologische Verständnis – automatisch auch kulturelle Vorstellungen mit ein. So gesehen kann angenommen werden, dass soziale Repräsentationen und Kultur(en) eng und unabdingbar miteinander vernetzt und verbunden sind, ja einander letztlich durchdringen. Das wiederum bedeutet – auch für die vorliegende Arbeit –, dass Kultur einschließlich (kultur-)historischer Entwicklungen bei der Erfassung, Beschreibung und Rekonstruktion sozialer Repräsentationen mit Berücksichtigung finden muss.

3.4.5 Verhältnis soziale Repräsentation – Individuum

Mit der Betonung des sozialen Moments bei der Entstehung und Aushandlung sozialer Repräsentationen unterscheidet sich die Theorie stark von »klassischen« Überzeugungen in der Sozialpsychologie, beispielsweise der Stereotypenforschung. Dort werden zwar soziale Aspekte durchaus diskutiert und einbezogen (vgl. Macrae/Stangor/Hewstone 1996), beispielsweise, was die Annahme angeht, Stereotype seien sozial geteilt, aber eben nicht vergleichbar weitreichend, wie das bei der sozialen Repräsentationstheorie der Fall ist. Manche Vertreter*innen kritisieren deshalb den Fokus auf das Individuum, was die Wissensabspeicherung angeht: »knowledge is more than knowledge in the

heads of individuals. Quite the opposite, it is knowledge produced by the community of people« (Wagner/Duveen/Farr et al. 1999: 104). Hier stellt sich nun freilich die Frage, ob eine gemeinschaftliche Wissensproduktion einer individuellen Wissensorganisation und -abspeicherung entgegensteht, wie das die Formulierung »quite the opposite« vermuten lässt, oder ob diese nicht auch gemeinsam gedacht werden können. Zumal die starke Fokussierung auf die sozialen Prozesse die Frage nach der Rolle des Individuums aufwirft, die m.E. in den meisten Beiträgen zur sozialen Repräsentationstheorie eher außen vorgelassen wird. Eine weitere Ausleuchtung dieser Schnittstelle erschiene daher empfehlenswert, wobei auch auf Überlegungen aus der Kulturpsychologie zurückgegriffen werden könnte, in der das Verhältnis zwischen Individuum und Kultur wie folgt gefasst wird: »Gewiss werden auch kulturelle Vorgaben von den Handlungssubjekten auf ihre je eigene Weise aufgenommen und aktualisiert. Ernst Boesch (1991) etwa spricht von einer subjektiven Seite der im Handeln des Menschen präsenten Kultur. Ohnehin besitzt jede Handlung Bedeutungen, die nicht sozio-kulturell konstituiert sind, sondern individuell« (Straub 2007: 15). Diese Annahmen ließen sich meines Erachtens gut auf die Überlegungen zur Aushandlung von Wissensstrukturen übertragen und könnten dann so lauten: Soziale Repräsentationen sind, auch wenn sie gemeinschaftlich ausgehandelt werden, immer auch individuell repräsentiert und können somit subjektive Bedeutungszuweisungen und Schattierungen beinhalten und annehmen.

3.4.6 Abschließende Einordnung

Im Zuge der Ausführungen zu Stereotypen, Bildern und sozialen Repräsentationen wurde deutlich, wie ähnlich die vermeintlich so unterschiedlichen Konzepte einander sind. Dabei hängt das Ausmaß der Überschneidungen gerade beim Stereotypen- und Bildkonzept aber auch davon ab, ob das jeweils vertretene Verständnis (und zwar sowohl was Bilder als auch was Stereotype angeht) breit oder eher eng angelegt ist. Je breiter und offener das Begriffsverständnis, desto mehr Überschneidungen gibt es.

Unterschiede zeichnen sich insofern ab, als Stereotype ausschließlich als kognitiv basiert gelten, während sowohl Bilder als auch soziale Repräsentationen aktionale wie emotionale Komponenten mit aufnehmen. Hier spielen aber sicherlich auch unterschiedliche methodologische Zugänge eine Rolle: Während zur Erforschung von Bildern und sozialen Repräsentationen vor allem interpretative Verfahren mit ganzheitlicheren Zugängen herangezogen werden, zeichnet sich die Stereotypenforschung durch eine quantitative Herangehensweise aus, bei der zugunsten der besseren Operationalisierbarkeit die Phänomene sehr »kleinteilig« gefasst werden.

Die mit Stereotypen assoziierten kognitiven Phänomene – wie etwa die unbewusste Aktivierung der Inhalte – sind relativ gut erforscht, so dass keine Zweifel an deren Existenz bestehen. Gleichzeitig demonstrieren Untersuchungen zum Bildkonzept (vgl. S. 69f.), die sich mit qualitativen Methoden dem Gegenstand nähern, dass sich bei Bildern Facetten rekonstruieren lassen, die über Stereotype hinausgehen und vielfältiger sowie differenzierter sind. Deshalb wird in vorliegender Arbeit ein Mehrebenenansatz vorgeschlagen (vgl. S. 40), bei dem Stereotype im engeren Begriffsverständnis als Teil von Bildern erachtet werden, die auf einer »leichter zugänglichen« Ebene angesiedelt sind, während sich andere, differenziertere Teile von Bildern auf Ebenen befinden, die erst

durch bewusste und gezielte Reflexionen zugänglich sind. Ausdifferenzierungen bieten sich auch mit Blick auf die Struktur der Inhalte an, die lose oder zusammenhängend, verallgemeinert oder kleinteilig usw. vorliegen können, wobei die vorliegende Arbeit hierzu weitere Erkenntnisse liefert (vgl. Kap. V. 2.2).

Was die Annahmen zu konkreten Inhalten angeht, zeichnet sich insbesondere zwischen Bildern und Stereotypen einerseits und sozialen Repräsentationen andererseits ein zentraler Unterschied ab: Während sich Bilder und Stereotype – den Annahmen zufolge – aus Wissen, Erwartungen und Überzeugungen (Bilder noch ergänzt um Gefühle und zum Teil Einstellungen) zusammensetzen, ist die Wissenskomponente der zentrale Inhalt sozialer Repräsentationen. Das heißt zwar nicht, dass Erwartungen und Überzeugungen oder auch Gefühle ausgeschlossen würden, doch werden sie in gewisser Weise unter der Wissenskomponente subsumiert, während sie im Bild- und (manchen) Stereotypenkonzepten auf *einer* Ebene stehen.

Vermutlich lassen sich diese unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen auch auf die Perspektive zurückführen, aus der die Konzepte bzw. Theorien entworfen wurden: Denn den Ausgangspunkt der Bild- und Stereotypenkonzepte bildet letztlich ein wie auch immer geartetes reales ›Objekt‹, von dem sich Einzelpersonen oder Gruppen von Menschen – metaphorisch gesprochen – ›ein Bild machen‹. Die soziale Repräsentationstheorie beschreibt und erklärt hingegen, wie Wissen entsteht, und dass dieses gemeinschaftlich ausgehandelt wird. Das jeweilige Objekt, das den Anlass für die Aushandlungsprozesse liefert, interessiert insofern nur mittelbar. Bezogen auf die Ausgangsfokussierung erscheint also das Bildkonzept für die vorliegende Arbeit passender, abgesehen davon eignen sich aber beide Konzepte als theoretische Grundlage für diese Arbeit. Daher wird im Zuge der Auswertungen zu klären sein, welche Rolle das auf Deutschland bezogene Wissen sowie Erwartungen und Überzeugungen spielen und wie sich diese zueinander sowie zu emotionalen und aktionalen Gehalten relationieren. Somit lässt sich erst im Anschluss an die empirischen Analysen entscheiden, welches Konzept adäquater erscheint.

Unabhängig vom hier interessierenden Forschungsgegenstand können die theoretischen Konzepte einander aber auch inspirieren und voneinander profitieren. So fällt beim Vergleich der Bildkonzepte mit den sozialen Repräsentationen auf, dass letztere das figurativ-visuelle Moment von Bildern berücksichtigen, während es in Bildkonzepten – auch wenn dies überraschend sein mag – fehlt oder allenfalls ansatzweise Beachtung findet. Da in vorliegender Arbeit visuelle Bilder als Methode eingesetzt werden, soll dieser Aspekt miteingebunden werden, wobei konsequenterweise auch auf taktile, olfaktorische, gustatorische und akustische Komponenten von mentalen Bildern hingewiesen sei. Um diesen angemessen Rechnung tragen zu können, bedarf es zunächst entsprechender methodischer Weiterentwicklungen.

Ein weiterer Aspekt, der auch für diese Arbeit relevant erscheint, sind die sozialen Aushandlungsprozesse, denen die soziale Repräsentationstheorie für die Entstehung von Wissen eine zentrale Rolle beimisst. Da Vertreter*innen des Bildkonzepts den Anspruch erheben, die komplexen Prozesse bei der Genese von Bildern zu berücksichtigen, erschiene eine stärkere Berücksichtigung dieser Komponente ratsam. Allerdings wird bei der sozialen Repräsentationstheorie der Beitrag des Individuums zum Teil vollständig negiert oder ausgeblendet; eine Sichtweise, die in vorliegender Arbeit nicht geteilt wird: Vielmehr wird – einer kulturpsychologischen Logik folgend – davon aus-

gegangen, dass Wissen auch immer individuell mit repräsentiert ist, wobei hier eine entsprechende Erweiterung der sozialen Repräsentationstheorie möglich und sinnvoll erscheint. Gleiches gilt auch für die Integration kultureller Faktoren, die gerade im Hinblick auf die Aushandlungsprozesse bei der Entstehung sozialer Repräsentationen aufgenommen werden sollten.

III. Zum Forschungsstand

In diesem Teil widme ich mich Untersuchungen, Projekten und Arbeiten, die sich mit Deutschlandbildern befassen. Da das Schlagwort der »Deutschlandbilder« auch in Studien verwendet wird, die nicht auf dem Bildbegriff, sondern auf anderen theoretischen Konzepten fußen (v.a. dem Stereotypenkonzept), ist dieses Kapitel eigenständig und wird nicht unter andere subsumiert.

1. Die Erforschung von Deutschlandbildern in verschiedenen Disziplinen

Die Frage, *Wie sehen ›uns‹ Menschen aus anderen Ländern?* scheint – wenigstens in Deutschland – ein gewisses Faszinosum darzustellen. Zumindest lassen dies zahlreiche Umfragen und Studien vermuten, die von Meinungsbefragungsinstituten, Stiftungen o.ä. in regelmäßigen Abständen durchgeführt werden und das Bild *der Deutschen im Ausland* erheben (vgl. z.B. Löwenstein 2021; Du Vinage/Tamm 2022). Aber auch in wissenschaftlichen Untersuchungen unterschiedlichster Disziplinen wird die Frage danach, wie Menschen Deutschland sehen, immer wieder zum Thema gemacht.

Helmut Hubel (1996: 59) konstatiert, dieses Interesse an dem Bild, das andere von einem haben, gäbe es in dieser Form nur in Deutschland, da Länder, die stärker mit sich im Reinen seien, dieser Beschäftigung nicht bedürften. Eine oberflächliche Internetrecherche mit den Suchbegriffen *how do others perceive Great Britain* ergibt jedoch mehrere Treffer (z.B. Cameron 2017; Writer-Davies/Williams 2020), in denen sich vergleichbare Auseinandersetzungen auch in Großbritannien andeuten. Das spricht wiederum dafür, dass es für die Etablierung einer positiven sozialen Identität auch wichtig ist zu wissen, wie eine Gruppe von anderen (Gruppen) gesehen wird, weshalb die wechselseitigen Bilder und Annahmen dazu eben nicht nur in Deutschland von Bedeutung sein könnten.

Die folgenden Darstellungen sind für meine Arbeit bzw. im Hinblick auf den Forschungsstand insofern relevant, als ich verschiedene disziplinäre Zugänge und Schwerpunktsetzungen bei der Erforschung von Deutschlandbildern aufzeige und damit Überschneidungen, aber auch Abgrenzungen zu meiner Arbeit verdeutlichen kann. Dabei gehe ich zunächst auf Forschungen in den Politik- und Geschichtswissenschaften sowie Deutsch als Fremd- und Zweitsprache ein, weil in diesen eine besonders rege und zudem für diese Arbeit relevante Forschungstätigkeit zu Deutschlandbildern erfolgt. Weiterhin skizziere ich, wie Deutschlandbilder in psychologischen bzw. psychologisch orientierten Beiträgen behandelt werden und gehe abschließend auf die Erfassung und Erforschung von Deutschlandbildern im Fluchtcontext ein. Der folgende Forschungsüberblick ist nicht erschöpfend, sondern stellt den Versuch dar, Grundorientierungen nachzuzeichnen.

1.1 Politik- und Geschichtswissenschaften

Wie bereits thematisiert gilt die Ermittlung von Images als wichtiges Instrument zur Friedenssicherung, was das Thema nicht zuletzt für die Politikwissenschaften bedeutsam macht. Demnach überrascht es wenig, dass politikwissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Deutschlandbildern insbesondere zu Zeiten tiefgreifender (politischer) Veränderungen oder Krisen erfolgen. So sind zahlreiche Sammelwerke und Beiträge erschienen, die anlässlich der Wiedervereinigung bzw. mit Bezug darauf oder auch nach der Finanz- und Eurokrise das Deutschenbild aus der Perspektive verschiedenster Länder beleuchten (Wiedervereinigung: z.B. Trautmann 1991b; Hubel 1996; Lösche 1991; Finanz- u. Eurokrise: z.B. Demesmay/Pütz/Stark 2016). Charakteristisch an diesen Werken ist, dass entweder in die Beiträge selbst oder aber innerhalb der jeweiligen Sammelbände mehrere Perspektiven Eingang finden. Es erfolgt eine Beschäftigung mit den Bildern, die in anderen Ländern von Deutschland existieren, sowie mit den Bildern, die in Deutschland von anderen Ländern bestehen. Dabei werden aber nicht nur Bilder von *Deutschland* erhoben, sondern auch *Deutschenbilder*, also Bilder, die Menschen aus anderen Ländern von der deutschen Bevölkerung haben (z.B. Henningsen 1991).

Sofern es sich um empirische Arbeiten handelt, werden als methodische Zugänge insbesondere Meinungsumfragen (Lösche 1991; Nijhuis 2009), Medienberichte (Breunlein 2016; Grix/Lacroix 2006) oder Expert*innenbefragungen (Milling 2010) gewählt, wobei die Analysen dann meist eher deskriptiv ausgerichtet sind. Die genannten methodischen Zugänge lassen sich mit einer Einteilung Trautmanns in Einklang bringen, derzufolge sich die vergleichende Stereotypen- und Imageforschung in drei Ebenen der Wahrnehmung unterteilen lässt, nämlich in Meinungsumfragen, Medienberichte und Expertenbefragungen (Trautmann 1991a: 14).

Meist sehr eng mit politikwissenschaftlichen Analysen verknüpft sind Beiträge aus den Geschichtswissenschaften, was insofern wenig überrascht, als die o.g. Anlässe (z.B. Wiedervereinigung, Ende des 2. Weltkriegs), die in den Politikwissenschaften zur Beschäftigung mit Deutschlandbildern führen, auch aus historischer Perspektive interessant sind, weshalb sich in politikwissenschaftlichen Sammelwerken (z.B. Trautmann 1991b; Mayer 2009) auch immer Beiträge von Historiker*innen finden und umgekehrt (z.B. Süßmuth 1993). Darüber hinaus beleuchten geschichtswissenschaftliche Werke insbesondere längerfristige Entwicklungen sowie weiter zurückliegende Zeiträume (z.B. Heitmann 2008; Geyken 2002).

1.2 Interkulturelle Kommunikation und DaF/DaZ

Angesichts des bereits deutlich gewordenen regen Forschungsinteresses an Deutschlandbildern in verschiedensten Disziplinen scheint es wenig erstaunlich, dass das Thema auch in den Sprach- und Literaturwissenschaften Beachtung findet (für einen Überblick über literaturwissenschaftliche Forschungen zu Nationen und Deutschlandbildern siehe

Behrendt 2008: 133–134). Zudem sind ebenfalls enge Verbindungen zu geschichts- und politikwissenschaftlichen Beiträgen zu beobachten (z.B. Kolboom 1996¹).

Dieses Teilkapitel beschränkt sich allerdings auf Studien, die im Kontext des Deutsch als Zweit- und Fremdsprachenunterrichts² (DaZ und DaF) sowie im Forschungszweig Interkulturelle Kommunikation durchgeführt werden, da diese die größten Anknüpfungspunkte zu meiner Arbeit aufweisen: Sie operieren einerseits mit ähnlichen theoretischen Begriffen, nämlich Stereotypen und Bildern, und lassen andererseits Sensibilität für kulturelle Einflüsse und Interesse an kulturellen Lernprozessen erkennen (vgl. Wernicke 2014: 35).

Die Studien, die im DaF bzw. DaZ-Bereich zu Deutschlandbildern durchgeführt werden, scheinen eine ähnliche übergeordnete Zielsetzung zu verfolgen wie politikwissenschaftliche Arbeiten: Auch hier ist von einem Beitrag für ein »friedvolles Miteinander« (z.B. Mohr-Sobkowiak 2005: 148) die Rede, das durch positive Deutschlandbilder begünstigt werde. Folgerichtig befassen sich viele Studien mit der Frage, ob und wie sich der Deutschunterricht (ggf. in Kombination mit Auslandserfahrungen in Deutschland) bei ausländischen Lernenden auf deren Stereotype bzw. Bilder von Deutschland auswirkt (z.B. Chapwanya 2016; Chovaniaková 2008). Dabei werden unterschiedliche Forschungsdesigns eingesetzt: entweder Längsschnittuntersuchungen, d.h. die teilnehmenden Studierenden werden nach einer gewissen Zeit erneut befragt (z.B. Grünewald 2005) oder – etwas häufiger – Querschnittsdesigns. Bei Letzteren werden DaF-Studierende (oder Schüler*innen) mit Studierenden verglichen, die kein Deutsch lernen (z.B. Witte 2014; Chovaniaková 2008), oder es erfolgt ein Vergleich von DaF-Studierenden aus unterschiedlichen Jahrgängen (z.B. Spaniel 2002; Chapwanya 2016). Bisweilen wird nochmal zwischen den DaF-Lernenden differenziert, beispielsweise im Hinblick darauf, ob diese einen Aufenthalt in Deutschland absolviert haben oder nicht (Witte 2014).

Die Erhebungsmethoden zeichnen sich oft durch mixed method-Designs aus, bei denen qualitative mit quantitativen Methoden kombiniert werden (z.B. Chovaniaková 2008; Grupp 2014; Witte 2014). Die quantitativen Erhebungen erfolgen praktisch ausschließlich mittels Fragebögen, mit denen Assoziationen zu Deutschland, Eigenschaften, Wissen über Deutschland und/oder die Einschätzung zu Einflussfaktoren (mit Blick auf Veränderungen) abgefragt werden, wobei sowohl offene als auch geschlossene Antwortformate eingesetzt werden (z.B. Spaniel 2002; Witte 2014). Die qualitativen Zugänge greifen im Normalfall auf Interviews zurück (z.B. Witte 2014; Chovaniaková 2008).

1 Ingo Kolboom versinnbildlicht die Verknüpfung aus Sprach-/Literatur-/Kultur-, Geschichts- und Politikwissenschaften gleichsam in seiner Person: Er ist Romanist, Historiker und Politikwissenschaftler (Technische Universität Dresden 2023).

2 Zielgruppe dieser Studien sind demnach Studierende und Schüler*innen, die Deutsch lernen. In manchen Studien wird ergänzend noch die Variable »Deutschlandaufenthalt« einbezogen. Die später noch einbezogene Studie von Stefanie Hortmann untersucht Deutschlandbilder bei britischen Studierenden, die einen Auslandsaufenthalt in Deutschland absolvieren. In Hortmanns Beitrag wird nicht ganz klar, ob und inwiefern sich die Studie im Kontext DaF oder interkultureller Kommunikation verortet. Da aber Untersuchungsdesign (Zielgruppe, Methoden und Forschungsinteresse) und theoretische Grundannahmen an die anderen hier diskutierten Studien anschlussfähig sind, beziehe ich Hortmanns Studie in die folgenden Ausführungen mit ein.

Vereinzelte werden aber auch andere Verfahren wie beispielsweise bildbasierte oder Lehrwerkanalysen (z.B. Grupp 2014; Krampikowski 1991: Kap. 2.3.3) eingesetzt: So lässt Grupp (2014) die Teilnehmenden malen, wie sie Deutschland sehen, und bezieht diese Bilder dann auch in die Auswertungen mit ein (ebd.: u.a. 198f.).

Die Ergebnisse der quantitativen Befragungen bringen studienübergreifend große Gemeinsamkeiten zutage. So sind die Assoziationen, die von ausländischen Studierenden und Schüler*innen (mit) am häufigsten genannt werden, fast durchgängig solche, die die Autor*innen den Kategorien Geschichte und Wirtschaft³ zuordnen (z.B. Witte 2014: u.a. 242; Hortmann 1993: u.a. 165 u. 168; Chapwanya 2016 u.a.: 33f. u. 37; Chovaniaková 2008⁴: 93ff.). Die am öftesten genannten Charakterzüge sind »ernst« und »fleißig« (Spaniel 2002: 364; Hortmann 1993: 166f.; Witte 2014: u.a. 244), aber auch »kalt« bzw. »reserviert« (Witte 2014: 244; Spaniel 2002: 364).

Diese Ergebnisse bilden letztlich Zuschreibungen ab, die zweifelsohne mit gängigen Stereotypen konformgehen. In gewisser Weise handelt es sich dabei also auch um Methodenartefakte, da die Frage nach Assoziationen, die Vorlage von Eigenschaftslisten und das anschließende Auszählen der Antworten eben genau die (ohnehin) bekannten Stereotype zutage fördern (siehe dazu auch Althaus 2010: 1426). Deshalb erscheinen (ergänzende) qualitative Befragungen für einen tieferen Erkenntnisgewinn so wichtig. Einige der hier genannten Studien stellen dies aufgrund ihrer mixed method Designs im Prinzip selbst unter Beweis, wie sich an einem konkreten Beispiel illustrieren lässt: In Wittes (2014) Fragebogenerhebung führen bei der Frage nach Assoziationen mit Deutschland einige Teilnehmende »Sicherheit« an (ebd.: 72). Erst durch das Interview kann konkretisiert werden, was für die Befragten die Sicherheit in Deutschland ausmacht, wobei sich zeigt, dass es insbesondere um die nächtliche Bewegung im öffentlichen Raum geht, die nicht nur Frauen, sondern auch Männer als angstfrei möglich erleben (Witte 2014: 82–83). Dieses Beispiel, das noch um beliebige weitere ergänzt werden könnte, verdeutlicht die Notwendigkeit, aber auch den Mehrwert, den qualitative Verfahren bergen. Ein Potential, das die Studien m.E. bei weitem nicht ausschöpfen, weshalb es interpretativer Arbeiten, wie der hier vorliegenden bedarf.

In den Studien werden – wie von den Autor*innen vermutet – Unterschiede im Deutschlandbild der jeweils befragten Gruppen beobachtet, was auf den Einfluss des Deutschunterrichts sowie (wenn einbezogen) von Deutschlandaufenthalten zurückgeführt wird.

Die Frage danach, welche Faktoren dazu beitragen, dass sich Deutschlandbilder verändern, wird in vielen Untersuchungen aber oft anhand von Selbsteinschätzungen erfasst, teilweise werden auch Korrelationen zwischen verschiedenen Variablen berechnet (Spaniel 2002), aus denen dann – statistisch etwas ungenau – Aussagen über Wirkungen bzw. Einflussfaktoren abgeleitet werden (ebd.: 366: »Erwartungsgemäß hat auch die Tatsache einen Einfluß [...]«). Aus quantitativer Sichtweise lässt sich hier das Forschungsdesiderat nach der Einbindung statistisch aussagekräftigerer Verfahren ableiten, ein-

-
- 3 Die häufigsten Nennungen der Kategorie Geschichte sind Hitler, der Nationalsozialismus und der 2. Weltkrieg. In der Kategorie Wirtschaft fallen hingegen Assoziationen wie die Wirtschaftsstärke.
 - 4 Chovaniaková nennt die Kategorie »Zwei Weltkriege und Nationalsozialismus« und bildet keine übergeordnete Kategorie »Geschichte« wie die anderen genannten Autorinnen.

hergehend mit der Forderung nach einer entsprechenden Konstruktion der Messinstrumente. Gleichzeitig verdeutlichen die Ergebnisse aber einmal mehr den Bedarf an qualitativer, interpretativer Forschung (vgl. hierzu auch Wernicke 2014: 53. Sie spricht sich ebenfalls für den Einsatz offener Verfahren aus), die über die Ebene bloßer Selbsteinschätzungen hinausgehen und neben manifesten auch latente Sinngehalte berücksichtigen. Der Mehrwert, den derartige Untersuchungen bringen können, lässt sich erneut anhand einzelner Studien konkretisieren, in denen qualitative Verfahren eingesetzt werden. So leiten beispielsweise Grupp und Hortmann aus ihren Daten Faktoren ab, die für die Entstehung und Veränderung von (Deutschland-)Bildern wichtig erscheinen wie historische Erfahrungen auf Gruppenebene (Grupp 2014: 342), gesellschaftliche Vorprägungen oder auch die individuell-subjektive Verarbeitung von Erlebnissen (Hortmann 1993: 160). Die Quintessenz dieser qualitativ ausgerichteten Verfahren ist, dass sich die Entwicklung von Bildern schlecht vorhersagen lässt und es zudem wichtig ist, nicht nur das kohärente Zentrum von Bildern in den Blick zu nehmen, sondern vielmehr auch die hybriden Facetten an den Bildrändern (Grupp 2014). Dieser Erkenntnis verpflichtet sich auch die vorliegende Analyse, in der mit einer interpretativen Herangehensweise die verschiedenen Schichten, Facetten und Varianten von Deutschlandbildern rekonstruiert werden sollen.

1.3 Psychologische Forschung

Psychologische Arbeiten, die explizit *Deutschlandbilder* untersuchen oder dazu theoretische Überlegungen anstellen, sind nur vereinzelt zu finden.

Manche Beiträge zeichnen sich dabei auch eher durch psychologische ›Anleihen‹ aus, mit einer primären Verortung in anderen Disziplinen. So ist die Dissertation von Darina Chovaniaková (2008), die Deutschlandbilder von slowakischen Schüler*innen untersucht, zwar im Fachbereich *Erziehungswissenschaften Psychologie* der Universität Siegen entstanden, weist aber abgesehen davon vor allem Bezüge zum DaF-Kontext auf, weshalb ich ihre Studie auch bereits an anderer Stelle (vgl. Kap. III. 1.2) miteinbezogen habe. Hinzu kommt, dass die Arbeit nicht von Psycholog*innen betreut wurde und dass in der Auswertung der quantitativen Daten nicht – wie in der Psychologie bei derartigen Dissertationen eigentlich üblich – statistische Verfahren eingesetzt werden, sondern nur deskriptive. Die Auswertung der qualitativen Daten erfolgt wiederum ohne Bezug auf eine Auswertungsmethode. Abgesehen davon setzt sich Chovaniaková (2008) aber im Theorieteil intensiv mit psychologischen Begriffsverständnissen auseinander und geht dabei – anders als andere Beiträge – auch darauf ein, wie sich verschiedene Konzepte aus psychologischer Sicht zueinander verhalten. So zeigt sie beispielsweise auf, wie Wissen und Information zusammenhängen (ebd.: 27), statt diese gleichermaßen als Inhalte von Bildern zu deklarieren und damit eine Verortung auf einer Ebene vorzunehmen (vgl. S. 39). Ähnlich wie mit Chovaniakovás Dissertation verhält es sich mit Robert Pichts (1980) Aufsatz mit dem Titel *Interesse und Vergleich: zur Sozialpsychologie des Deutschlandbilds*, der im Jahrbuch *Deutsch als Fremdsprache* erscheint: Er stellt zwar Bezüge zu sozialpsychologischen Begriffen und Konzepten her (ebd.: 121–122), ansonsten zeichnet sich der Beitrag aber nicht oder nur ansatzweise (insofern, als subjektive Sichtwei-

sen und Bedürfnisse des Betrachters interessieren) durch eine einschlägige psychologische Sichtweise aus. Vielmehr spricht Picht davon, dass sein Beitrag »Fragestellungen der philosophischen Erkenntniskritik auf ein Feld« anwende, »dessen historische und soziale Determinanten soziologisch zu erfassen sind, um konkret erkennen zu können, wie sich Realitätserfassung und Verkennung im Feld der internationalen Beziehungen herstellen« (ebd.: 120).

Neben den bislang erörterten Arbeiten, die ich als Arbeiten mit »psychologischen Anleihen« bezeichnet habe, skizziere ich nun die Beiträge, die sich eindeutiger in der Psychologie verorten lassen. Aufgrund ihrer inhaltlichen und/oder methodischen Ausrichtung stellen sie aber dennoch »psychologische Orchideenwerke« dar, die in der Psychologie oft weniger Aufmerksamkeit erfahren, dafür aber in anderen Disziplinen zum Teil einschlägige Referenzwerke darstellen (s.u.). Die gewählten Beiträge beziehen sich allerdings nicht ausschließlich auf Deutschlandbilder, sondern – eher allgemeiner – auf Länderimages. Die hier vorgenommene Erweiterung scheint aber insofern sinnvoll, als ich damit grundlegende psychologische Herangehensweisen und Überlegungen herausarbeiten kann, die zudem als Basis zur Erforschung von Deutschlandbildern herangezogen werden (z.B. Bentele 1995). Konkret handelt es sich um Veröffentlichungen von Reinhold Bergler (1991; 1992), eine Monographie von Manfred Koch-Hillebrecht (1977) sowie um einen Sammelband von Herbert C. Kelman⁵ (1965b) bzw. ausgewählte Beiträge darin (z.B. Scott 1965).

Die Arbeit von Koch-Hillebrecht (1977) stellt dabei wohl den einflussreichsten, weil oft als Referenzwerk angeführten (u.a. Breunlein 2016; Chovaniaková 2008; Grupp 2014; Spaniel 2002; Wittek 2005), aber auch umfangreichsten psychologischen Beitrag zu Deutschland- bzw. Deutschenbildern dar. Über einen Erhebungszeitraum von mehr als zehn Jahren (1961–1973) führt er ein- und mehrstufige (also einmalige und Mehrfacherhebungen) Untersuchungen in Ländern auf nahezu allen Kontinenten durch (z.B. Amerika: USA, Puerto Rico, Mexiko; Asien: Indien, Pakistan, Thailand, ...; Europa: Frankreich, Österreich, Schweden, ...; Afrika: Ghana, Kenia, Uganda, ...) (ebd.: 288–291). Die Studie verfolgt dabei zwei Zielsetzungen: Erstens einen Überblick über die Bilder und Stereotype zu liefern, die Menschen in anderen Ländern von Deutschen haben, und zweitens die Geschichte des Deutschenbildes zu beleuchten (Koch-Hillebrecht 1977: 13). Dazu wurden sowohl Fragebogenuntersuchungen als auch Leitfadenterviews durchgeführt (ebd.: 33).

Die Ergebnisdarstellung zeichnet sich durch ihre große Reichhaltigkeit aus, zu der sicherlich die diversen Vergleichshorizonte beitragen, die Koch-Hillebrecht (1977) verwendet: Außer den selbst erhobenen empirischen Daten bezieht er historische Zeitungsberichte, Filme (vgl. z.B. ebd.: 16), literarische Werke (vgl. z.B. ebd.: 176) oder auch Ergebnisse aus Schulbuchuntersuchungen (vgl. z.B. ebd.: 229) mit ein. Hinzu kommt, dass er neben den Sichtweisen bestimmter Länder auch andere gruppenbasierte Perspektiven berücksichtigt (ebd.: 146–153, z.B. »Oberschichten«, »Frauen«, »Militärs«) und auf »Subgruppen« wie »italienische Gastarbeiter« (ebd.: 52) eingeht, worin sich eine Sensibilität

5 Der Sammelband von Kelman trägt den Titel *International Behavior: A social-psychological analysis* und geht somit über Images hinaus. Allerdings ist der erste Teil des Bandes unter der Überschrift *National and International Images* ausschließlich Images gewidmet.

für verschiedene Differenzlinien andeutet, wie sie auch in vorliegender Arbeit als bedeutsam erachtet wird. Darüber hinaus arbeitet Koch-Hillebrecht anhand ausgewählter Themen (u.a. Humor, Sitten und Gebräuche, Geruch) Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Perspektiven heraus (ebd.: Kap. 7), was einmal mehr zur Differenziertheit des nachgezeichneten Deutschenbilds beiträgt. Weiterhin widmet er ein ganzes Kapitel (ebd.: Kap. 5) der Geschichte und historischen Genese des Deutschenbilds.

Allerdings muten die Ausführungen teilweise etwas vereinfachend, verallgemeinernd und populärwissenschaftlich an, zumal nicht immer ein Bezug zur empirischen Datenbasis hergestellt wird, z.B.: »Auch im heutigen Straßenverkehr lässt sich das alte Bild vom tumben Deutschen anwenden. Der deutsche Autofahrer reagiert langsamer. Er ersetzt Wendigkeit durch Rücksichtslosigkeit und wird trotzdem von dem gewitzteren Franzosen ausmanövriert.« (Koch-Hillebrecht 1977: 63). Die Präsentation der Ergebnisse und die Art der Formulierungen mag zum Teil dem Adressat*innenkreis der Untersuchung geschuldet sein: Diese wurde – wie dem Klappentext des Buchs zu entnehmen ist – im Auftrag der Bundesregierung durchgeführt und richtet sich damit wohl an ein breiteres und nicht nur wissenschaftliches Publikum. Mehr als 40 Jahre später wirken Darstellungen wie die oben genannten allerdings stereotypisierend, andere sogar rassistisch, beispielsweise, wenn er das ›N-Wort‹ verwendet (ebd.: u.a. 30). Erstere sind aber wohl auch mit auf die Ausgestaltung der Erhebungsmethode zurückzuführen: So produzieren Fragen wie »Wie würden Sie einen typischen Deutschen beschreiben?« (ebd.: 295) zwangsläufig Verallgemeinerungen und Generalisierungen, weil sie eben genau danach fragen. Darüber hinaus gilt zu berücksichtigen, dass zur Entstehungszeit des Buches beispielsweise die Verwendung des ›N-Worts‹ noch üblicher war, außerdem habe ich den Eindruck, dass in den vergangenen Jahrzehnten (und damit nicht erst im Zuge der woke-Bewegung) die Sensibilität für allzu verallgemeinernde, vereinfachende Darstellungen zugenommen hat. Vorliegende Arbeit ist darum bemüht, ein wissenschaftlich fundiertes, nachvollziehbares und differenziertes Bild zu zeichnen. Dennoch schließt das nicht aus, dass in 45 Jahren manche Ausdrücke und Formulierungen ebenfalls stereotypisierend anmuten.

Nach diesem knappen Einblick in Koch-Hillebrechts Arbeit zu Deutschenbildern, beziehe ich nun die anderen, eingangs genannten Beiträge mit ein. Hierfür nehme ich einen – wenn auch nur oberflächlichen – Vergleich vor, indem ich folgende zentrale Überschneidungspunkte herausgreife und näher betrachte: die Bestimmung des Imagebegriffs⁶, die Zuordnung zur Teildisziplin der politischen Psychologie und die Herausarbeitung von Faktoren, die zur Entstehung von (Deutschland-)Bildern beitragen.

Was das Bild- bzw. Imageverständnis angeht, fällt zunächst auf, dass Koch-Hillebrecht (1977) seinen Bildbegriff nicht theoretisch fundiert. Mehr noch, er nimmt keine Differenzierung zwischen Bildern, Vorurteilen und Stereotypen vor, sondern verwendet alle drei Begriffe synonym (z.B., ebd.: 18–19). Bergler (1991; 1992) und Kelman (1965a) explizieren hingegen ihr Bildverständnis, wobei Bergler (1991) Bilder zwar nicht mit Stereotypen, wohl aber mit Vorurteilen gleichsetzt. Er bezeichnet ein Image als »vereinfachtes,

6 Eine Analyse einschlägiger Bildbegriffe erfolgt an anderer Stelle (vgl. Kap. II. 2.2), wo auch die psychologischen Definitionen miteinbezogen werden. In diesem Teilkapitel beschränke ich mich deshalb darauf, mögliche Besonderheiten der psychologischen Sichtweise herauszustellen.

überverdeutlichtes und bewertetes Vorstellungsbild« (Bergler 1991: 47) und stellt somit durch die Aufnahme einer affektiven Bewertungskomponente eine Verbindung zu Vorurteilen her. Im darauffolgenden Absatz nimmt er dann aber folgende Gleichsetzung vor: »Images (Vorurteile) sind ein universelles Phänomen.« (ebd.: 47). Kelmans (1965a) Bildbegriff berücksichtigt wiederum sowohl kognitive als auch affektive Aspekte, ohne jedoch eine Gleichsetzung mit Vorurteilen oder Stereotypen vorzunehmen. Kelman versteht unter einem Image eine »organized representation of an object in an individual's cognitive system« (Kelman 1965a: 24). In seinen weiteren Ausführungen ergänzt er die in der Definition deutlich werdende kognitive Verankerung um die Rolle affektiver Aspekte: »Moreover, images can be characterized in terms of the affect toward the object that they carry« (ebd.: 25). Somit lässt sich schlussfolgern, dass psychologische Bilddefinitionen ähnliche Variationen aufweisen, wie sie auch beim »generellen« Bildverständnis (vgl. Kap. II. 2.1) zu beobachten sind.

Die angesprochene Verortung in der Politischen Psychologie wird sowohl von Koch-Hillebrecht (1977: 18–19) als auch von Herbert C. Kelman (1965a: 4–5) vorgenommen. Während sich jedoch für Koch-Hillebrecht die Zuordnung zu dieser psychologischen Teildisziplin aus dem Gegenstand selbst abzuleiten scheint⁷, legt Kelman dezidiert dar, was für ihn die Aufgabe der Politischen Psychologie ist und welche Rolle Images dabei spielen: Die Politische Psychologie befasse sich mit der Erforschung psychologischer Prozesse in der internationalen Politik sowie der Prozesse, die sich ereignen, wenn Menschen unterschiedlicher Nationalitäten offiziell oder auch inoffiziell miteinander interagieren (Kelman 1965a: 4–5). Bilder könnten dann in diesem Zusammenhang u.a. dahingehend erforscht werden, wie sie sich auf die Ausrichtung der Politik der jeweiligen Nationen auswirken (Kelman 1965a: 12–13). Bergler entwirft seinen Imagebegriff hingegen im Rahmen eines Vortrags auf der Jahrestagung der Deutschen Public Relations Gesellschaft unter dem Titel »Standort als Imagefaktor«. Wie der Titel vermuten lässt, stellt Bergler also, aufbauend auf dem o.g. Bildverständnis, einen Bezug zu Unternehmen und (geeigneten) Standorten her, somit lässt sich sein Zugang eher der anwendungsorientierten Arbeits- und Organisationspsychologie zuordnen. Während also Koch-Hillebrecht und Kelman an der Makroebene ansetzen, lässt sich Berglers Zugang eher auf der Mesoebene verorten. Damit unterscheiden sich aber alle Zugänge von dem der vorliegenden Arbeit, in der vornehmlich an der Mikroebene angesetzt wird. Dennoch ist anzunehmen, dass die Images auf den verschiedenen Ebenen Gemeinsamkeiten aufweisen, wenn auch vielleicht mit ebenenspezifischen Akzentuierungen. Das Forschungsinteresse meiner Arbeit ist ein anderes, es erschiene aber grundsätzlich lohnenswert zu eruieren, ob von einem übergeordneten Imagebegriff ausgegangen werden kann und wie sich dieser dann auf den einzelnen Ebenen zeigt.

Die letzte hier betrachtete Überschneidungsdimension bezieht sich auf die Genese von Images, zu der sowohl Koch-Hillebrecht (1977) als auch Bergler (1991) Überlegungen

7 Folgende Zitate lassen vermuten, dass die o.g. Zuordnung zur politischen Psychologie für Koch-Hillebrecht selbstverständlich erscheint: »Von einem Primat der Innenpolitik könnte man ganz allgemein bei der Genese von nationalen Stereotypen sprechen. [...] Zwei wichtige Impulse hat die politische Psychologie unseres Jahrhunderts erhalten, die zu einer Reflexion über nationale Vorurteile führten.« (Koch-Hillebrecht 1977: 18).

anstellen. Ersterer leitet hierzu sog. Gesetzmäßigkeiten aus dem empirischen Material ab: das Gesetz der Nachbarschaft (S. 235–242), das Nord-Süd-Gesetz (ebd.: 242–245), das West-Ost-Gesetz (ebd.: 245–250), das Gesetz der Ähnlichkeit (ebd.: 250–255). Diese Gesetze beziehen sich nicht nur auf die Genese von Deutschenbildern, sondern erheben den Anspruch, generell die Entwicklung von Images über Angehörige einer Nation zu erklären. Das Gesetz der Nachbarschaft besagt beispielsweise, dass »Völker mit gemeinsamer Grenze in aller Regel im Laufe der Geschichte Streit miteinander bekommen und infolgedessen ein bestimmtes negativ getöntes, von Mißtrauen gefärbtes Bild voneinander entwickeln« (Koch-Hillebrecht 1977: 239). Derart plakativ formulierte Gesetzmäßigkeiten muten jedoch einmal mehr stereotypisierend an, zumal das Erklärungspotential solch breit formulierter Aussagen dahingestellt sei.

Anders als bei Koch-Hillebrecht (1977) basieren Berglers (1991) Mechanismen nicht auf empirischen Daten, sondern sind eng an dessen Bilddefinition angelehnt bzw. aus dieser abgeleitet. D.h. er verwendet deren zentrale Aspekte (Typologisierung, Vereinfachung, Verallgemeinerung, Überverdeutlichung) und führt dazu jeweils die psychologischen Prozesse an, die hinter den genannten Phänomenen stehen bzw. zu diesen führen. Damit liefert er fundierte und treffende Erläuterungen, die illustrieren können, wie sich Bilder bzw. – genauer – sein Bildverständnis psychologisch herleiten lassen. Dadurch, dass die Genese aber aus dem Bildbegriff abgeleitet ist, bewegen sich die Annahmen dazu zwangsläufig innerhalb des propagierten Bildverständnisses. Deshalb erschienen empirische Sondierungen sinnvoll, um zu klären, ob das Bildverständnis (und damit auch die Annahmen zur Genese) sich auch als empirisch tragfähig erweisen.

2. Deutschlandbilder und Lebenswelten von Geflüchteten

Im zweiten Teil der Analyse des Forschungsstands richte ich nun den Blick auf Beiträge, die an meine Arbeit aus unterschiedlichen Blickwinkeln anschlussfähig sind: Einmal, weil sie den Blick geflüchteter Menschen auf Deutschland abbilden oder aber, weil der methodische Zugang ein ähnlicher ist wie der meiner Arbeit. Die folgenden Ausführungen gliedern sich in drei Unterkapitel: Im ersten gehe ich auf künstlerische oder journalistische Arbeiten ein, in denen Geflüchtete ihren Blick auf Deutschland präsentieren. Im zweiten führe ich eine Analyse der wissenschaftlichen Arbeiten durch, die sich explizit mit Deutschlandbildern von Geflüchteten befassen. Im dritten Teil liegt wiederum der Fokus auf Arbeiten, die von der photovoice Methode Gebrauch machen, mit der geflüchtete oder migrierte Menschen ihre Lebenswelten bzw. -orte abbilden.

2.1 Deutschlandbilder Geflüchteter in Journalismus und Kunst

Deutschlandbilder von Geflüchteten wurden in den vergangenen Jahren vor allem im künstlerischen und journalistischen Bereich beachtet. So startete beispielsweise die Süddeutsche Zeitung im Jahr 2016 eine Kolumne (vgl. Eisenberger 2016), in der abwechselnd vier geflohene Journalist*innen über ihre *neue Heimat* schrieben. Im Vordergrund stand – wie auch in vorliegender Arbeit – die Frage, wie die Journalist*innen Deutschland sehen. Eine ähnliche Zielrichtung verfolgt auch ein Videobeitrag (Meyer/Pfannmöller 2021), der auf der Website von fluter. (einem Magazin der Bundeszentrale für Politische Bildung) veröffentlicht ist. Darin wird die Frage beleuchtet, wie Geflüchtete aus Syrien auf ihre neue Heimat Deutschland blicken.

Bei den genannten Beiträgen handelt es sich zwar nicht um wissenschaftliche Untersuchungen, dennoch finden sich darin ein paar Aspekte, die auch bei der Konzeption der vorliegenden Arbeit eine Rolle spielten, weshalb ich auf diese kurz eingehe.

Freie Themenwahl mit starkem Empowerment

Aus einer qualitativen Perspektive betrachtet ist schon allein das Format der genannten Projekte interessant, da eben nicht zu vorgegebenen (Eigenschafts-)Kategorien Stellung genommen wird, sondern die Journalist*innen bzw. die Befragten ihre eigene Themen und Schwerpunkte setzen (können). Dabei birgt insbesondere die SZ-Reihe ein starkes Moment des Empowerments, da eben nicht »deutsche« Journalist*innen »über« Geflüchtete schreiben, sondern diese die Artikel selbst verfassen.

Zum Teil folgt die eingangs erwähnte freie Themenwahl aber auch gewissen Vorgaben: So endet die eingangs genannte SZ Kolumne nach drei Jahren und zwei Monaten und wird dann mit anderem Fokus fortgeführt (Eisenberger 2019). Von da ab beleuchten die Journalist*innen in ihren Artikeln, wie sie sich im Laufe ihres Lebens in Deutschland verändert haben und was sie nunmehr an sich als *typisch deutsch* bezeichnen würden. Hinzu kommt, dass es sich bei den Beiträgen um journalistisch aufbereitetes Material handelt, bei dem die Adressierung der Leser*innenschaft vermutlich eine nicht unerhebliche Rolle spielt, was wohl auch bei der Themenauswahl relevant werden dürfte. Hier zeigt sich ein Unterschied zu meiner Arbeit, da für die Teilnehmenden an meiner Studie die spätere Leser*innenschaft sicherlich weniger ausschlaggebend für die Wahl der Motive und Themen war. Andererseits gilt zu berücksichtigen, dass eine Themenwahl wohl nie »frei« von äußeren Umständen erfolgt: Schließlich fotografierten die Teilnehmenden an meiner Studie gewissermaßen in »meinem Auftrag« und damit auch »für mich«. Hätten sie für ihre Freunde, ihre Familie oder für sich fotografiert, wären vielleicht andere Motive in den Fokus gerückt. Diesen Umstand gilt es im Zuge der Auswertungen zu reflektieren, zumindest sofern er erkennbar zum Tragen kommt.

Breites Themenspektrum, das einen längeren Zeitraum abdeckt

Die Artikel der SZ-Kolumne zeichnen sich durch eine auffallend große inhaltliche Breite aus. Darin werden alltägliche (z.B. Zeitplanung oder Mobilität) wie besondere Phänomene (z.B. Advent, Hochzeit) behandelt, aber auch Traditionen, Rituale oder tieferliegende Werte (z.B. bezogen auf Erziehung, Einladungen, Nachbarschaft, Anbahnung von Liebesbeziehungen). Es wird auf Kulinarisches ebenso eingegangen wie auf (traditionelle) Musik, Fußball, Tattoos, Demonstrationen oder Wahlen. Dabei spielt immer auch die Frage nach Teilhabe und Integration (der Verfasser*innen) eine Rolle. Zur skizzierten inhaltlichen Breite trägt gerade bei der SZ Kolumne auch die Tatsache bei, dass die Journalist*innen seit vielen Jahren diese Kolumne schreiben, wodurch auch der Nachvollzug von Veränderungen – nicht zuletzt der Journalist*innen selbst – möglich wird. Daran zeigt sich auch das große Potential von Projekten, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken. Vorliegende Studie kann diesen durchaus beeindruckenden Längsschnitt nur im Kleinen liefern. Dafür kann ich aber den in Vielerlei Hinsicht reichhaltigen Fundus an Beiträgen bei der Datenanalyse als Vergleichshorizont heranziehen.

2.2 Analyse der wissenschaftlichen Untersuchungen zu Deutschlandbildern von Geflüchteten

Über diese journalistischen und/oder künstlerischen Projekte hinaus, gibt es aber auch wissenschaftliche Untersuchungen zu Deutschlandbildern im Kontext Flucht (Eberspach 2017; Emmer/Richter/Kunst 2016; Götz/Baxter/Pütz 2016; Lemme 2020). Die Untersuchungen erweisen sich in vielerlei Hinsicht als vielfältig, sowohl was den Forschungsfokus als auch die Herangehensweise und die theoretische Fundierung angeht. Im Folgenden werden diese Studien näher beleuchtet, wobei ich die Ausführungen nach Inhalten, Zielgruppe und Methoden sowie der theoretischen Fundierung gliedere.

2.2.1 Inhalte

Was die Fragestellungen angeht, denen die Untersuchungen nachgehen, zeigt sich, dass Deutschlandbilder nur in der Studie von Kirsten Eberspach (2017) explizit im Fokus stehen, ansonsten werden diese zusammen mit anderen Phänomenen behandelt. Bei der Erfassung der Deutschlandbilder werden oft die Vorstellungen und Erwartungen adressiert, die die Teilnehmenden von Deutschland hatten, *bevor* sie geflohen sind, als sie also noch in ihrem Heimatland waren. Eberspach (2017) erschließt das Bild, indem sie nach den Gründen fragt, warum die Geflüchteten nach Deutschland gekommen sind, und danach, welches Image sie noch im Herkunftsland hatten. Martin Emmer und Kolleg*innen (2016) erfassen das Deutschlandbild mithilfe vorgegebener Kategorien, die vor allem Wissen (und ›Nicht-Wissen‹) über Deutschland abfragen, wobei die Items vor allem mögliche *Pull-Faktoren* abbilden (z. B. Familiennachzug, kostenlose Sozialleistungen oder eigenes Haus für alle Flüchtlinge) (ebd.: 33). Deutschlandbilder scheinen hier also vor allem unter dem Gesichtspunkt zu interessieren, wieso Deutschland und nicht andere Länder als Fluchtziel erkoren werden. Davon ausgehend bzw. damit einhergehend befassen sich die genannten Studien mit der Frage, wie diese Bilder zustande kommen bzw. wie sie sich verändern: Ähnlich wie schon bei der Erfassung der Deutschlandbilder selbst, ist die Ermittlung möglicher Faktoren bei Eberspach (2017) offener angelegt, während Emmer und Kolleginnen (2016) sich auf die Rolle der Mediennutzung konzentrieren. Diese unterschiedlichen Zugangsweisen resultieren dabei aus jeweils anderen Zielsetzungen. Eberspach (2017) will mit der Herausarbeitung der Fluchtmotive und Vorstellungen von Deutschland dazu beitragen, dass spezifische Bedürfnisse besser erkannt werden können, um die Menschen »somit für die neue Gesellschaft gewinnen zu können« (ebd.: 144), sie hat also die Integration im Blick. Emmer und Kolleginnen (2016) scheinen sich eher mit der Frage zu beschäftigen, ob und wie Kommunikation und Informationsvermittlung Fluchtentscheidungen beeinflussen, zumindest lässt dies folgende Aussage vermuten: »Mehr Einfluss kann Kommunikation vermutlich bei Menschen ausüben, die nicht vor Kriegen oder kriegsähnlichen Zuständen fliehen, sondern überwiegend vor Perspektivlosigkeit oder politischer Instabilität« (Emmer/Richter/Kunst 2016: 53).

Neben den vor der Flucht bestehenden Deutschlandbildern untersuchen die Studien zum Teil auch *aktuelle* Deutschlandbilder, also die Bilder, die die Menschen haben,

wenn sie bereits eine geraume Zeit¹ in Deutschland leben (Eberspach 2017; Götz/Baxter/Pütz 2016: 42; SVR Sachverständigenrat für Integration und Migration 2018). Die Erfassung der Deutschlandbilder erfolgt entweder, indem nach konkreten Erfahrungen gefragt wird (Eberspach 2017), oder in Form eines angeleiteten Abgleichs zum jeweiligen Herkunftsland: So sollen die an der Studie von Götz und Kolleginnen (2016) Teilnehmenden fünf Dinge nennen, die in Deutschland anders seien als in ihrem Herkunftsland (»in dem Land, wo Du herkommst«). In der Befragung zum Integrationsbarometer des Sachverständigenrats für Integration und Migration werden bereits Bereiche vorgegeben (gesetzliche Gleichbehandlung, religiöse und kulturelle Minderheiten, Gleichberechtigung, Homosexualität, Familie vs. Individuum, ältere Menschen), zu denen zunächst gefragt wird, wie wichtig diese den Menschen im Herkunftsland seien und dann, wie wichtig diese den Menschen in Deutschland seien. Wenn die Teilnehmenden Unterschiede wahrnehmen, dann wird ihnen eine weitere Frage zur Anpassung angestellt: »Wie leicht oder schwer fällt es Ihnen, sich auf diese Unterschiede einzustellen?« (SVR Sachverständigenrat für Integration und Migration 2018: 57–61).

Meine Arbeit unterscheidet sich nun insofern von diesen Untersuchungen, als weder mögliche Unterschiede noch die Vergleichsdimension vorgegeben werden, was den Befragten die Möglichkeit eröffnet, die Themen und Vergleichsdimensionen zu wählen, die ihnen persönlich wichtig erscheinen.

2.2.2 Zielgruppe und Methoden

In den meisten Untersuchungen werden ausschließlich Geflüchtete nach ihrem Bild von Deutschland befragt, wobei es sich überwiegend um erwachsene Teilnehmende handelt (Götz/Baxter/Pütz 2016). Einen anderen Zugang zu Bildern im Kontext von Flucht wählt Lemme (2020) in seiner Untersuchung, in der er sich mit den Selbst- und Fremdbildern befasst, die bei der deutschen Berichterstattung über das Thema Flucht entworfen werden. Nachgezeichnet wird also nicht die Sichtweise auf Deutschland, sondern die deutsche (mediale) Sicht auf das Thema Flucht. Die methodologische Ausrichtung der Arbeiten ist überwiegend qualitativ, es werden Interviews mit offenen Fragen (Götz/Baxter/Pütz 2016: 43) oder auch narrativen Elementen (Eberspach 2017) durchgeführt. Darüber hinaus kommen auch visuell basierte Methoden wie Fotos (Lemme 2020) und (selbst angefertigte) Zeichnungen (Götz/Baxter/Pütz 2016: 43) zum Einsatz. Die Auswertungsmethoden, auch wenn sie nicht in allen Beiträgen transparent gemacht werden, erstrecken sich von interpretativen Verfahren wie der Biographieforschung (Eberspach 2017: 43) hin zu bildsemiotischen Analysen, die sich an der qualitativen Inhaltsanalyse (Lemme 2020) orientieren. Quantitative Annäherungen an das Deutschlandbild von Geflüchteten finden sich wiederum bei Emmer und Kolleginnen (2016) sowie beim Integrationsbarometer (SVR Sachverständigenrat für Integration und Migration 2018).

1 Die genaue Aufenthaltsdauer der Befragten variiert zwischen und auch innerhalb der Studien: Die Personen, die an der Studie von Eberspach teilnehmen, sind seit ungefähr zwei Jahren in Deutschland, während die Kinder und Jugendlichen, die von Götz und Kolleginnen befragt werden, seit wenigen Monaten bis hin zu eineinhalb Jahren in Deutschland leben.

2.2.3 Theoretische Fundierungen

Auffallend an den genannten Arbeiten ist die nur vereinzelt vorgenommene theoretische Fundierung des Bildbegriffs. So behandelt letztlich nur Eberspach (2017) den Bildbegriff näher. Das mag sich auch damit begründen, dass sie – anders als die anderen Autor*innen – gezielt Deutschlandbilder untersucht und dass zudem die anderen Publikationen² nicht alle vergleichbar wissenschaftlich ausgerichtet sind. Gleichzeitig scheint sich darin aber auch ein später noch thematisiertes Phänomen widerzuspiegeln (vgl. S. 255), nämlich, dass es nicht als nötig erachtet wird, einen Begriff – wie hier den Bildbegriff – zu definieren. Was nun die im Einzelfall gelieferten Definitionen des Bildbegriffs angeht, zeigt sich, dass Eberspach – vermutlich aufgrund der politikwissenschaftlichen Ausrichtung der Arbeit – einen Bildbegriff wählt, der die massenmediale Vermittlung von Bildern in den Vordergrund stellt. Sebastian Lemme (2020) setzt sich wiederum in seiner Arbeit sehr differenziert mit der Frage auseinander, was ein visuelles Bild ist, da Fotos die methodische Basis seiner Arbeit bilden. Da er aber darüber hinaus Selbst- und Fremdbilder in der Berichterstattung über Flucht (u.a.) herausarbeitet, stellt sich die Frage, wieso zwar eine theoretische Auseinandersetzung mit materialisierten, nicht aber mit imaginären Bildern erfolgt, auch wenn das implizite Verständnis in den theoretischen Abhandlungen mitschwingt: Ausgehend von postkolonialen und Critical Whiteness Studien sowie rassismuskritischen Ansätzen geht Lemme auf Stereotypisierungen ein, die er in Anlehnung an Stuart Hall als reduzierend, essentialisierend, Differenz fixierend und grenzziehend definiert (Lemme 2020: 21).

2.3 Der Einsatz von Bildmethoden zur Erfassung von Lebenswelten geflüchteter oder migrierter Menschen

Neben den Untersuchungen zu Deutschlandbildern von Geflüchteten sind für vorliegende Arbeit auch Studien von Interesse, die die *photovoice* Methode sowie Fotointerviews im Kontext des Ankommens geflüchteter Menschen einsetzen: Marilena von Köppen, Kristina Schmidt und Sabine Tiefenthaler (2020: 25) untersuchen beispielsweise, wie sich die Lebenswelt von unbegleiteten minderjährigen Mädchen und jungen Frauen in Österreich gestaltet. Und Nora Friederike Hoffmann (2021, 2022) geht der Frage nach, wie sich Menschen nach einer internationalen Migrationserfahrung neue Lebensorte erschließen (2022: 8). Beide Studien weisen einerseits Parallelen zu meiner Arbeit auf, unterscheiden sich andererseits aber auch in zentralen Punkten von dieser. So adressiere ich mit meiner Frage danach, wie die Teilnehmenden Deutschland sehen, letztlich deren Lebenswelt (da ja alle Teilnehmenden in Deutschland leben). Dabei ist anzunehmen, dass gerade bei den geflüchteten Teilnehmenden auch die Frage nach dem Ankommen und

2 So erscheint beispielsweise der Beitrag von Götz und Kolleginnen in der Zeitschrift *TelevIZion*, die sich als »Forum von Berichten, Analysen und Tendenzen praktischer und wissenschaftlicher Arbeiten rund um das Thema Kinder- und Jugendfernsehen« versteht (Internationales Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen o.J.).

damit verbunden die Erschließung des neuen Lebensorts³ eine Rolle spielen. Allerdings unterscheiden sich insbesondere die Perspektiven bzw. Blickwinkel: Während die Studien von Hoffmann (2021) sowie Köppen und Kolleginnen (2021) gleichsam ohne »zusätzliche Brille« nach dem Lebensort bzw. der Lebenswelt fragen, fokussiert meine Fragestellung die Aspekte der Lebenswelt, die die Teilnehmenden mit Deutschland in Verbindung bringen. Dennoch scheint der von Hoffmann (2021) gewählte Begriff des Lebensorts für meine Untersuchung nicht uninteressant, weil er verdeutlicht, dass es sich nicht um irgend einen Ort handelt, sondern um den Ort, an dem die Teilnehmenden leben. In welchen Abgrenzungen dieser Ort gedacht wird kann entweder – wie bei Hoffmann der Fall – den Teilnehmenden überlassen werden, oder – wie in meiner Untersuchung – vorgegeben werden. Ich entscheide mich für die Bezugsgröße *Staat*, weil dieser die Lebensrealität der Teilnehmenden nicht unerheblich prägt, auch wenn ich sie selbst entscheiden lasse, was sie darunter verstehen. Alternativ könnte auch die Vorgabe kleinerer (z.B. Bayern oder die Stadt, in der die Teilnehmenden leben) oder größerer (z.B. Europa) Rahmungen interessant sein, wobei relationale Perspektivierungen weiterführende Erkenntnisse liefern könnten, also beispielsweise: Unterscheiden sich die Bilder, die die Menschen von dem Lebensort *Bundesland* haben von denen, die sie von *Deutschland* haben? Ob der Begriff des Lebensorts auf die von mir erfassten Bilder anwendbar ist, d.h. ob in den Deutschlandbildern der Teilnehmenden eine Lebensort-Perspektive zum Tragen kommt und woran sich diese festmachen lässt, wird sich im Zuge der Auswertungen zeigen. Möglicherweise bietet der Begriff des Lebensorts aber eine gute Alternative zu dem des Nationenbilds, da er Raum lässt, für individuelle Ausgestaltung und zudem die mit dem Begriff des Nationenbilds einhergehenden Probleme (vgl. S. 46) umgangen werden können.

Abgesehen von diesen grundsätzlichen Überlegungen rund um den Begriff des Lebensorts lassen sich noch weitere Unterschiede zu meiner Arbeit aufzeigen. Anders als Hoffmann (2021), die dezidiert nach Ankommensprozessen fragt, lasse ich die Befragten selbst entscheiden, welche Prozesse und Phänomene sie an ihrem (neuen) Lebensort als bedeutsam erleben und mit diesem verbinden. Außerdem sei auf die verschiedenen Zielgruppen verwiesen: Köppen und Kolleginnen befragen nur geflüchtete Frauen, die zudem nicht in Deutschland, sondern in Österreich leben. An Hoffmanns Untersuchung nehmen wiederum nicht nur geflüchtete Menschen, sondern allgemein Menschen mit Migrationserfahrung teil. Damit hat meine Untersuchung einerseits einen engeren, andererseits aber auch einen weiteren Fokus: Ich befrage Menschen mit *Fluchterfahrung* und damit mit einer speziellen Form der Migrationserfahrung, nehme aber keine Geschlechtereinschränkung vor und beziehe darüber hinaus auch Menschen ein, die in Deutschland geboren sind.

3 Hoffmann-Riem (2021: 6) liefert keine Definition des Lebensortbegriffs, sondern führt verschiedene empirische Studien an, die ihr zufolge das Ankommen an neuen Lebensorten untersuchen: Diese reichen von kulturwissenschaftlichen Beiträgen zu Heimat und Beheimatung über Stadt- und Topographieforschung bis hin zur Untersuchung von Ausgrenzungsprozessen. Die Studien verwenden den Begriff des Lebensorts nicht, es handelt sich hier also um einen theoretisch noch zu konkretisierenden Begriff, der aber vielfältige Anknüpfungsmöglichkeiten verspricht.

3. Zusammenfassung und Fazit

Die Untersuchung von Deutschlandbildern erfreut sich in zahlreichen Disziplinen großer Beliebtheit, was vermutlich auch mit der häufig zugrundeliegenden Annahme zu tun hat, die Kenntnis und ggf. Veränderung bestehender Deutschlandbilder (sowie generell wechselseitiger Länderimages) könn(t)en zur Friedenssicherung beitragen. Somit kann hier fast schon von einer Art normativen Programmatik gesprochen werden. Diesen Anspruch teilen dabei nicht nur politik- oder geschichtswissenschaftliche Arbeiten, die »traditionell« an der Makroebene ansetzen, sondern auch solche aus dem DaF bzw. DaZ-Bereich, die sich dem Gegenstand eher über die Meso- bzw. Mikroebene nähern.

Empirische Untersuchungen zu Deutschlandbildern bedienen sich unterschiedlichster Methoden, die in bis zu sieben (vgl. Koch-Hillebrecht 1977) Kategorien eingeteilt werden. Einer der wohl beliebtesten, weil mit am häufigsten verwendeten, methodischen Zugänge, sind mündliche oder schriftliche Befragungen. Die Zielgruppe dieser Erhebungen sind meist Vertreter*innen eines Landes, die nach ihrer Perspektive auf Deutschland (oft auf Basis von Assoziationen) und/oder dessen Bewohner*innen (oft mittels Eigenschaftslisten erfasst) gefragt werden. In letzterem Fall ist dann zum Teil auch von *Deutschen* Bildern die Rede. Im DaF-Bereich wird außerdem einbezogen, inwiefern sich Auslandsaufenthalte auf das Deutschlandbild der Befragten auswirken (z.B. Witte 2014). Seltener, und wenn, dann vor allem in politikwissenschaftlichen Beiträgen, wird diese Perspektive ergänzt um ein *wechselseitiges* Moment, indem beispielsweise auch deutsche Vertreter*innen befragt werden. Dabei geht es dann aber nicht darum, wie »Deutsche« Deutschland sehen, sondern wie die deutschen Befragten das jeweils andere Land sehen. In den genannten Bereichen steht also jeweils die Erfassung der »Außenperspektive« auf Deutschland bzw. auf andere Länder im Vordergrund. Dies ist in vorliegender Studie anders, da ich sowohl die Teilnehmenden mit als auch die ohne Fluchthintergrund nach ihrer Sichtweise auf Deutschland frage. Diese Herangehensweise stellt auch zu den bestehenden Untersuchungen von Deutschlandbildern im Fluchtkontext eine Erweiterung dar, da an diesen im Normalfall nur in Deutschland lebende Geflüchtete teilnehmen (z.B. Eberspach 2017).

Dadurch ergibt sich auch eine möglicherweise interessante Konstellation im Hinblick auf Innen- und Außenperspektiven: Auf den ersten Blick scheint es, als würde vorliegende Studie einerseits eine Außenperspektive (in vielen Studien auch als Fremdbild

oder Heterostereotyp bezeichnet) und andererseits eine Innenperspektive (auch Selbstbild oder Autostereotyp) abdecken: erstere repräsentiert durch die ›deutschen‹, zweitere durch die geflüchteten Teilnehmenden. Zunächst sei aber zu bedenken, dass die deutschen Befragten zwar über eine Art Innenperspektive verfügen, weil sie in Deutschland leben und aufgewachsen sind und somit über ausreichend Wissen (u. a. kulturelles) verfügen, um sich in Deutschland zurechtzufinden. Das bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass sich die Befragten auch mit Deutschland identifizieren, weshalb sie insofern zu einer Art Außenperspektive neigen könnten. Was nun die in Deutschland lebenden, geflüchteten Teilnehmenden angeht, haben sie (zunächst) eine Außenperspektive, weil die meisten erst seit wenigen Monaten (seltener Jahren) in Deutschland sind und somit wohl vieles noch neu und ungewohnt ist. Anders als die Teilnehmenden an den DaF-Untersuchungen absolvieren Geflüchtete aber keinen Auslandsaufenthalt, der sich meist durch einen klar definierten Zeitraum auszeichnet, sondern leben zunächst auf unbestimmte Zeit, bisweilen auch für immer in Deutschland. Daher mag sich die anfängliche Außen- zu einer Innensicht wandeln. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen verzichte ich gezielt auf die Verwendung von Bezeichnungen wie Selbst- oder Fremdbilder, weil sie wenig offen sind für andere Positionierungen und zudem etwas zu starr scheinen um Dynamiken und Veränderungen gerecht zu werden. Um aber Veränderungen nachzeichnen zu können, ist die Studie als Längsschnitt angelegt, wobei zwischen den Erhebungen ein Jahr liegt. Damit deckt die Untersuchung deutlich geringere Zeiträume ab, als dies politik- oder geschichtswissenschaftliche Beiträge tun. Gleichzeitig ist die Untersuchung nicht retrospektiv, sondern in gewisser Weise prospektiv angelegt, da die Teilnehmenden im Jahr 2016 und dann ein Jahr später nochmal befragt werden.

Was die verwendeten Erhebungsmethoden angeht, macht die vorliegende Arbeit – wie ein Großteil der hier vorgestellten Untersuchungen – von Befragungen (und zwar mündlichen) Gebrauch, wobei das von mir eingesetzte qualitative Interview (vgl. Kap. IV. 1.2) stärker auf die Generierung narrativer Elemente angelegt ist, als dies bei den Interviews in den anderen Studien der Fall ist. Mit den zudem als Erhebungsmethode verwendeten Fotos (vgl. IV. 1.1) unterscheidet sich meine Untersuchung ebenfalls von den bestehenden: In diesen werden Bilder entweder beim Erhebungsprozess angefertigt, die dann aber im Auswertungsprozess kaum eine Rolle spielen, oder aber es wird Fotomaterial analysiert, das in Zeitungen o.ä. erschienen ist. In vorliegender Studie werden die Fotos von den Teilnehmenden selbst erstellt, im Interview als Erzählstimulus verwendet und dann auch in die Analysen einbezogen (vgl. IV. 2.).

Abschließend sei nun noch der Umstand der Programmatik angesprochen und gefragt, ob sich bei Studien zu Deutschlandbildern im Fluchtcontext eine solche abzeichnet? Zur Erinnerung: Die Untersuchungen, in denen die Außensicht im Vordergrund steht, haben sich der Friedenssicherung verschrieben. Im Vergleich dazu scheint die Programmatik bei fluchtbezogenen Deutschlandbildern deutlich heterogener, auch wenn sich Anknüpfungspunkte auftun: neben der Frage nach »Fluchtprävention« geht es in einigen Studien auch darum, Möglichkeiten der Teilhabe und Integration auszuloten. Ganz frei von Programmatik ist auch die vorliegende Studie nicht, mit der ich hoffe, einen Beitrag zu einem konstruktiven Miteinander und einem guten Zusammenleben zu leisten.

IV. Methoden: Reflexion, Weiterentwicklung und Anwendung

Die im Theorieteil angestellten Überlegungen zur Struktur und Genese von Deutschlandbildern legen den Einsatz einer interpretativen Methodologie nahe, da diese an den »(überindividuellen und sozial verankerten) Sinnstrukturen« ansetzt, die »dem Handeln und Denken der Akteure zugrunde liegen« (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 17) und es damit ermöglicht, die in dieser Arbeit interessierende Vielgestaltigkeit sowie die verschiedenen Ebenen (vgl. S. 14f. u. S. 40) der Deutschlandbilder herauszuarbeiten.

Im Rahmen dieses Kapitels werden zunächst die Methoden erörtert, die zur Erhebung der Daten gewählt wurden und dann gehe ich auf die verwendeten Auswertungsmethoden ein. Daran anknüpfend wird das Vorgehen bei der Datenerhebung näher beleuchtet und abschließend auf das Sample einzugehen.

1. Erhebungsmethoden

Zur Erfassung der Deutschlandbilder setze ich auf eine Methodentriangulation aus Fotografien (1.1) und qualitativen Interviews (1.2). Die hier vorgenommene Unterscheidung findet sich nicht in allen Untersuchungen, vielmehr sprechen einige von Foto-interview (z.B. Hoffmann 2021) oder photovoice (z.B. Köppen/Schmidt/Tiefenthaler 2020), wenn Fotos zusammen mit Interviews eingesetzt werden. Ich nehme jedoch bewusst eine Trennung vor, um damit auch die Eigenständigkeit der beiden Methoden zu verdeutlichen: Fotos und Interviews stellen Methoden dar, die auch für sich genommen funktionieren und deshalb auch als solche ernst genommen werden sollten. Eine Kombination bzw. Triangulation der Methoden verspricht aber insofern einen Mehrwert, als sie einander ergänzen, zuwiderlaufen, bestätigen können und somit über die Erkenntnisse hinausreichen, die mit den jeweiligen Einzelmethoden gewonnen werden können.

1.1 Bilder in Form von Fotografien

Der sog. pictorial turn (Mitchell 1997; Mitchell 1992) in den Sozial- und Kulturwissenschaften hat dazu beigetragen, dass seit einigen Jahren vermehrt Bilder als Forschungsmethode verwendet werden. Da sich menschliche Lebenswelten durch eine Fülle visuellen Materials auszeichnen, findet hier auch ein breites Spektrum Beachtung bzw. Verwendung, das von Zeichnungen über Gemälde hin zu Fotografien oder Ikonografien u.v.m reicht (siehe Plontke/Utler/Kölbl 2020).

Vorliegende Arbeit macht von Fotografien als Methode Gebrauch, und zwar von solchen, die von den Teilnehmenden eigens für diese Untersuchung angefertigt werden. Somit verwende ich *materialisierte* Bilder um *imaginäre* Bilder zu rekonstruieren, ohne diese jedoch miteinander gleichzusetzen. Im Folgenden konkretisiere ich deshalb zunächst mein Verständnis von materialisierten Bildern und gehe im Anschluss auf die Schnittstelle ›materialisierte vs. imaginäre‹ Bilder ein. Abschließend skizziere ich, wie die Methode in meiner Arbeit ein- und umgesetzt wird, einschließlich einer Einordnung in die existierenden Verfahren der *photo elicitation* und *photovoice*.

1.1.1 Zum Bildbegriff und zur Unterscheidung von materialisierten und imaginären Bildern

Das Vorgehen, mithilfe materialisierter Bilder imaginäre Bilder zu rekonstruieren, ist nicht neu, sondern wird so oder so ähnlich schon in anderen Arbeiten praktiziert (z.B. Dörner/Loos/Schäffer et al. 2011). Darin gehen die Autor*innen allerdings nur ansatzweise auf das Verhältnis der beiden »Bildarten« ein. Eine entsprechende Differenzierung erscheint aber gerade vor dem Hintergrund der bereits dargelegten Überlegungen zu imaginären Bildern (vgl. Kap. II. 2) ratsam.

Vorliegende Arbeit fußt auf folgendem Verständnis materialisierter Bilder: »In Bildern nimmt, was Personen wahrnehmen, imaginieren und fantasieren, was sie denken und fühlen, was sie erlebt und erfahren haben und noch erwarten, was sie oder wie sie sich selbst und ihre Welt sehen, was ihnen persönlich wichtig ist oder allgemein bedeutsam erscheint, was sie befürchten oder voller Angst antizipieren, teils erhoffen und herbeisehnen, die ikonische Gestalt einer Objektivation (mentalen oder praxischen) menschlichen Handelns an« (Straub 2021b: 569). Bezogen auf das Forschungsanliegen meiner Arbeit lässt sich somit konstatieren: Wenn Menschen fotografieren, wie sie Deutschland sehen und was sie mit Deutschland verbinden, dann spiegeln sich in den entstehenden Fotos die Wahrnehmungen, Imaginationen, Gedanken und Gefühle bezogen auf Deutschland und damit die (imaginären) Deutschlandbilder wider. Die materialisierten Bilder stellen also nicht *die* Deutschlandbilder dar, sondern *in* den Fotos nehmen die (imaginären) Deutschlandbilder *Gestalt* an. Demnach dürften sich materialisierte Bilder gut dazu eignen, um mentale Bilder mit zu rekonstruieren.

Daran anknüpfend gilt es aber, geeignete Auswertungsmethoden zu finden, um ers-tere interpretativ zu erschließen (vgl. Kap. IV. 2.). Bildtheoretisch stellen sich dabei zwei Herausforderungen, die aber auch mit Chancen einhergehen. Anders als bei Sprache gibt es – Breckner zufolge – weder Bildlexika noch Bildgrammatik mithilfe derer sich Sinn und Bedeutung von Bildern ableiten ließen. D.h. es gibt keine Vorgaben, wie bildliche Bedeutungseinheiten angeordnet sein müssten (wie das bei der sprachlichen Grammatik der Fall wäre) und auch kein Lexikon, mit dem sich die Bedeutung einzelner Elemente bestimmen ließe, zumal auch nicht eindeutig festlegbar ist, was eigentlich ein Bedeutungselement ist (vgl. Breckner 2012: 148). Hinzu kommt, dass Bilder sich stärker durch präsentative als durch diskursive Gehalte auszeichnen. Das bedeutet, dass ihre »Elemente ebenso wie ihr Gestaltzusammenhang aus der simultanen Präsenz aller bedeutungstragenden Elemente in ihrer Gestaltbeziehung zueinander hervortreten und eine Bedeutungsstruktur auch ganz plötzlich und schlagartig innerhalb kurzer Momente entstehen lassen« (Breckner 2012: 150). Damit werden Erlebnis-, Erfahrungs- und Gestaltungszusammenhänge bildlich auch »entgegen sprachlicher Aussagen« deutlich oder aber zeigen sich überhaupt erst über Bilder (ebd.: 161). Darin liegt nun auch eine der zentralen Chancen der Einbindung materialisierten Bildmaterials begründet: Dessen Analyse kann (»muss« aber keine) Informationen liefern, die über die Erkenntnisse hinausgehen, die sich aus dem Interviewmaterial gewinnen lassen. Dessen Einbezug scheint aber ebenso wichtig, da sich darin stärker diskursive Gehalte manifestieren, die deshalb von immenser Bedeutung sind, weil sie die von den Teilnehmenden vorgenom-

menen Plausibilisierungen enthalten. Daher erscheint für die vorliegende Arbeit eine Kombination aus Bild- und sprachlichen Methoden am gewinnbringendsten.

1.1.2 Fotografien als Methode

Aufbauend auf die vorausgegangenen Überlegungen zum Verständnis materialisierter Bilder will ich nun herausarbeiten, wie Fotos in der vorliegenden Arbeit eingesetzt werden und welchen Zweck ich damit verfolge. Zuvor ordne ich diese Methode jedoch in theoretische Überlegungen zum Einsatz von Fotografien in den Sozialwissenschaften ein.

In den Sozialwissenschaften firmiert die Forschung mit Fotografien oft unter den Bezeichnungen *photo elicitation* bzw. *photo interviewing* oder *photovoice*. Dahinter verbergen sich unterschiedliche methodische Zugänge, die ich hier kurz skizziere.

Bei *photo elicitation* handelt es sich um eine Methode, die in den Sozialwissenschaften schon seit Längerem etabliert ist (vgl. Harper 2002) und bei der Fotos eingesetzt werden, um in qualitativen Interviews Gesprächsimpulse zu liefern oder auch, um die Erinnerung der Befragten zu stimulieren (Wihořszky/Hartung/Allweiss et al. 2020: 87). Das Fotomaterial, das hierfür zum Einsatz kommt, existiert oft schon im Vorfeld (Harper 2008: 406) oder wird zum Teil auch von den Forschenden selbst angefertigt (ebd.: 408). Harper mahnt aber gerade in diesem Zusammenhang eine Sensibilität für die soziale Konstruktion von Bildern an, da sich in der Fotografie die Asymmetrie sozialer Beziehungen reproduziere (Harper 2008: 408): So sei es zwar einem Sozialwissenschaftler möglich, Obdachlose auf der Straße zu fotografieren, diese könnten sich aber nicht in die Lebenswelt eines Universitätspräsidenten »einschleichen und dort Aufnahmen machen« (ebd.: 408).

Die Methode der *photovoice* geht deshalb einen anderen Weg und versteht sich als dezidiert partizipatorisch. Anders als bei *photo elicitation* werden keine vorhandenen Fotos verwendet, sondern die Teilnehmenden werden gebeten, selbst Fotos aufzunehmen. An die Phase des Fotografierens schließen sich dann meist Gespräche in Form von focus groups oder anderen Interviewvarianten an, in denen die Teilnehmenden die Fotos »mit Sinn und Kontext füllen« (Wihořszky/Hartung/Allweiss et al. 2020: 87). Die partizipatorische Ausrichtung geht aber über die aktive Einbindung in die Datenerhebung hinaus: Die Teilnehmenden werden prinzipiell als Mitforschende gesehen, die oft schon bei der Ausarbeitung der Fragestellung mitwirken und später auch in die Auswertung der Daten miteinbezogen werden (ebd.: 91). Außerdem hat die Methode den expliziten Anspruch, Veränderungen anzustoßen (ebd.: 87).

Was nun meinen methodischen Zugang angeht, verortet sich dieser in gewisser Weise zwischen den weiter oben skizzierten methodischen Konzepten:

Ähnlich wie bei *photo elicitation* sehe ich in den von den Teilnehmenden aufgenommenen Fotos die Chance, Erzählungen hervorzurufen, da die Aufnahmen oft mit konkreten Erlebnissen verbunden sind, die anhand der Fotos erzählt werden können. Darüber hinaus können die Fotos den Einstieg in das Interview erleichtern sowie zu dessen Strukturierung beitragen (vgl. S. 96). Anders allerdings als bei *photo elicitation* meist üblich, lasse ich die Teilnehmenden die Fotos selbst aufnehmen, womit ich einen gezielt partizipatorischen Ansatz verfolge, der folgende Vorteile mit sich bringt:

Zunächst erhalten die Teilnehmenden durch den Auftrag, selbst Fotos zu machen, die Möglichkeit, sich mittels nicht-sprachlicher Mittel auszudrücken, so dass insbesondere implizite Inhalte, die oft nur schwer verbalisiert werden können, über diesen Kanal Ausdruck finden (können). Damit bietet die Methode nicht zuletzt für die neuangekommenen Teilnehmenden ein besonderes Potential, da die Interviews mit diesen (wenn auch auf eigenen Wunsch) in den meisten Fällen nicht in ihrer Muttersprache durchgeführt werden und die Fähigkeit sich in einer Fremdsprache (die Interviews wurden überwiegend auf Deutsch oder Englisch geführt, s.u.) differenziert auszudrücken, zwangsläufig geringer ist (vgl. auch: Rösler 2012: 142). Darüber hinaus birgt die an die Teilnehmenden gerichtete Bitte, Fotos aufzunehmen, das Potential, tiefergehende Reflexionsprozesse anzuregen, als das allein durch Interviews möglich wäre: Denn die Teilnehmenden müssen sich Gedanken dazu machen, welches Motiv sie wählen, wo sie dieses überall finden können, sich dann für einen entsprechenden Ort, eine Situation usw. entscheiden und bei der Umsetzung überlegen, wie sie das Foto konkret aufnehmen wollen (in Nahaufnahme, aus der Ferne usw.). Die an meiner Studie teilnehmenden Personen werden also aktiv als Forschungspartner*innen eingebunden, allerdings mit folgenden Unterschieden zur *photovoice*-Methode: Meine Untersuchung erhebt nicht den Anspruch, Änderungen herbeizuführen, zumal ich es für diskussionswürdig erachte, ob sich Wissenschaft einer derartigen Programmatik verschreiben sollte¹. Denn eigentlich ist die zentrale Aufgabe von Wissenschaft, »systematisch und methodisch zu erkunden (erforschen), was alles Wichtiges in der Welt der Fall ist und warum es der Fall ist« (Tetens 2010: 3018), d.h. Wissenschaft beschreibt, erklärt und ist um Verstehen bemüht. Die so gewonnenen Erkenntnisse können dann Impulse zur Lösung sozialer Problemstellungen liefern, wobei es bereits unterschiedliche Ansichten dazu gibt, inwiefern es sich dabei um eine originäre Aufgabe von Wissenschaft handeln solle. Während manche Disziplinen wie die Pädagogik sich diesem Anspruch stärker verpflichtet sehen, weist die Soziologie diesen eher von sich (vgl. z.B. Lempert 1963: 260). Liegt nun aber ein allzu starker Fokus auf dem Anstoßen von Veränderungen im Zuge der Forschung, könnte dies die oben genannten Aufgaben in den Hintergrund treten lassen oder diesen sogar zuwiderlaufen (z.B. indem ohne ausreichende wissenschaftliche Evidenz Themen und Probleme ausgemacht werden, die verändert werden sollen). Wenn ich nun aber Abstand nehme vom Veränderungsparadigma, heißt das nicht im Umkehrschluss, dass ich es für ausgeschlossen erachte oder gar zu verhindern versuche, dass durch meine Untersuchung Veränderungen z.B. bei den Teilnehmenden oder auch bei mir als Forscherin angestoßen werden. Wenn dies aber passiert, dann sollte das Gegenstand wissenschaftlicher Reflexionen und Erkenntnisbildung werden und eben nicht Teil wissenschaftlicher Programmatik.

Außerdem haben die Teilnehmenden in meiner Untersuchung nur teilweise den Status von Mitforschenden u.a. auch aus forschungspragmatischen Gründen: Um dem Anspruch, die Mitforschenden im gesamten Forschungsprozess auf Augenhöhe einzubinden, gerecht zu werden, bedarf es einer sorgfältigen Vorbereitung, Auswahl und Beglei-

1 Damit möchte ich nicht in Frage stellen, dass es Themen gibt, wo genau dies sinnvoll erscheinen mag. Ich würde es aber als schwierig erachten, dies zu einem generellen Forschungsparadigma zu erheben.

tung der Mitforschenden. Und selbst dann kann dieser partizipative Ansatz scheitern (vgl. Köppen/Schmidt/Tiefenthaler 2021: 209). Ein Umstand, der gerade dann wenig ersprießlich erscheint, wenn die Studie gleichzeitig eine Qualifikationsarbeit darstellt. Zudem muss der gesamte Forschungsprozess immer wieder auf den Prüfstand gestellt werden, um nicht am Ende doch (unnötige) Hierarchien zwischen Forschenden und Mitforschenden zu (re-)produzieren. Das bringt einen großen personellen und zeitlichen Aufwand mit sich, der in der vorliegenden Studie so nicht leistbar erschien. Dem legitimen Anliegen, auf Augenhöhe zu forschen, kann aber meines Erachtens auch »im Kleinen« Rechnung getragen werden. Dabei würde ich zunächst zur Diskussion stellen, ob nicht generell eine wertschätzende Haltung von Bedeutung ist, die sich über den gesamten Forschungsprozess erstrecken sollte. Diese Haltung kann dann um entsprechende Maßnahmen ergänzt werden bzw. sich auch in diesen manifestieren. In meiner Studie handelt es sich dabei um Momente der Mitbestimmung bei der Auswahl des Intervieworts, was die Dauer der Fotophase oder die Auswahl des Codenamens angeht. Diese – wenn auch nur »kleinen« – Maßnahmen wurden von den Teilnehmenden sehr begrüßt. Darüber hinaus erhielten die Teilnehmenden die Möglichkeit, sich (gegen Bezahlung) bei der Transkription und Übersetzung von Interviews oder aber auch bei der Interpretation der Fotos einzubringen.

1.2 Qualitatives Interview

Interviews stellen eine der gängigsten Forschungsmethoden in qualitativen Untersuchungen dar. Zwei der einschlägigsten Interviewformen, das narrative und das problemzentrierte Interview erschienen zunächst auch für die vorliegende Arbeit geeignet, auch wenn ich sie dann doch nicht verwendete. Im Folgenden zeichne ich zunächst den Interviewauswahlprozess nach, der in einem von mir vorgeschlagenen Schema zur Klassifikation qualitativer Interviews mündet.

1.2.1 Abwägungen zu einschlägigen Interviewmethoden

Narratives Interview

Die interpretative Sozialforschung ist eng mit narrativen Interviews verknüpft (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 92), mehr noch, in der interpretativen Sozialforschung stellen narrative Interviews (mit) die einschlägigste Methode dar (ebd.: 79). Das liegt sicherlich daran, dass Erzählungen ein großes Potential bei der Herausarbeitung von »elementaren und höherstufigen Orientierungskategorien« sowie von »Zeit-, Orts- und Motivationsbezüge(n)« (Schütze 1987: 14) beigemessen wird, die wiederum als Teil sozial geprägter Sinnstrukturen erachtet werden können. Aufgrund der interpretativen Ausrichtung dieser Arbeit erschien es daher zunächst naheliegend, die Interviews narrativ anzulegen (vgl. Utler 2017: 42).

Im Zuge der ersten Datenerhebungen zeigte sich allerdings, dass sich diese Methode für die speziellen Zwecke dieser Arbeit weniger eignet, und zwar aus folgenden Gründen: Der Fokus narrativer Interviews liegt insbesondere auf der Abbildung sozialer Prozesse (Schütze 1987: 15 u. 16) »in ihrem existenzweltlichen Hervorgebracht- und Erlebtwerden«

(ebd.: 16). Prozessstrukturen finden sich in meinen Daten allenfalls ansatzweise, stehen aber weder im Fokus dieser Forschungsarbeit noch erweisen sich diese in den Ausführungen der Teilnehmenden als zentral. Vielmehr zeichnet sich bei der Erhebung ab, dass die Teilnehmenden unter dem Schlagwort *Deutschland* eher verschiedene themenbezogene Facetten herausarbeiten als – wie es bei Schütze heißt – »prozessuale(n) Erscheinungen« (1987: 14). Das zeigt sich auch bereits in den Fotosets, bei denen sich zwar in Einzelfällen eine Prozessstruktur andeutet (z.B. beim Set *Statistik* 2016, das wie ein fotografisch festgehaltener Tagesablauf wirkt), die aber keine übergreifenden Rahmenerzählungen (Schütze 1987: 76) evozieren.

Daher entschied ich mich im Verlauf der Untersuchung dafür, eine Methodenanpassung vorzunehmen. Geeignet erschien zunächst das problemzentrierte Interview von Andreas Witzel (1985, 2000), da dieses stärker dialogische Elemente berücksichtigt und neben narrativen Impulsen auch gezielt Beschreibungen und Argumentationen integriert.

Problemzentriertes Interview

Das problemzentrierte Interview gehört mit dem narrativen Interview zu den am umfassendsten ausgearbeiteten Interviewmethoden, letztlich handelt es sich hierbei um eine Forschungsprogrammatik, die nicht nur den Erhebungs- sondern auch den Auswertungsprozess mit abdeckt (u.a. 1982, 1985, 2000). Wie die Bezeichnung bereits vermuten lässt, fokussiert Witzels Methode Probleme, und zwar gesellschaftlich relevante Problemstellungen (z.B. Witzel 1985: 230), die vom Forschenden ausgemacht werden, mit dem Ziel, subjektive Sinnbezüge, Sicht-, Erfahrungs- und Handlungsweisen zu erfassen (Mey/Mruck 2011: 266). Hierfür formuliert Witzel grundlegende Prinzipien (Problemzentrierung, Gegenstandsorientierung, Prozessorientierung) sowie sehr konkrete Überlegungen zu den Teilelementen des problemzentrierten Interviews (qualitative Interviews, biographische Methode, Fallanalyse, Gruppendiskussion) einschließlich einer Konkretisierung der einzelnen Instrumente des Interviews (Kurzfragebogen, Leitfaden, Tonbandaufzeichnung und Postscriptum; Witzel 1985: 236) sowie einer Formulierung von Kommunikationsstrategien (Witzel 1985: 245) und -formen (Zurückspiegelung, Verständnisfrage und Konfrontation, ebd.: 247).

Was nun die Eignung der Methode für mein Forschungsvorhaben angeht, zeigen sich zunächst zahlreiche Anknüpfungspunkte: Denn die von mir gestellte Frage, wie Menschen, die in Deutschland leben, Deutschland sehen, hat meines Erachtens eine ungemeine Bedeutung für das Zusammenleben in Deutschland und ist damit von gesellschaftlicher Relevanz. Gleichzeitig drängt sich die Frage auf, ob der Problembegriff hier nicht insofern schwierig ist, als er den wissenschaftlichen Blick zu stark auf Herausforderungen und Schwierigkeiten lenkt. Das macht wiederum die Herausarbeitung positiv konnotierter Varianten unwahrscheinlicher und erhöht gleichzeitig die Gefahr, wissenschaftliche Artefakte zu generieren (im Sinne von: ich suche nach Problemen und finde welche).

Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich auch, was den Punkt der Prozessorientierung angeht: Hier fordert Witzel, über die im wissenschaftlichen Kontext ohnehin übliche Berücksichtigung theoretischer Konzepte und des Forschungsstands hinausgehend, einen Einbezug der »Erfahrungen von Experten« sowie die Untersuchung der »objektiven

Rahmenbedingungen, [...] von denen die betroffenen Individuen abhängig sind« (Witzel 1985: 230). Die Verwendung von Expertenaussagen sowie die Analyse der Rahmenbedingungen mögen je nach Forschungsgegenstand sinnvoll sein, eine a priori Setzung für jegliche Untersuchungen erscheint mir aber einmal mehr als zu voraussetzungsvoll und zudem auf meine Arbeit nur schwer übertragbar: Wer würde in einer Arbeit, die sich gezielt für subjektive Sichtweisen auf Deutschland interessiert, als Expert*in herangezogen? Welche Rahmenbedingungen gälte es hierbei zu analysieren und würde damit nicht bereits eine Analyserichtung vorgegeben?

Die bisher deutlich gewordenen Probleme mit einzelnen Aspekten des problemzentrierten Interviews ließen sich noch fortsetzen, so verzichte ich beispielsweise bewusst auf den von Witzel (1985) vorgeschlagenen Kurzfragebogen.

Nun ließe sich argumentieren, Witzels Prinzip der Gegenstandsorientierung sähe eine Anpassung des Forschungsinstruments explizit vor. Dafür spricht sich insbesondere Mey aus, der die Prämisse *Methodenanwendung ist immer auch Methodenentwicklung* als Aufforderung zur Weiterentwicklung einer Methode und nicht zur Entwicklung neuer Methoden verstanden wissen will (Mey 2005: 4²). Demgegenüber konstatieren andere Forschende, die Einhaltung der Grundprinzipien (Problem-, Gegenstands- und Prozessorientierung) sowie der formalen Durchführungskriterien (Kurzfragebogen, Aufzeichnung, Leitfaden und Postscript) gehöre unabdingbar zum problemzentrierten Interview, andernfalls würde es sich nicht um ein solches handeln (Misoch 2019: 76). Da das Verfahren dann aber sehr komplex und umfangreich ist, wirkt es schnell impraktikabel. Das wiederum trägt vielleicht zur – von Mey kritisierten – »vorschnellen« Entwicklung neuer Methoden bei (Mey 2005: 4). Gleichzeitig ist aber auch zu beobachten, dass Interviewmethoden angewandt werden, die für den Forschungsgegenstand nicht passend sind. Dieses Phänomen ist mir beispielsweise bei der Betreuung von Qualifikationsarbeiten wiederholt begegnet. Ich möchte deshalb zur Diskussion stellen, ob sich in den skizzierten Problemen nicht ein grundlegendes offenbart, das – vereinfacht gesprochen – aus einer Diskrepanz zwischen dem Entstehungs- und Anwendungskontext resultiert, wie ich im folgenden Teilkapitel erörtere.

1.2.2 Genese der Interviewprogrammatiken und Überlegungen einer Neujustierung

Methoden wie das problemzentrierte Interview wurden – zumindest was die psychologische Forschungsrichtung angeht – als Reaktion auf eine quantitativ geprägte Forschungslandschaft entwickelt, in der qualitative Methoden kaum Berücksichtigung fanden und Interviews allenfalls zur vorwissenschaftlichen Sondierung eingesetzt wurden (Witzel 1985: 235). Die Forschungsprogrammatik diente deshalb als solides wissenschaftliches Fundament, dem sicherlich auch die Funktion einer Absicherung gegen Kritik zukam. Gleichzeitig wurden die jeweiligen Methoden – und auch das gilt es zu berücksichtigen – für spezifische Forschungsgegenstände entwickelt und sind demzufolge natürlich auf diese zugeschnitten.

2 Da mir nur das Reprint vorliegt, weichen die Seitangaben von der Originalquelle ab (vgl. S. 98).

Mehrere Jahrzehnte später lässt sich postulieren, dass die fundierten methodologischen Ausarbeitungen von Forschenden wie Witzel, Schütz und anderen (z.B. Merton/Kendall 1979) ihr Ziel nicht verfehlt haben: Die interpretative Sozialforschung hat sich etabliert und Methoden wie das qualitative Interview sind weit davon entfernt, nur als Sondierungsinstrument angesehen zu werden. Dies gilt zum Teil sogar für die psychologische Forschung, was sich daran verdeutlichen lässt, dass sich in einem der einschlägigen, quantitativ ausgerichteten Lehrbücher (Döring/Bortz 2016) mittlerweile mehrere Kapitel (ebd.: z.B. Kap. 3.3, 9.2, 10.1, 10.2) ausführlich qualitativen Methoden widmen und dabei nicht nur einzelne Erhebungsmethoden wie halbstrukturierte Interviews darstellen, sondern auch auf die zugrundeliegende interpretative Methodologie als solche eingehen (ebd.: 16). Die interpretative Sozialforschung scheint also als Wissenschaft mittlerweile »ernst« genommen zu werden, was wiederum die Frage aufwirft, ob es der sehr umfassenden und bisweilen kleinteilig ausformulierten Forschungsprogramme in ihrer ursprünglichen Form überhaupt noch bedarf? Wäre es nicht vielmehr sinnvoller, aus den kleinteiligen Programmatiken allgemeine Prinzipien für qualitative Interviews abzuleiten und darauf aufbauend grundlegende Dimensionen herauszuarbeiten, anhand derer dann für den jeweiligen Forschungsgegenstand und die damit verbundene Zielsetzung die adäquate Interviewvariante bestimmt werden kann?

Vor diesem Hintergrund entwerfe ich im Folgenden – dezidiert offen für Weiterentwicklungen – erste kursorische Überlegungen zu möglichen Grundprinzipien und zentralen Dimensionen, die – je nach Forschungsgegenstand – unterschiedliche Ausprägungen annehmen können. All diese leite ich aus den einschlägigen Arbeiten und Forschungsprogrammatiken ab. Damit sollen allerdings die vorher thematisierten Interviewformen nicht obsolet werden, vielmehr plädiere ich dafür, diese aus den starren Gerüsten ihrer Forschungsprogrammatiken gleichsam »herauszuschälen« und als Methode mit einer speziellen inhaltlichen Ausrichtung zur Erforschung bestimmter Themen und Bereiche zu behandeln und ggf. entsprechend zu schärfen. Darin könnte m.E. auch ein Potential für Interviewformen wie das narrative Interview oder das problemzentrierte Interview liegen, bei denen es sich dann um klar umrissene Spezialformen zur Erforschung bestimmter Themenkomplexe (z.B. Biographien, soziale Problemstellungen usw.) handeln könnte. Prinzipien zur Durchführung von Interviews (beispielhaft hierfür siehe: Mey/Mruck 2011: 268–275) oder Auswertungsverfahren stellen dann eigenständige Komplexe dar. Letzteres macht meines Erachtens insofern Sinn, als es mittlerweile zahlreiche, theoretisch fundierte Auswertungsmethoden gibt (u.a. Bohnsack 2013; Strauss/Corbin 1996; Straub 1999), die über die Vorschläge³, die in Verbindung mit den Erhebungsmethoden (z.B. Witzel 1985: 242–244) geliefert werden, deutlich hinausreichen und doch anschlussfähig sind an die gängigen Interviewmethoden. Die im Folgenden vorgeschlagene Klassifikation von Interviews würde zudem eine höhere Anschluss-

3 Witzel gibt in seinem Beitrag zu bedenken, dass sich eine »Auswertungsmethodik überhaupt nur in relativ allgemeinen Techniken beschreiben lasse« (Witzel 1985: 242), weil »die Gestaltung des Erkenntnisfortschrittes untrennbar mit den inhaltlichen Anforderungen des Gegenstands verbunden« sei (ebd.: 242); ein Argument, das ich hier auch für den Erhebungsgegenstand stark machen möchte.

fähigkeit an angloamerikanische Diskurse gewährleisten, in denen die – in Deutschland gängige Einteilung nach Interviewformen – eine deutlich untergeordnete Rolle einnimmt, während der Fokus ebenfalls auf der Konkretisierung bestimmter Dimensionen liegt (vgl. z.B. Brinkmann 2018).

1.2.3 Das qualitative Interview als eigenständige Methode

Grundlegende Prinzipien

Als grundlegende Prinzipien für qualitative Interviews schlage ich Offenheit, Gegenstandsorientierung sowie Raum für Kontextualisierung und Spezifität vor. Damit lehne ich mich vornehmlich an Überlegungen von Witzel (1985) sowie Merton und Kendall (1956) an, allerdings mit kleineren Anpassungen.

Offenheit

Das Prinzip der *Offenheit* gilt als allgemeines Prinzip interpretativer Sozialforschung (Hoffmann-Riem 1980: 343), wird darüber hinaus aber auch im Zusammenhang mit qualitativen Interviews immer wieder angeführt (z.B. Lamnek/Krell 2016: 330; Misoch 2019: 67; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 124; Witzel 1985: 228–229), wenn auch mit unterschiedlichen Konnotationen. Siegfried Lamnek und Claudia Krell (2016) sowie Witzel (1985) und Misoch (2019) nennen Offenheit als grundlegendes Prinzip, wobei Lamnek und Krell (2016) je nach Interviewform von verschiedenen Graden der Offenheit sprechen und Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2021: 124) das Prinzip der Offenheit nur im Zusammenhang mit offenen Leitfadeninterviews anführen. Diese Unterschiede lassen sich vermutlich damit begründen, dass Offenheit auf unterschiedliche Aspekte bezogen wird: So verstehen Przyborski und Wohlrab-Sahr unter dem Prinzip der Offenheit das Stellen offener Ausgangsfragen bei offenen Leitfadeninterviews (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 128); Offenheit wird hier also auf die »operative« Ebene, genauer auf die Fragegestaltung bezogen. Witzel und Misoch⁴ hingegen setzen deutlich grundlegender an und verstehen unter Offenheit den Verzicht auf eine »ex ante« Hypothesenbildung (Witzel 1985: 228; Misoch 2019: 66). Lamnek und Krell meinen mit Offenheit wiederum den Verzicht auf eine theoretische Vorstrukturierung des Forschungsgegenstandes zugunsten einer Strukturierung durch die Befragten (Lamnek/Krell 2016: 330). Witzel teilt den Fokus auf die Befragten. Er fordert eine Konzentration auf die Problemsicht der Subjekte und damit eine Aufschlüsselung des Sinns, den die Individuen ihren Handlungs- und Deutungsmustern unterlegen (Witzel 1985: 228). Anders als Lamnek und Krell sieht er jedoch nicht von einer theoretischen Vorstrukturierung ab, sondern plädiert für eine Verschränkung von bestehendem und zu ermittelndem Wissen (Witzel 1985: 231) im gesamten Forschungsprozess⁵. Das ist vermutlich der

4 Misoch führt das Prinzip der Offenheit zwar im Kapitel zur Leitfadengestaltung an, schreibt aber, dass der Leitfaden den drei Grundprinzipien qualitativer Forschung folge (Misoch 2019: 66).

5 Hier sei auf folgende von Witzel (1985) vorgenommene Differenzierung hingewiesen: Das Prinzip der Offenheit führt Witzel im Rahmen eines theoretischen Hintergrunds zum problemzentrierten Interview an (ebd., S. 228), die weiteren Ausführungen zum Verhältnis von Vorwissen und Empirie erfolgen dann aber unter dem Schlagwort der Problemzentrierung (ebd., S. 231). Zwei Gründe sprechen dafür, diese dennoch hier einzubeziehen: Einmal, weil andere Autor*innen (s.o.) ver-

Grund, warum Lamnek und Krell (2016) dem problemzentrierten Interview nur eine »weitgehend(e)« Offenheit bescheinigen (ebd.: 362).

Die Überlegungen zur Offenheit setzen also an verschiedenen Ebenen an und fokussieren zudem sehr unterschiedliche Aspekte. Vor dem Hintergrund des hier unternommenen Versuchs, Grundprinzipien zu definieren, die allgemein für qualitative Interviews gültig sind, schlage ich folgendes Verständnis von Offenheit vor:

Mit Offenheit ist eine offene Grundhaltung bei der Realisierung und Gestaltung qualitativer Interviews gemeint, die sich sowohl in der Art, wie die Fragen formuliert sind, als auch in der generellen Interviewgestaltung widerspiegelt.

Damit klammere ich die oben ebenfalls angeführte Forderung nach einem Verzicht auf eine ex-ante-Hypothesenbildung sowie der Einbindung theoretischen Wissens in die Interviewdurchführung aus, und zwar aus folgenden Gründen: Eine Formulierung von Hypothesen, die im Zuge des Forschungsprozesses überprüft werden, läuft den Grundprinzipien der interpretativen Forschung zuwider (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 203–203). Der Verzicht darauf sollte also eine Selbstverständlichkeit darstellen und keiner eigenen Erwähnung bedürfen. Außerdem beziehen sich die hier entworfenen Grundprinzipien ausschließlich auf die Interviewausgestaltung und -durchführung und nicht auf den gesamten Forschungsprozess. Was wiederum den von Witzel propagierten Einbezug theoretischen Wissens in die Interviewgestaltung angeht wurde oben bereits deutlich, dass dieser in unterschiedlichem Ausmaß erfolgen kann, weshalb ich diesen bei den unten vorgeschlagenen variablen Dimensionen wieder aufgreife (vgl. S. 95).

Doch nun zurück zum hier vorgeschlagenen Verständnis von Offenheit. Bezogen auf die Interviewfragen greife ich Przyborskis und Wohlrab-Sahrs (2014) Vorschlag auf, demzufolge eine offene Anfangsfrage gestellt werden sollte, die so gestaltet ist, »dass sie den Interviewpartner in die Lage versetzt, den zur Diskussion stehenden Sachverhalt aus seiner Sicht zu umreißen« (ebd.: 140). Ergänzend ist meines Erachtens von Bedeutung, dass im Interview generell offene (im Gegensatz zu geschlossenen) Fragen gestellt werden sollten, also Fragen, die nicht nur mit »ja« oder »nein« beantwortet werden können. Diese Forderung mag profan erscheinen, meine Erfahrung in Sachen Interviewdurchführung, aber auch einschlägige Forschungsarbeiten (Hopf 1978: 103) zeigen jedoch, dass Anspruch und Realität oft stark auseinanderdriften.

Die Bedeutung der Offenheit bei der Interviewgestaltung lässt sich ebenfalls aus den Ergebnissen der Untersuchung von Christel Hopf (1978) ableiten: Wie sie zeigt, tendieren Interviewer*innen dazu, sich im Sinne einer »Leitfadenbürokratie« (ebd.: 101) an den Fragen, die im Leitfaden formuliert sind, zu orientieren, anstatt an die Äußerungen der interviewten Person anzuknüpfen (ebd.: 103). Aspekte, die für die Forschungsfrage auch

gleichbare Überlegungen unter dem Schlagwort der »Offenheit« anstellen und zum anderen, weil Witzel das Verhältnis von theoretischem (Vor-)Wissen und Interviewführung sowohl im Kontext der Offenheit (da eher als grundlegendes Prinzip) als auch bezogen auf die konkrete Forschungspraxis erörtert.

wichtig sein könnten, sowie Schwerpunktsetzungen der Interviewten werden oft ignoriert oder nicht näher berücksichtigt. Deshalb sollte die Offenheit gegenüber dem Gesagten, möglicherweise auch Unerwartetem, eine zentrale Grundhaltung bei der Durchführung jeglicher qualitativer Interviews darstellen.

Gegenstandsorientierung

Mit dem Kriterium der *Gegenstandsorientierung* plädiert Witzel dafür, die gewählte Methode an den jeweiligen Forschungsgegenstand anzupassen (Witzel 1982: 70 u. Witzel 1985: 232). Mit dieser Forderung verbindet er eine Kritik an der, wie er es nennt, »häufig geübten Praxis«, bestehende Methoden aus Lehrbüchern zu übernehmen oder auch zu entwickeln, ohne aber deren Eignung für den Forschungsgegenstand zu prüfen. Dieses nicht selten in der quantitativen Forschung zu findende Vorgehen könne aber »wenig zur Klärung reflexiver sozialer Zusammenhänge beitragen« (Witzel 1982: 70). Mit Verweis auf Blumer (1973) setzt sich Witzel demgegenüber dafür ein, Methoden als Hilfsmittel zu verstehen, die sich an den Forschungsgegenständen orientieren müssen, um diesen auch gerecht zu werden. Bei diesem Prinzip sollte es sich demnach um eine zentrale Grundannahme handeln, die für alle gewählten Varianten oder Formen des qualitativen Interviews gilt. Die Anpassung an den Forschungsgegenstand kann dann auf der Grundlage der von mir vorgeschlagenen Dimensionen (s.u.) erfolgen.

Raum für Kontextualisierung und Spezifität

Unter dem dritten, hier vorgeschlagenen, Prinzip vereine ich Kontextualisierung und Spezifität, zwei andernorts getrennt bzw. etwas anders gefasste Prinzipien (z.B. Merton/Kendall 1946; Hopf 1978). Deren Kombination erscheint aber insofern sinnvoll, als beide zusammen genommen die Dichte und Reichhaltigkeit des Datenmaterials ausmachen, die wiederum für die spätere Auswertung wichtig sind. Dieses Prinzip steht zudem in einem engen Verhältnis zur Offenheit (s.o.), zielt aber deutlich stärker auf die Interviewäußerungen, genauer, deren Ausgestaltung ab.

Spezifität heißt, die Befragten können die Aspekte, die für die Forschungsfrage relevant sind, so erörtern, dass der subjektive Sinn bzw. die subjektiv verliehene Bedeutung deutlich werden (Hopf 1978: 99; Merton/Kendall 1946: 549). Was Kontextualisierung auszeichnet, lässt sich gut mit einem Zitat von Przyborski und Wohlrab-Sahr veranschaulichen. Ihnen zufolge sollen Sachverhalte »in ihrer situativen Einbettung, in ihrem sozialen, institutionellen und persönlichen Kontext sowie im Hinblick auf ihre subjektive (bzw. auch institutionelle) Relevanz« (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021: 141) erörtert werden können. Wie nun der Raum für Kontextualisierung und Spezifität geschaffen wird, sei es mittels Nachfragen oder Erzählimpuls, ist dann eine Frage der Interviewausgestaltung (vgl. S. 98).

Dimensionen qualitativer Interviews und ihre Ausprägungen

Aufbauend auf den o.g. Grundprinzipien schlage ich nun vier bzw. fünf Dimensionen mit jeweils zwei Polen vor. Anhand dieser Dimensionen kann jede*r Forscher*in ein qualitatives Interview designen, das für das eigene Forschungsanliegen passgenau ist. Oder um es bildlich auszudrücken: Die Dimensionen haben verstellbare Regler, die jeweils in-

dividuell so eingestellt werden können, dass der Untersuchungsgegenstand bestmöglich erfasst werden kann. Konkret handelt es sich dabei um folgende Dimensionen: Strukturierung, Einsatz narrativer und dialogischer Elemente, deduktive vs. induktive Vorgehensweise und Interviewverständnis, mit den Polen Interview als soziale Praxis und Interview als Forschungsinstrument.

Grad der Strukturierung

Der Grad der Strukturierung stellt ein klassisches Beschreibungskriterium qualitativer Interviews dar, das meist mit der Verwendung eines Leitfadens in Zusammenhang gebracht wird (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 208), wenn auch andere Strukturierungsformen denkbar sind (z.B. der Einsatz von Bild- oder Videomaterial). Je nachdem, ob überhaupt ein Leitfaden verwendet wird und in welchem Ausmaß es möglich ist, von den Fragen und deren Reihenfolge abzuweichen, ist der Grad der Strukturierung niedriger oder höher. Allerdings sei angemerkt, dass ein Interviewleitfaden, der es nicht ermöglicht, von den Fragen abzuweichen und auf das Gesagte einzugehen, dem Prinzip der Offenheit zuwiderlaufen würde. Somit sind dem Strukturierungsgrad auch Grenzen gesetzt.

Die Strukturierung in Interviews kann darüber hinaus auch an der Formulierung der Fragen festgemacht werden. So unterscheiden Robert Merton und Patricia Kendall (1946) beim fokussierten Interview zwischen unstrukturierten, halbstrukturierten und strukturierten Fragen. Erstere seien »stimulus and response free«, zweite »stimulus structured and response free« oder »response structured and stimulus free« und letztere »stimulus structured and response structured« (ebd.: 546). Mit »Stimulus« ist dabei Film- oder Radiomaterial gemeint, das im fokussierten Interview – sofern es den Teilnehmenden nicht bereits bekannt ist – vorab präsentiert wird und dann im Interview den Aufhänger bildet.

Die Überlegungen können aber auch auf andere Interviewformen übertragen werden, wie sich anhand folgender konkreter Beispiele verdeutlichen lässt. Die Frage »What stood out especially in this radio program?« (Merton/Kendall 1946: 546) bezeichnen Merton und Kendall als *vollkommen frei*, da die interviewte Person selbst entscheiden könne, worauf sie ihren Fokus legt. Eine Strukturierung bezogen auf den Stimulus, aber mit »Antwortfreiheit« enthalte wiederum folgende Frage: »How did you feel about the part describing Jo's discharge from the army as a psychoneurotic?« (ebd.: 546). Was bei Merton und Kendall unter Stimulus läuft, ließe sich nun auch allgemeiner als Bezug auf den Forschungsgegenstand formulieren und somit auf das qualitative Interview generell übertragen. Allerdings ist darauf zu achten, dass die Strukturierung des Antwortformats und des »Stimulus« nicht zu starr gestaltet werden, damit sie nicht dem Prinzip der Offenheit zuwiderlaufen.

Unabhängig von den bisher diskutierten Strukturierungsmaßen sei noch darauf verwiesen, dass mehreren Autor*innen zufolge ein Interview nie gänzlich unstrukturiert ist, da die Interviewsituation schon allein durch die beteiligten Personen mit ihrem jeweiligen Frage- bzw. Antwortverhalten strukturiert wird (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 215). Zudem erscheint eine Strukturierung durch die interviewte Per-

son in einem gewissen Maß sogar wünschenswert, da dies einen Zugang zu den Sinn- und Relevanzsetzungen der interviewten Person ermöglicht.

Beim Design eines qualitativen Interviews gilt es aber vor allem zu entscheiden, in welchem Grad eine Strukturierung *durch die Interviewer*in* erfolgen soll, und zwar einerseits im Interview durch die Fragen- und Interviewgestaltung und andererseits was die (Vor-)Strukturierung durch Leitfäden angeht.

Abbildung 1: Regler Strukturierung (durch Interviewer*in)



In meiner Untersuchung bilden, wie oben bereits angesprochen, die von den Teilnehmenden aufgenommenen Fotos die Grundlage für die Interviews. Damit existiert eine gewisse Vorab-Struktur, da die entwickelten Fotos – die in der aufgenommenen Reihenfolge vorliegen – im Interview besprochen werden. Da aber Struktur nicht von mir als Interviewerin und Studienleiterin vorgegeben wird, sondern die Teilnehmenden – mittels der im Vorfeld aufgenommenen Fotos – die Inhalte selbst vorgegeben haben, geht die Strukturierung nicht auf mich als Studienleiterin zurück und ist insofern geringer ausgeprägt. Die Fragen, die ich als Interviewerin stelle, sind darüber hinaus bewusst unstrukturiert (im Sinne Mertons und Kendalls, s.o.) und nehmen erst im Rahmen der Nachfragen semistrukturierten Charakter an. Um eine weitere Flexibilität im Interview herzustellen, können die Teilnehmenden selbst entscheiden, in welcher Reihenfolge sie die Fotos behandeln: Dazu lege ich zu Beginn des Interviews den Stapel der entwickelten Fotos auf den Tisch und biete den Teilnehmenden an, die Fotos vor sich aufzulegen oder – wahlweise – der Reihe nach zu behandeln. Außerdem haben sie im Interview die Möglichkeit, zwischen den Fotos hin und herzuspringen. Obwohl also eine gewisse Strukturierung vorhanden ist, handelt es sich durch die eingeräumte Flexibilität, die vor allem auch auf das Mitbestimmungsrecht der interviewten Person setzt, eher um einen mittleren Grad der Strukturierung.

Grad der Standardisierung

Das Kriterium der Standardisierung wird häufig zur Unterscheidung zwischen quantitativen und qualitativen Zugängen herangezogen (Przyborski/Wohlrab-Sahar 2021: Kap. 2): Während für erstere die Standardisierung von zentraler Bedeutung ist, da dadurch die Vergleichbarkeit und Quantifizierbarkeit der Aussagen gewährleistet wird, nimmt letztere weitestgehend Abstand von standardisierten Zugängen. Daher erscheint die Frage nach der Standardisierung vor allem für Interviews relevant, die einer quantitativen Forschungslogik folgen und deshalb beispielsweise mit vorformulierten Fragen arbeiten, zu denen bisweilen vorgegebene Antwortmöglichkeiten existieren, die in einer vorab festgelegten Reihenfolge abgehandelt werden. Da sich das hier vorgeschlagene Schema auf qualitative Interviews im Rahmen der interpretativen Sozialforschung

bezieht, ist diese Form der Standardisierung außen vor. Zwar sind auch qualitative Interviews nicht vollkommen frei von Standardisierung, wie sich an den meist einheitlich formulierten Eingangsimpulsen verdeutlichen lässt, die im Prinzip allen Teilnehmenden in gleicher Form gestellt werden. Davon abgesehen variieren die Standardisierungen aber im Normalfall nicht, weshalb diese Dimension im Kontext der interpretativen Sozialforschung als wenig trennscharf erscheint.

Einsatz narrativer und dialogischer Elemente

In Interviews können sowohl narrative als auch dialogische Elemente Einsatz finden. Letztere zeigen sich beispielsweise in Form von Nachfragen, die vornehmlich Argumentationen und Beschreibungen evozieren (Mey 2000). Narrative Impulse, die oft zu Beginn eines Interviews gesetzt werden, zielen wiederum auf die Generierung von Erzählungen ab. Um den Erzählmodus aufrecht zu erhalten, begibt sich die Interviewperson in die Rolle eine*r Zuhörer*in (z.B. Rosenthal/Loch 2002; Mey 2000: 1⁶).

In der qualitativen Forschung war und ist das Verhältnis von Erzählungen einerseits und Argumentationen und Beschreibungen andererseits eher »hierarchisch« geprägt. D.h. letztere werden – salopp gesprochen – als Textsorten »zweiter Klasse« erachtet, während Narrationen ein hoher Stellenwert beigemessen wird, weil diese – so die einhellige Annahme – einen unmittelbaren Zugang zum inneren Erleben eröffnen (Schütze 1983: 285; Mey 2000: 9⁷). Das Stegreiferzählen wird dabei auch als das »ursprünglichste Arrangement der fokussierten Kommunikation über Weltsachverhalte« (Schütze 1987: 83) erachtet. Kommunikationsverfahren wie Beschreibungen oder Argumentationen würden hingegen erst dadurch entstehen, dass im Zuge der Stegreiferzählungen eigener Erlebnisse Rekonstruktionen vorgenommen werden (ebd.: 83).

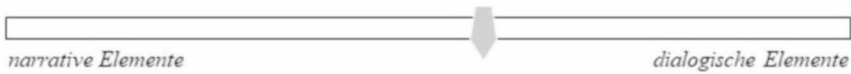
Demgegenüber gibt es auch Stimmen, die Beschreibungen und Argumentationen einen größeren Stellenwert einräumen (vgl. z.B. Witzel 1985: 250): Diese seien für das Verständnis von Erzählungen wichtig (Mey 2000: 12), und zwar einmal, da dadurch der Gesamtzusammenhang besser erfasst werden könne, aber auch, weil vorgreifende Interpretationen durch den Interviewer korrigiert werden könnten (Witzel 1985: 245). Zudem gibt Mey zu bedenken, dass die skizzierte Textsortentrennung zu analytischen Zwecken sinnvoll sein mag, aber in der Empirie so ohnehin nicht auffindbar sei (Mey 2000: 12). Aber auch der methodische Blick auf Argumentationen und Beschreibungen beginnt sich vorsichtig zu wandeln, so konstatiert Arnd-Michael Nohl, dass auch diese Textsorten interpretativ erschlossen werden könnten (Nohl 2017: 105).

Daran anknüpfend schlage ich vor, narrativen und dialogischen Elementen einen gleichberechtigteren Status in der interpretativen Forschung einzuräumen und es vom Forschungsgegenstand und der Fragestellung abhängig zu machen, welche Ausprägung gewählt wird (bzw. wie »der Regler eingestellt wird«).

6 Die hier angegebene Seitenzahl bezieht sich nicht auf den Originalbeitrag, sondern auf das Postprint, das von SSOAR herausgegeben wird. Im Postprint findet sich ein Zitationshinweis mit der Empfehlung, den Originalartikel zu zitieren. Da die Seitenaufteilung des Postprints und des Originalartikels vermutlich nicht übereinstimmen, mir aber der Originalartikel nicht vorliegt, gebe ich nicht die Seitenzahlen des Originalartikels an, sondern die Seitenzahl des Postprints.

7 Seitenzahl des Postprints, siehe vorausgegangene Fußnote.

Abbildung 2: Regler Kommunikationsverfahren



In der vorliegenden Arbeit nehmen dialogische Elemente einen etwas größeren Anteil ein, was vor allem auf den Einsatz der Fotos zurückzuführen ist. Diese sollten eigentlich als Erzählimpulse fungieren (vgl. Utler 2017), doch zeigt sich im Zuge der Interviews, dass es Sinn macht, wenn die Befragten zunächst beschreiben, was auf dem Bild zu sehen ist, und erläutern, warum sie dieses aufgenommen haben. Erzählungen folgen erst im Anschluss daran oder lassen sich mittels konkretisierender Nachfragen evozieren. Die so entstehenden Daten erweisen sich allerdings auch für die Auswertung und das Zusammenspiel aus Interviews und Fotos als hilfreich, da sie insbesondere im Rahmen der Bildanalyse einen wichtigen Vergleichshorizont liefern.

Deduktiv-induktive vs. induktive Vorgehensweise

Die interpretative Sozialforschung versteht sich prinzipiell eher als theoriengenerierend und damit als induktiv. Dennoch stellt sich sowohl bei der *Datenerhebung* als auch bei der *-auswertung* (vgl. S. 120) die Frage, inwieweit und an welchen Stellen theoretische (Vor-)Überlegungen Eingang finden sollen.

Witzel (2000) plädiert für ein induktiv-deduktives Wechselspiel, das sich zum einen im Erhebungsprozess zeigt, bei dem die Fragen aus dem »unvermeidbare(n) Vorwissen« (ebd.: 2) abgeleitet werden sollten, während im Interview dann aber die Problemsicht der*s Interviewten im Vordergrund stehen sollte. Doch auch dort könne und solle das theoretische Wissen, beispielsweise in Form von Nachfragen, Eingang in das Interview finden (ebd.: 2).

Bei anderen Interviewmethoden wird der Einbezug theoretischen Wissens hingegen nicht explizit erwähnt und nimmt somit allenfalls eine untergeordnete Rolle ein. Das zeigt sich auch daran, dass beispielsweise im narrativen Interview von den Forschenden initiierte Themen, die häufig theoretisches Wissen enthalten, erst am Ende als exmanente Fragen abgehandelt werden sollen (z.B. Nohl 2017: 15).

Ich schlage nun eine Dimension mit den Polen deduktiv-induktiv und induktiv vor, über deren Ausprägung einmal mehr der Abgleich mit dem Forschungsgegenstand bestimmt.

Abbildung 3: Regler Vorgehensweise



In meiner Arbeit werden deduktive Momente hintangestellt, da ein Großteil der Untersuchungsergebnisse zu Deutschlandbildern auf dem theoretischen Konzept der Ste-

reotype basiert, das für diese Arbeit – wie andernorts erörtert – nicht gewählt wird und somit daraus abgeleitete Fragen wenig zielführend erscheinen (vgl. S. 25).

Interviewverständnis und Kontextreflexion

Die Dimension, die ich in diesem Teilkapitel vorschlage, bezeichne ich als *Interviewverständnis*. Anders als die bisher skizzierten Dimensionen, die sich auf die konkrete Interviewplanung und -durchführung beziehen, lässt sich das Interviewverständnis auf einer Metaebene verorten. Allerdings hängen die Ebenen insofern zusammen, als das propagierte Interviewverständnis Konsequenzen für die jeweiligen Dimensionen und deren Ausprägungen hat und umgekehrt.

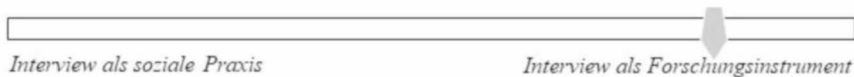
Auseinandersetzungen mit der Frage, welches Interviewverständnis dem eigenen Vorgehen zugrunde liegt, finden weniger im deutschen als im angloamerikanischen Sprachraum statt. Heruntergebrochen auf die zweidimensionale Logik, an der sich die bisherigen Ausarbeitungen orientierten, bewegen sich die Diskussionen zum Interviewverständnis zwischen den Polen Interview als »Forschungsinstrument« vs. Interview als »soziale Praxis« (Brinkmann 2016: 525). Bei Interviews, die als Forschungsinstrument eingesetzt werden, steht das *Was* der Kommunikation im Vordergrund (ebd.: 525). Sie zielen darauf ab, dass die Interviewten ihre gelebten Erfahrungen zu den Interviewenden transferieren. Werden Interviews hingegen als soziale Praxis angesehen, dann steht das *Wie* und damit einhergehend die Frage im Zentrum, wie in der situierten Interaktionssituation des Interviews über die Dinge gesprochen wird. Im deutschsprachigen Raum widmet sich die dokumentarische Methode unter dem Schlagwort der habitualisierten Alltagspraxis ebenfalls dem *Wie* der sozialen Praxis (Bohnsack 2013), allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: In den meist eingesetzten Gruppendiskussionen interessiert das *Wie* der *Beforschten*, während sich Brinkmann auf die soziale Praxis bezieht, die sich zwischen Interviewer*in und der interviewten Person abspielen.

Brinkmann spricht sich nicht für eine der beiden Sichtweisen aus, sondern plädiert vielmehr dafür, beide als legitim zu erachten (Brinkmann 2018). Problematisch würden diese erst dann, wenn sie auf die Spitze getrieben würden (ebd.: 587), wie Brinkmann an folgendem Beispiel veranschaulicht: Wird das Interview als Resultat einer spezifischen sozialen Praxis zwischen Interviewer und Interviewtem erachtet, so scheint es schwer zu erklären, warum dann überhaupt noch Interviews durchgeführt werden sollten. Sie könnten doch dann nichts oder nur wenig über die soziale Realität außerhalb des Interviewsettings aussagen. Wie Brinkmann aufzeigt, vertreten manche Forschende (Brinkmann verweist hier auf Denzin 2001; Brinkmann 2018: 587) diese Ansicht und fordern deshalb, Interviews sollten dazu verwendet werden, um sozialen Wandel anzustoßen. Diese Sichtweise würde aber meines Erachtens das Interview in der qualitativen Sozialforschung obsolet machen.

Wo lässt sich nun das für meine Forschungsarbeit designte qualitative Interview verorten? Ich setze Interviews als *Forschungsinstrument* ein, d.h. ich verwende das Interview zur Datenerhebung, mit dem Ziel, die Deutschlandbilder der Befragten zu rekonstruieren. Die sich im Interview ereignende soziale Praxis steht also nicht im Vordergrund, soll aber gleichzeitig auch nicht ausgeblendet, sondern – wie Brinkmann (2018:

595) empfiehlt – reflektiert werden. Deshalb ist das von mir durchgeführte qualitative Interview auf der Skala zwischen sozialer Praxis und Forschungsinstrument näher am Pol *Forschungsinstrument*, aber eben nicht an dessen äußerstem Rand, weil ich die Interviewpraxis reflektiere (s.u.).

Abbildung 4: Regler Interviewverständnis



Zur Reflexion der Interviewpraxis bedarf es – so Brinkmann (2016) – insbesondere einer Berücksichtigung des Kontexts: Dieser dürfe dabei nicht als Container gedacht werden, der die Interviewsituation umgebe, vielmehr werde der Kontext erst durch das Interview hervorgebracht (Brinkmann 2016: 527), wobei drei Aspekte zusammenspielen: erstens die Position der*s Interviewenden, zweitens die des*r Interviewten und drittens das »material arrangement of the situation« (Brinkmann 2016: 528). Zur näheren Beschreibung der Positionen bzw. Rollen existieren diverse Klassifikationen. Svend Brinkmann und Steinar Kvale teilen beispielsweise die Interviewenden in *pollster*, *prober* oder *participant* ein (Brinkmann/Kvale 2015: 109), während Lara Foley (2012) folgende Varianten der Konstruktion der interviewten Person benennt: *reporter*, *teacher* oder *member/informant* (ebd.: 305–306). Diese Einteilungen liefern zwar eine gute Grundorientierung über mögliche Rollenausprägungen, eignen sich aber m.E. weniger zur Reflexion der Interviewpraxis, da es bei der Durchführung zu Verschränkungen und Überlagerungen kommen kann. Daher begnüge ich mich an dieser Stelle mit einem Hinweis auf diese Klassifikationen und nehme stattdessen eine möglichst genaue Beschreibung der Rollenverteilung in den von mir geführten Interviews vor (s.u.). Zuvor skizziere ich allerdings, was unter *material arrangement* verstanden wird. Brinkmann hebt hier zunächst die Bedeutung der sogenannten *embodied communication* hervor, derzufolge die Körper aller Beteiligten nie neutral sein können, sondern immer auch Merkmalsträger (z.B. »gender, race, class«) darstellten (Brinkmann 2016: 529). Aber auch jenseits dieser potentiellen Differenzkategorien gälte es zu berücksichtigen, dass Körperbewegungen, Körpergeruch, Kleidung usw. ebenfalls den Kontext mitgestalten. Als weitere wichtige kontextgestaltende Faktoren macht Brinkmann (2016) Aspekte wie die Umgebung, in der das Interview stattfindet, sowie die in den Räumen befindlichen Möbel oder etwaige technische Aufnahmegeräte aus.

Wie bereits an anderer Stelle thematisiert (vgl. S. 87), lege ich bei der Datenerhebung großen Wert darauf, den Teilnehmenden möglichst viele Gestaltungs- und Partizipationsmöglichkeiten einzuräumen. Bei der Interviewdurchführung zeigt sich dies einmal darin, dass die Teilnehmenden selbst die Struktur des Interviews gestalten (s.o.), um eigene Relevanzsetzungen vornehmen zu können. Außerdem lasse ich die Teilnehmenden wählen, wo sie das Interview gerne durchführen möchten, so dass die Interviews an sehr unterschiedlichen Orten stattfinden. Aus quantitativer Sicht würde das die Vergleichbarkeit der Interviews reduzieren, aus qualitativer Sicht eröffnet das die Möglichkeit,

ein Interviewsetting zu schaffen, mit dem sich die Teilnehmenden so wohl wie möglich fühlen. Dennoch muss berücksichtigt werden, dass in einem Interview, das in der Privatwohnung des*r Befragten geführt wird, eine andere Atmosphäre entsteht, als wenn das Interview im öffentlichen Raum in einem Café oder in meinem Büro geführt wird. Diese Faktoren werden in der Analyse berücksichtigt, sofern der Eindruck entsteht, dass sich diese – wie auch immer geartet – im Interview niederschlagen. Als Forscherin sehe ich meine Rolle darin, eine möglichst offene und angenehme Atmosphäre zu schaffen und damit auch Freiraum zu geben für die Erzählungen und Relevanzsetzungen der Teilnehmenden. Durch die Einbindung partizipativer Elemente soll die Machtasymmetrie im Interview relativiert werden, auch wenn sich diese nicht vollkommen auflösen lässt. Bei manchen Interviews gelang die Relativierung aber zum Teil auch unbeabsichtigt, beispielsweise, weil ich mit dem Fahrrad zum Interviewtermin fuhr, was ein Teilnehmer (AtlS555 2016) im Anschluss an das Interview thematisierte, mit dem Hinweis, in Syrien würden Professor*innen oder Lektor*innen aufgrund ihres Status nie mit dem Fahrrad fahren (vgl. auch S. 223).

1.3 Vorgehen und Sample

In diesem Teilkapitel steht das forschungspraktische Vorgehen bei der Datenerhebung im Vordergrund, d.h. ich gehe darauf ein, wie die Teilnehmenden akquiriert wurden, wie die anschließende Datenerhebung (inkl. Folgerhebung) ablief und wie sich das Sample zusammensetzt.

1.3.1 Akquise der Teilnehmenden

Die Teilnehmenden wurden deutschlandweit akquiriert, meist über Organisationen oder Institutionen, zu denen mir beruflich oder privat Bekannte den Kontakt vermittelten.

Die Kontaktaufnahme mit den Geflüchteten erfolgte über zwei Sprachkurse (Q-Stadt und A-Stadt), über einen Verein, der sich (in Q-Stadt) für eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe aller Menschen (unabhängig von deren Herkunft) einsetzt sowie über eine Wohngruppe für minderjährige Geflüchtete der Caritas (in N-Stadt). In einem Fall wurde der Kontakt unmittelbar über persönliche Beziehungen vermittelt (in G-Stadt).

Die deutschen bzw. in Deutschland geborenen Teilnehmenden wurden über ein Jugendzentrum (in N-Stadt) und über eine Theatergruppe (in N-Stadt) sowie über die bereits erwähnten persönlichen Beziehungen in G-Stadt gewonnen.

Gegen Ende der ersten Erhebungsphase, die sich von Februar 2016 bis Juni 2017 erstreckte, bot ich an der Universität Bayreuth ein Seminar zu Deutschlandbildern an, bei dem die Studierenden in das Thema und die Methode meiner Arbeit eingeführt wurden und in einem nächsten Schritt ebenfalls Daten erhoben. Die Studierenden erhielten den Auftrag, die Untersuchung mit Menschen durchzuführen, die in der Stichprobe bis zu dem Zeitpunkt nicht oder nur teilweise vertreten waren. Darunter fielen vor allem Menschen ohne Fluchthintergrund, die älter als 40 Jahre alt waren, die außerhalb Bayerns

lebten sowie Menschen mit nichtakademischem Hintergrund bzw. mit Mittelschul- oder Realschulabschluss. Einen Teil der durch die Studierenden gewonnenen Daten bezog ich – in Rücksprache und mit Zustimmung der Studierenden sowie der von ihnen befragten Personen – später in die Analysen dieser Arbeit mit ein.

Wie erwähnt erfolgte die Kontaktaufnahme zum Teil über persönliche Bekannte, es bestand aber zu keinem und keiner der Befragten ein wie auch immer geartetes persönliches Verhältnis, geschweige denn ein Abhängigkeitsverhältnis. Dennoch kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Art, wie der Kontakt jeweils zustande kam, einen Effekt auf die Datenerhebung hatte. So ist es – neben den angesprochenen persönlichen Beziehungen – denkbar, dass der Kontext des Zugangs (also z.B. der Sprachkurs) auch in die Datenerhebung miteinfließt. Sofern sich derartige Effekte in den Auswertungen abzeichnen, werden sie benannt und kritisch reflektiert.

1.3.2 Vorgehen bei der Datenerhebung

Sobald sich die Personen dazu bereit erklärt hatten, an meiner Untersuchung teilzunehmen, erhielten sie von mir eine Einmalkamera mit einem Farbfilm, der 27 Fotos umfasste. Die Entscheidung, Einmalkameras einzusetzen, begründet sich dabei wie folgt: Zunächst markiert die Übergabe der Kamera einen offiziellen Startpunkt der Teilnahme, die damit auch einen verbindlicheren Charakter annimmt⁸. Darüber hinaus wollte ich sicherstellen, dass nicht potentielle Teilnehmende dadurch ausgeschlossen würden, dass sie über kein eigenes Gerät, resp. Smartphone verfügten (im Jahr 2016 hatte zwar bereits ein Großteil der Teilnehmenden ein Smartphone, dennoch gab es vereinzelt welche, die keines hatten). Außerdem wollte ich sicherstellen, dass Fotos nicht nachträglich gelöscht oder nachbearbeitet würden, um den ›ursprünglichen‹ Charakter (u.a. im Hinblick auf Perspektive, Nähe-Distanz-Verhältnis, ...) der Aufnahmen zu erhalten. Getreu des Partizipationsprinzips erhielten die Teilnehmenden zwar die Möglichkeit, Fotos nachträglich aus der Untersuchung herauszunehmen (eine Möglichkeit, die nur in Einzelfällen genutzt wurde), für den Erkenntnisgewinn meiner Untersuchung erschien es aber wichtig, mit den Teilnehmenden darüber in einen Austausch treten zu können.

Bei der Übergabe der Kamera instruierte ich die Teilnehmenden, zu fotografieren, wie sie Deutschland sehen und was sie mit Deutschland verbinden. Dabei wies ich ausdrücklich darauf hin, dass sowohl bezüglich der Motivwahl als auch der Anzahl der Fotos vollkommene Gestaltungs- und Entscheidungsfreiheit bestehe. Ich ermunterte also die Teilnehmenden dazu, selbst zu entscheiden, was, wo und wie sie fotografieren. Von dieser Freiheit wurde auch Gebrauch gemacht, so stellten manche Teilnehmende das, was sie ausdrücken wollten, gegenständlich oder symbolisch dar oder fotografierten Bilder

8 In einem Fall verfuhr ich anders: Eine interessierte Kursteilnehmerin fragte mich, als ich in deren Sprachkurs mein Forschungsvorhaben vorstellte, ob sie auch mit ihrer eigenen, professionellen Kamera Fotos aufnehmen könne. Ich wollte diesem Wunsch nachkommen und bejahte, die Frau meldete sich dann aber nicht mehr zurück. Zwar mögen hier auch andere Gründe mit hineingespielt haben, da vereinzelt auch keine Teilnahme zustande kam, wenn ich eine Einmalkamera ausgehändigt hatte. Die Personen, die allerdings von mir eine Einmalkamera erhalten hatten, meldeten sich stets nochmal bei mir zurück und händigten die Kamera aus bzw. informierten mich darüber, dass sie nicht dazu gekommen seien, zu fotografieren.

aus dem Internet ab, wenn sie in ihrer Umgebung kein geeignetes Motiv fanden. Was die Anzahl der Fotos angeht, betonte ich den Teilnehmenden gegenüber, dass sie so viele Fotos machen könnten, wie sie wollten, also zwischen einem und 27 Fotos, wobei die obere Grenze willkürlich zustande kam, da der in den Einmalkameras befindliche Film 27 Fotos umfasste. Mit der freien Motivwahl und Entscheidung über die Anzahl der Fotos wollte ich dem (zunächst vermuteten) Umstand Rechnung tragen, dass Deutschlandbilder facettenreich sein können, gleichzeitig aber nicht den Eindruck erwecken, ich hätte genaue Vorstellungen dazu, was oder wie viele Aspekte abgedeckt werden müssten.

Die Kameras übergab ich entweder persönlich, oder ich verschickte diese – nach vorheriger telefonischer Absprache – per Post. Im Falle eines Postversands fügte ich dem Briefumschlag einen Zettel bei, in dem die wichtigsten Informationen (nochmals) schriftlich (auf Englisch und Deutsch) festgehalten waren. Um den Teilnehmenden eine Absicherung zu geben und um die Seriosität meines Forschungsprojekts zu unterstreichen, erhielt jede*r Teilnehmer*in von mir ein personalisiertes Schreiben, das sie als Teilnehmende an meinem Forschungsprojekt auswies und darüber informierte, dass abgebildete Personen bei etwaigen Veröffentlichungen anonymisiert würden. Außerdem enthielt das Schreiben meine Kontaktdaten mit dem Hinweis, dass ich für Rückfragen zur Verfügung stehe. Als Zeitrahmen für die Fotophase wurden zunächst zwei Wochen vereinbart.

Nach Ablauf der zwei Wochen nahm ich zu den Teilnehmenden Kontakt auf, fragte nach, ob sie das Fotografieren schon abgeschlossen hätten und verlängerte bei Bedarf den Zeitraum, wobei in Absprache mit den Teilnehmenden ein neuer Abgabetermin festgelegt wurde. Diese flexible Handhabung des Zeitrahmens begründet sich damit, dass ich der Dauer der Fotophase nur insofern eine Bedeutung beimesse, als die Teilnehmenden meines Erachtens ausreichend Zeit erhalten sollen, um sich über ihre Deutschlandbilder Gedanken zu machen, und auch, um die passenden Motive aus- und aufzusuchen. Mit den zeitlichen Vereinbarungen verbinde ich primär das Ziel, eine gewisse Verbindlichkeit zu schaffen. Zudem will ich sicherstellen, dass das Fotoprojekt nicht in Vergessenheit gerät. Überlegungen zur Objektivität, wie sie in der quantitativen Forschung üblich sind (vgl. Döring/Bortz 2016: z.B. 443) und bei der beispielsweise mittels fest vorgegebener Zeiträume die Vergleichbarkeit der Ergebnisse gewährleistet werden soll, stehen hier hinten: Ich gehe nämlich nicht davon aus, dass bei meiner Fragestellung die Vergleichbarkeit der Datensets von der Bearbeitungszeit abhängt.

Im Rahmen der Rückgabe der Fotokameras, die ich nach Möglichkeit persönlich abholte, andernfalls aber postalisch zugesandt bekam, vereinbarte ich dann einen Termin für das qualitative Interview, das meist innerhalb der darauffolgenden ein bis zwei Wochen stattfand. In der Zwischenzeit ließ ich die Fotos entwickeln, wobei sich herausstellte, dass in fast jedem Datenset ein bis mehrere Fotos aufgrund unzureichender Belichtung nicht entwickelt werden konnten. Der Umstand wurde in den Interviews thematisiert und die Teilnehmenden schilderten dann – sofern sie sich noch an die fehlenden Aufnahmen erinnern konnten – ohne Vorlage, welches Motiv sie noch fotografiert hatten. Für die Interviewdurchführung erwies sich dieser Umstand als nicht oder nur ansatzweise problematisch, für die Auswertung ist das Fehlen der Bilder wiederum bedauerlich, da damit potentiell ergänzende Informationen verloren gehen.

Die Interviews fanden – je nach Wunsch der Teilnehmenden (s.o.) – im öffentlichen Raum, in meinem Büro, in den Räumen der Institution, über die der Kontakt zustande gekommen war, oder auch in den privaten Räumen der Teilnehmenden statt. Die Interviews waren als Einzelinterviews angelegt und wurden bis auf wenige Ausnahmen auch als solche durchgeführt. In insgesamt fünf Fällen baten mich allerdings die Teilnehmenden, das Interview zusammen mit ein oder mehreren anderen, ebenfalls teilnehmenden Personen durchzuführen. Da ich den Eindruck hatte, dass sich die Teilnehmenden dadurch wohler und sicherer fühlen würden, ließ ich mich auf eine Anpassung des Interviewsettings ein. Dies erwies sich in mehrfacher Hinsicht auch als sinnvoll: Einmal stellte sich gerade in diesen Fällen oft heraus, dass auch die Fotos schon gemeinsam aufgenommen worden waren, so dass das gemeinsame Interview letztlich nur folgerichtig erschien. Zum anderen entspann sich in fast allen derartigen Gruppeninterviews ein selbstläufiger Diskurs, wie er gemeinhin in Gruppendiskussionen anvisiert wird (Bohnsack 2021 u.a.: 111). Somit erhielt ich hier Datenmaterial, das Einblicke in konjunktive Erfahrungsräume (ebd.: u.a. 63) liefert und deshalb für die Auswertungen wichtige ergänzende Informationen bereithält.

Was die Interviewsprache angeht, so stellte ich den geflüchteten Teilnehmenden frei, ob sie auf Deutsch, Englisch oder unter Einbezug von Laiendolmetscher*innen das Interview führen wollten. Von dieser Möglichkeit wurde fast nur im ersten Jahr der Befragung Gebrauch gemacht, wobei hier insbesondere in der Gruppe der unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten sowie im Sprachkurs in Q-Stadt Laiendolmetscher*innen eingesetzt wurden. Dabei griff ich in einem Fall auf lokale Netzwerke von Sprach- und Kulturmittler*innen zurück und konnte zwei farsisprechende sowie einen arabischsprachigen Laiendolmetscher gewinnen, die gegen Bezahlung in den Interviews dolmetschten. In der Wohngruppe wurde mir eine arabischsprachige Mitarbeiterin vermittelt. Die Laiendolmetscher*innen hatten bereits viel Erfahrung beim Dolmetschen, so dass es nicht (oder kaum) zu Rollenkonflikten kam (vgl. Kruse/Bethmann/Eckert et al. 2012: 35). Im Rahmen eines Vorgesprächs verständigten wir uns zudem auf das Vorgehen im Interview, z.B. darauf, dass kulturell geprägte Äußerungen erklärt werden sollten. Außerdem gab ich eine Einführung in die Zielsetzung meiner Untersuchung (siehe dazu Kruse/Bethmann/Eckert et al. 2012: 35). Da die Teilnehmenden die Einbindung von Laiendolmetschenden gewohnt waren, gelang es relativ problemlos, in den Interviews eine vertrauenswürdige und angenehme Atmosphäre herzustellen. Lediglich der Einsatz der Mitarbeiterin der Wohngruppe stellte sich zeitweise als schwierig heraus, einmal, weil diese ein sehr enges Verhältnis zu den Jugendlichen hatte und deshalb auch tagesaktuelle Themen (z.B. eine Auseinandersetzung mit einem Jugendlichen) in das Interview einfließen, aber auch, weil die Mitarbeiterin zum Gelingen des Interviews beitragen wollte und zum Teil (und trotz anderslautender Instruktion) eigene (Nach-)Fragen stellte. Diesen Einfluss kann ich jedoch anhand der Übersetzungen nachvollziehen und reflektiere diesen bei der Auswertung. Drei Interviews fanden darüber hinaus auf Englisch statt und in einigen weiteren Interviews switchten die Teilnehmenden immer wieder ins Englische, wenn sie Schwierigkeiten hatten, die richtigen Wörter im Deutschen zu finden.

1.3.3 Erhebungsphasen und -zeiträume

Die Studie ist – wie bereits erwähnt (vgl. S. 72) – als Längsschnitt mit zwei Erhebungszeitpunkten, genauer -phasen angelegt, wobei sich beide auf einen Zeitraum von rund 12 Monaten erstreckten. Da ich ausgewählte Datensets aus dem von mir gehaltenen Seminar an der Universität Bayreuth (s.o.) einbezog, überlagerten sich die Erhebungsphasen sogar, d.h. ich begann bereits mit der zweiten Erhebungsphase, als die erste noch andauerte. Dieser, so eigentlich nicht intendierte Umstand, bringt aber auch einen Vorteil mit sich: Wenn beispielsweise ein Thema im Juni 2017 sowohl bei jemandem behandelt wird, der oder die das erste Mal teilnimmt, als auch bei jemandem, die oder der das zweite Mal teilnimmt, dann ist es gut möglich, dass dieses stärker durch aktuelle Geschehnisse als durch andere mögliche Entwicklungen in den Deutschlandbildern hervorgerufen wird.

Die erste Phase begann im Februar 2016 mit dem Verteilen von Einmalkameras, die ersten Interviews führte ich dann im März 2016. Ein Großteil der Erhebungen der ersten Phase fand zwischen März und Mai 2016 statt. Weitere Erhebungen erfolgten dann – lose angelehnt an die Logik des *theoretical samplings* (Glaser/Strauss 2005) – nur noch vereinzelt und über das Jahr verteilt, vor allem um die Stichprobe geographisch, altersmäßig und bildungsbezogen zu erweitern.

Die Folgeerhebung setzte ich ein Jahr später an. Den Zeitraum von einem Jahr wählte ich, um mögliche Veränderungen in den Deutschlandbildern mit abbilden zu können. Ein Jahr erschien hier als guter Rahmen, da dieser Zeitraum in vielen Bereichen gängig ist (siehe z.B. Schuljahr, Geschäftsjahr, Geburtstag usw.) und auch im Alltag oft als Anstoß für Reflexionen genommen wird⁹. Gleichzeitig erschien es aus forschungspragmatischen Gründen sinnvoll, den Zeitraum nicht länger anzusetzen, da die Forschungsarbeit selbst zeitlicher Limitierung unterliegt, aber auch, weil bei längeren Zeiträumen die Gefahr eines Studien-drop-outs steigt (vgl. z.B. Knippschild/Hirsch/Krummenauer 2016). Weil ich den Zeitaufwand für den Vorlauf (mit Kontaktaufnahme usw.) etwas unterschätzt hatte, verschob sich der eigentliche Beginn um einen Monat nach hinten, d.h. ich überreichte bzw. versandte die ersten Kameras im März 2017. Der Großteil der Interviews wurde dann zwischen April und Juni 2017 durchgeführt. Nur vereinzelt verschoben sich die Befragungen aufgrund zeitlicher Engpässe der Teilnehmenden noch zusätzlich nach hinten. In den Datensets manifestiert sich die Zeitverzögerung zwischen der ersten und zweiten Erhebung vor allem in den Naturaufnahmen: Im ersten Durchgang tragen die Bäume meist noch keine Blätter, die Fotos wirken somit oft sehr trist, während die Bäume im zweiten Durchgang meist schon blühen bzw. grün sind und somit deutlich freundlicher wirken. Dieser Aspekt wird bei der Auswertung mitberücksichtigt.

1.3.4 Die Folgeerhebung

Da in der ersten Erhebungsphase für eine qualitative Arbeit sehr viele Personen teilgenommen hatten, entschied ich mich in der zweiten Phase dafür, die Zahl der Teilneh-

9 Siehe z.B. die Berichterstattung über die Situation und Entwicklungen im Ahrtal im Juni/Juli 2022, ein Jahr nach der Flutkatastrophe im Juli 2021 (z.B. Fellmann 2022; Krex/Blum/Meyer zu Eppendorf et al. 2022)

menden zu verringern. Das erschien insofern sinnvoll, als in die tieferen Auswertungen (vgl. Kap. IV. 2., 2.) nicht alle Datensets einfließen. Daher kontaktierte ich in der zweiten Phase nur noch die Teilnehmenden, deren Daten ich auch in die Feinanalyse aufgenommen hatte.

Mit 20 Personen nahm ich direkt Kontakt auf, von ihnen hatte ich die Kontaktdaten und die Einwilligung zur erneuten Kontaktaufnahme im Vorjahr erhalten. In Einzelfällen, und zwar vornehmlich bei der Wohngruppe der unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten, wendete ich mich zunächst an die Betreuenden bzw. die Person, über die der Kontakt im Vorjahr zustande gekommen war. Von den kontaktierten Personen meldeten sich vierzehn unmittelbar zurück und signalisierten ihre Bereitschaft, erneut teilzunehmen. Erfreulich für mich waren dabei die positiven Rückmeldungen vieler Teilnehmender: Sie zeigten sich erfreut über meine Kontaktaufnahme und schienen großes Interesse an einer erneuten Teilnahme zu haben.

Sechs Teilnehmende meldeten sich auf meine erste Anfrage nicht zurück, so dass ich diese ein paar Wochen später erneut anschrieb. Ein Teilnehmer meldete sich auf meine zweite Mail mit etwas Verzögerung zurück und erklärte, er sei wegen eines längeren Krankenhausaufenthalts verhindert gewesen zu antworten. Er nahm dann aber an der zweiten Erhebung mit teil. Ein anderer Teilnehmer gab seine Überraschung über die erneute Kontaktaufnahme zu erkennen, da sich sein Deutschlandbild im Vergleich zum Vorjahr nicht verändert habe (vgl. S. 379). Mit ihm kam keine Folgeerhebung zustande, ebenso wenig mit den anderen vier Teilnehmenden, die sich auch auf meine zweite Anfrage nicht rückgemeldet hatten.

Mit zwei Teilnehmer*innen, denen ich eine Kamera zugeschickt hatte, kam kein Interview zustande: Eine Teilnehmerin hatte bereits, als ich ihr die Kamera zusandte, signalisiert, wegen des Studienstarts wenig Zeit zu haben, sie reagierte dann auf meine nachfolgenden Kontaktaufnahmen nicht mehr. Der andere Teilnehmer hatte seine Kamera zurückgeschickt, die Fotos waren jedoch überbelichtet und konnten nicht entwickelt werden. Auf meine Nachfrage, ob der Teilnehmende nochmal Fotos aufnehmen würde, meldete er sich dann nicht mehr zurück.

Unter den Jugendlichen der Wohngruppe für unbegleitete minderjährige Geflüchtete war ebenfalls ein Großteil zu einer erneuten Teilnahme bereit¹⁰, wobei hier insbesondere diejenigen wieder teilnahmen, die schon im Vorjahr großes Engagement erkennen ließen und deren Daten ich auch in die Feinanalyse (s.o.) einbezogen hatte.

Wie bereits thematisiert traten in der ersten Erhebungsphase Probleme mit dem Einsatz der Einmalkameras auf (vgl. S. 104), weshalb ich bei der Folgeerhebung das Vorgehen etwas modifizierte: So verteilte ich zwar nach wie vor Einmalkameras an die Teilnehmenden, auch um eine gewisse Vergleichbarkeit zur ersten Erhebung zu gewährleisten, gleichzeitig stellte ich den Teilnehmenden frei, ergänzende Aufnahmen mit dem Smartphone (oder einem anderen Gerät) zu machen. Mehrere Teilnehmende begrüßten diese Möglichkeit und machten davon Gebrauch.

10 Um niemanden auszugrenzen richtete ich in der Wohngruppe meine Anfrage nicht nur an die Jugendlichen, deren Datensets Eingang in die näheren Auswertungen gefunden hatten, sondern an alle.

Bei den geflüchteten Teilnehmenden hatten sich innerhalb eines Jahres die Deutschkenntnisse so weit verbessert, dass – bis auf zwei Ausnahmen – alle Interviews auf Deutsch geführt werden konnten.

1.3.5 Das Sample

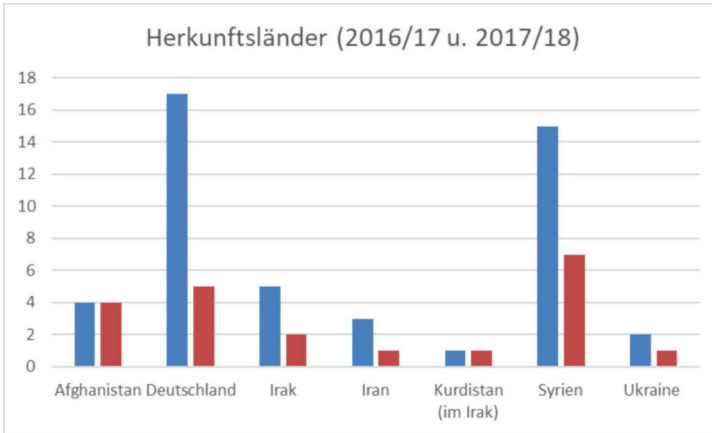
In der ersten Erhebungsphase nahmen 47 Personen an der Untersuchung teil, darunter siebzehn Menschen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind (drei davon mit Migrationsgeschichte). 30 Teilnehmende hatten somit Fluchterfahrung, wobei die Hälfte davon aus Syrien geflohen war. Die andere Hälfte verteilt sich auf die Länder Afghanistan, Irak, Iran, Kurdistan¹¹ und die Ukraine¹². Diese Verteilung entspricht ziemlich genau den Hauptherkunftsländern derer, die im Jahr 2016 in Deutschland Asyl beantragt haben (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2017). Dies sei hier allerdings nur am Rande erwähnt, da die Repräsentativität der Stichprobe in einer interpretativ ausgerichteten Arbeit nicht im Vordergrund steht (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 24). Im darauffolgenden Jahr nahmen 21 Personen teil, die anteilige Verteilung der Herkunftsländer blieb dabei in etwa gleich, mit Ausnahme der deutschen Teilnehmenden: Hier fielen insbesondere die Teilnehmenden aus der Stichprobe, die im Rahmen des von mir gehaltenen Seminars hinzugezogen wurden, da ich mich erst zu einem späteren Zeitpunkt entschied, diese in die Gesamtstichprobe mit aufzunehmen und deshalb keine Folgerhebung mehr durchführen konnte.

Der Großteil der Teilnehmenden ist männlich (N=33 im Jahr 2016), wobei insbesondere unter den geflüchteten Teilnehmenden ein hoher Männeranteil ist (N=25), was ebenfalls ein relativ gutes Abbild der generellen Verteilung unter den Geflüchteten im Jahr 2016 darstellt (vgl. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2017). Der Altersdurchschnitt der Teilnehmenden lag bei 24,7 Jahren, die älteste Teilnehmerin war 67, der jüngste Teilnehmer 15 Jahre alt. Die Teilnehmenden lebten zu den Erhebungszeitpunkten in fünf verschiedenen Bundesländern (Bayern, Hamburg, Hessen, Sachsen, Schleswig-Holstein), in unterschiedlich großen Städten: So fanden Erhebungen in mehreren Kleinstädten (V-Stadt, J-Stadt, K-Stadt), in Mittel- (A-Stadt, L-Stadt) sowie in Großstädten (C-Stadt, J-Stadt, O-Stadt, Q-Stadt) bzw. in deren jeweiligen Einzugsgebieten statt. Im darauffolgenden Jahr waren mehrere Geflüchtete aus den Klein- oder Mittelstädten in größere Städte (v.a. A-Stadt, Q-Stadt und O-Stadt) umgezogen.

11 Kurdistan ist zwar kein offiziell anerkannter Staat, dem Teilnehmenden war es aber wichtig, dass Kurdistan als sein Herkunftsland angegeben wird, weshalb ich seinem Wunsch hier Folge leiste.

12 Eine der beiden ukrainischen Teilnehmerinnen ist zwar in der Ukraine geboren und aufgewachsen, lebte zuletzt aber in Syrien, wo sie auch eine Familie gegründet hat. Sie floh mit ihrer Familie von Syrien über den Libanon nach Deutschland.

Abbildung 5: Verteilung der Herkunftsländer der Teilnehmenden zu den beiden Erhebungszeitpunkten



Quelle: Eigene Darstellung

Der Bildungshintergrund der Teilnehmenden variiert, wobei ein Großteil der Teilnehmenden einem akademischen Milieu zuzuordnen ist, d.h. entweder sie studierten zum Zeitpunkt der Erhebung oder hatten bereits ein Studium abgeschlossen (u.a. als Pharmazeut*innen, Jurist*innen, Mathematiker*innen, Lehrer*innen). Die Stichprobe umfasst aber auch Schüler*innen, die die (bayerische) Mittelschule besuchen oder einen Beruf ausüben oder ausgeübt haben. Die Berufe sind dabei breit gefächert und reichen von Bürokaufmann über Schreiner und Zimmermann bis hin zu Verkäufer oder Erzieherin.

2. Auswertung: Triangulation verschiedener Methoden

Wie in den vorausgegangenen Kapiteln deutlich wurde, ist schon allein das Datenmaterial, das ich während der ersten Phase erhob, sehr umfangreich. Die interpretativen Verfahren, die in dieser Arbeit primär zur Auswertung herangezogen werden (vgl. Kap. IV. 2., 2.), eignen sich aber eher zur Analyse kleinerer Datenmengen (Mayring/Fenzl 2019: 635). Die Auswertung steht also vor der Ausgangsherausforderung, die Datenmenge für interpretative Analysen zugänglich und handhabbar zu machen. Hinzu kommt, dass nicht nur das Text- sondern auch das Bildmaterial ausgewertet werden muss. Deshalb kombiniere ich drei verschiedene Auswertungsmethoden miteinander: die thematische Analyse zur Vorkategorisierung der Daten (2.1), die relationale Hermeneutik (2.2), die einerseits die Grundlage für die Auswertung des Interviewmaterials bildet, aber auch gleichzeitig den Rahmen für die gesamte Auswertung und die Triangulation der Daten liefert, und zu guter Letzt die visuelle Segmentanalyse (2.3), an die ich mich bei der Analyse der Fotos anlehne.

Auf die genannten Auswertungsmethoden wird in den folgenden Teilkapiteln näher eingegangen, vorab erläutere ich jedoch noch, warum die Vorkategorisierung der Daten nötig erschien und warum ich mich bei dieser ausschließlich und im weiteren Verlauf der Analysen oft vornehmlich auf das Interviewmaterial stütze.

2.1 Vorbemerkungen und Überlegungen

2.1.1 Notwendigkeit der Vorstrukturierung der Daten

Die Notwendigkeit einer Vorstrukturierung der Daten wurde bei einer explorativen, im Anschluss an die erste Erhebungsphase durchgeführten Einzelfallanalyse deutlich. In der Analyse (siehe Utler 2017) ließ sich ein dominierendes Thema ausmachen, darüber hinaus klangen aber mehrere weitere Themen an. Eine in der Folge vorgenommene Durchsicht des Gesamtmaterials verdeutlichte, dass die anderen Datensets ähnlich strukturiert sind, d.h. sie sind oft durch ein bis zwei dominierende Themen geprägt, jedoch ergänzt um diverse Zusatzthemen. Mittels Einzelfallanalysen und daran anschließender Typenbildungen ließen sich nun die Hauptthemen sowie die

Themenkombinationen herausarbeiten. Diese Herangehensweise würde aber dem Datenmaterial nicht oder allenfalls annähernd gerecht, und zwar deshalb, weil sich die jeweiligen Themen – fallübergreifend – sehr breit auffächern und sich innerhalb eines Themas vielfältige Zusammenhangsstrukturen andeuten. Deshalb erschien eine fallübergreifende, themenfokussierte Auswertung vielversprechender.

Diese wiederum erfordert, wie eingangs bereits thematisiert, eine Vorstrukturierung des Interviewmaterials.

2.1.2 Verhältnis Text- und Bildmaterial

Die Entscheidung, bei der Analyse zuerst am Textmaterial anzusetzen, begründet sich insbesondere damit, dass dieses umfassender ist als das Fotomaterial. So waren manche Fotos über- oder unterbelichtet und konnten deshalb nicht entwickelt werden. Die Teilnehmenden äußerten sich aber im Interview zu den Fotos, die fehlten (sofern sie sich noch daran erinnern konnten), so dass ich dazu Interviewmaterial habe, nicht aber das Foto selbst. Darüber hinaus entsponnen sich im Interview – auch angeregt von den Fotos – oft selbstläufige Erzählungen, die über das Material hinausreichen. Hier kommt auch das grundlegende Verhältnis des Foto- und Textmaterials in dieser Arbeit zum Tragen: Die Teilnehmenden äußern sich in den Interviews *über* die Fotos, so dass ich einmal Beschreibungen der Fotos habe und damit zusätzliches Textmaterial, das ich in deren Analyse miteinbeziehen kann, gleichzeitig enthalten aber die Interviews ihrerseits Erzählungen, aus denen ich latente Sinnstrukturen herausarbeiten kann, ähnlich wie dies auch bei den Fotos (hier in Form von präsentativen Gehalten, s.u) der Fall ist. Das soll jedoch nicht heißen, dass das Bildmaterial nicht Informationen enthielte, die über das Textmaterial hinausgehen, ich beziehe dieses dann aber bei den konkreten Analysen mit ein und nicht schon bei der Vorabstrukturierung.

2.2 Verwendung der thematischen Analyse zur Vorstrukturierung der Daten

Für die Vorstrukturierung der Daten bieten sich verschiedene Auswertungsmethoden an, wie beispielsweise die qualitative Inhaltsanalyse (Mayring/Fenzl 2019) oder die thematische Analyse (Braun/Clarke 2006). Die qualitative Inhaltsanalyse ist im deutschsprachigen Raum sicherlich eine der bekanntesten und am weitesten verbreiteten Methoden zur Bearbeitung größerer qualitativ orientierter Datenmengen (Mayring/Fenzl 2019: 635). Bei dieser werden aus dem Datenmaterial entweder induktiv Kategorien herausgearbeitet oder deduktiv Kategorien auf das Textmaterial angewandt. Allerdings verfährt die qualitative Inhaltsanalyse hierbei streng regelgeleitet, wobei die Textstellen zunächst paraphrasiert und dann – nach vorab definierten Regeln (sog. Ankerbeispielen) – Kategorien zugeordnet werden. Damit werden schon in einem sehr frühen Auswertungsstadium datenverarbeitende Schritte eingeleitet, die für die Zwecke meiner Arbeit an dieser Stelle zu weitreichend sind.

Die thematische Analyse verfährt diesbezüglich anders und eignet sich daher besser zur Vorstrukturierung meines Datenmaterials. Sie versteht sich als Methode zur Identifikation, Analyse und Herausarbeitung (engl. »report«) von Mustern (Themen/Motiven)

in bzw. aus einem Datenset (Braun/Clarke 2006: 79). Die zentralen Auswertungsschritte der thematischen Analyse sind in untenstehender Tabelle aufgeführt, sie werden im Anschluss kurz erläutert, wobei ich gleich einen Bezug zu deren Umsetzung in meiner Arbeit herstelle.

Tabelle 1: Auswertungsphasen der thematischen Analyse

Phase	Description of the process
(1) Familiarizing with the data	Transcribing data, reading and re-reading the data, noting down initial ideas.
(2) Generating initial codes	Coding interesting features of the data in a systematic fashion across the entire data set, collating data relevant to each code.
(3) Searching for themes	Collating codes into potential themes, gathering all data relevant to each potential theme.
(4) Reviewing themes	Checking if the themes work in relation to the coded extracts (level 1) and the entire data set (level 2), generating a thematic map of the analysis.
(5) Defining and naming themes	Ongoing analysis to refine the specifics of each theme, and the overall story the analysis tells, generating clear definitions and names for each theme.
(6) Producing the report	The final opportunity for analysis. Selection of vivid, compelling extract examples, final analysis of selected extracts, relating back the analysis to the research questions [...].

Quelle: angelehnt an Braun/Clarke (2006: 87) mit Anpassungen durch die Verf.

In der ersten Phase der Auswertung werden die Daten transkribiert, die Forscherin macht sich durch wiederholtes Lesen der Transkripte mit den Daten vertraut, ggf. werden dabei auch erste Ideen notiert (Braun/Clarke 2006: 87–88). In vorliegender Arbeit wurde diese Phase wie folgt umgesetzt: Die (deutschen und englischen) Interviews bzw. Auszüge daraus wurden mit Unterstützung von studentischen Hilfskräften transkribiert, und zwar in Anlehnung an die Transkriptionsregeln von Bohnsack (2021: Kap. 13.3). Zur Transkription der Interviews, die mit Unterstützung von Sprachmittler*innen durchgeführt wurden, zog ich wiederum Personen heran, die entweder bilingual waren oder die die beiden Sprachen (Deutsch sowie die Interviewsprache) fließend beherrschten. Sie fertigten zunächst ein wörtliches Transkript an (also sowohl von den deutschen als auch von den fremdsprachlichen Aussagen) und übersetzten dann die fremdsprachlichen Passagen ins Deutsche. In Anlehnung an Ulrich Wettemann (2012: 108) klärte ich mit den Übersetzer*innen zunächst, wozu das Translat gebraucht werde (Zielorientierung), nämlich für wissenschaftliche Auswertungen, und für wen das Translat gedacht sei (Adressatenorientierung): im vorliegenden Fall (zunächst) für mich als deutschsprachige Forscherin, die über keinerlei Kenntnisse der jeweiligen Ausgangssprachen verfügt. Außerdem wurden die Übersetzer*innen dazu angeregt, die Kulturgebundenheit der Texte zu berücksichtigen und entsprechende Passagen mit Hinweisen oder Erläuterungen zu versehen. Die Übersetzung stellte in den meisten Fällen einen Mischtyp aus

wörtlichen Übersetzungen (unter Beachtung der grammatischen Strukturen der Zielsprache, aber mit Wiedergabe aller Wörter des Ausgangstextes mit Wörtern der Zielsprache) und exotisierenden Übersetzungen (mit Abbildung der formalen, inhaltlichen und situativen Merkmale des Ausgangstexts im Zieltext) dar (vgl. Wettemann 2012: 110). Im Anschluss an die Übersetzung erfolgte dann ein gemeinsamer Austausch über das Translat.

Ansichts möglicher Bedeutungseinbußen durch die Übersetzung, und weil ich davon ausgehe, dass die Leser*innen über ausreichend Englischkenntnisse verfügen, um die Interviewaussagen zu verstehen, werden die englischsprachigen Interviews in der vorliegenden Arbeit nicht übersetzt, sondern auf Englisch analysiert.

In der zweiten Phase werden erste Codes zu Datenelementen oder -segmenten erstellt, die bezogen auf das untersuchte Phänomen von Interesse erscheinen. Dabei können die Codes sowohl latente als auch manifeste Sinngehalte sowie das gesamte Datenset oder ausgewählte Daten abbilden (Braun/Clarke 2006: 88f.) in meiner Arbeit wählte ich also die Interviews und Interviewauszüge aus, die im Hinblick auf die Beantwortung meiner Forschungsfragen besonders zentral erschienen, und erstellte für dieses Material Codes, wobei ich darauf achtete, den Bezug zum Bildmaterial beizubehalten. Dazu erstellte ich eine Excel-Datei, in der ich – aufgeschlüsselt nach Interviewperson und Erhebungsjahr – linksseitig alle Fotos auflistete und rechtsseitig die jeweilige Interviewaussage dazu aufnahm. Die Codes, die überwiegend auf die latenten Sinngehalte abzielen, in Einzelfällen aber auch manifeste Gehalte abbilden, wurden dann zwischen den Fotos und den Interviewaussagen eingefügt.

In der dritten Phase werden dann die verschiedenen Codes zu (möglichen) Themen zusammengefasst (Braun/Clarke 2006: 89). In meiner Arbeit gestaltete sich diese Phase wie folgt: Ich begann mit einem Fall (also dem Datenset einer Person) und arbeitete aus dessen Codes Themen heraus, für die ich in der Excel-Datei jeweils eine eigene Spalte einfügte. Das Thema schrieb ich in eine übergeordnete Spalte. Um nachvollziehen zu können, welchem Thema der jeweilige Interviewausschnitt zugeordnet wird, notierte ich jeweils eine »1« in das betreffende Feld. Ein Interviewausschnitt konnte dabei mehreren Themen zugeordnet werden. Diese Kodierungen boten den Vorteil, am Ende auszählen zu können, wie häufig die jeweiligen Themen angesprochen wurden. Die Themenhäufigkeiten wurden jedoch nicht für deskriptive oder statistische Auswertungen herangezogen, sondern dienten lediglich (neben anderen Anhaltspunkten, vgl. S. 117f.) zur Orientierung bei der Themenauswahl für die spätere Feinanalyse. Beim nächsten Einzelfall ging ich ebenso vor, wobei ich bestehende Themen nutzte und bei Bedarf neue Themen und Spalten öffnete. Auf diese Art arbeitete ich zunächst 55 verschiedene Themen heraus.

In der darauffolgenden Phase, Phase vier der thematischen Analyse, werden die in Phase drei herausgearbeiteten Themen einer Überprüfung unterzogen, d.h. es wird untersucht, durch wie viel Datenmaterial ein Thema gestützt wird, und ob Themen zusammengefasst oder aufgeteilt werden können bzw. müssen. Diese Überprüfung orientiert sich an den Prinzipien der internalen Homogenität und externalen Heterogenität (Braun/Clarke 2006: 91), also einer möglichst hohen Übereinstimmung der Daten innerhalb eines Themas und einer möglichst großen Unterschiedlichkeit zwischen den Themen. In meiner Arbeit kürzte ich diese Phase ab und beendete damit die thematische

Analyse¹, da die weitere Schärfung der Kategorien im Zuge der Auswertungen mittels der relationalen Hermeneutik (s.u.) erfolgte, durch die dann auch die weiteren Schritte der thematischen Analyse ersetzt wurden.

2.3 Relationale Hermeneutik

Die relationale Hermeneutik stellt eine Weiterentwicklung der Dokumentarischen Methode dar (Straub 1999: 211), die sich sowohl im methodischen Vorgehen als auch in den Grundannahmen manifestiert. Anders als Ralf Bohnsack (2021), der Urheber der dokumentarischen Methode, für den insbesondere die Rekonstruktion im Vordergrund steht, sieht Jürgen Straub die Aufgabe der relationalen Hermeneutik in der Verbindung bzw. Synthese von Rekonstruktion, Dekonstruktion und Sinnerzeugung (Straub 2022: 118). Zur Veranschaulichung der Grundannahmen dieser Methode formuliert Jürgen Straub (2022) sieben Prinzipien, die ich hier kurz skizziere. Im Anschluss daran gehe ich auf die konkreten Auswertungsschritte ein. In beiden Teilkapiteln stelle ich einen Bezug zur vorliegenden Arbeit her.

2.3.1 Prinzipien der relationalen Hermeneutik

1. Prinzip: Regelgeleitetes Vorgehen bei gleichzeitiger Individualität, Spontanität und Kreativität

Die relationale Hermeneutik will regeln, »was sinnvollerweise zu regeln ist« (Straub 2022: 123), gleichzeitig weist Straub darauf hin, dass die Interpretationen immer auch in Relation zum interpretierenden Subjekt und seinem unverwechselbaren, spontanen und kreativen, hermeneutischen Handeln stehen (ebd.: 123). In vorliegender Arbeit bin ich, Astrid Utler, sowohl die Verfasserin als auch das interpretierende Subjekt, wobei ich die Interpretationen immer wieder in verschiedenen forschungsbegleitenden (Interpretations-)Gruppen zur Diskussion gestellt habe bzw. das Material in Gruppen (an-)interpretiert wurde.

2. Prinzip: Interpretative Forschung als Begegnungs- und Beziehungsgeschehen, als soziokulturelle Praxis

In diesem Prinzip fokussiert Straub einen Aspekt, der bereits in Prinzip 1 anklingt, nämlich den »alles andere als neutralen, harmlosen Beitrag« (Straub 2022: 133), den Interpret*innen zur Konstitution des Forschungsgegenstandes leisten. Erfahrungs- und Erkenntnisbildung sei durch eine relationale Struktur gekennzeichnet, stelle eine Beziehungstatsache dar, in die die persönlichen, sozialen und kulturellen Wissensvoraussetzungen der Interpret*innen sowie deren jeweilige Position und Perspektive, aber auch das verwendete Vokabular einfließen (ebd.: 134). Auf mich als Interpretin bezogen bedeutet dies: Es fließt unter anderem das Wissen ein, das ich im Zuge meiner Sozialisation als Psychologin mit interkulturellem Schwerpunkt mit Studium an der Universität Regensburg und Promotion an der Ruhr Universität Bochum erworben habe. Darüber

1 Die Verkürzung der Auswertungsschritte verdeutliche ich in obiger Tabelle durch die hellgraue Schrift für die Phasen 5 und 6.

hinaus zeichnen sich meine Position und meine Perspektive durch Interesse und Neugier an allem Menschlichen und am menschlichen Miteinander aus, einhergehend mit einem tiefen Wunsch dieses zu verstehen und dabei differenziert und wertschätzend zu betrachten. Diese Reflexionen ließen sich zweifelsohne noch fortsetzen, nicht zuletzt, indem ich intensiver auf meine kulturellen und persönlichen Hintergründe eingehe. Ich beschränke mich allerdings an dieser Stelle auf die Bemerkungen zu meiner grundlegenden Motivation und die professionsbezogenen Einblicke, mache aber meine persönlichen Hintergründe bei den Auswertungen transparent, bei denen sie eine entscheidende Rolle spielen.

3. Prinzip: *Psycho-sozio-politisches Prinzip*

Aus dem oben skizzierten Umstand, dass Interpret*innen unweigerlich Einfluss auf die Herausarbeitung des Forschungsgegenstandes nehmen, folgert Straub, Forschung sei eine psycho- und sozio-politische Unternehmung. Dabei handle es sich insofern um eine politische Praxis, als »ausgehandelt und ausgemacht« werde (Straub 2022: 140, Hervorh. i. O.), wer die Erfahrungen der Anderen erfassen »und in belastbare, publikationswürdige Erkenntnisse überführen« könne (ebd.: 140). Dieses Aushandeln und Ausmachen ist – bezogen auf meine Arbeit – schon weit vor deren Entstehung erfolgt, nämlich, mit meiner Einstellung oder vielleicht sogar schon davor, als die Universität Bayreuth meinen Chef und Betreuer, Carlos Kölbl, auf die Professur für Psychologie berufen hat.

4. Prinzip: *Ständiges Vergleichen als wichtigste Forschungstätigkeit* (Straub 2022: 156)

In den vorausgegangenen Prinzipien wurden bereits einige Gründe deutlich, warum die *relationale* Hermeneutik als solche bezeichnet wird. Das vierte Prinzip birgt einen weiteren: Die Forschungspraxis zeichnet sich durch ständiges *Vergleichen* aus, d.h. die Sammlung von Erfahrungen und Bildung von Erkenntnissen erfolgt durch das Anstellen von Vergleichen. Ermittelt werden dabei Unterschiede, Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten. Die Produktivität der durch Vergleiche gewonnenen Erkenntnisse hängt dabei auch von der Qualität der gewählten Vergleichshorizonte ab (vgl. auch 5. Prinzip). Die Qualität der Vergleichshorizonte ist in meiner Arbeit insofern gegeben, als ich aus einem sehr umfangreichen und reichhaltigen empirischen Material (bestehend aus eigenen wie darüber hinaus existierenden Daten, vgl. Kap. III.) schöpfen kann.

5. Prinzip: *Systematisierung und methodische Kontrolle wissenschaftlichen Handelns*

Im fünften Prinzip hält Straub fest, was eine wissenschaftliche Interpretation, wie sie im Rahmen der relationalen Hermeneutik vorgenommen wird, auszeichnet: Es handle sich um ein in absichtsvoller und bewusster Einstellung realisiertes, explizites und methodisch kontrolliertes, auf Transparenz und intersubjektive Zustimmung angelegtes, selbstreflexiv strukturiertes Denken (Straub 2022: 159). Zur Einhaltung dieser Ansprüche bedürfe es ein paar konkreter Vorgehensschritte, die ich an anderer Stelle genauer ausführe (vgl. S. 118).

6. Prinzip: *Reflektierter Dissens als rational, annehmbar und produktiv*

Im sechsten Prinzip ist letztlich die logische Konsequenz der vorausgegangenen Prinzipien enthalten. Denn auch wenn die erfolgenden Interpretationen methodisch

kontrolliert und auf intersubjektive Zustimmung angelegt sind, so werden diese doch aus der jeweiligen Perspektive der Interpret*innen vorgenommen. Demnach ist es nachvollziehbar, wenn die Interpretationen nicht von allen gleichermaßen geteilt werden. Dies kann insofern produktiv sein und wird auch in Interpretationsgruppen (so auch in der vorliegenden Arbeit) genutzt, als andere Perspektiven die eigene ergänzen, erweitern oder auch relativieren können. Allerdings konstatiert Straub abschließend: »Einigung und Einigkeit ist [sic!] zwar oft eine gute Sache. Notwendig und immer erreichbar ist sie keineswegs.« (Straub 2022: 175). Straub plädiert also letztlich auch für ein Aushaltenkönnen unterschiedlicher Perspektiven. Für die vorliegende Arbeit bedeutet dies, dass unterschiedliche Interpretationen und Lesarten transparent und sichtbar gemacht werden und an den Stellen, wo diese unentscheidbar scheinen, auch als solche beibehalten werden.

Exkurs: Vielfalt der Interpretationsperspektiven nicht zu verwechseln mit wissenschaftlicher Beliebigkeit

In den 2010er und 2020er Jahren sind vermehrt Tendenzen zu beobachten, wissenschaftliche Erkenntnisse (beispielsweise zur Klimaerwärmung oder zur Coronapandemie) als »Meinungen« abzutun, denen andere Meinungen gleichberechtigt gegenübergestellt werden können. Damit Straubs Prinzipien der relationalen Hermeneutik nicht als Einfallstor für »wissenschaftliche Beliebigkeit« missverstanden werden, füge ich an dieser Stelle einen kurzen Exkurs ein, in dem ich ausgehend vom Wissenschaftsverständnis auf Veränderungen wissenschaftlicher Sichtweisen eingehe und abschließend am Beispiel der Subjektivität der Interpretin aufzeige, warum die Ergebnisse trotzdem nicht beliebig sind:

Wissenschaft bedeutet »mit guten Gründen etwas Bestimmtes zu einem wissenschaftlichen Sachverhalt oder zu einem Ereignis sagen [zu] können« (Reichert 2016: X). Empirisch arbeitende Wissenschaften entwickeln ihre Aussagen dabei auf der Grundlage von Daten, deren Gewinnung transparent und intersubjektiv nachvollziehbar gemacht wird und werden sollte (Reichert 2016: 83). Wenn nun Straub konstatiert, Ergebnisse würden immer auch vom Standpunkt der Interpret*innen abhängen, dann richtet er sich gegen eine in der Wissenschaft lange Zeit dominante Sichtweise »aperspektivischer Objektivität« (siehe dazu z. B. Daston 2000: 38–40), die von Wissenschaftler*innen als auswechselbaren und merkmalslosen Beobachter*innen (ebd.: 39) ausging. Dass es sich hierbei um eine Illusion handelt, zeigt ein flüchtiger Blick in die psychologischen Forschungen des vergangenen Jahrhunderts: Schon allein die Auswahl der beforschten Themen, aber auch die Interpretation der Ergebnisse wurde immer auch vom jeweils dominanten (kulturell geprägten) Menschenbild mitbeeinflusst (siehe hierzu Kölbl 2021: 408). Für meine Arbeit lässt sich der Einfluss meines Standpunkts beispielsweise an der Themenauswahl verdeutlichen: Die Themen (Fürsorge, Freiheit, Vielfalt und Integration), die ich einer Feinanalyse unterziehe (vgl. Kap. V. 1., 2, 3, 4.), werden aufgrund der Häufigkeit der Nennungen sowie der besonderen metaphorischen Dichte gewählt, aber eben nicht nur: Zweifelsohne tragen auch meine persönlichen Interessen sowie meine

wissenschaftlichen Vorkenntnisse dazu bei, dass ich mich für diese Themen und keine anderen entscheide.

Und trotz dieser Standortgebundenheit sind die Ergebnisse nicht beliebig und könnten auch nicht beliebig anderslauten, dafür sorgt das methodisch kontrollierte Vorgehen: Die Aussagen werden auf Basis des erhobenen Datenmaterials getroffen, wobei zu deren Schärfung ähnliche oder kontrastierende Vergleichshorizonte herangezogen werden. Die vorgenommenen Interpretationen werden intersubjektiv nachvollziehbar gemacht und haben sich in Interpretationsgruppen bewährt, die dazu dienten, einmal angestellte Lesarten zu bestätigen oder aber zu erweitern, anzupassen und bei Bedarf zu verwerfen. Somit sind die Ergebnisse eben nicht beliebig, und zwar auch dann nicht, wenn mehrere vielleicht sogar konkurrierende Lesarten angestellt werden. Darin wird vielmehr die Komplexität menschlichen Handelns, Fühlens und Denkens deutlich, für die es keine einfachen Antworten gibt und auch nicht geben kann.

7. Prinzip: Berücksichtigung von Machtbeziehungen und Machtkonstellationen

Machtkonstellationen und -beziehungen spielen nicht nur im Rahmen der Datenerhebung (vgl. z.B. S. 87f.) oder -veröffentlichung (siehe Prinzip 3) eine Rolle, sondern können auch im Zuge der Datenauswertung virulent werden. Als Beispiel hierfür führt Straub Interpretationsgruppen an, in denen Gruppenzwänge und -dynamiken dazu beitragen können, dass sich nicht unbedingt die plausibelste(n), sondern eher die dominanteste(n) Lesart(en) durchsetzt bzw. durchsetzen. Die relationale Hermeneutik zeigt sich für diese Mechanismen sensibel und berücksichtigt und reflektiert diese bei der Auswertung und Analyse.

2.3.2 Auswertungsschritte

Vorbereitungsschritte und Sequenzanalyse

Der erste Auswertungsschritt ist durch das Vertrautmachen mit dem Material gekennzeichnet, d.h. die Daten (in meinem Fall Interviews und Fotos) werden durchgesehen, die Interviews durchgehört und vollständig oder teilweise transkribiert. Im Anschluss daran wird der Text – orientiert an formalen (thematische Dichte) oder inhaltlichen (Themenwechsel) Kriterien – sequenziert. In vorliegender Arbeit erfolgt eine Anpassung dieses ersten Auswertungsschrittes, da das Datenmaterial bereits mithilfe der thematischen Analyse vorstrukturiert wird (s.o.). Allerdings werden formale Kriterien bei der Auswahl der zu analysierenden Themen herangezogen, d.h. ich wähle die Themen, die ich der Feinanalyse unterziehe, nicht nur aufgrund der Häufigkeit der Nennungen aus, sondern auch orientiert an deren thematischer Dichte.

Formulierende Interpretation

Die formulierende Interpretation, die auch in der dokumentarischen Methode so genannt wird, stellt einen weiteren Vorbereitungsschritt oder genauer, einen Zwischenschritt der Interpretation dar. Zwischenschritt insofern, als damit eine Verbindung zwischen der wissenschaftlichen Erkenntnis und textuell vermittelten Handlungs-, Selbst- und Weltverständnissen der Forschungspartner*innen hergestellt wird (Straub 2010:

70). Im Zuge dieses Auswertungsschritts werden Paraphrasen erstellt, die möglichst wenig vom Interviewtranskript abstrahieren, sich also noch innerhalb des Wissens-, Zeichens- und Orientierungssystems der Interviewten bewegen. Straub bezeichnet diesen Interpretationsschritt deshalb auch als *reproduktives* Verstehen, das im Selbst- und Weltverständnis der befragten Akteure verbleibt, aber dennoch ein erstes Textverständnis schafft.

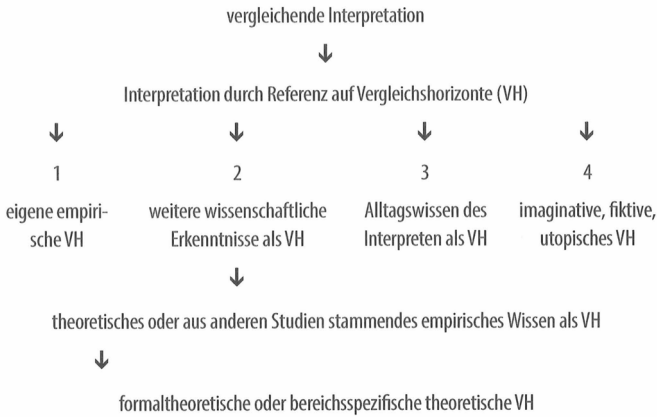
Vergleichende Interpretation

Während bei der Dokumentarischen Methode der zweite Interpretationsschritt als reflektierende Interpretation bezeichnet wird, spricht Straub hier von »vergleichende(r) Interpretation« (Straub 1999: 214), worin sich einmal mehr die Bedeutung widerspiegelt, die Vergleichen in der relationalen Hermeneutik zukommt (siehe Prinzip 4).

Im Zuge dieses Interpretationsschritts werden die handlungsleitenden Orientierungsmuster sowie die dahinterstehenden kulturellen Wissensbestände der Teilnehmenden herausgearbeitet (Straub 2010: 70). Dabei wird von den ursprünglichen Interpretationen der Befragten abgehoben und es werden – auf Alfred Schütz (1971) bezugnehmend – wissenschaftliche Konstruktionen, sog. Konstruktionen zweiten Grades, vorgenommen. Bei diesem Interpretationsschritt ist das Vorgehen somit deutlich kreativer und produktiver als das noch bei der formulierenden Interpretation der Fall war (Straub 1999: 214). Zur wissenschaftlichen Konstruktion gelangt die Forschende nun über den Vergleich: Die Wissensbestände und Orientierungsmuster, die in einer Passage zum Tragen kommen, werden durch den Einbezug minimal differenzierender und maximal kontrastierender Komparanda herausgearbeitet (Straub 2010: 72). Als Vergleichsmomente können verschiedene Wissensquellen bzw. Typen von Vergleichshorizonten dienen (siehe Prinzip 4). Diese reichen von eigenen empirischen Vergleichshorizonten, über weitere wissenschaftliche Erkenntnisse (gemeint sind damit insbesondere auch theoretische Wissensbestände) sowie das Alltagswissen der Interpretierenden bis hin zu fiktiven, utopischen und imaginativen Vergleichshorizonten (Straub 2022: 170f., vgl. auch Abb. 6).

In der interpretativen Sozialforschung gelten empirische Vergleichshorizonte als zentral (siehe auch Sichler 2020). Dabei wird gerade auch dem eigenen empirischen Material eine besondere Bedeutung beigemessen, da dieses ein »Maximum an methodischer Kontrolle« (Straub 2022: 171) biete. Schließlich ist bei den eigenen Daten im Normalfall bekannt, wie diese entstanden und zusammengekommen sind (ebd.). Bohnsack bringt empirische Vergleichshorizonte darüber hinaus sogar mit der Validität einer Fallanalyse in Verbindung: Diese nehme zu, wenn gedankenexperimentelle Vergleichshorizonte sukzessive durch empirische Fallanalysen abgelöst würden (Bohnsack 2021: 141). Die relationale Hermeneutik nimmt hingegen keine derartigen Hierarchisierungen zwischen den Vergleichshorizonten vor, sondern betont die *Vielfalt* typisierbarer Vergleichshorizonte (Straub 2022: 169). Was für Straub aber auch bedeutet, dass »die jeweils ins Spiel gebrachten Komparanda [...] über die Resultate komparativer Analysen« entscheiden (ebd.: 169).

Abbildung 6: Typen von Vergleichshorizonten



Quelle: Straub (2022: 64)

In Bohnsacks (2021) Forderung nach einer Fokussierung auf empirische Vergleichshorizonte zur Erhöhung der Validität steckt meines Erachtens dieselbe Grundannahme, nämlich, die Verwendung verschiedener Vergleichshorizonte könnte zu divergierenden Ergebnissen führen. Der zentrale Unterschied zwischen der relationalen Hermeneutik und der dokumentarischen Methode liegt nun in der Bewertung dieses Umstands. Bohnsack scheint eher von der Existenz einer Art »objektiven« Lesart auszugehen, die es – methodisch kontrolliert – herauszuarbeiten gilt. Weitere Lesarten, die beispielsweise durch den Einbezug anderer Vergleichshorizonte zustande kommen, scheinen nur als Zwischenschritt auf dem Weg zur eigentlichen Lesart ihren Platz zu haben. Straub (2022) erachtet Erkenntnis- und Erfahrungsbildung hingegen als per se relational geprägtes Phänomen (siehe Prinzip 1 u. 2), somit weisen auch die Ergebnisse relationalen Charakter auf. Während also die dokumentarische Methode – vereinfacht gesagt – auf eine Vermeidung von Ambivalenz abzielt, sieht die relationale Hermeneutik darin auch das Potential einer Bereicherung. Im äußersten Fall gelte es aber auch, diese Ambivalenzen auszuhalten (siehe 6. Prinzip). Für meine Arbeit bringt dies meines Erachtens die Verpflichtung mit sich, die Wahl der jeweiligen Vergleichshorizonte transparent zu machen.

Typenbildung

Die vergleichende Interpretation mündet in der Typenbildung, dem letzten Auswertungsschritt. Aufgrund der Nähe zur dokumentarischen Methode will ich auch hier zunächst auf diese eingehen. Die dokumentarische Methode unterscheidet zwischen sinn- und soziogenetischen sowie kausalgenetischen Typen (Bohnsack 2021: Kap. 8.3), wobei letztere eine eher untergeordnete Rolle einnehmen. Sinngenetische Typen bilden den *modus operandi* ab, der »die Alltagspraxis in deren unterschiedlichen Bereichen in homologer Weise strukturiert« (Bohnsack 2020: 59). In der soziogenetischen Typenbildung steht wiederum die Frage nach der Genese des genetischen Prinzips im Vordergrund (Bohnsack 2020: 34), d.h., herausgearbeitet werden soziale Gruppen-

typen (Bohnsack 2021: 154). Trotz vorhandener Weiterentwicklungen (vgl. Nohl 2017: Kap. 6.3) liegt der Fokus der dokumentarischen Methode auf der Herausarbeitung soziogenetischer Typen, was sicherlich auch mit deren soziologischer Ausrichtung zu tun hat. Doch auch wenn die soziogenetische Typenbildung auf disziplinäre Fokussierungen verweist, wirft diese meines Erachtens diskussionswürdige Fragen auf: So würde eine soziogenetische Typenbildung in meiner Arbeit bedeuten, dass ich einen Typus fluchtbezogener Deutschlandbilder herausarbeite, der sich von einem Typus nicht-gefluchteter Perspektiven abgrenzen lässt. Das mag zwar grundsätzlich möglich sein, würde aber unter Umständen den Blick auf andere Differenzrelationen sowie auf Gemeinsamkeiten verstellen (siehe S. 9) und läuft deshalb Gefahr, stereotype Sichtweisen zu befördern. Auch hier erscheint die relationale Hermeneutik für diese Arbeit geeigneter, da diese eine andere Form der Typenbildung vorschlägt. Straub (2010: 78) plädiert für eine Typenbildung nach bestimmender und reflektierender Urteilskraft: Erstere wird eingesetzt, wenn sich das herausgearbeitete Phänomen mit existierenden theoretischen Konzepten bzw. Begriffen, Schemata usw. beschreiben bzw. unter diese subsumieren lässt (Straub 2010: 78). Die reflektierende Urteilskraft kommt hingegen immer dann zum Einsatz, wenn es unbekannte, neue Phänomene zu bezeichnen gilt, für die das bestehende Vokabular nicht ausreicht, weshalb neue Begriffe geprägt oder theoretisch ausgearbeitet werden müssen (ebd.: 79).

Die relationale Hermeneutik bildet das Kernstück der in dieser Arbeit vorgenommenen Auswertungen. Und auch wenn diese primär für die Auswertung textbasierter Materialien entwickelt wurde, so liefert die relationale Hermeneutik einen geeigneten Rahmen für die Triangulation verschiedener Methoden, da diese als gleichberechtigte Vergleichshorizonte behandelt werden. In dieser Arbeit betrifft das die Relationierung der Interviews mit den jeweiligen Fotos. Um jedoch die Fotos als Vergleichshorizont einbeziehen zu können, müssen diese ebenfalls erst methodisch aufbereitet und erschlossen werden. Hierfür bietet die relationale Hermeneutik (noch) kein Instrumentarium, weshalb ich in vorliegender Arbeit auf die visuelle Segmentanalyse von Roswitha Breckner (2010, 2012) zurückgreife, die ich im folgenden Kapitel erörtere.

2.4 Visuelle Segmentanalyse

Der bereits erwähnte visual bzw. pictorial turn (vgl. S. 85) blieb in der psychologischen Forschung lange Zeit mehr oder weniger unbeachtet. Das erklärt auch das weitgehende Fehlen psychologisch fundierter Bildauswertungsmethoden, weshalb psychologische Arbeiten auf Auswertungsverfahren anderer Disziplinen zurückgreifen müssen². Jürgen Straub wendet sich seit den 2020er Jahren vermehrt der Rolle des Bildes im Kontext einer kulturpsychologisch ausgerichteten Forschung zu (z.B. Straub 2021a: 539–595; Straub

2 Straub (2022) führt vier Konzeptionen an, die »an psychologische Perspektiven angepasst werden können oder selbst schon solche Blickwinkel enthalten« (ebd.: 348): die dokumentarische Methode, die Segmentanalyse, die visuelle Grounded Theory und die psychoanalytische Tiefenhermeneutik.

2022: 339–424). Ausgehend von einer theoretischen Fundierung des Bildbegriffs skizziert er auch eine Forschungsprogrammatik, an der sich künftige psychologische Bildforschungen orientieren können. Dabei macht er drei mögliche Zugänge aus, die auch für die Wahl des Auswertungsverfahrens von Bedeutung sind, nämlich: Das Ernstnehmen des Bildes als Bild, die (erlebte) Wirkungsweise des Bildes sowie die Verwendungsweisen des Bildes (Straub 2022: 404). Vorliegende Arbeit fokussiert die Wirkungsweisen des Bildes, was sich wie folgt begründet: Bei den Bildern, wie sie in meiner Arbeit zustande kamen, handelt es sich nicht um professionelle Fotos, sondern um Laienaufnahmen, die mit Einmalkameras und damit mit technisch eingeschränkten Möglichkeiten zustande kamen. Demnach bleibt den Fotografierenden zwar ein gewisser Gestaltungsspielraum (z.B. was die Wahl der Perspektive und der Positionierung angeht), eine umfassende Kontrolle der Bedingungen (Lichteinfall usw.) ist aber nicht oder nur schwer möglich. Daher sollte die gewählte Auswertungsmethode zwar dem Bild als Bild gerecht werden, aber keinen einseitigen Fokus darauf legen. Und auch die Analyse der Verwendungsweisen scheint in vorliegender Arbeit nur von untergeordneter Relevanz zu sein, da die Fotos (praktisch ausschließlich) auf meine Initiative hin entstanden, d.h. die Befragten nahmen diese für meine Untersuchung auf. Die Verwendungsweise ist also relativ stark vorgegeben. Und auch wenn es interessant sein könnte zu sehen, ob die Fotos (die Teilnehmenden konnten diese auf Wunsch behalten) im Nachgang zu meiner Untersuchung noch Verwendung finden, so ist dies nicht der Fokus meiner Untersuchung. Daher erscheint es nur folgerichtig, sich den Wirkungsweisen zuzuwenden. Hierfür eignet sich nun insbesondere die Methode von Breckner. Sie bezeichnet als Gegenstand einer Bildinterpretation »ganz generell das, was sich in der bestimmten Art und Weise der bildlichen Symbolisierung für eine Betrachterin zeigt und welche performativen Wirkungen dies jeweils entfaltet« (Breckner 2012: 146).

2.4.1 Grundannahmen

Die Prinzipien, die Breckners visueller Segmentanalyse zugrunde liegen, lassen sich unmittelbar aus den bereits skizzierten (vgl. Kap. IV. 1.1.1) bildtheoretischen Annahmen ableiten. D.h. die von Breckner entwickelte Methode liefert das methodische Werkzeug, um den sich simultan einstellenden Wahrnehmungseindruck eines Bildes sowie dessen sukzessiven Wahrnehmungsprozess zu erfassen (Breckner 2010: 286). Dabei setzt die Methode, wie der Name bereits vermuten lässt, auf die Bestimmung von Segmenten, einhergehend mit Beschreibungen.

Die Bildung von Segmenten setzt am Wahrnehmungsprozess an, mit dem Ziel zu verstehen, »in welcher Weise aus der Beziehung und Organisiertheit zwischen verschiedenen Elementen eine Bildgestalt als Gesamtkomposition mit ihren zum Teil bestimmbar, zum Teil unbestimmt bleibenden Thematisierungspotentialen entsteht« (Breckner 2010: 286).

Zur Herausarbeitung der präsentativen Gehalte und Wirkungen setzt die Segmentanalyse auf Beschreibungen, mit dem Ziel, »etwas im Bild sichtbar werden zu lassen, was ohne sie [die Beschreibung] [...] nicht gesehen worden wäre« (Breckner 2010: 271). Beschreibungen verbinden somit die präsentativ wirksame Bildwahrnehmung und die diskursiv angelegte Bildinterpretation (Breckner 2012: 151). Um dieser Aufgabe gerecht

zu werden, sollen die Beschreibungen nicht nur auf das manifest Sichtbare eingehen, sondern auch die Wirkungen (also die latenten Sinnbezüge) aufzeigen (Breckner 2010: 271). Gelingende Beschreibungen hätten – so Breckner unter Bezugnahme auf Boehm (1995: 30) – daher eine doppelte Aufgabe: Sie würden sagen, was ist, aber auch, wie es wirke. Beschreibungen nehmen also Bezug auf Sachverhalte, aber auch auf die »dem Bild eigentümliche Form des Vollzugs« (Boehm 1995: 30 zitiert nach Breckner 2012: 271).

Aus kulturpsychologischer Sicht gilt es, einen zentralen Aspekt zu beachten: Die Wirkung, wenn nicht sogar schon die Beschreibung eines Fotos ist immer auch kulturell durchwirkt. Dies lässt sich anhand eines Beispiels veranschaulichen. Bei der Beschreibung eines Fotos, das *Leo* im Jahr 2017 aufgenommen hat und das einen mit Essen gedeckten Tisch zeigt, um den drei Männer herumsitzen, fällt mir auf, dass der auf den Tellern befindliche Hühnchenschenkel mit Soße serviert wird, eine Zubereitungsform, die auf mich eher ungewöhnlich wirkt. In Kombination mit den am Tisch sitzenden Männern entsteht der Eindruck, als handle es sich um ein Essen, bei dem kultureller Austausch zelebriert werde (vgl. S. 310). In einer Interpretationsgruppe mit (u.a.) syrischen und irakischen Geflüchteten wird jedoch gefolgert, der Gastgeber habe vermutlich wenig Geld, weil die Portionen in den Tellern so klein seien. Hier zeigt sich also eindrucklich, wie sehr die Wirkung, die sich entfaltet, auch von kulturellen Gewohnheiten abhängt. Das wiederum schmälert nicht den Wert der Methode, verdeutlicht aber die Bedeutung, die Interpretationsgruppen und einer vielfältigen Zusammensetzung zukommt (s.u.).

2.4.2 Methodisches Vorgehen

Die oben skizzierten Grundannahmen finden sich im konkreten methodischen Vorgehen wieder, das hier kurz skizziert werden soll. Breckner schlägt sowohl für die Analyse von Einzelbildern (Breckner 2010: 287–294) als auch für die von Bilderserien (ebd.: 294–296) ein mehrschrittiges Verfahren vor. Da ich in meiner Arbeit von den Datensets einzelner Personen abhebe und damit fallübergreifend ausgewählte inhaltliche Aspekte herausarbeite, ist für mich nicht das gesamte Bilderset eine*r Teilnehmenden von Interesse, sondern ausgewählte Bilder daraus, weshalb ich hier lediglich die Schritte der Einzelbildanalyse näher erläutere.

a) Dokumentation des Wahrnehmungsprozesses

Im ersten Schritt wird der eigene Wahrnehmungsprozess des Bildes beobachtet und in einer Kopie des Bildes eingezeichnet. Herausgearbeitet werden soll, wie der Blick über das Bild wandert, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet wird, welche verschiedenen Elemente sich innerhalb des Bildes abzeichnen und in welcher Reihenfolge (Breckner 2012: 287). Diese Phase dient der ersten Sondierung möglicher Segmente. Im Anschluss daran wird die formale Bildgestalt erfasst und beschrieben. D.h. es werden erste Beschreibungen von Größenverhältnissen, Perspektiven, Farbgestaltung, Kontrasten usw. vorgenommen. Breckner empfiehlt in dieser Phase auch, die ersten Eindrücke festzuhalten, damit diese in der Folge nicht unreflektiert in die Bildinterpretation miteinfließen. Angesichts der in dieser Arbeit postulierten Subjektivität von Interpretationen erachte ich derartige Reflexionen für grundsätzlich wichtig. Aufgrund bekannter psychologischer

Phänomene (wie selektive Aufmerksamkeit, vgl. z.B. Hagendorf/Krummenacher/Müller et al. 2011: Kap. 15), würde ich jedoch dafür plädieren, bereits an dieser Stelle den Blick für vielfältige Assoziationen zu öffnen, bzw. den ersten Eindruck nur dann zu notieren, wenn er sich wirklich aufdrängt, anstatt diesen gleichsam »heraufzubeschwören«.

b) Sukzessive Rekonstruktion der Gestaltbildung

Im zweiten Schritt werden der Wahrnehmungsreihenfolge (siehe a) folgend die einzelnen Segmente nach und nach näher betrachtet. Dabei werden – unabhängig vom Bildganzen – kontrastive Sehweisen zu den bildthematischen Bedeutungen der jeweils abgebildeten Gegenstände, Personen, Konstellationen usw. entworfen (Breckner 2010: 289). Abschließend werden mit Blick auf das nächste Segment Hypothesen angestellt, was in diesem abgebildet sein könnte bzw. müsste, um die Sehweisen zu bestätigen oder zu verwerfen. Das jeweils folgende Segment wird ebenfalls zunächst einzeln betrachtet und dann mit den vorausgegangenen Sehweisen verknüpft, um die plausibelste herauszuarbeiten. Breckner liefert für diesen Schritt eine Liste von Fragen, die an das Material gestellt werden können, z.B. ob das Segment indexikalisch auf einen bestimmten Ort oder eine bestimmte Zeit verweist, ob die indexikalischen Verweise kongruent oder widersprüchlich sind, ob das Segment auf eine szenisch spezifische soziale Situation verweist und ob die ausgemachten möglichen Sehweisen im weiteren Bildverlauf realisiert oder abgebrochen werden (Breckner 2010: 290f.)

c) Analyse der kompositorischen Strukturierung des Bildfeldes

In diesem Schritt werden die vielfältigen möglichen Sehweisen, die in den vorausgegangenen Schritten entwickelt wurden, unter Einbezug der Bildkomposition (weiter) eingeschränkt (Breckner 2010: 291). Herangezogen werden hierzu die räumliche Perspektive (Fluchtpunkte, Blickposition) sowie Feldlinien. Unter letzteren werden nicht sichtbare Linien verstanden, die »die Anordnung von Figuren, Gesten, Bewegungen, Gegenständen in der Bildfläche strukturieren« (Breckner 2010: 291). In Auswertungsverfahren wie der dokumentarischen Bildanalyse (Bohnsack 2011) nimmt dieser Schritt eine wichtige Rolle ein, da die planimetrische Komposition als zentral für die Bedeutungskonstitution gilt. Breckner (2010) konstatiert hingegen, dass diese Herangehensweise bei manchen Bildern an Grenzen stoße. Dies gilt auch für mein Bildmaterial, denn die Teilnehmenden haben durch den Einsatz der Einmalkameras nur einen eingeschränkten kompositorischen Gestaltungsspielraum: Außer einem Auslöseknopf und einem Blitz stehen keine weiteren Funktionen (wie eine zoom-Funktion o.ä.) zur Verfügung, und da Einmalkameras mit einem Film ausgestattet sind, ist auch keine Nachbearbeitung der Bilder möglich.

d) Rekonstruktion der sozialen und technischen Entstehungs-, Aufbewahrungs- und Verwendungszusammenhänge

Wie die Überschrift dieses Auswertungsschritts vermuten lässt, geht es hier nicht um die Inhalte des Bildes, sondern um dessen Entstehung und Verwendung. Damit soll eru-

iert werden, wie sich die Bildbedeutungen und Sinnbezüge im Gebrauch realisieren oder »gar erst konstituiert werden« (Breckner 2010: 292). In vorliegender Arbeit sind große Teile des Entstehungs- und Verwendungskontexts durch das Studiendesign vorgegeben. Da die Bilder gezielt für diese Studie erstellt werden, konstituiert sich deren Bedeutung in besonderem Maß über ihre gezielte Generierung und spätere Verwendung in meinem Studienkontext. Diese Bedeutung gilt es auch bei der Auswertung mitzureflektieren.

e) Zusammenfassende Interpretation der Gesamtgestalt eines Bildes

In Schritt e werden nun alle Ergebnisse aus den vorausgegangenen Schritten zusammengeführt. Laut Breckner soll dabei die Frage beantwortet werden, wie etwas »im und durch das Bild für wen und in welchen medialen und pragmatischen Kontexten sichtbar« werde (Breckner 2010: 293).

f) Einbettung der Analyseergebnisse in fachtheoretische und/oder empirische Zusammenhänge

In diesem letzten Schritt werden die Ergebnisse auf deren theoretische Reichweite und gesellschaftliche Relevanz hin diskutiert. Breckner verweist aber explizit darauf, dass theoretische Konzepte auch schon in früheren Schritten einbezogen werden sollten. Bei der Einbettung der Analyseergebnisse geht es ihr daher eher um eine Art Metaverortung. In vorliegender Arbeit erfolgt dieser Schritt nicht separat für die Fotos, sondern wird im Zuge der Gesamtdiskussion der Daten mitvollzogen.

Abschließend erläutere ich nun, wie ich die oben skizzierten theoretischen Schritte bei der Datenanalyse in meiner Arbeit konkret umsetzte. Nachdem die thematische Analyse abgeschlossen war und ich mehrere Themen für die Feinanalyse ausgewählt hatte (s.u.) erstellte ich zunächst zu jedem der gewählten Themenbereiche eine Tabelle, in die alle dem Thema zugeordneten Interviewaussagen mit den dazugehörigen Fotos Eingang fanden. Diese Tabelle bildete die Grundlage, um Unterkategorien und sich eröffnende Zusammenhangsstrukturen ausfindig zu machen und in den weiteren Analysen herauszuarbeiten. Bei den sich abzeichnenden Unterkategorien setzte ich dann an den metaphorisch besonders reichhaltigen und dichten Passagen an und analysierte diese mittels der Auswertungsschritte der relationalen Hermeneutik.

Die Fotos fanden auf folgende Art und Weise Eingang in die Analysen: Fotos, die mit den Interviewaussagen zu den jeweiligen Themenbereichen verknüpft waren, unterzog ich einer ersten Grobanalyse (d.h. ich führte Schritt 1 der Segmentanalyse durch). Wenn sich Widersprüche oder Ergänzungen zu den Sinngehalten der Interviewaussagen andeuteten, dann wurden die Fotos einer vollständigen Analyse unterzogen. Darüber nahm ich auch Fotos in die Analysen mit auf, die eine auffallende Ähnlichkeit zu bereits analysierten Motiven aufwiesen. D.h. ich nahm ergänzend Fotos auf, auch wenn die zugehörigen Interviewpassagen nicht in der Kategorie kodiert waren. Die Fotos wurden, wie von Breckner (2010: 287) empfohlen, in verschiedenen Interpretationsgruppen analysiert. Um den jeweiligen kulturbedingten Sichtweisen (s.o.) gerecht zu werden, wurde bei der Zusammenstellung der Interpretationsgruppen gezielt auf Vielfalt gesetzt. So führte ich Interpretationssitzungen mit Geflüchteten, aber auch mit Menschen ohne

Fluchthintergrund durch und achtete auch darüber hinaus auf vielfältige Zusammensetzungen (z.B. was Alter, Geschlecht, Bildungshintergrund, aber auch sexuelle Orientierung anging). In Einzelfällen führte ich Interpretationen auch nur mit einer weiteren Person durch, so dass es sich hier streng genommen nicht wirklich um Interpretationsgruppen, sondern eher um »Interpretationsduos« handelte.

In den Ergebnisdarstellungen in diesem Buch werden die Bilder und die Analysen dazu auf verschiedene Arten einbezogen: Bisweilen verwende ich einzelne Bilder als Ausgangspunkt, um ein Phänomen bzw. einen zentralen Aspekt davon herauszuarbeiten. In diesen Fällen werden große Teile der Segmentanalyse auch in den Text übernommen, um die Interpretationsschritte besser nachvollziehen zu können. Dabei erfolgt die Analyse entweder – wie das von Breckner gedacht ist – ganz offen oder aber bereits in dem thematischen Rahmen, der von den Teilnehmenden (in den Interviews) aufgemacht wurde. Für letztere Vorgehensvariante entschied ich mich im Zuge der Auswertungen, da sich herausstellte, dass bei manchen Fotos eine vollkommen offene Auswertung keine zusätzlichen Erkenntnisse brachte, wohingegen sich mit der im Interview vorgenommenen thematischen Rahmung oft weitere wichtige Aspekte aus den Bildern herausarbeiten ließen. Bisweilen ziehe ich die Fotos und die Analysen im Sinne eines Vergleichshorizonts zur Kontrastierung oder Differenzierung des Gegenstands heran. Dann begnüge ich mich meist damit, nur die oberflächlichen Beschreibungen oder auch nur die Analyse einzelner Segmente einzubeziehen. Angesichts der vorgenommenen Anpassungen bei der Anwendung der visuellen Segmentanalyse, spreche ich hier von einer Anlehnung an selbige.

V. Ergebnisse

Im Zuge der Vorstrukturierung der Daten kristallisieren sich mehrere Themen heraus, die sowohl besonders häufig als auch sehr dicht be- und verhandelt wurden, und zwar: Freiheit, Fürsorge, Integration und Teilhabe, Regeln und Ordnung, Tradition, Gewohnheiten und Historisches sowie Zusammenleben in Vielfalt. Für die relationale Analyse wähle ich vier der sechs Themenbereiche aus, bei den Auswertungen verändern sich die Kategorienbezeichnungen etwas, so dass diese nun lauten: Fürsorge (V. 1), Freiheit (V. 2), Diversität (V. 3.) und Integration (V. 4.). Die Themenauswahl begründet sich wie folgt: Fürsorge ist das Thema, das ich vorab am wenigsten erwartet hätte und das auch in gängigen Untersuchungen zu Deutschlandbildern (s.u.) nie Thema ist, weshalb es lohnenswert erscheint, näher zu beleuchten, was das Kümern in Deutschland aus Sicht der Teilnehmenden ausmacht. Freiheit gehört wiederum zu den Themen, die im öffentlichen Diskurs gerade bezogen auf Geflüchtete sehr präsent sind, wobei diese als Bedrohung für die Freiheit bzw. die »freiheitliche Grundordnung« in Deutschland stilisiert werden. Umso interessanter ist es, dass sowohl die deutschen als auch die geflüchteten Teilnehmenden die Freiheit anführen und diese in hohem Maße als positiv erlebt wird. Die Themenbereiche Diversität und Integration weisen hingegen eine hohe Anschlussfähigkeit zu meinen bisherigen Forschungstätigkeiten auf. Deshalb erkenne ich schon bei der Vorstrukturierung der Daten Aspekte, die ich als wichtige Ergänzung zur bestehenden Forschungslandschaft erachte; ein weiterer Grund, weshalb ich mich für diese beiden Bereiche entscheide. Der Ergebnisteil ist nun so strukturiert, dass ich die vier genannten Themenbereiche ausarbeite, wobei ich den empirischen Analysen stets einen Teil voranstelle, in dem ich die theoretischen Grundlagen des jeweiligen Themas darlege. Da die Themen eher selten im Kontext der Deutschlandbilder Beachtung finden (s.u.), werden die theoretischen Grundlagen mit Ausnahme des Freiheitsteils ohne Deutschlandbildbezug, sondern allgemein erläutert. Die theoretischen Annahmen lassen sich aber dennoch gut als heuristischer Rahmen für die Analysen verwenden, zumal ich davon ausgehe, dass sich aus meinen Ergebnissen auch für die jeweiligen Themenbereiche weiterführende Erkenntnisse ableiten lassen. Im Anschluss zu den Auswertungen der einzelnen Themenkomplexe gehe ich darauf ein, ob und wie sich die Deutschlandbilder im Laufe eines Jahres verändert haben. Abschließend behandle ich die Frage, anhand welcher Vergleichsdimensionen die Teilnehmenden ihre Deutschlandbilder entwerfen.

Bevor ich nun aber die genannten Themen behandle, möchte ich noch Überlegungen dazu anstellen, warum die hier gewählten Themen in der Deutschlandbilderforschung entweder gar keine oder nur ansatzweise Beachtung finden.

Gerade was den Vergleich mit Untersuchungen im DaF-Kontext angeht, mag die befragte Zielgruppe eine Rolle spielen: So gehe ich davon aus, dass Themen wie Fürsorge oder Integration erst dann an Bedeutung gewinnen, wenn jemand über einen längeren Zeitraum in Deutschland lebt und dort auch seine Zukunft sieht. Insbesondere in den DaF-Untersuchungen (Grünewald 2005; Grupp 2014; Hortmann 1993; Witte 2014) werden aber vornehmlich¹ Studierende befragt, die entweder im Zuge eines begrenzten Studienaufenthalts oder gar nicht in Deutschland gelebt haben (vgl. Kap. III. 1.2). Hinzu kommt vielleicht auch, dass die Untersuchungen zum Teil mit Studierenden aus Ländern durchgeführt werden, in denen es bezüglich der genannten Themen vielleicht gar keine so großen Abweichungen gibt. Dafür spricht, dass die Themen, mit denen ich mich hier befasse, in der Untersuchung von Kirsten Eberspach (2017), die das Deutschlandbild von Geflüchteten untersucht, durchaus erwähnt werden. Da aber auch Eberspach diese Themen nicht schwerpunktmäßig herausarbeitet, steht zu fragen, ob diese vielleicht auch deshalb keine tiefergehende Aufmerksamkeit erfahren, weil sie nicht als Kategorie in Bezug auf Deutschland vermutet oder anderen Kategorien zugeordnet werden. Für Letzteres spricht folgender Teil der Aussage eines britischen Studenten, den Hortmann (1993) als Beispiel für die Kategorie »unerfreuliche(r) Kontakt mit Behörden und Bürokraten« (ebd.: 164) anführt²: »the lack of care from administrative personnel« (ebd. S. 164). Sofern es die Datenbasis hergibt, ließe sich diese Aussage auch im Hinblick darauf analysieren, was sich der Befragte von den Verwaltungsangestellten erwartet hätte und welches Verständnis von Care sich daraus ableiten lässt. Gleichzeitig manifestieren sich hier wohl auch die unterschiedlichen methodischen Zugänge sowie die Charaktere der Arbeiten: Interpretative Auswertungen setzen grundsätzlich tiefgreifender an und eine Habilitationsschrift fällt im Vergleich zu einer Master-Arbeit zwangsläufig ausführlicher aus.

1 Ich schreibe hier »vornehmlich«, da in den Untersuchungen meist ein kleinerer Teil an Teilnehmenden ist, der über ausgeprägte Deutschlenderfahrungen verfügt, z.B. Deutsch-Dozierende (Witte 2014) oder Studierende, die ihr gesamtes Studium in Deutschland verbringen (Hortmann 1993) und/oder die bereits über ein- bis mehrjährige Deutschlenderfahrung verfügen (Hortmann 1993; Grupp 2014).

2 Dieses Zitat wird auch in der Originalquelle nur als Fragment wiedergegeben, ohne tiefere Einbettung in den Kontext des Interviews.

1. Fürsorge: Kümmeren, Hilfe und Unterstützung

Die Grundlage dieses Kapitels bilden Fotos und Aussagen der Teilnehmenden darüber, dass Deutschland sich kümmerge bzw. sich *in* Deutschland gekümmert werde. Bei Praktiken des *Kümmerns*, *Betreuens* oder *Helfens* handelt es sich um (Für-)Sorgetätigkeiten (vgl. z.B. Thelen 2014: 23), weshalb ich für vorliegende Arbeit theoretische und empirische Arbeiten zu (Für-)Sorge bzw. Care¹ heranziehe. Im Folgenden nehme ich jedoch zunächst eine Einordnung in den Forschungsstand zu Deutschlandbildern vor und entwerfe dann einen theoretischen Rahmen zu Care/Fürsorge. Diese Ausführungen dienen als Grundlage und Bezugspunkt für die darauffolgenden Auswertungen, wobei die zugrunde gelegten theoretischen Konzepte bei Bedarf auch weiterentwickelt werden.

1 Tatjana Thelen (2014) weist im Rahmen der theoretischen Grundlegung ihrer Arbeit auf die Schwierigkeiten bei der Begriffswahl hin: Während im Englischen der Begriff ›Care‹ verwendet wird, hat sich in der sozialwissenschaftlichen Forschung im deutschsprachigen Raum der Begriff der ›Sorge‹ etabliert und damit den Begriff der ›Fürsorge‹ abgelöst. Das begründet sich damit, dass Fürsorge stark mit staatlichen Sozialleistungen assoziiert wird, während *Fürsorgetätigkeiten* historisch konstant mit Frauen verknüpft werden (Brückner 2011: 78). Hinzu kommt, dass der Begriff der Fürsorge stark auf Sorge *für* Andere gerichtet scheint, weshalb in neueren Publikationen, in denen der Begriff der Fürsorge verwendet wird, meist von ›Für- und Selbstsorge‹ die Rede ist (z.B. Brückner 2011: 79, Aulenbacher/Dammayr 2014). Was den Begriff der Sorge angeht, so kann dieser ähnlich wie das englische Wort *Care*, für ›sorgen für‹ sowie auch für ›sich sorgen um‹ jemanden stehen. Allerdings räumt Thelen ein, dass der deutsche Begriff der ›Sorge‹ weitaus weniger positive Assoziationen hervorruft, als dies im Englischen der Fall ist (Thelen 2014: 23). Ich würde sogar einen Schritt weiter gehen, denn in mir ruft der Begriff der ›Sorge‹, zumal im Kontext meiner Untersuchung, keineswegs positive, sondern eher negative Assoziationen hervor: Ich denke an den ›besorgten Bürger‹ (vgl. z.B. Haeming 2017), eine Selbstbezeichnung, die im Zuge der rechtspopulistischen, oft hasserfüllten ›(Protest-)Märsche‹ gegen die Asyl- und Flüchtlingspolitik der Bundesregierung aufkam. Vor diesem Hintergrund und im Wissen um die skizzierten, vielfältigen begrifflichen Schwierigkeiten verzichte ich auf die Verwendung des Sorgebegriffs und verwende stattdessen Fürsorge und Care, denen ich dasselbe, an Tronto (1993) angelehnte, Begriffsverständnis zugrunde lege.

1.1 Heuristischer Rahmen

1.1.1 Care in unterschiedlichen Diskursen und Praxisfeldern

»Sorgearbeit ist eine Tätigkeit, die jede Person ausführt. Menschen kochen, erziehen Kinder, beraten Freund_innen, versorgen unterstützungsbedürftige Angehörige.« (Winker 2015: 14). Sorge bzw. Sorgetätigkeiten machen demnach einen Großteil unseres täglichen Lebens aus, erhalten aber im Vergleich dazu in der wissenschaftlichen wie öffentlichen Auseinandersetzung keine vergleichbar große Aufmerksamkeit (z.B. Tronto 1993: 111). Den Grund dafür sieht Joan Tronto darin, dass die Missachtung von Care denen nutzt, die sich in privilegierten Machtpositionen befinden; schließlich basiere das Narrativ des *self-made-man* darauf, dass er ohne fremde Hilfe zu dem wurde, der er ist (ebd.). Hinzu kommt, dass Care gesellschaftlich abgewertet wird, weil Sorge mit als weiblich angesehenen Attributen der Privatheit, Emotion und Bedürftigkeit assoziiert wird und damit den Gegenpol zu den eigentlich angestrebten und eher männlich konnotierten Qualitäten der Leistung, Rationalität und Autonomie bildet. Tronto plädiert daher für einen fundamentalen Paradigmenwechsel: Menschen sollten nicht als vollständig autonom und selbstständig angesehen werden, sondern als interdependente Wesen, die sich abwechselnd in Situationen befinden, in denen sie einmal selbst Hilfe geben und dann wieder auf Hilfe angewiesen sind (ebd.: 162f.). Diese Grundüberzeugung, nämlich, dass das »Selbst und die anderen wechselseitig voneinander abhängig sind« (Gilligan 1991: 94) zeichnet auch die von Carol Gilligan in den 1980er Jahren entwickelte Ethik der Fürsorge bzw. Anteilnahme aus. Bei Gilligans Arbeit handelt es sich um eine der wenigen psychologischen Arbeiten, die sich intensiv mit Fürsorge auseinandersetzen. Der zentrale Unterschied ist jedoch, dass Gilligan ihre Ethik der Fürsorge als eine weibliche, beziehungsorientierte Ethik entwirft, die sie von einer männlichen Moral der Gerechtigkeit abgrenzt. Das bringt neben dem Problem einer Ontologisierung von Unterschieden die Gefahr mit sich, dass eine als weiblich bezeichnete Moral mit der inneren, also der privaten und persönlichen Sphäre assoziiert wird, wie Tronto es an Reaktionen Kohlbergs und Kolleg*innen (Kohlberg/Levine/Hewer 1984) auf Gilligans Arbeiten nachzeichnet (vgl. Tronto 1993: 87f.). Diese Gleichsetzung trägt wiederum zu einer Aufrechterhaltung der oben skizzierten Machtstrukturen bei (Maihofer 1988: 39; Tronto 1993). Trontos Herangehensweise erscheint daher vielversprechender: Sie plädiert dafür, die Moraltheorie im politischen Kontext zu verorten (Tronto 1993: 96f.). Als Konsequenz löst sie »die Sorge aus der Gebundenheit an eine weibliche Psyche« (Baader/Eßer/Schröer 2014a: 8) heraus und etabliert stattdessen eine relationale und konstruktivistische Perspektive (ebd.), die im Folgenden erläutert wird.

1.1.2 Definition von Care

Ausgehend von den oben skizzierten Überlegungen zur Rolle von Care schlägt Tronto (in enger Zusammenarbeit mit Berenice Fisher) folgende Definition von Fürsorge vor:

»On the most general level, we suggest that caring be viewed as a *species activity that includes everything that we do to maintain, continue, and repair our world so that we can live*

in it as well as possible. That world includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we seek to interweave in a complex, life-sustaining web.« (Tronto 1993: 103, Hervorh. i.O.)

Anders als viele andere Definitionen (vgl. z.B. Cancian/Oliker 2000: 2; England 2005: 383) verortet Tronto Care nicht ausschließlich in menschlichen (dyadischen) Interaktionen. Stattdessen bezieht sie in ihre Definition auch die Fürsorge um Objekte und die Umwelt mit ein und lässt, was die Frage angeht, von wem Sorgeaktivitäten ausgehen, etwas Raum für eine breitere Auslegung, wenn sie das Personalpronomen *we*² verwendet. An eben diesem Punkt setzen Baader, Esser und Schröer an, wenn sie betonen, dass nicht nur »Mütter, Kindergärtnerinnen und Sozialarbeiterinnen, sondern eben auch Staaten, Religionsgemeinschaften, Gemeinwesen [...]« (Baader/Eßer/Schröer 2014a: 13) sorgende Akteure darstellen können.

Dieses breite Begriffsverständnis wird – vor allem mit Blick auf die Fürsorgeempfänger*innen – nicht von allen Autor*innen befürwortet, da die Befürchtung besteht, das Konzept ›Sorge‹ könne dadurch zu einem relativ beliebigen oder auch unüberschaubaren Handlungsfeld mutieren (z.B. Thelen 2014: 39; Rosenberger 2014: 77). Vor dem Hintergrund von Trontos Anspruch, nämlich einer Aufwertung des Konzepts der Fürsorge, scheint eine derartige Konzeptualisierung aber durchaus nachvollziehbar und sinnvoll. Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich auf die Frage, ob Fürsorge beabsichtigt sein muss, um als solche zu gelten. In Trontos Definition deutet sich eine derartige Intentionalität an, wenn sie schreibt *seek to interweave*. Kritiker*innen geben zu bedenken, dass Menschen Carearbeit auch einfach deshalb leisten, weil sie damit Geld zum Leben verdienen und nicht zwangsläufig mit dem Anspruch, die Welt zu verbessern (z.B. Thelen 2014). Ob der Aspekt der beabsichtigten Fürsorge für die Fürsorgeempfänger*innen eine Rolle spielt und wenn ja, welche, kann im Zuge der Auswertungen teilweise beleuchtet werden.

Aus kulturpsychologischer Perspektive ist weiterhin bedeutsam, dass Tronto die Aktivität des Sorgens als kulturell geprägt und damit kulturabhängig variabel erachtet (Tronto 1993: 103). Außerdem macht sie sich dafür stark, Fürsorge als fortdauernde Praxis und nicht (nur) als Disposition anzusehen. Damit konzeptualisiert Tronto Fürsorge als *Handlungspraxis*, d.h. sie fokussiert die aktionale Ebene, ein Verständnis, das gemeinhin geteilt wird. Vereinzelt wird das Konzept der Fürsorge noch um eine Art ›präaktionale‹ Komponente erweitert: Fürsorge wird dann als »Haltung« (Fischer 2015: 40) entworfen, die sich darin zeigt, dass Dingen und Menschen achtsam begegnet wird. Die Frage danach, ob sorgende Tätigkeiten auch eng mit einer entsprechenden ›inneren‹ Haltung verknüpft sind, kann in dieser Arbeit empirisch mit sondiert werden.

1.1.3 Forschungsstand zu Care

Trontos oben skizzierter Vorstoß entstand in den 1990er Jahren, weshalb sich die Frage stellt, wie es nun, viele Jahre später, um die Aufwertung und Einbindung von Care bestellt

2 Tronto spezifiziert selbst nicht, auf wen sich das »wir« konkret bezieht. Im Sinne des von Tronto propagierten erweiterten Begriffsverständnisses, verstehe ich hier unter »wir« alle Lebewesen.

ist. Tronto (2014b: 18) selbst bescheinigt der europäischen politischen wie wissenschaftlichen Debatte – im Vergleich zum US-amerikanischen Diskurs – eine stärkere und ernsthaftere Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit Care einen nützlichen politischen Ansatz darstellen könnte. Im Zuge einer zunehmenden Neoliberalisierung und eines damit einhergehenden Umbaus bzw. Abbaus des Wohlfahrtsstaates in Deutschland (aber auch in anderen europäischen Ländern) scheinen jedoch viele der Grundideen, die Tronto und andere Autor*innen mit Care verbinden, in den Hintergrund zu rücken. Care und Carearbeit werden an ökonomischen Ansprüchen gemessen und mit Blick auf deren Rentabilität bewertet (Winker 2008). Fürsorge in der neoliberalen Logik heißt allenfalls, sich getreu der Marktmechanismen um sich selbst zu kümmern (Tronto 2014b: 22). Im deutschsprachigen Raum wird daher in den vergangenen Jahren häufig von einer Krise der Sorge gesprochen; zahlreiche Publikationen befassen sich mit den damit einhergehenden Herausforderungen und der Frage, wie diese überwunden werden können (u.a. Aulenbacher/Dammayr 2014; Artus/Birke/Kerber-Clasen et al. 2017; Lutz 2018).

Untersuchte Bereiche der Fürsorge

Was die Bereiche angeht, zu denen vornehmlich geforscht wird, zeigt sich, dass sich eine Mehrzahl der Untersuchungen mit den Themen beschäftigt, die gemeinhin mit Sorge assoziiert werden: die Pflege älterer Menschen (z.B. Lutz 2018; Rohr/Lang 2011), die Betreuung von Kindern (z.B. Beckmann 2014; Leira 2008), die Sorge im Gesundheitssystem (z.B. Gallagher 2014; van Heijst 2011). Angesichts der immer wieder betonten (s.o.) zentralen Rolle, die Sorge in sämtlichen Lebensbereichen einnimmt, scheint es jedoch von großer Bedeutung, die Studien um solche zu ergänzen, die Sorge auch in anderen Kontexten untersuchen. In den vergangenen Jahren zeichnen sich diesbezüglich zunehmend Bemühungen ab: So wird die Forschungslandschaft zu Care um Beiträge bereichert, die sich beispielsweise mit Sorgepraktiken in Ostdeutschland (Thelen 2014), in der Ultraszene (Schröter 2016) oder in brasilianischen Waxing-Studios in Berlin (Lidola 2015) beschäftigen. Vorliegende Arbeit weist mit der Rekonstruktion der Fürsorgepraktiken in Deutschland einen engen Bezug zu Tatjana Thelens Arbeit auf, wobei hier insofern Unterschiede bestehen, als meine Arbeit die expliziten Äußerungen über das Kümern in Deutschland zum Ausgangspunkt nimmt. Implizitere Äußerungen, die ebenfalls mit Care in Verbindung gebracht werden können, werden dann erst im weiteren Verlauf einbezogen. Thelen hingegen setzt an den »impliziten« Sorgebeziehungen an, weil sie diese gerade »auch dort aufspüren (will), wo sie durch die etablierten Beziehungsklassifikationen verdeckt werden.« (Thelen 2014: 45). Weiterhin stehen die Äußerungen der Teilnehmenden meiner Untersuchung in einem direkten Zusammenhang zu Deutschland, da die Berichte und Erzählungen über Fürsorgepraktiken letztlich die Antwort auf meine Frage darstellen, wie die Teilnehmenden Deutschland sehen. Bei Thelen hingegen, die sich zudem nur auf Ostdeutschland beschränkt, wird zwar der Wandel in den Carepraktiken mit dem Ende der DDR nachgezeichnet, aber eben *in* Ostdeutschland und nicht – wie in vorliegender Arbeit – *in Bezug* auf (Ost-)Deutschland.

Forschungsperspektive der Care-Untersuchungen

Die meisten Studien machen entweder die (strukturellen) Bedingungen, unter denen Fürsorge und Carearbeit geleistet werden, zum Thema bzw. befassen sich mit denjeni-

gen, die diese Tätigkeiten verrichten (vgl. Tronto 2014a³). Die Fokussierung auf die Perspektive der Sorgenden und damit einhergehend die Rahmenbedingungen, in denen Sorgende tätig sind, lässt sich sicherlich damit begründen, dass sich insbesondere die Genderforschung mit care-bezogenen Fragestellungen befasst: Im Zuge der Analyse der untergeordneten Rolle der Frau in der Gesellschaft geriet dabei das Thema der bezahlten wie unbezahlten Fürsorge in den Blick der Genderforschung, da Sorgetätigkeiten häufig von Frauen geleistet werden (Thelen 2014: 25).

Care wird in diesen Studien meist als etwas grundsätzlich Positives gerahmt; verhandelt wird jedoch die Frage, inwieweit Care mit Emotionen für diejenigen einhergeht, um die gesorgt wird und ob die häusliche Fürsorge der beruflichen überlegen ist (vgl. z.B. England 2005). Aus der Sicht derjenigen, die Fürsorge empfangen – und zu denen es deutlich weniger Untersuchungen gibt – stellt sich Care jedoch zum Teil ambivalenter dar. Studien aus der Disability-Forschung zeigen beispielsweise, dass diejenigen, um die sich gekümmert wird, die Fürsorge aufgrund der meist asymmetrisch angelegten Beziehung und der (empfundenen) Pflicht zur Dankbarkeit als belastend erleben können (Wood 1991; Galvin 2004). In anderen Untersuchungen äußern sich die Careempfänger*innen wiederum deutlich positiver über die erhaltene Fürsorge (Brückner 2015a), wobei sich abzeichnet, dass Care dann gut angenommen werden kann, wenn sie unter entsprechenden Vorzeichen erfolgt (z.B. Wahrung der Autonomie bei physisch Beeinträchtigten). Dennoch scheinen hier weitere empirische Untersuchungen nötig, die zur Klärung der Frage beitragen können, unter welchen Bedingungen, Fürsorgeempfänger*innen Care als positiv empfinden. Hierzu kann auch die vorliegende Untersuchung beitragen.

Care-Praktiken

Wie oben bereits angeklingen, untersuchen manche Studien mittlerweile die Care-Praktiken selbst (z.B. Thelen 2014; Brückner 2015a). Diese (Neu-)Ausrichtung scheint zunächst deshalb bedeutsam, da sie über die bestehenden Spannungsfelder der Disziplin (bezahlt-unbezahlt, privat-öffentlich, politisch-sozial, vgl. Brückner 2015b: 252) hinausweist und damit zu deren Überwindung beiträgt. Zudem kann die Beantwortung der Frage, was Care aus Sicht der Akteure (s.o.) eigentlich ausmacht, wertvolle Erkenntnisse für die Gestaltung der Rahmenbedingungen für Sorgetätigkeiten liefern. Margrit Brückner und Kolleg*innen (Brückner 2015a; Brückner 2012) entwickeln deshalb einen theoretischen Rahmen, in dem das Fürsorgeverständnis der von ihnen untersuchten⁴

3 Trontos Beobachtung bezieht sich lediglich auf die Beiträge in dem von Olthuis, Kohlen und Heier (2014) herausgegebenem Sammelband. Da eine Vielzahl anderer Sammelwerke wie Beiträge (vgl. z.B. Bertram/Ehlert 2011; Aulenbacher/Dammayr 2014; Aulenbacher/Riegraf/Theobald 2014) ähnlich ausgerichtet sind, scheint eine gewisse Generalisierung zulässig.

4 Bei der genannten Studie (Brückner 2015a) handelt es sich um eine Untersuchung der Fachhochschule Frankfurt a.M., bei der in 12 verschiedenen Institutionen Befragungen mit insgesamt 40 Personen (sowohl Sorgenden als auch Sorgeempfänger*innen) durchgeführt wurden. Bei den Institutionen, von Brückner »Unterstützungsnetzwerke« (ebd.: 27) genannt, handelte es sich um Einrichtungen aus den Bereichen psychischer Erkrankungen, physischer Beeinträchtigungen und Alterserkrankungen von langfristig unterstützungsbedürftigen Frauen und Männern (s.o.).

Gruppen (langfristig unterstützungsbedürftige psychisch kranke, physisch beeinträchtigte sowie ältere Menschen) abgebildet wird, das sich auf vier Ebenen ansiedeln lässt: Rahmen, Handlung, Normen und Selbstbezug bzw. Selbstsorge. Für meine Arbeit ist dieser Rahmen deshalb von Interesse, weil sich daran gut verdeutlichen lässt, inwiefern meine Untersuchung an das Care-Forschungsgebiet anschlussfähig ist, auch wenn sie mit dem Bezug zu Deutschland einen speziellen Fokus einnimmt.

Die erste Ebene bezieht sich auf den *Rahmen*, in dem Sorgetätigkeiten erfolgen. Bei Brückner (2015a) sind dies die untersuchten Institutionen, in meiner Arbeit bildet Deutschland diesen Rahmen, so dass hier eine Erweiterung auf einen »institutionellen und staatlichen Rahmen« vorgenommen werden könnte. Für die Sorgeempfänger*innen in Brückners Studie ist es von zentraler Bedeutung, dass die jeweilige Institution einen sicheren und beschützenden Rahmen liefert. Wie genau dieser ausgestaltet sein sollte, hängt mit von der Zielgruppe ab: In Brückners Untersuchung legen psychisch Kranke Wert auf Unterstützungsangebote bei der Stellensuche, für ältere Menschen hingegen sind vor allem Angebote wichtig, die zum Wohlbefinden in der Institution beitragen (d.h.: Beschäftigung und Versorgung, Qualität der Gruppe, Akzeptanz der Handicaps, Freundlichkeit der Versorgenden) (Brückner 2015a: 27).

Im Rahmen der zweiten Ebene der *Handlung* arbeitet Brückner (2015a) heraus, dass Akteur*innen, die unterstützungsbedürftig sind, sowohl auf Sachhilfen als auch auf einfühlsame Beratung Wert legen. Daraus folgert Brückner, dass die Sach- und Beziehungsebene als eng miteinander verbunden erlebt werden (ebd.: 27).

Unter der dritten Ebene der *Normen* versteht Brückner (2015a) normative Grundlagen, die sie auch als »Orientierungsmuster« (ebd.: 27) bezeichnet, wobei hier – meiner Ansicht nach – eine stärkere Differenzierung hilfreich wäre, da Orientierungsmuster über normative Grundlagen hinausreichen (können). In Brückners Untersuchung werden von Seiten der Sorgeempfänger*innen keine expliziten Aussagen zu normativen Grundlagen gemacht. Allerdings äußern sie sich beispielsweise dazu, selbst hilfsbereit zu sein, worin Brückner einen Hinweis auf »normative Muster« sieht (ebd.: 28), wobei hier zu fragen wäre, ob die Hilfsbereitschaft nicht auch andere Motive oder Hintergründe haben könnte, worauf sich in meinen Daten Hinweise finden (vgl. S. 180).

Die vierte und letzte Ebene, *Selbstsorge*, beschreibt aus Sicht der Sorgeempfänger*innen die Aufgabe, mit der Hilfe, die sie erhalten, umzugehen und zu lernen, Unterstützung anzunehmen (Brückner 2015a). Worauf die Menschen bei der in Deutschland erlebten Fürsorge Wert legen und wie sich die einzelnen Ebenen darauf bezogen ausgestalten, wird sich im Zuge der Auswertung meiner Daten zeigen.

1.1.4 Effekte von Care

Laut der Definition von Care (Tronto 1993, s.o.) zielen die mit Fürsorge verbundenen Handlungen darauf ab, die Welt (u.a.) zu erhalten, damit wir so gut wie möglich darin leben können. Das damit verbundene Postulat nach einem guten Leben, resultierend aus Fürsorge, erfährt – zumindest meinem Eindruck nach – in bisherigen Studien kaum Aufmerksamkeit. D.h. die Frage, welchen Effekt Care hat, wird zwar oft implizit beantwortet, beispielsweise wenn, wie in der Untersuchung von Brückner (2015a), deutlich wird, dass ältere Menschen in Sorgeeinrichtungen auf Angebote wertlegen, die das

Wohlbefinden in der Institution fördern. Eine theoretische Konzeptualisierung der Effekte von Care gibt es hingegen – zumindest meines Wissens – nicht. Lediglich Bertram (2011) unternimmt den Versuch, Fürsorge mit einem Konzept des Wohlbefindens, das er aus der Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen ableitet, zu verknüpfen. Friedhelm Vahsen (2012) erachtet die Verwendung der Kinderrechtskonvention hingegen als Engführung auf einige (wenige) Dimensionen, die ein würdiges Leben seiner Meinung nach beschreiben, und empfiehlt vielmehr die Verwendung des *Capability Approach*s von Martha Nussbaum (2010).

Da sich bei den Teilnehmenden an meiner Untersuchung Wohlbefinden als ein zentraler Effekt der Fürsorge abzeichnet, stelle ich hierzu ergänzend theoretische Überlegungen an. Bei dem von Vahsen (2012, s.o.) angeführten Capability Approach von Martha Nussbaum handelt es sich um einen philosophischen Beitrag. Der Einbezug philosophischer Arbeiten scheint insofern naheliegend, als sich diese Disziplin seit Jahrzehnten, wenn nicht sogar schon seit Jahrtausenden (nicht selten sind Aristoteles' Schriften Bezugs- und Ausgangspunkt der philosophischen Auseinandersetzung) intensiv mit der Frage beschäftigt, was ein gutes Leben ist (vgl. z.B. Martin 2012; Nussbaum 2014; Porter 2017). Ähnlich wie in der Philosophie erfolgen aber auch in der Psychologie intensive Auseinandersetzungen mit der Frage, was ein gutes Leben ist, wobei dieses meist unter dem Begriff des *Wohlbefindens* behandelt wird, mit dem eine Fokussierung auf die psychische Komponente des guten Lebens einhergeht⁵. Abgesehen davon, dass der philosophische Blick auf die Frage nach dem guten Leben breiter angelegt ist als der psychologische, wird in beiden Disziplinen eine rege Debatte darüber geführt, ob ein gutes Leben bzw. Wohlbefinden mit Glückseligkeit gleichzusetzen ist (vgl. z.B. Ryff 1989). In der psychologischen Forschung haben sich vor diesem Hintergrund zwei Forschungsrichtungen etabliert: In der einen wird Wohlbefinden unter dem Schlagwort des *subjektiven Wohlbefindens* verhandelt, worunter Zufriedenheit und Glückseligkeit verstanden werden (siehe v.a. Diener/Suh/Lucas et al. 1999; Diener/Oishi/Lucas 2009), während Forschende zum *psychologischen Wohlbefinden* unter Wohlbefinden (unter anderem in Anlehnung an Rogers) eine Art *positive functioning* verstehen. Dabei weisen die beiden Forschungsrichtungen insofern Bezüge zueinander auf, als Aspekte wie *Autonomie*, die von Vertreter*innen des Ansatzes des psychologischen Wohlbefindens als Teil des Wohlbefindens entworfen werden, von den Vertreter*innen des subjektiven Wohlbefindens als Prädiktoren für Wohlbefinden erachtet werden (vgl. Ryan/Deci 2001).

Seit einigen Jahren werden aber auch Anstrengungen unternommen, beide Forschungsrichtungen unter dem Begriff des *Flourishing* – im Sinne positiver mentaler Gesundheit – in einem Modell zusammenzuführen (Keyes 2007; Michalec/Keyes/Nalkur

5 Im Vergleich zu psychologischen Konzeptionen des Wohlbefindens, die vor allem die psychische Gesundheit (zum Teil erweitert um soziales Wohlbefinden, s.u.) in den Blick nehmen, setzt beispielsweise Martha Nussbaum mit ihrem Konzept des Capability Approachs deutlich grundlegender und umfassender an: Zum einen, weil sie mit ihrem Konzept einen Anspruch an die Politik formuliert, die Rahmenbedingungen für das menschliche Leben so zu gestalten, dass jeder Mensch seine Fähigkeiten bestmöglich entfalten kann. Und zum anderen, weil sie eben nicht nur an den psychischen Komponenten menschlichen Wohlbefindens ansetzt, sondern beispielsweise den Begriff der »Gesundheit: nicht auf psychische Aspekte reduziert, sondern allgemeiner als »being able to have good health« formuliert (Nathschläger 2014).

2009). Eines der Modelle (Keyes 2007) beinhaltet drei übergeordnete Dimensionen: Positive Gefühle (emotionales Wohlbefinden), *positive psychological functioning* (psychologisches Wohlbefinden), *positive social functioning* (soziales Wohlbefinden), die sich wiederum in weitere Dimensionen unterteilen. In der folgenden Abbildung sind die genannten Dimensionen und Unterdimensionen überblicksartig dargestellt.

Tabelle 2: *Mental Health als Flourishing*

Dimension	Definition
Positive affect	Positive emotions (i.e., emotional well-being) Regularly cheerful, interested in life, in good spirits, happy, calm and peaceful, full of life.
Avowed quality of life	Mostly or highly satisfied with life overall or in domains of life.
Self-acceptance	Positive psychological functioning (i.e., psychological well-being) Holds positive attitudes toward self, acknowledges, likes most parts of self, personality.
Personal growth	Seeks challenge, has insight into own potential, feels a sense of continued development.
Purpose of life	Finds own life has a direction and meaning.
Environmental mastery	Exercises ability to select, manage, and mold personal environs to suit needs.
Autonomy	Is guided by own, socially accepted, internal standards and values.
Positive relations with others	Has, or can form, warm, trusting personal relationships.
Social acceptance	Positive social functioning (i.e., social well-being) Holds positive attitudes toward, acknowledges, and is accepting of human differences.
Social actualization	Believes people, groups, and society have potential and can evolve or grow positively.
Social contribution	Sees own daily activities as useful to and valued by society and others
Social coherence	Interested in society and social life and finds them meaningful and somewhat intelligible.
Social integration	A sense of belonging to, and comfort and support from a community

Quelle: Keyes (2007: 98), eigene Darstellung

Das Modell stellt aufgrund seiner integrativen Herangehensweise ein vielversprechendes Konzept dar⁶ und wird deshalb als Grundlage für die Benennung und Einordnung der im empirischen Teil nachgezeichneten Effekte der Fürsorge verwendet.

Die Ausführungen dienen im Folgenden als heuristischer Rahmen für die Analysen der empirischen Daten meiner Studie. Vorab wird jedoch noch einmal kurz (zusammenfassend) skizziert, wo aus meiner Sicht die Anschlusspunkte der folgenden Analysen zur bestehenden Forschung sind und inwiefern meine Studie einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Forschung zu Care liefern kann. Im Kontext meiner Untersuchung sind

6 Ein Blick in die Veröffentlichungen der letzten 10 Jahre zeigt, dass die oben skizzierte Integration kaum Berücksichtigung in der wissenschaftlichen Forschung findet. Ed Diener, der einer Hauptvertreter des Konzepts des subjektiven Wohlbefindens ist, veröffentlicht zwar im Jahr 2010 zusammen mit mehreren Kolleg*innen einen Artikel, in dem er eine, an das obige Konzept angelehnte Messskala vorstellt, in den darauffolgenden Jahren findet diese jedoch (auch von ihm selbst) keine Berücksichtigung mehr. Vielmehr konzentrieren sich Ed Diener und Kolleg*innen wieder auf die Erforschung subjektiven Wohlbefindens.

die Befragten, die sich zu Care äußern, überwiegend in der Position von Sorgeempfänger*innen, eine Perspektive, die in der bisherigen Forschung meist eher vernachlässigt wird. Hinzu kommt, dass in meiner Studie eben keine Fokussierung auf vielfach untersuchte Bereiche der Fürsorge (Kindererziehung, Altenpflege, ...) erfolgt, sondern der Blick auf Fürsorge in Deutschland gerichtet ist, und zwar ausgehend vom Empfinden der Teilnehmenden, die sich explizit dazu äußern, dass sich in Deutschland gekümmert wird.

1.2 Empirische Analysen

Der Aspekt der Fürsorge klingt in zahlreichen Datensets im Zusammenhang mit ›Deutschland‹ an (u.a. Sophie 2016; Gretchen Müller 2017; Al Ibra 2017; Amina & Rachida 2016) und bildet in einigen Datensets sogar einen sehr dominanten Bezugspunkt (z.B. Kaffee schwarz 2017; Leo 2017; Sunny 2016 u. 2017; Statistik 2016 u. 2017; Milana 2016; Johannes 2017; Patrick 2017; Tarik 2016). Aspekte der Fürsorge werden dabei sowohl von Geflüchteten als auch von Nicht-Geflüchteten thematisiert, allerdings fällt auf, dass die Wortwahl variiert: Während Geflüchtete häufig das Wort *Kümmern* verwenden (z.B. Statistik, Samira, Sunny, Leo, Kaffee schwarz), sprechen in Deutschland geborene Teilnehmende eher von *Fördern* (z.B. Sophie, Johannes, Patrick). Letzteres ist wiederum *das* Schlagwort neoliberaler Logik, das aber nicht allein, sondern meist im Kontext von *Fördern und Fordern* v.a. bei Jobcentern verwendet wird. Darin scheint einmal der Gedanke enthalten, dass Fördern (anders als Kümmern) stets zu einer *Weiterentwicklung* führen sollte (vielleicht sogar im Sinne einer Selbstoptimierung) und dass das Fördern zudem nie ohne Gegenleistung erfolgt oder erfolgen sollte, weshalb eben von *Fordern* gesprochen wird. Dem scheint die Annahme zugrunde zu liegen, Menschen, die nicht *gefordert* werden, würden Gefahr laufen, die Fürsorge bzw. das ›Fördern‹, auszunutzen (vgl. S. 171).

Ob und wenn ja, inwiefern sich diese Unterschiede in der Begriffswahl auch in den Fürsorgebeispielen widerspiegeln, soll im Zuge der Auswertungen weiter analysiert werden.

In die Auswertung fließen dabei sämtliche Aussagen ein, in denen von Kümern, Helfen, Pflegen und Unterstützen (auch in negativer Form) gesprochen wird. Die genannten Verben werden auch in anderen Beiträgen mit Fürsorge in Verbindung gebracht und scheinen daher einen guten Ausgangspunkt für die Analysen zu bilden (vgl. Thelen 2014: 23). Weitere Aussagen und Daten werden – im Sinne der minimalen Differenzierung und der maximalen Kontrastierung (vgl. S. 119) – als Vergleichshorizonte hinzugezogen.

Im Folgenden wird zunächst darauf eingegangen, um wen sich nach Ansicht der Teilnehmenden in Deutschland gekümmert wird. Davon ausgehend wird herausgearbeitet, wer die sich kümmernden Akteure sind. Abschließend wird dargestellt, welche Facetten die wahrgenommene Fürsorge hat und von welchen Effekten die Sorgeempfänger*innen sprechen.

1.2.1 Um wen wird sich gekümmert?

Aus den Schilderungen und Erzählungen zur Fürsorge in Deutschland lässt sich herausarbeiten, um wen sich aus Sicht der Teilnehmenden gekümmert wird: um die Umwelt, um Menschen und um Tiere (u.a. Statistik 2016 u. 2017; Leo 2016 u. 2017; Tarik 2016 oder Sunny 2017). Nicht immer beziehen sich die Teilnehmenden dabei auf alle drei Gruppen, manchmal werden auch nur eine oder zwei genannt, auffallend ist aber dennoch das breite Spektrum, auf das sich die Fürsorge erstreckt. Dazu passt gut Trontos (1993) weiter gefasste Definition von Care, die sich nicht auf dyadische Mensch-Mensch-Beziehungen beschränkt. Die folgenden Analysen lehnen sich an diese Dreiteilung an.

Kümmern um die ›Umwelt‹

Theoretische Einlassung

Unter Umwelt wird im Folgenden »die Gesamtheit aller Prozesse und Räume, in denen sich die Wechselwirkungen – also das gegenseitige aufeinander Einwirken – zwischen Natur und Zivilisation abspielen« (Hellbrück/Kals 2012: 14), verstanden. Die hier zugrunde gelegte Begriffsdefinition geht über das Alltagverständnis von ›Umwelt als Natur‹ hinaus und berücksichtigt bewusst die kulturellen und sozialen Aspekte von Umwelt, was nicht zuletzt aus kulturpsychologischer Perspektive bedeutsam erscheint (vgl. hierzu auch Ruppel 2018: 396). Ausgehend von diesem Grundverständnis orientieren sich die folgenden Auswertungen zudem an einer Einteilung Willy Hellpachs (1924, zitiert nach Hellbrück/Kals 2012: 16f.) in natürliche und räumlich-soziale Umwelt⁷.

Räumlich-soziale Umwelt: (Historische) Gebäude und Infrastruktur

Manche Teilnehmende (Statistik 2016, Johannes 2017, Milana 2016) fotografieren historische Gebäude, die sie im Gespräch im Kontext des Kümmerns verorten. Im Folgenden soll zunächst anhand der Analyse eines Fotos von *Statistik* gezeigt werden, welche Seh- und Lesarten des Kümmerns das Bild nahelegt. Im Anschluss an die Bildanalyse werden dann auch Interviewaussagen hinzugezogen.

7 Hellpachs Einteilung beinhaltet noch die kulturell-zivilisatorische Umwelt, hierzu werden jedoch von den Teilnehmenden keine Beispiele genannt.

Abbildung 8: Brunnen mit Schloss



Foto Nr. 20, Statistik 2017

Die Hälfte des Bildes wird von einem schlossartigen Gebäude eingenommen (1. Segment), das sich vom linken bis zum rechten Bildrand erstreckt. Das Gebäude wirkt wie eine Kulisse für den im Zentrum befindlichen Brunnen (2. Segment), der sich durch die Licht- und Schattenverhältnisse deutlich vom hellen Hintergrund abhebt. In der Brunnenmitte befindet sich ein Sockel, auf dem eine Reiterfigur steht. Die Seiten des Sockels werden von weiteren Figuren eingerahmt. An der – von der Betrachterin aus gesehen – rechten Seite wird der Brunnen von drei Flaggen flankiert (3. Segment), der europäischen, der deutschen und der bayerischen. Die Flaggen stehen vor einer Anpflanzung aus Blumen und zugeschnittenen Bäumen. Die obere Bildhälfte (4. Segment) wird von einem hellblauen Himmel mit nur vereinzelten weißen Wolken eingenommen, wobei der Himmel leuchtendblau wirkt. Die Aufnahme erinnert auf den ersten Blick an eine Postkarte, die zwar schön, aber auch schon fast etwas kitschig wirkt.

Das Gebäude unterteilt sich in ein aufwendiger verziertes Hauptgebäude (mit großen Rundfenstern, umrahmt von Säulen und Balustraden mit Statuen auf dem Dach) in der linken Bildhälfte und einem schnörkelloseren Nebenflügel auf der rechten Bildseite⁸, der durch gerade Linien gekennzeichnet ist (Satteldach, drei Fensterreihen).

Dieser Baustil ist typisch für das Rokoko (vgl. Norberg-Schulz 1985), das Gebäude wurde also vermutlich im 18. Jahrhundert erbaut. Bauart (Hauptgebäude mit Seitenflügel) und Größe des Gebäudes erinnern an ein Schloss oder eine schlossähnliche Residenz. Dafür, dass das Gebäude schon älter als zweihundert Jahre ist, wirkt es sehr gut erhalten und gut gepflegt (die Steinfassade ist hell, die Fenster sind intakt, die weiße Farbe

8 Auf dem Foto ist ein Teil des Hauptgebäudes abgeschnitten. Da das Hauptgebäude symmetrisch angelegt ist, kann angenommen werden, dass sich auch an der linken Seite des Hauptgebäudes ein Nebengebäude anschließt.

der Fensterrahmen wirkt nicht so, als würde sie abblättern). Außerdem lässt die Bauart des Gebäudes auf einen gewissen Wohlstand in der Entstehungszeit (zumindest bei bestimmten Teilen der Bevölkerung) schließen. Und da die Erhaltung des Gebäudes sicher nicht kostengünstig ist, deutet die Fassade auch auf einen gewissen Wohlstand in der jetzigen Zeit hin, gepaart mit der offenbar bestehenden Einschätzung, dass es wichtig ist, (derartige) historische Gebäude instand zu halten. Wie das Gebäude heute genutzt wird, und ob es sich in Privat- oder staatlichem Besitz befindet, ist auf den ersten Blick unklar. Die Beflaggung (Segment 3) deutet jedoch darauf hin, dass sich das Gebäude in Staatsbesitz befindet, da für Schlösser und Residenzen sowie andere Gebäude in staatlichem Besitz eine entsprechende Beflaggungsverordnung existiert (vgl. §2 Abs. 6 VwAO-Flag). Demnach wäre eine Nutzung als Regierungsgebäude oder als Museum denkbar. Für Letzteres spricht, dass zahlreiche Fenster des Nebengebäudes von innen vertäfelt zu sein scheinen, was bei Büroräumen eher unwahrscheinlich ist. Wenn es sich wiederum um ein Museum handelt, dann würde das einmal mehr die Wertschätzung und Bewahrung von alten Bauwerken aber auch Gegenständen usw. unterstreichen. Diese Sehart verstärkt sich beim Blick auf den im Zentrum stehenden Brunnen: Die aufwendig gearbeiteten Figuren sind so gut intakt oder instandgesetzt worden, dass sie auch im Jahr 2017 – zur Zeit der Aufnahme des Fotos – noch (oder wieder) Wasser speien.

Die Dreifach-Beflaggung mit der Deutschland-, der Bayern- und der Europafahne erweckt wiederum den Eindruck, als werde die oben herausgearbeitete Wertschätzung und daraus resultierende Pflege historischer Bauten nicht als originär bayerische, deutsche oder europäische Aufgabe wahrgenommen, sondern als eine, die (nur) durch eine Verbindung aus regionalen, nationalen und europäischen Anstrengungen zu leisten ist. Was nicht zuletzt auf das Grundverständnis hindeutet, dass das historische Erbe ebenfalls nicht nur ein bayerisches oder deutsches Erbe ist, sondern eben ein gemeinschaftliches, das es gemeinsam zu pflegen und zu wahren gilt.

Das Verständnis davon, was ein erhaltenswertes (historisches) Erbe ist, scheint dabei relativ breit angelegt: D.h. das Gebäude und der Brunnen werden instandgehalten, obwohl sie (im Vergleich zu anderen europäischen Gebäuden, deren Entstehung zum Teil bis ins Mittelalter zurückreicht (vgl. z.B. Hubel/Schuller/Böker et al. 2013) weder besonders alt sind, noch (verglichen mit Schlössern wie Neuschwanstein) besonders groß und imposant und damit repräsentativ wirken. Es scheinen also keine (oder zumindest kaum) Hierarchisierungen in Bezug auf die Erhaltenswürdigkeit historischer Bauwerke gemacht zu werden. Diese – fast schon penible – Instandhaltung mag kitschig und übertrieben wirken, kann aber auch beeindruckend sein, da sich die Betrachterin wie in eine andere Zeit versetzt fühlt oder fühlen kann.

Statistik (2016) scheint wiederum weniger vom Anblick des gut erhaltenen Gebäudes und Brunnens beeindruckt als vom betriebenen Aufwand der Instandhaltung. Er betont, dass Denkmäler immer geputzt würden und zudem im Winter durch entsprechende Gehäuse (*Statistik* verwendet hier das Wort »Tüte«, Z. 474) geschützt würden.

Neben *Statistik*, der das obige Foto aufgenommen hat, fotografiert auch *Johannes* historische Gebäude und stellt ebenfalls eine Verbindung zur Fürsorge her, wobei in seinem Foto – anders als bei *Statistik* – weniger ein historisches Gebäude im Vordergrund steht, als eine Verschränkung historischer Gebäude mit dem öffentlichen Raum zum Tragen kommt, der durch viele Bäume und Begrünung geprägt ist. *Johannes'* Äußerung zu dem

Foto mutet wiederum etwas distanziert an, fast schon, als würde er einfach einen weiteren Vorteil Deutschlands aufzählen: »Was auch sehr für Deutschland spricht, dass die historischen Gebäude sehr gepflegt werden« (Z. 65f., Johannes 2017).

Abbildung 9: Innenstadt mit historischen Gebäuden



Foto Nr. 10, Johannes 2017

Im Rahmen der Äußerungen zur Pflege historischer Bauten wird nicht explizit darauf eingegangen, ob und wenn ja, inwiefern dieses Kümmern auch auf die (im Moment lebenden) Menschen⁹ abzielt. Das lässt vermuten, dass *Statistik* und *Johannes* historische Bauten und deren Erhalt auch als Wert an sich erachten (vgl. auch UNESCO 1972). Dafür spricht, dass auf dem oben analysierten Bild keine Menschen zu sehen sind.

Neben der Pflege historischer Bauwerke führen *Statistik* und andere Teilnehmende (z.B. Johannes 2017, Jonny Rakete 2016) noch weitere Fürsorgebeispiele an: *Statistik* (2016) fotografiert beispielsweise das Klassenzimmer und die darin sitzenden Schüler*innen einer Grundschulklasse und hebt hervor, dass das Zimmer ordentlich und sauber ist, was für ihn ein Zeichen für Deutschlands Bemühungen ist, sowohl für die Schüler*innen als auch für die Lehrkräfte eine angenehme (Lern-)Umgebung zu schaffen (u.a. *Statistik* 2016). Hier wiederum wird – anders als im Fall der historischen Bauwerke – ein deutlicher Bezug zu den Menschen hergestellt, denen dieses Kümmern letztlich zugute kommt.

Die Fürsorge um die räumlich-soziale Umwelt wird fast ausschließlich positiv bewertet. Ausnahmen bilden Beispiele, bei denen die Sinnhaftigkeit der Fürsorge in Zweifel gezogen wird, oder wenn sich trotz gut gemeinter Intention der gegenteilige Effekt einstellt. *Johannes* fotografiert beispielsweise ein Parkhaus, das seiner Meinung nach eine Fehlinvestition war, weil es in dessen Umgebung genug kostenfreie Parkplätze gibt, weshalb niemand das Parkhaus nutze. Für *Johannes* stellt das Parkhaus ein Symbol für die

9 Was selbstverständlich nicht heißen soll, dass die jetzige Generation daraus keinen Gewinn (neben historischer Bildung denke ich auch an den touristischen Mehrwert) ziehen würde und die Pflege der Bauten nur zum »Selbstzweck« erfolgt.

Verschwendung von Steuergeldern dar, die in anderen Fürsorgebereichen besser eingesetzt wären (er nennt hier u.a. Kindergärten oder Schulen; Johannes 2017). Außerdem zeigt *Johannes* die Kehrseite des Denkmalschutzes auf, zumindest im Falle von Gebäuden im Privatbesitz: Wenn einem*r Eigentümer*in das Geld für aufwendige Sanierungen eines denkmalgeschützten Gebäudes fehle, kann sich ein Gebäude schnell zu einem »Schandfleck« (Z. 47, Johannes 2017) entwickeln. Darüber hinaus kritisieren mehrere Teilnehmende, dass die Maßnahmen zur Instandhaltung von Straßen zu wenig durchdacht seien (alle auf einmal, ohne angemessene Umleitungen usw., z.B. Johannes 2017; Jonny Rakete 2017; Sunny 2017). Wichtig ist hier jedoch, dass bei allen Beispielen keine Kritik an der Fürsorge als solcher geübt wird, sondern nur an deren konkreter Umsetzung bzw. Realisierung.

Räumlich-soziale Umwelt: Kümmern um öffentliche und halböffentliche Räume

Sowohl *Sunny* als auch *Milana* fotografieren zahlreiche (halb-)öffentliche Räume (Spielplatz, Park, Einkaufszentrum) bzw. Angebote darin, deren (Aus-)Gestaltung sie als besonders positiv erleben. So hat *Milana* folgende fünf Motive in einem öffentlichen Park fotografiert: einen darin befindlichen Spielplatz, einen Teich mit Flamingos, ein Bambustor, das einen der Spazierwege durch den Park säumt und zweimal einen See, der umgeben ist von Bäumen und Blumen. Auf der zweiten Seeaufnahme ist eine vorher nur am unteren Rand sichtbare Ente etwas deutlicher ins Bild gerückt. Wie sich bereits in der Anzahl der Fotos andeutet, handelt es sich bei dem Park um einen für *Milana* (2016) sehr wichtigen Ort, im Interview erzählt sie, dass sie sich täglich darin aufhält, und dort – während ihr Sohn schläft – liest oder lernt. *Milana* scheint den Eindruck zu haben, dass sich das Angebot nicht nur bei ihr, sondern generell großer Beliebtheit erfreut, wie der Hinweis auf viele Besucher*innen und die vielseitige Nutzung (z.B. zum Grillen) vermuten lässt. Umso mehr scheint es *Milana* deshalb zu überraschen, dass es keines Sicherheitsdiensts zur Gewährleistung der allgemeinen Sicherheit bedarf. Der Fürsorge-Aspekt spielt hier insofern eine Rolle, als es für *Milana* sehr bemerkenswert zu sein scheint, dass der Park so viel bietet (einen Spielplatz mit attraktiven Spielgeräten, viele Tiere, darunter auch nicht-heimische Arten, schöne Natur, saubere Luft) und doch kostenlos zugänglich ist. Ihr Erstaunen über diesen Widerspruch verdeutlicht *Milana*, indem sie ihr Heimatland (die Ukraine) als Gegenbeispiel anführt, wo solche Parks Eintritt kosten würden¹⁰. Den Unterschied führt sie wiederum darauf zurück, dass in Deutschland solche Parks mit Steuermitteln finanziert werden, während Steuergelder in der Ukraine in die Taschen der Reichen wandern würden.

Sunny hebt, anders als *Milana*, weniger den Aspekt des frei zugänglichen und schön gestalteten öffentlichen Raums hervor als vielmehr die Tatsache der leichten Erreichbarkeit. So betont sie, dass es in C-Stadt, wo *Sunny* (2017) lebt, zahlreiche schön gestaltete Spielplätze gebe, die innerhalb weniger Minuten erreichbar seien. Auch *Sunny* grenzt dieses Phänomen von anderen Ländern (Syrien und der Ukraine) ab, in denen sie bereits

10 Das Phänomen, dass öffentliche Parks verfallen oder Eintritt kosten, hat in der Ukraine vermutlich erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion Einzug gehalten. Zumindest arbeitet Karl Schlögel (2017: 420f) heraus, dass öffentliche Parks in der Sowjetunion eine Art Institution darstellten, die deshalb intensiv gepflegt wurde.

gelebt hat: Dort müsse man bis zu zwei Stunden mit dem Auto fahren, um zu schönen Spielplätzen zu gelangen. Zwar gäbe es auch Spielmöglichkeiten neben (den jeweiligen) Wohnhäusern, diese verfügten jedoch über keine gute Ausstattung.

Natürliche Umwelt: Umweltschutz und Pflege von natürlichen und Kulturlandschaften

Die Äußerungen zum Kümmern um die natürliche Umwelt umfassen zwei Aspekte: zum einen den des Umweltschutzes und zum anderen die *Pflege* von Kulturlandschaften. Ersterer soll zunächst anhand eines von *Leo* gezeichneten Gegenhorizonts veranschaulicht werden, in dem die Situation und das Verhalten der Menschen im Irak zum Ausgangspunkt genommen werden:

Es gibt kein Sendungen in der Fernsehen sagt dir wir müssen a-, a-, um die Umwelt kümmern oder was oder ja, man zum Beispiel: (.). Man benutzt ein großes Auto: und mein, m:an äh verbrennt die, die Mu:ll manchmal. Man trennt den Mull nicht. Äh:m, man benutzt viel Plastik. Man, man benutzt kein Bioessen oder was. Und das ist ja, immer äh: wir kümmern uns (.) mh, um die Umwelt nie. Ja, und ähm (.) also: (.) wenn ich tatsätl-, tatsächlich, äh, ich ähm ich fange mich mit de: Umwelt zu küm-, zu kümmern an. Ja, zum Beispiel jetzt habe ich eine, ähm, eine Kästchen oder, oder Korbchen zum Einkaufen und ich kau-, ich kaufe nicht mit dem Plastiktüte ein und ja, das, das ist super. Das finde ich se-, ganz toll. Man trennt den Mull und äh, um der Umwelt kumert.[...] (Leo 2017)

Aus *Leos* Ausführungen geht hervor, dass es für ihn grundsätzlich vielfältige Möglichkeiten gibt, sich um die Umwelt zu kümmern, wobei diese sowohl das Unterlassen bestimmter umweltschädlicher Handlungen (den Verzicht auf ein großes Auto, keine unsachgemäße, private Müllverbrennung¹¹, die Vermeidung von Plastikmüll) als auch gezielte umweltschonende Handlungen (Mülltrennung sowie den Kauf von Bioprodukten) beinhalten. Im Irak – anders als in Deutschland – vermisst *Leo* jedoch das Bewusstsein für die Notwendigkeit des Umweltschutzes, wobei er die fehlende mediale Berichterstattung (mit-)verantwortlich macht. In Deutschland hat *Leo* nun nach eigenem Bekunden damit begonnen, sich um die Umwelt zu kümmern. Das Bild, das er aufnimmt (sein gesammelter Papiermüll, der auf der hauseigenen Papiertonne steht), und die Beispiele, die *Leo* anführt, stellen gängige Symbole für Umweltschutzmaßnahmen in Deutschland dar: Müllvermeidung durch Verzicht auf Plastiktüten und Mülltrennung. Das zeigt sich auch daran, dass diese Formen des Kümmerns um die Umwelt bzw. des Umweltschutzes (Müllvermeidung und Mülltrennung) von vielen Teilnehmenden thematisiert werden (vgl. z.B. Statistik 2016 u. 2017; Jonny Rakete 2016; Sunny 2016; Sonja 2016). Neben diesen Varianten des Kümmerns um die Umwelt werden von manchen Teilnehmenden folgende weitere Themen abgebildet, die ebenfalls auf Formen des Kümmerns um die Umwelt verweisen, auch wenn hierfür nicht explizit der Begriff des *Kümmerns* verwendet wird: die Förderung alternativer Energien (Jonny Rakete 2016), die Nutzung des Fahrrads statt des Autos (Jonny Rakete 2016 u. Statistik 2016) sowie der Kauf von Bioprodukten (Sophie 2016).

11 Den Satz »man verbrennt den Müll manchmal« lese ich so, dass *Leo* die Erfahrung gemacht hat, dass im Irak Privathaushalte manchmal den Müll selbst verbrennen.

Die Äußerungen zu umweltbezogenen Fürsorgehandlungen gehen in den meisten Fällen mit Ausführungen zum Umweltbewusstsein einher: Bei *Leo* klang dies in den obigen Ausführungen lediglich an, andere Teilnehmende thematisieren dies deutlich expliziter. Sie sprechen einmal davon, selbst ein hohes Bewusstsein für die Umwelt zu haben: z. B. »Also ich hab würd ich sagen schon ein ausgeprägtes Umweltbewusstsein« (Jonny Rakete 2016, Z. 311 aber auch: Sonja Sonne 2016; Sophie 2016; Leo 2017), betonen aber gleichzeitig auch in Deutschland ein starkes Umweltbewusstsein¹² wahrzunehmen. Dieses Ergebnis lässt vermuten, dass Fürsorge nicht nur über eine »präaktionale« Komponente (vgl. S. 123), sondern vielmehr auch über eine kognitive Komponente verfügt, die sich hier in Form eines Umweltbewusstseins manifestiert.

Angesichts dessen, dass in Deutschland der Verpackungsmüll steigt (vgl. Schüler 2020: 41–47) und dass die Bundesregierung durch einen Entscheid des Bundesverfassungsgerichts zum Einhalten der Klimaziele angehalten werden muss (BVerfG 2021), nur um dies dann doch nicht zu tun, ließe sich nun kritisch anführen, dass das Umweltbewusstsein in Deutschland gleichsam über eine *Vorderbühne* und eine *Hinterbühne* verfügt (zu den Begrifflichkeiten siehe Deuble/Konrad/Kölbl 2014). Die Teilnehmenden scheinen dies nicht oder anders zu sehen, zumindest werden diesbezügliche Widersprüche nur vereinzelt angesprochen. Wenn Widersprüche thematisiert werden, dann verweisen diese auf Phänomene, die sich entweder auf der Meso- oder der Makroebene verorten lassen. Was Phänomene auf der Mesoebene angeht, thematisiert und kritisiert *Statistik* (2016) den Widerspruch zwischen Recycling einerseits und einem hohen Verpackungsaufkommen gepaart mit einem Überangebot an verderblichen Lebensmitteln¹³. Bei *Al Ibra* klingt das hohe Müllaufkommen wiederum an, wenn er davon spricht, dass er so viele Werbeblätter erhält, die er dann wegwerfen muss (Al Ibra 2018).

Alexander arbeitet hingegen den Widerspruch auf höherer Ebene heraus, wenn er darauf hinweist, dass Deutschland einst »Vorreiter« (Z. 420) in Sachen Energiewende war, aber in den letzten Jahren »zurückgerudert« (Z. 422) sei (u. a. durch das Auslaufenlassen von Subventionen). Deshalb betrachtet *Alexander* (2016) die Energiewende als »gescheitert« (Z. 428) und entscheidet sich bewusst dagegen, ein Windrad aufzunehmen, das eigentlich für ihn die Energiewende symbolisiert hätte.

Die bislang dargestellten Formen des Kümmerns um die Umwelt, die ich unter dem Schlagwort des *Umweltschutzes* erörtert habe, stellen Maßnahmen dar, die nicht unmittelbar an der Natur selbst ansetzen. Dies ist bei der »Pflege von Kulturlandschaften« anders, hier ist die Fürsorge (bzw. die hierzu genannten Beispiele) stärker auf die Natur selbst gerichtet, es handelt sich also um eine sehr unmittelbare und direkte Form des Kümmerns. Folgende Fotos wurden in diesem Zusammenhang aufgenommen bzw. verwendet¹⁴: ein begradigter Flusslauf mit Bäumen (Statistik 2017), eine Winterberglan-

12 Für das von den Teilnehmenden wahrgenommene Umweltbewusstsein in Deutschland gibt es (weitere) empirische Belege (Kuckartz/Rheingans-Heintze 2006: 11).

13 Ansatzweise findet sich diese Kritik auch bei Jonny Rakete (2017).

14 Dadurch, dass die Instruktion, die die Teilnehmenden erhalten haben, bewusst offen und breit formuliert war, hat Johannes die Winterberglandschaft nicht selbst fotografiert, sondern ein Bild aus dem Internet herausgesucht. Was jedoch auch zeigt, dass ihm dieses Motiv offenbar sehr wichtig war.

schaft, eine Talwassersperre, ein Naturfreibad (Johannes 2017) und ein Park mit See und Flamingos (Milana 2016). Bei den genannten Motiven handelt es sich jedoch weniger um »unberührte« Natur als um Kulturlandschaften. Die Teilnehmenden selbst sprechen in ihren Ausführungen aber meist von »Natur« (z.B. Z. 30, Statistik 2017), scheinen also keine Unterscheidung vorzunehmen. Lediglich *Johannes* differenziert: Während er für Kulturlandschaften das Wort »Natur« (Z. 134, Z. 141, Johannes 2017) verwendet, bezeichnet er die »unberührte« Natur (wenn auch auf Anregung der Interviewerin) als »naturbelassen« (Z. 147, Z. 150, Johannes 2017). Was die unberührte Natur angeht, kann aus *Johannes'* Ausführungen herausgearbeitet werden, dass das Kümmern hier letztlich eine »passive« Form darstellt, die sich dadurch auszeichnet, dass eben kein menschlicher Eingriff erfolgt.

Was das Kümmern um die natürliche Umwelt bzw. um Kulturlandschaften angeht, scheint es wiederum unterschiedliche Einschätzungen darüber zu geben, was dieses Kümmern speziell ausmacht. Das soll zunächst anhand der folgenden Fotos veranschaulicht werden.

Abbildung 10: Begradigter Fluss im Grünen Abbildung 11: Talwassersperre



Foto Nr. 2, Statistik 2017



Foto Nr. 20, Johannes 2017

Die beiden oben abgebildeten Fotos wurden von *Statistik* und *Johannes* aufgenommen und werden im Interview jeweils im Kontext der Fürsorge verortet. *Statistik* fotografiert einen begradigten Fluss, an dessen Ufern mit etwas Abstand und auf einer leichten Anhöhe jeweils eine Baumreihe wächst. *Johannes* wiederum hat eine sogenannte Talwassersperre fotografiert, deren Ränder dicht mit Bäumen bewachsen sind.

Statistik hebt im Interview hervor, dass in Deutschland das Wasser der Flüsse sauber gehalten und die Bäume geschnitten werden, was auf ihn einen ordentlichen und schönen Eindruck macht. Das Saubermachen und In-Ordnung-Halten hatte *Statistik* bereits im Zusammenhang mit dem Kümmern um die Schule betont. Demnach ist anzunehmen, dass insbesondere Maßnahmen zur Pflege, Instandhaltung und Reinigung öffentlicher Gebäude sowie der Natur von *Statistik* als fürsorglich erlebt werden. Dabei lässt das oben abgebildete Foto des begradigten Flusses vermuten, dass im Zuge des Ordnungs- und Sauberhaltens auch ordnende Eingriffe in die Natur angemessen erscheinen oder zumindest den Eindruck der Fürsorge nicht schmälern.

Diesem Verständnis von Fürsorge liegt sicherlich ein gewisses Bedürfnis nach Ordnung zugrunde (vgl. auch S. 385), das sich in *Statistik's* gesamtem Fotoset widerspiegelt:

Dieses ist dominiert von Fotos, die sich durch klare Linien und Strukturen auszeichnen. Bei mir und anderen ›deutsch‹ sozialisierten Betrachter*innen, die einen ähnlichem Bildungsstand haben und derselben Generation angehören¹⁵, löst das Bild wiederum ambivalente Reaktionen aus. Der hellblaue, leicht bewölkte Himmel (Segment 1) in Kombination mit der Wiese und den Bäumen, deren Grün fast leuchtend erscheint (Segment 2), lassen einen angenehmen und erholsamen Eindruck entstehen. Dieser wird jedoch ›gebrochen‹ durch den begradigten Fluss, der (wohl insbesondere bei umweltbewussten Betrachter*innen) weniger die Assoziation des ›Kümmerns um die Natur‹, als die eines ›Verbrechens an der Natur‹ auslöst. Das liegt sicherlich daran, dass begradigte Flüsse ein Symbol für die in den 1950er und 1960er Jahren in Deutschland durchgeführte Flurbereinigung darstellen, die gerade in den 1980er und 1990er Jahren sehr kritisch diskutiert und nicht selten mit Umweltzerstörung assoziiert wurde (Magel 1984). Grund hierfür sind unter anderem auch Folgewirkungen wie Überschwemmungen, die durch begradigte Flüsse ausgelöst werden (können) (vgl. z.B. WWF 2024)¹⁶.

Vor diesem Hintergrund erscheint es wenig überraschend, dass das Foto, das *Johannes* aufnimmt, um Fürsorge für die Natur zu veranschaulichen, anders aussieht, wobei das Motiv zunächst vergleichbar ist: Auch hier ist ein – wenn auch deutlich breiterer – Fluss bzw. ein etwas länglich gezogener See zu sehen, an dessen Rändern Bäume wachsen. Und auch hier sind menschliche Einflüsse erkennbar: Aus der Mitte des Sees ragt ein turmartiges Gebilde, ungefähr auf derselben Höhe ist in Ufernähe (rechts) ein Boot oder ein bootsähnliches Fahrzeug zu sehen, das durch eine Art Steg mit dem Land verbunden ist. Der rechte Uferrand (eine ca. mehrere Meter hohe, stark abfallende unbewachsene Fläche) sowie die bräunlichen, ringförmigen Verfärbungen an der unteren Turmhälfte erwecken wiederum den Eindruck, als unterliege der Wasserpegel gewissen, möglicherweise auch menschengemachten Schwankungen (so könnte es sich hier z.B. um einen Stausee handeln).

Dadurch, dass die Ufer nicht betonierte sind und nicht parallel verlaufen, sondern ›geschwungen‹, wirkt die Szenerie deutlich ›natürlicher bzw. naturbelassener‹ als dies bei *Statistik's* Aufnahme der Fall ist. Dieser Eindruck wird sicherlich auch durch den dichten Baumbestand an den Ufern des Sees bestärkt, wobei hier darauf hinzuweisen ist, dass sich der von *Johannes* fotografierte See offenbar in einem Waldgebiet (und damit ›der Natur‹) befindet, während *Statistik's* Foto vermutlich am Rand einer Stadt aufgenommen wurde (zwischen bzw. hinter den Bäumen am rechten Bildrand sind Autos und ein langgezogener weißer Bau zu erkennen). Anders als bei *Statistik's* Aufnahme wird das Foto von der Talwassersperre (um eine solche handelt es sich hier), nicht nur vom Fotografen mit schöner Natur verbunden, sondern das Foto löst auch bei mir und anderen Betrachter*innen positive Emotionen aus, die mit Assoziationen an Ruhe und Erholung sowie Spaziergänge in der Natur einhergehen. Allerdings sei hier erwähnt, dass das Foto

15 Ich hebe das hier so dezidiert hervor, da sich diese ›Sehart‹ in einer Interpretationsgruppe mit Studentinnen, die aus eher bildungsferneren Milieus stammten und um die Jahrtausendwende geboren wurden, so nicht replizieren ließ.

16 Auf der zitierten Internetseite kann zudem gut die kritische (durchaus auch normative) Haltung gegenüber menschlichen Eingriffen (wie Flussbegradigungen o.ä.) nachvollzogen werden.

aufgrund der deutlich kühleren Farbtöne (im Vergleich zu *Statistik*s Aufnahme, s.o.) auf manche Teilnehmer*innen der Interpretationsgruppen auch kalt und abweisend wirkte.

Die Wirkung, die die beiden Fotos entfalten ist also sehr unterschiedlich, wobei die Formen des Kümmerns (die ich hier nur anreiße und an anderer Stelle ausführlicher erörtere, vgl. Kap. V. 1.2.4), die sich aus den Interviews von *Statistik* und *Johannes* herausarbeiten lassen, sehr ähnlich sind: Während *Statistik* von Pflegen und Saubermachen spricht, weist *Johannes* darauf hin, dass der Staat viel Geld gegeben habe, um die Trinkwassersperrre »zu restaurieren und sicherer zu machen« (Z. 133–134). Beide Aussagen verweisen damit letztlich auf Pflege- und Erneuerungsmaßnahmen der Natur, wobei die Natur in beiden Fällen durch menschliche Eingriffe gekennzeichnet ist. Hier liegt möglicherweise auch der Ansatzpunkt für die unterschiedlichen Reaktionen auf die beiden Fotos: Das erste Bild verweist auf einen Umgang mit der Natur, der sich durch ordnende Eingriffe und damit letztlich durch ein Natur-Mensch-Verständnis auszeichnet, in dem die Natur dem Menschen untergeordnet ist. Das Foto von der Talwassersperrre lässt wiederum zumindest das Bemühen erkennen, Eingriffe in die Natur möglichst im Einklang mit dieser vorzunehmen. Damit verweist das Foto von *Johannes* zumindest ansatzweise auf Formen des Kümmerns, die keine Hierarchisierung zwischen Mensch und Natur vornehmen. Allerdings muss hier einschränkend darauf hingewiesen werden, dass dieses ›In-Einklang-Bringen‹ dennoch die Bedürfnisse des Menschen in den Vordergrund stellt (wie sich an der Aufnahme eines Naturfreibades, ebenfalls von *Johannes* aufgenommen, herausarbeiten lässt, oder wie sich auch an den weltweiten immer wieder scheiternden Bemühungen zeigt, gemeinsame Klimaziele zu vereinbaren und einzuhalten).

Abgesehen von den oben herausgearbeiteten unterschiedlichen Formen des Kümmerns um die Natur wird sowohl bei *Johannes* als auch bei *Statistik* deutlich, dass das Kümmern zwar an der Natur ansetzt, aber letztlich doch der Effekt, den das Kümmern für die Menschen hat, von zentraler Bedeutung ist. Dieser mittelbare Effekt des Kümmerns um die Natur bzw. die Umwelt, auf die darin lebenden Menschen, wird an den bereits diskutierten Beispielen zum *Kümmern um öffentliche und halböffentliche Räume* aber noch deutlicher (s.o.).

Kümmern um Tiere

Im Vergleich zur Fürsorge um die Umwelt (s.o.) sowie um Menschen (vgl. S. 150) spielt das sich Kümmern um Tiere in den Ausführungen der Teilnehmenden nur eine untergeordnete Rolle (Leo 2017; Statistik 2016; Tarik 2016). Bei den Äußerungen, die dazu getätigt werden, lassen sich Unterscheidungen in Bezug darauf vornehmen, ob es sich um Haustiere, um Wildtiere oder um sogenannte ›Nutztiere‹ handelt.

Zum Kümmern um Haustiere äußern sich vor allem die befragten Geflüchteten, was sicherlich auch damit zu tun hat, dass für viele schon das Halten eines Haustieres ein eher ungewohntes Phänomen darstellt. Anders als die Fürsorge um die Umwelt sowie um Menschen wird diese Form der Fürsorge zudem am ambivalentesten gesehen, wie ich im Folgenden zunächst an den Ausführungen von *Statistik* herausarbeiten möchte:

[...] Auch hier eine mit ein Hund//mhm//(.), das äh bedeutet auch gut für Tiere//ja//nur, nur hier in Deutschland ich habe gesehen viele äh: Menschen habe Tiere//mhm//und äh: (.) respekt Tiere viele, auch wir respekt Tiere, aber hier in Deutschland Tiere wie

Kind, immer in Hause, spazieren zusammen, äh [...]
 [...] Aber das Mann laufen nur mit Hund//mhm//, keine Kind mit ihr//mhm, mhm,
 mhm//. (.) Verstehen mich?//ja//Gut äh mit Hund, aber auch besser wenn du hast
 Kind. [...] (Statistik 2016)

Anders als in seinem Herkunftsland werden nach *Statistiks* Empfinden Tiere in Deutschland nicht nur respektiert, sondern wie Kinder behandelt, mehr noch, er scheint den Eindruck zu haben, als würden Hunde an die Stelle von Kindern treten. Die Fürsorge um Tiere, die *Statistik* in Deutschland erlebt, erachtet er somit zwar als grundsätzlich positiv, aber mit einer Einschränkung: Die Fürsorge um Hunde dürfe nicht die um Kinder ersetzen.

Leo scheint, was die Fürsorge um Haustiere angeht, ebenfalls ambivalent, wobei auch er einen Hund als Aufhänger wählt. Seine Kritik geht allerdings in eine ganz andere Richtung, was zunächst anhand des von ihm aufgenommenen Fotos veranschaulicht werden soll:

Abbildung 12: Hund mit Jäckchen



Foto Nr. 7, Leo 2017

Leo fotografiert einen Hund, der einen kurzärmeligen gestreiften Pullover/Jäckchen trägt. Um den Bauch herum ist der Pullover mit mehreren Klebestreifen befestigt (Segment 1). Der Kopf des Hundes ist etwas brauner als das Fell am Hinterteil und an den Beinen. An der Schnauze ist ein brauner Fleck, der sich etwas nach oben zieht. Unklar ist, ob es sich hier um Farbschattierungen des Fells handelt oder ob Kopf und Schnauze schmutzig sind. Segment 1 lässt vermuten, dass der Hund sich im Freien befindet, aufgrund der möglicherweise schmutzigen Schnauze könnte er sich in einem Park oder Waldstück bewegen. Das Kleidungsstück lässt jedoch vermuten, dass er sich eher in einem bewohnten Umfeld bewegt. Letztere Vermutung bestätigt sich in Segment 2: Der Hund befindet sich

auf einer gepflasterten Fläche. Im oberen Bilddrittel wechseln die Pflastersteine. Beide Pflastervarianten sind aber auf öffentlichen Flächen (Gehwegen o.ä.) eher unüblich, so dass zu vermuten steht, dass sich der Hund auf einem privaten Grundstück befindet, vielleicht aber gerade von einem Spaziergang mit seiner*in zurückkommt.

Auf den ersten Blick löst der Anblick des Hundes bei den meisten Betrachter*innen (in von mir durchgeführten Interpretationsgruppen) ein Schmunzeln oder belustigtes Lachen aus, vermutlich, weil der Hund durch sein wuscheliges Fell und seine Bekleidung ›niedlich‹ anzusehen ist, die Kleidung erweckt aber gleichzeitig den Eindruck der (vielleicht auch übertriebenen) Vermenschlichung¹⁷ und Fürsorge.

Die weiteren Sehtarten und Wirkungsweisen hängen – zumindest lassen dies die Diskussionen in den Interpretationsgruppen vermuten – davon ab, wie die Betrachenden der Hundehaltung gegenüberstehen. Wird diese nicht grundsätzlich in Frage gestellt, richtet sich der Blick auf die Kleidung und das Erscheinungsbild des Hundes. So belegen Auseinandersetzungen mit der Notwendigkeit von Tierbekleidung (wissenschaftlich: Reimer/Schulz/Mason et al. 2004 oder auch im Internet: Kurbjuweit 2008–2024; AGILA Haustierversicherung 2012; Oberberg-Online Informationssysteme o.J.), dass es sich dabei um ein kritisch beäugtes Phänomen handelt. Mehrere Teilnehmende der Interpretationsgruppen hatten wiederum den Eindruck, die*der Besitzer*in sei möglicherweise arm oder obdachlos und könne sich deshalb keine richtige Kleidung für den Hund leisten, weshalb die Fürsorge mit eingeschränkten Mitteln und Möglichkeiten erfolgt.

Wird nun aber die Hundehaltung als solche kritisch gesehen, setzen die Sehtarten an anderer Stelle an, wie *Leos* (2017) Äußerungen verdeutlichen: Er kritisiert, dass – bei allem Kümmern – das Tier seiner Freiheit beraubt werde und womöglich gegen seinen Willen wie in einem goldenen Käfig lebe. Für *Leo* kommt die in Deutschland praktizierte Fürsorge um Haustiere also einer Freiheitsberaubung gleich. Daraus lässt sich wiederum ein womöglich wichtiger Aspekt ableiten, nämlich, dass Fürsorge letztlich nur dann angemessen erscheint, wenn sie die Fürsorgeempfänger*innen nicht in ihrer Freiheit einschränkt und ihnen (sofern möglich) die Entscheidung offen lässt, ob sie überhaupt Fürsorge erhalten möchten. Im vorliegenden Fall bedürfte das letztlich einer Enthierarchisierung der Mensch-Tier-Relation. Eine derartige Auflösung der Hierarchien, die bei der Mensch-Umwelt-Relation anklingt, scheint für die Mensch-Tier-Relation von den meisten Teilnehmenden so nicht mitgedacht zu werden.

17 Diese Vermenschlichung legt hier vor allem auch eine bestimmte Rollenverteilung nahe, bei der sich das ›Herrchen‹ bzw. ›Frauchen‹ um seinen Hund kümmert und ihn/sie wie ein Kind behandelt. Allerdings wird dieser Eindruck durch die eher provisorisch anmutende Befestigung des Jäckchens etwas relativiert: Schließlich wäre es doch eher unüblich, Kindern ihre Kleidung mit Klebestreifen zu befestigen. Dass jedoch überhaupt ein Klebestreifen benötigt wird, könnte wiederum darauf hindeuten, dass es sich bei dem Jäckchen nicht um ein für Hunde gefertigtes Kleidungsstück handelt, sondern um ein ›umfunktionierte‹ Kinderkleidungsstück. Demnach käme dem Hund – sofern dessen Besitzer*in erwachsene Kinder und keine oder ältere Enkelkinder hat – nicht die Rolle eines Ersatzes für Kinder zu, sondern eher die eines Nachfolgers, der die Lücke füllt, die groß gewordene (Enkel-)Kinder hinterlassen haben.

Die obigen Analysen und Ausführungen beziehen sich auf das Verhältnis »Mensch – Haustier«, das von den Teilnehmenden am häufigsten thematisiert wird. Vereinzelt fotografieren Teilnehmende aber auch Wildtiere (z.B. Gänse: Tamara 2017 oder Tauben: Tarik 2016), wobei dann im Interview betont wird, dass diese in Deutschland respektiert bzw. geschützt würden. *Tarik* (2016) macht das daran fest, dass beispielsweise Tauben in Parks keine Angst vor den Menschen hätten, während *Tamara* (2017) auf den Tierschutz¹⁸ in Deutschland (womit sie vermutlich auch entsprechende Gesetze zum Tierschutz meint) verweist. Kümmern erfolgt also auf zwei Arten: Einmal, indem eine rechtliche Grundlage zum Schutz der Tiere geschaffen wird, und einmal, indem eben kein (oder zumindest kaum) ein Eingriff in die Lebenswelt von Wildtieren erfolgt.

Anders als *Tarik* benennt *Tamara* (2017) jedoch auch ein Paradoxon, nämlich, dass einerseits Tiere geschützt werden, während andererseits der hohe Fleischkonsum in Deutschland die Massentierhaltung begünstigt. *Tamara* geht zwar nicht näher auf diese Form der Tierhaltung ein, angesichts einschlägiger öffentlicher Diskurse ist jedoch davon auszugehen, dass sie diese als Widerspruch zum Tierschutz wahrnimmt. Und auch die Frage, wie sich dieses Paradoxon begründet, wird von *Tamara* nicht näher thematisiert, deshalb verweise ich hier auf wissenschaftliche Auseinandersetzungen, die die Gründe in einer systematischen Trennung zwischen tierischen Lebensmitteln und deren Herstellung einerseits und einer Rationalisierung des Essverhaltens andererseits sehen (vgl. Frank 2017). Diese Rationalisierung schützt dann auch davor, sich mit den identitären, sozialen und emotionalen Herausforderungen des Fleischkonsums kritisch auseinanderzusetzen zu müssen.

Kümmern um Menschen

Wie in den bisherigen Ausführungen deutlich wurde, kommt – nach Ansicht der Teilnehmenden – ein Großteil der Sorgemaßnahmen um Tier und Umwelt zumindest mittelbar auch den Menschen zugute. Die meisten Aussagen über die Fürsorge in Deutschland beziehen sich aber auf Maßnahmen, die unmittelbar auf Menschen abzielen. In diesem Teilkapitel zeige ich auf, um wen sich im Kontext des *Kümmerns um Menschen* nach Ansicht der Teilnehmenden insbesondere bzw. konkret gekümmert wird.

Zunächst ist festzuhalten, dass die Teilnehmenden fast ausschließlich Beispiele bringen, in denen sich Menschen oder Institutionen um *andere* Menschen kümmern, und keine, in denen Menschen sich um sich selbst kümmern. Auch wenn Selbstfürsorge zunehmend Aufmerksamkeit erfährt, und zwar nicht nur wissenschaftlich, sondern auch populärwissenschaftlich (z.B. Aulenbacher/Dammayr 2014; Holzrichter 2016; Muri 2019; Wortmann 2018), scheint diese eher im Arbeitskontext verortet und nicht originär mit Deutschland in Verbindung gebracht zu werden. Hier mag auch eine Rolle spielen, dass

18 Während das Kümmern um Tiere unter dem Aspekt des Tierschutzes und damit einhergehender Rechte und gesetzlichen Regelungen verhandelt wird, setzen die Ausführungen zum Kümmern um Menschen zum Teil deutlich tiefgreifender an, indem auf die »Würde« der Menschen verwiesen wird (vgl. S. 164). Der Begriff der Würde wird in philosophischen Auseinandersetzungen (Kunzmann 2007) zum Teil auch auf Tiere angewendet, was zu einer gewissen Enthierarchisierung beitragen soll. Der Unterschied in der Wortwahl, der sich in den Äußerungen der Teilnehmenden abzeichnet, könnte damit auch als Hinweis auf eine zugrunde liegende, unbewusste Hierarchisierung gelesen werden.

Selbstfürsorge vor allem im persönlichen Bereich erfolgt. In diesen haben wiederum Neuangekommene – von denen viele Fürsorgebeispiele stammen – oft (noch) keinen Einblick. Das unterstreicht das einzige Bild, das auf Selbstfürsorge verweist und von *Leo* in der zweiten Erhebungsphase aufgenommen wurde: Es zeigt seine Vermieterin (bei der er zur Untermiete wohnt) beim Frühstück, das aus einem halben Brötchen mit Frischkäse besteht. Daran verdeutlicht sich für *Leo* (2017) die ausgewogene Ernährung der Frau (d.h. sie isst nicht zu viel und nur wenig Fleisch, dafür aber viel Obst und Gemüse), und dass sie sich um ihre Gesundheit kümmere.

In den Beispielen, die die Befragten nun im Rahmen der Fürsorge um *andere* Menschen anführen, bezieht sich das Sich-Kümern auf *alle* Menschen, d.h. die Teilnehmenden heben hervor, dass keine Hierarchisierungen oder Unterscheidungen vorgenommen werden, was das Kümern angeht. Dies lässt sich beispielsweise anhand einer Äußerung *Al Ibras* (2017) über die Krankenversicherung illustrieren.

[...] du wirst behandelt wie Mensch//mhm//. Wie also das die, das eine, eine Methode wie kann man alle Menschen gleich. Egal was du, du arm oder bist du reich//mhm//. Wenn du krank bist, du hast das Recht zu immer, zum Arzt oder die Termin zu bekommen [...] (*Al Ibra* 2018)

Al Ibra hebt hervor, dass (dank der Krankenversicherung) alle Menschen im Krankheitsfall gleichbehandelt oder, wie er es ausdrückt, »wie Mensch(en)« (Z. 273) behandelt werden, also keine Unterscheidungen nach Herkunft, Einkommen o.ä. gemacht werden. Diese Einschätzung wird von den Teilnehmenden nicht nur auf das Gesundheitssystem, sondern auch auf andere Bereiche (z.B. Kontakt mit der Polizei, vgl. *Sunny* 2017) bezogen. Das Gesundheitssystem scheint jedoch – zumindest für die in Deutschland geborenen Teilnehmenden – einen besonderen Symbolcharakter zu haben, da dies von mehreren Personen als Beispiel angeführt wird (*Gretchen Müller* 2017; *Patrick* 2017; *Sophie* 2017). Allerdings heben die deutschen Teilnehmenden eher darauf ab, dass – im Sinne der Pflichtversicherung – *alle* Menschen krankenversichert sind bzw. sein müssen. Damit fokussieren sie stärker die Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit diese Form einer Solidargemeinschaft (Bundesministerium für Gesundheit 2024) funktionieren kann¹⁹, während *Al Ibra* und andere Geflüchtete (zunächst) vor allem die Auswirkungen dieses Systems sehen.

Neben den Fällen, in denen die Teilnehmenden Fürsorge um »alle« wahrnehmen, werden auch Fürsorgemaßnahmen angeführt, die sich an bestimmte Gruppen richten, und zwar an solche, die einen besonderen Bedarf haben bzw. bei denen es sich um (potentiell) »schwächere« Gruppen handelt: So werden Parkplätze für Behinderte oder für Eltern mit Kindern (*Leo* 2017), Gratisbustickets für Schulkinder (*Yavur* 2016), Deutschunterricht für Geflüchtete (*Leo* 2017; *Sunny* 2017), Altersheime für Senioren (*Sunny* 2017), Jobcenter für

19 Dass die deutschen Teilnehmenden im Kontext des Gesundheitssystems nicht von einer Gleichbehandlung sprechen, mag an der Existenz der privaten Krankenversicherung liegen (von der die Geflüchteten möglicherweise noch nicht gehört haben), die nicht selten sehr kritisch und unter dem Schlagwort der »Zweiklassenmedizin« diskutiert wird (vgl. z.B. *Ensminger* 2018).

Arbeitssuchende (Statistik 2017) und Tafeln (Milana 2016) für sozial Benachteiligte fotografiert bzw. angeführt. Dass es sich hierbei um Maßnahmen für Gruppen handelt, die – bezogen auf ein Merkmal (z.B. Mobilität) – einen besonderen Bedarf haben oder eben eingeschränkt sind, klingt in den Interviews nur implizit an, beispielsweise, wenn *Leo* im Zusammenhang mit Parkplätzen für Familien oder körperlich beeinträchtigte Menschen von einem »gute(n) System in der Gesellschaft« (Z. 184, *Leo* 2017) spricht (vgl. auch S. 159). Hervorgehoben wird hingegen, dass hier keine Hierarchisierungen vorgenommen werden (vgl. z.B. Patrick 2017).

Davon abgesehen äußert sich die Mehrzahl der Befragten nicht genauer dazu, ob und wenn ja, inwieweit – ihrer Meinung nach – ein Kümern um bestimmte Zielgruppen erfolgt. Einzig *Sunny* und *Yavur* heben hervor, dass sich Deutschland um Familien und insbesondere um Kinder kümmere: »Also Deutschen kümmern sich sehr, sehr um die Kinder [...] Wahrscheinlich das ist erst Sache die man sagt, was (.) denkst du über Deutschen: Also Deutschland und Kinder.«²⁰ (Z. 177f., *Sunny* 2017). *Sunny* betont diesen Umstand vermutlich auch deshalb, weil sie selbst Mutter eines (zum Zeitpunkt der zweiten Befragung) sechsjährigen Jungen ist und daher um die Fürsorge für Kinder und deren Familien weiß und deren Wert schätzt. Und auch *Yavur* (2016), der die Fürsorge für die Kinder in Deutschland thematisiert, ist Vater eines Sohnes.

Die Fürsorge wird von den Geflüchteten, die sich dazu äußern, ausnahmslos positiv bewertet, während die Äußerungen der »deutschen« Teilnehmer*innen, die Fürsorge thematisieren, ambivalenter ausfallen. Zwar werden auch hier positive Einschätzungen vorgenommen (z.B. von Johannes), es klingt aber die Befürchtung an, dass insbesondere die monetären Fürsorgeleistungen ausgenutzt oder verschwendet werden und/oder zu Benachteiligungen anderer Bedürftiger führen könnten (vgl. S. 170f.).

1.2.2 Wer kümmert sich?

In diesem Teilkapitel steht die Frage im Vordergrund, wer die sich kümmernden Akteure sind. Dabei gilt es zunächst zu berücksichtigen, dass die Teilnehmenden, wenn sie Fürsorge in Deutschland thematisieren, nicht immer darauf eingehen, wer sich – ihrer Ansicht nach – in den jeweiligen Beispielen kümmert. Deshalb verfolgt dieses Kapitel zwei Ziele: einerseits, die sich kümmernden Akteure herauszuarbeiten, andererseits aber auch aufzuzeigen, von wem die Fürsorge aus Sicht der Teilnehmenden ausgeht. Dabei gilt es auch, mögliche Diskrepanzen zu beleuchten und zu erörtern, worauf diese zurückzuführen sind.

Staatliche Einrichtungen und gesetzliche Krankenversicherung

In der Mehrzahl der Beispiele, die im Zusammenhang mit Fürsorge genannt werden, stellen staatliche Einrichtungen die sich kümmernden Akteure dar. Diese lassen sich

20 Auf den ersten Blick scheint hier ein Widerspruch zu *Statistik*s Eindruck vorzuliegen, der ja Deutschland insbesondere mit einem Mangel an Kindern assoziiert. Für *Sunny* steht jedoch die Art des Umgangs mit Kindern im Vordergrund und nicht, ob es viele oder wenige Kinder gibt. Dass sich in Deutschland um die (wenn auch wenigen) Kinder gut gekümmert wird, darin sind sich *Statistik* und *Sunny* einig (vgl. S. 153).

jedoch auf unterschiedlichen Ebenen verorten, angefangen von der kommunalen über die Landes-, hin zur Bundesebene. Im Zuge der Auswertungen zum Kümmern um historische Gebäude (vgl. S. 138) wurde zudem deutlich, dass zum Teil mehrere staatliche Ebenen – einschließlich der europäischen – in Care-Angelegenheiten zusammenwirken. Die Teilnehmenden selbst sprechen selten vom Staat, sondern benennen direkt die jeweilige Institution, auf die sie sich beziehen: So ist vom Rathaus (Sunny 2017), dem Jugendamt (Sunny 2017), der Polizei (Sunny 2017), dem Jobcenter (Statistik 2017), der Agentur für Arbeit (Patrick 2017) oder der Krankenversicherung²¹ (z.B. Sophie 2017) die Rede.

Es gibt jedoch auch Beispiele, in denen die Teilnehmenden Fürsorgebeispiele »in Deutschland« schildern, ohne mögliche Akteure anzuführen (z.B. Z. 82–83, Milana 2016). Hier gilt nun zu fragen, weshalb der kümmernde staatliche Akteur nur so vage bezeichnet wird. Eine Möglichkeit wäre, dass die Teilnehmenden in »Deutschland« grundsätzlich nur den Staat sehen. Dagegen spricht jedoch, dass dieselben Teilnehmenden auch Fürsorgebeispiele anführen, die von nichtstaatlichen Akteuren, beispielsweise von Einzelpersonen ausgehen (Milana 2016). Eine weitere Möglichkeit wäre, dass den Teilnehmenden nicht unbedingt klar ist, wer in den von ihnen genannten Beispielen eigentlich der Care-Akteur ist. Diese Vermutung lässt sich anhand folgender Aussage von *Statistik* stützen: »die deutsche Leute oder die Regierung kümmere um« (Z. 393, Statistik 2017). Die Verknüpfung der beiden Akteure mit der Konjunktion »oder« lässt vermuten, dass *Statistik* nicht genau weiß, auf wen die Fürsorge zurückgeht.

Neben der Schwierigkeit, den eigentlichen Akteur auszumachen und zu benennen, wäre es zudem möglich, dass die Teilnehmenden eine Art »akteurübergreifendes« Fürsorgeklima in Deutschland erleben: Denn wenn sie Fürsorge thematisieren, dann werden oft zahlreiche Beispiele mit ganz unterschiedlichen Akteuren genannt, zum Teil wird sogar auf die gesamte Gesellschaft (s.u.) verwiesen.

Wie sich in den oben angeführten Beispielen bereits angedeutet hat, fallen die Äußerungen über die »staatliche Fürsorge« überwiegend positiv, ja zum Teil sogar überschwänglich aus, wie sich an folgender, von *Statistik* vorgenommener Personifizierung zeigen lässt: Er bezeichnet Deutschland als »Mutter« (Z. 92, Statistik 2016), die sich um die Schulen kümmert wie um ihre Kinder. In manchen Fällen klingen jedoch auch kritische Töne an, die sich aber vor allem auf »Fürsorge« in Form von Geldleistungen beziehen (vgl. S. 170f.). Die Tatsache, dass sich der Staat kümmert, wird wiederum von keiner*^m Teilnehmenden kritisiert.

Gemeinnützige Vereine und Organisationen

Mehrfach – wenn auch deutlich seltener als das staatliche Sich-Kümmern – werden Hilfs- bzw. Fürsorgeleistungen benannt, die von gemeinnützigen Vereinen bzw. Wohlfahrtsverbänden wie der Caritas (Sunny 2017; Kaffee schwarz 2017), den Maltesern (Leo 2017), oder anderen, kleineren bzw. lokal organisierten Vereinen ausgehen (z.B. die Tafel, Milana 2016). Dabei fällt auf, dass – anders als bei staatlichen Hilfs- und Fördermaßnahmen – die Befragten in den meisten Fällen einen direkten Bezug zu der

21 Hinter der Krankenversicherung steht zwar nicht der Staat im eigentlichen Sinne, da die meisten Teilnehmenden jedoch die Tatsache hervorheben, dass es sich um eine *gesetzliche* Pflichtversicherung handelt, subsumiere ich die Krankenversicherung unter staatliche Einrichtungen.

jeweiligen gemeinnützigen Institution haben, entweder, weil sie für diese arbeiten (z.B. Samira 2017), oder aber, weil sie direkt von den Hilfe- bzw. Unterstützungsleistungen der jeweiligen Organisation profitieren oder profitiert haben (z.B. Milana 2016; Kaffee schwarz 2017). Das lässt gleichzeitig vermuten, dass die Art der Fürsorgeleistungen, die von gemeinnützigen Vereinen übernommen wird, einerseits stärker lokal begrenzt ist und andererseits das Angebot weniger flächendeckend und weitreichend verbreitet ist und zudem dessen Inanspruchnahme einen freiwilligeren Charakter hat bzw. nicht gleichermaßen verpflichtend ist, als dies z.B. bei der Krankenversicherung der Fall ist, bei der es sich ja um eine Pflichtversicherung für alle handelt (zumindest für alle, die schon länger als 15 Monate in Deutschland leben). Das wiederum trägt zur zwangsläufig höheren Bekanntheit staatlicher Fürsorgemaßnahmen im Vergleich zu denen von Vereinen oder Organisationen bei.

Die Äußerungen über die jeweiligen Organisationen fallen – im Vergleich zu denen über die staatlichen Einrichtungen – ambivalenter aus: Zwar werden auch hier weder die Institution noch die Fürsorgeleistung als solche grundlegend in Frage gestellt, aber die Art bzw. Umsetzung der Hilfeleistungen erfahren zum Teil auch Kritik (s.u., z.B. Samira 2018 und Kaffee schwarz 2016). Das mag damit zu tun haben, dass die Teilnehmenden dadurch, dass sie für die Organisation arbeiten bzw. von dieser betreut werden und damit täglich mit dieser zu tun haben, über einen tieferen Einblick in die Abläufe und damit auch in die Herausforderungen der Tätigkeit verfügen. Durch den täglichen Kontakt scheinen zudem Probleme kaum vermeidbar: So hatte beispielsweise *Kaffee schwarz* (2016) bei Wintereinbruch noch keine adäquaten Schuhe, weil es zu Verzögerungen beim Kauf der Winterkleidung kam, die von der Einrichtung bezahlt wurde. Gleichzeitig spielen hier möglicherweise auch der, im theoretischen Teil thematisierte Abbau des Sozialstaates und die damit einhergehenden Kürzungen eine Rolle, die sich auch auf die Qualität der täglichen Fürsorge-Arbeit auswirken. Außerdem kritisiert *Samira*, die selbst als Psychologin in einer Wohngruppe tätig ist, die strenge Dokumentationspflicht der Angestellten, die ihrer Meinung nach zu Lasten des persönlichen Kontakts zu den Jugendlichen und damit vermutlich der eigentlichen Fürsorge um diese geht (Samira 2018).

Unternehmen und Vertreter*innen freier Berufe

Vereinzelte werden Fürsorgemaßnahmen fotografiert bzw. genannt, die von Unternehmen oder Vertreter*innen freier Berufe (z.B. Ärzt*innen oder Veranstaltungstechniker*innen) ausgehen. So fotografiert *Sunny* den Eingangsbereich einer Arztpraxis und erläutert, dass die Wartezimmer so gestaltet seien, dass sich die Patient*innen wohlfühlen (Sunny 2016). *Leo* (2016) fotografiert wiederum einen Fahrkartenautomaten der Deutschen Bahn sowie Behinderten- bzw. Eltern-Kind-Parkplätze vor Supermärkten. Beim Bild des Fahrkartenautomaten hebt er hervor, dass die Bahn als Reaktion auf betrügerische Handlungen (Geflüchtete verkaufen anderen Geflüchteten ungültige bzw. überverkaufte Bahntickets) einen Hinweis in mehreren Sprachen auf die Fahrscheinautomaten klebt, um Reisende zu warnen²². Was wiederum die Parkplätze angeht, und zwar

22 Tronto würde im Fall des Warnhinweises der Deutschen Bahn nicht von Fürsorge sprechen, da dadurch Menschen vor den bösen Absichten anderer bewahrt werden sollen, was sie als eine Form des *Beschützens* bezeichnet, die sie jedoch von Fürsorge abgrenzt (Tronto 1993: 104f.). Da sich in

vor allem die ›Behindertenplätze‹, weist *Leo* (2017) darauf hin, dass es derartige Plätze überall gäbe, so auch in Behörden oder Bussen²³. Das spricht wiederum für die Annahme, dass die Teilnehmenden eine Art übergreifende Fürsorgebereitschaft wahrnehmen (vgl. S. 153).

Anders als bei den vorausgegangenen Kategorien äußert sich kein*e Teilnehmer*in mit Fluchterfahrung zu Fürsorgemaßnahmen von Unternehmen, wofür es vermutlich mehrere Gründe gibt. Vornehmlich wirkt es, als würden die in Deutschland geborenen Teilnehmenden Unternehmen nicht mit Fürsorge assoziieren, zumindest nicht im Lichte meines Forschungsgegenstandes. Wenn von Unternehmen die Rede ist, dann nicht im Kontext der Fürsorge, sondern beispielsweise um die wirtschaftliche Stärke Deutschlands zu unterstreichen (z.B. Alexander 2016; Tobias 2016). Unternehmen werden also eher mit leistungsbezogenen Kriterien in Verbindung gebracht und für diese gewertschätzt als mit bzw. für Fürsorge.

Hinzu kommt, dass die ›deutschen‹ Teilnehmenden möglicherweise davon ausgehen, dass fürsorgliche Handlungen von Unternehmen auch mit einem gewissen Eigeninteresse – nicht zuletzt wirtschaftlicher Natur – verbunden sein könnten. So könnte *Leos* Beispiel von den Supermärkten, die Eltern-Kind-Parkplätze einrichten, auch so gedeutet werden, dass die Unternehmen ein wirtschaftliches Interesse an dieser Zielgruppe haben. Was wiederum auf die eingangs diskutierte Frage zurückverweist, ob Fürsorge nur dann als solche wahrgenommen wird, wenn sie auch als solche beabsichtigt ist und nicht von anderen Motiven überlagert wird. Ob diese Tatsache für die ›deutschen‹ Teilnehmenden eine Rolle spielt, kann aufgrund mangelnder Äußerungen zu Unternehmen nicht beantwortet werden. Bei *Leo* und den anderen Teilnehmenden mit Fluchterfahrung klingt dieser Aspekt jedoch nicht an, womit zu vermuten steht, dass eine ›ausschließliche Fürsorgeintention‹ nicht von – oder zumindest nicht von vorrangiger – Bedeutung ist, solange durch die Maßnahme ein positiver Effekt erzielt wird.

Personen, die in einer Institution, Organisation oder Firma tätig sind

In Einzelfällen wird auf Personen eingegangen, die sich im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit kümmern. Dabei kann weiter unterschieden werden, ob das Kümmern zum Aufgabenbereich der institutionell eingebundenen Personen gehört oder ob sich diese über ihren eigentlichen Aufgabenbereich hinausgehend kümmern. Zwar wird diese Unterscheidung von den Teilnehmenden nicht explizit gemacht, sie klingt aber, wie ich im Folgenden herausarbeiten werde, zumindest an bzw. scheint in Bezug auf die Erwartungshaltung und damit einhergehend die Bewertung der Fürsorge (oder auch der ausbleibenden Fürsorge) eine Rolle zu spielen.

Was institutionell eingebundene Personen angeht, zu deren Aufgabenbereich das Kümmern gehört, so werden diese nur selten von den Teilnehmenden fotografiert. Stattdessen werden die entsprechenden Hilfeinrichtungen (z.B. Altenheim: Sunny 2017; Jobcenter, Statistik 2017) oder auch die ›Instrumente‹ des Kümmerns (z.B. Kleidercontainer:

meinen Daten abzeichnet, dass die Teilnehmenden zwischen Schutz und Fürsorge womöglich weniger stark unterscheiden, führe ich das Beispiel hier mit auf (vgl. auch S. 167).

23 In Bezug auf Behindertenparkplätze gibt es auch eine entsprechende Regelung in der Straßenverkehrsordnung: § 45, Abs. 1b, Nr. 2, StVO

Kaffee schwarz 2016; Leo 2017; Milana 2016, Krankenwagen: Sunny 2017) abgebildet. Angesichts der überwiegend institutionellen Verankerung der Hilfsangebote in Deutschland, scheint also stärker die Institution als solche wahrgenommen zu werden als die darin arbeitenden Personen. Diese Vermutung trifft wohl in besonderem Maße auf die ›deutschen‹ Teilnehmenden zu, denn diese äußern sich gar nicht zu institutionell eingebundenen Personen. Dazu mögen zudem eine gewisse Sachorientierung in Kombination mit internalisierter Kontrolle (Vertrauen besteht vor allem in die Institution, vgl. Schroll-Machl 2016) beitragen.

Allerdings steht anzunehmen, dass der oder die Einzelne, wenn auch vielleicht vermittelt über die jeweilige Kultur einer Institution, am Ende doch einen Anteil daran hat, ob die Institution als fürsorglich erlebt wird oder nicht. Das lässt sich am Beispiel zweier Aussagen über das Jobcenter illustrieren: *Leo*, der Deutschland eigentlich als sehr fürsorglich erlebt und mehrere Positivbeispiele dazu anführt, beschreibt das Jobcenter in S-Stadt (wo er lebt) als Ort ohne »Würde« (Z. 100; und weiter Z. 114–149, Leo 2017), was er daran festmacht, dass die Mitarbeitenden ihn nicht grüßen, dass sie ihn duzen und unfreundlich zu ihm sind. *Statistik* hingegen, der in einer anderen Stadt lebt, sagt, das Jobcenter helfe ihm dabei, ein neues Leben »zu machen« (Z. 77, Statistik 2017). Für ihn steht das Jobcenter deshalb für Respekt (Statistik 2017). Diese gegensätzlichen Einschätzungen ein und derselben Institution lassen sich sicherlich auf unterschiedliche Erfahrungen mit den dort arbeitenden Personen zurückführen (wie auch *Leo* in seinen Ausführungen vermutet), die vielleicht auch von der jeweiligen lokalen Unternehmenskultur des Jobcenters mitbeeinflusst werden.

Wenn Geflüchtete im Kontext des Kümmerns dezidiert auf Personen eingehen, mit denen sie aufgrund ihrer Tätigkeit (in einer bestimmten Institution, einem Unternehmen o.ä.) in Kontakt standen, dann handelt es sich stets um Menschen, die sich über ihre eigentliche Tätigkeit hinaus kümmern (oder auch nicht kümmern, s.u.). Dabei zeichnen sich die benannten Personen entweder durch ihre ständige Hilfsbereitschaft aus (»they always helping me. Äh if you, I want help or don't«, Z. 289, Hellboy 2016) oder durch besondere (oder zumindest als besonders erlebte) Großzügigkeit, wie der Chef von *Kaffee schwarz* (2017), bei dem er ein Praktikum gemacht hat, der ihm einen Computer und Lautsprecher geschenkt hat.

Allerdings fällt auf, dass vor allem dann einzelne Personen als hilfsbereit hervorgehoben werden, wenn ansonsten der Eindruck vorzuherrschen scheint, die Gesellschaft oder zumindest die Mehrzahl der Deutschen sei wenig hilfsbereit. So betont *Rachida*, ihr Deutschlehrer sei die einzige Person, von der sie in Deutschland Unterstützung erfährt:

Ich habe so viel äh, äh Unterstütz von zum Beispiel von meiner Deutschlehrer und er hilft mir sehr viel und ähm, (.) aber das ist nur @ein Person@//mhm//in ein ganze Leben//mhm//hier in Deutschland. [...] (Rachida & Amina 2016)

Rachidas hier geschilderte Erfahrung steht im Kontrast zu den Schilderungen und Erzählungen vieler Teilnehmender, die eine generelle Fürsorgebereitschaft in Deutschland erleben. Diese benennen keine institutionell eingebundenen Einzelpersonen als kümmernd, sondern allgemeiner die Gesellschaft und staatliche Einrichtungen. Das lässt vermuten, dass (institutionell eingebundene) Einzelpersonen vor allem dann als Care-

Akteure an Bedeutung gewinnen, wenn keine generelle Fürsorgebereitschaft wahrgenommen wird. Die hier nachgezeichneten kontrastierenden Einschätzungen von *Rachida* sind vermutlich darauf zurückzuführen, dass sie sich in Deutschland mit vielen Vorurteilen, Rassismus und Diskriminierung konfrontiert sieht, weil sie ein Kopftuch trägt (vgl. S. 230).

Exkurs: Überlegungen zum Entstehungsprozess negativer Hilfsbereitschaftseinschätzungen

Neben *Rachida* äußert sich auch *Hellboy* zur mangelnden Hilfsbereitschaft in Deutschland. Im Rahmen dieses Exkurses rekonstruiere ich nun den (oder einen) möglichen Entstehungsprozess negativer Hilfsbereitschaftseinschätzung. Dabei gehe ich auch insbesondere auf die Wechselwirkungen verschiedener persönlicher, situativer wie kultureller Faktoren ein. Den Ausgangspunkt der Rekonstruktion bildet eine Erzählung *Hellboys*, initiiert durch eine immanente Nachfrage meinerseits nach einem konkreten Beispiel für die – vorher von *Hellboy* erwähnte – mangelnde Hilfsbereitschaft in Deutschland:

[...] example äh my Hausmeister//mhm//. Okay I, you live here äh: but I: (.) somes=äh=sometimes I need some help in: (.) Landratsamt oder (.) because äh: my paper äh: has äh:, hat (vermisst) (.) und äh I want some help to speak mo:re. I want from him some help to speak with Landratsamt for that. And äh he say to me »that is nicht, not my problem. Das ist youre problem«. We are living six person in one room. I say to him you can speak with Landratsamt to (.) make tha (2). He says to me das is not (.) my problem. Das ist (.) you have to go to the Landratsamt [...]. (Hellboy 2016)

Hellboy hat den Hausmeister seiner Unterkunft darum gebeten, an seiner statt mit dem Landratsamt zu sprechen (Z. 419). Er wünscht sich Unterstützung »to speak mo:re« (Z. 418), d.h. ihm selbst scheinen die Worte zu fehlen, weshalb er jemanden braucht, der sich besser ausdrücken kann als er selbst. Er hat sich also offenbar einen (sprachlich kompetenten) Unterstützer erhofft, der im Kontakt mit dem Landratsamt vermittelnd oder unterstützend tätig wird. Der Hausmeister wiederum hat mit dem Hinweis, das sei nicht sein Problem, die Hilfe verweigert. Wie sich später herausstellt, ist *Hellboy* jedoch überzeugt, dass diese Form der Unterstützung in den Aufgabenbereich des Hausmeisters fallen würde, was seine Schlussfolgerung, die Deutschen wollten nicht helfen, nachvollziehbar macht. Wenn ich nun allerdings die – wenn auch nur vermutete Perspektive des Hausmeisters einbeziehe, könnte auch gemutmaßt werden, dass hier eigentlich folgendes Missverständnis vorliegt: Während *Hellboy* und vermutlich auch die anderen Geflüchteten, die in der Unterkunft wohnen, meinen, dass es zur Aufgabe des Hausmeisters gehört, sich um ihre Anliegen zu kümmern, sieht die Stellenbeschreibung des Hausmeisters diesen Aufgabenbereich sicherlich nicht vor. Er ist vielmehr für die Abläufe in der Einrichtung, für die Einhaltung der Regeln und die Instandhaltung der Unterkunft zuständig. Bei einer stärker ausgeprägten Beziehungsorientierung oder auch einer »freieren« Auslegung des eigenen Stellenprofils wäre es natürlich trotzdem vorstell-

bar, dass der Hausmeister den Bewohner*innen hilft. Dass dies nicht der Fall ist, mag zusätzliche Gründe haben: Einerseits steht anzunehmen, dass der Hausmeister aufgrund des vielleicht sogar weit verbreiteten Missverständnisses von vielen Bewohner*innen angesprochen wird und sich einfach überfordert fühlt, weil er (zumindest im Normalfall) nicht für rechtliche, psychosoziale oder andere Anliegen ausgebildet ist. Andererseits kann natürlich nicht ausgeschlossen werden, dass der Hausmeister aufgrund rassistischer Einstellungen²⁴ nicht helfen möchte. Die sicherlich nicht sonderlich gute Bezahlung des Hausmeisters tut vermutlich ihr übriges.

Ergänzend zur oben bereits erörterten Beobachtung, dass das Kümmern von Einzelpersonen, die in Institutionen oder Unternehmen tätig sind, dann an Bedeutung gewinnt, wenn die Gesellschaft als nicht hilfsbereit erlebt wird, lässt sich aus den Daten ein weiterer Aspekt herausarbeiten, der in diesem Zusammenhang sehr bedeutsam erscheint: Die Teilnehmenden, die sich derart äußern, lassen gleichzeitig eine tiefe Dankbarkeit gegenüber Deutschland und auch der deutschen Gesellschaft (zum Teil auch gezielt auf »Angel(ik)a Merkel« gerichtet, vgl. Gruppe *Bademeister*) erkennen. Diese Dankbarkeit resultiert aus dem Eindruck, dass Deutschland im Jahr 2015 das einzige Land war, das sich bereit erklärt hat, Geflüchtete aufzunehmen. So betonen *Rachida* und *Amina* (im gemeinsamen Interview) wiederholt, Deutschland sei für sie »the only chance« (Z. 552, 584, *Rachida & Amina* 2016) gewesen. Ähnlich formuliert dies auch *Hellboy*: »The German äh say to:: all the people have a problem. ›Come to here and we will help you« (Z. 242f., *Hellboy* 2016).

Diese positive Erfahrung, in Deutschland aufgenommen worden zu sein, hat – wie *Hellboys* Äußerung vermuten lässt – die Erwartung oder zumindest Hoffnung entstehen lassen, Deutschland sei allen Geflüchteten gegenüber fürsorglich und hilfsbereit. Im alltäglichen Miteinander scheint sich diese Hoffnung aber nicht zu bewahrheiten, eher im Gegenteil: Die Teilnehmenden empfinden es so, als würde konkrete Hilfe ausbleiben, abgelehnt oder nur denjenigen zuteil, die nicht von den mehrheitsgesellschaftlichen Vorstellungen (bzgl. Kleidung oder Auftreten) abweichen. Dies führt zu Enttäuschung und Frustration, die allerdings der grundlegenden Dankbarkeit, überhaupt in Deutschland sein zu »dürfen«, keinen Abbruch tut. Möglicherweise – das lässt sich hier aber nur als Vermutung formulieren – lösen die Teilnehmenden den Widerspruch für sich so auf, dass sie eine Trennung zwischen wenig fürsorglicher Gesellschaft einerseits und helfender Regierung andererseits vornehmen. Auch wenn diese Einteilung vermutlich zu vereinfacht ist, denn *Hellboy* (s.u.) betont im Zusammenhang mit der Aufnahme von Geflüchteten eher den Umstand, dass die deutsche Gesellschaft christlich geprägt ist (s.u.).

Außerdem ist darauf hinzuweisen, dass diese Einschätzung auch revidier- und somit veränderbar zu sein scheint: Denn *Hellboy*, der auch im darauffolgenden Jahr wieder an der Untersuchung teilnimmt²⁵, äußert sich nicht mehr zu Diskriminierungen oder aus-

24 Es wird immer mal wieder von rassistischen, rechtsradikalen Einstellungen und Verhaltensweisen von Hausmeistern von Flüchtlingsunterkünften berichtet (vgl. z.B.: Hendrich 2017; Heckers 2016).

25 *Rachida* und *Amina* antworteten trotz mehrfacher Kontaktversuche nicht auf meine Mails (vgl. S. 107).

bleibender Hilfe, sondern spricht wiederholt positiv über Deutschland. Demnach steht zu vermuten, dass in der Anfangsphase des Ankommens in einem neuen Land, zumal als Geflüchteter, eine starke Unsicherheit vorliegt, die besonders sensibel macht für Erfahrungen ausbleibender Hilfe, Diskriminierung oder auch Rassismus. Bei ausreichenden kontrastierenden positiven Erfahrungen (die zur Änderung der Einschätzung sicherlich nötig sind) kann sich diese Wahrnehmung ändern.

Gesellschaft

Die oben rekonstruierten Beispiele, bei denen nur Einzelpersonen, nicht aber die gesamte Gesellschaft als hilfsbereit erlebt wurden, stehen im Gegensatz zu den Äußerungen einiger anderer Teilnehmender zur Fürsorge- bzw. Hilfsbereitschaft »der« Deutschen: Sie sprechen von der »Gesellschaft« (Leo 2017, Z. 184), den »Leuten« (Leo 2017, Z. 185) bzw. »Menschen« (Milana 2016, z.B. Z. 49 u. 50) oder auch den »Deutschen« (Sunny 2017, z.B. Z. 177) als helfend und sich kümmernd. Da dieselben Teilnehmenden zusätzlich Beispiele von institutioneller Unterstützung liefern, kann davon ausgegangen werden, dass die Fürsorgebereitschaft als gesellschaftlich wie institutionell getragen wahrgenommen wird. Leo scheint dabei der Ansicht, dass das eine nicht ohne das andere möglich ist, wie folgende Aussage veranschaulicht:

[...] wenn man so was seht dann man kann sagen, dass gibts hier dem (.) gute System in der Gesellschaft und das die respektieren diese Leute. Das heißt äh (.) die, die Gesellschaft sehr gut, äh:m aufgebaut oder so was. Das ist sehr gut [...] (Leo 2017)

Leo spricht hier von einem guten System, wobei deutlich wird, dass dieses seines Erachtens nach nur funktionieren kann, wenn es von den Menschen auch respektiert wird, sie sich also daran halten. Genau das scheint aus Leos Sicht in Deutschland der Fall zu sein, weshalb er folgert, dass die Gesellschaft gut »aufgebaut« sei (Z. 217, Leo 2017).

Während in den oben genannten Beispielen allgemein von »der« Gesellschaft die Rede war, sprechen manche Teilnehmende von Christen (Hellboy 2016) oder Katholiken (Kaffee schwarz 2017), heben also die Religionszugehörigkeit hervor. Dabei gehen sie offenbar von einer christlichen deutschen Gesellschaft aus, im Gegensatz zu ihren Herkunftsgesellschaften, die sie als muslimisch (Hellboy 2017) bezeichnen. Das Attribut »christlich« (und »katholisch« noch weniger) passt streng genommen nicht zur Beschreibung der gesamten deutschen Gesellschaft, zu hoch ist mittlerweile der Anteil an Konfessionslosen oder Mitgliedern anderer Religionsgemeinschaften (vgl. z.B. fowid 2021). Kaffee schwarz und Hellboy nehmen jedoch keine derartigen Differenzierungen vor, vielleicht auch, weil der Betonung der Religionszugehörigkeit vor allem die Funktion einer Kontrastierung bzw. Abgrenzung von der muslimischen Herkunftsgesellschaft zukommt. Am besten lässt sich dies anhand folgender, sehr plakativer Aussage von Hellboy veranschaulichen: »Christian person immer help Muslim pe=peo=pe=äh=people and in my country people, Muslim people kill Muslim people« (Hellboy 2016, Z. 224–225, ähnlich: Kaffee schwarz 2017)²⁶. Christ*innen werden hier als helfend beschrieben, und

26 Die Aufnahme von Geflüchteten erfolgt, um diese vor lebensbedrohlichen kriegesischen Auseinandersetzungen zu schützen. Diese Form des Beschützens klammert Tronto explizit aus ihrem Für-

zwar über Gruppengrenzen hinweg, während die Muslime in *Hellboys* Herkunftsland einander nicht nur nicht helfen, sondern sogar töten würden. Hier deutet sich lediglich an, welche Erfahrungen in *Hellboys* Herkunftsland zu dieser Einschätzung, aber auch zur Fluchtentscheidung beigetragen haben.

Die oben skizzierten Perspektiven auf die Gesellschaft als Care-Akteur stammen nur von Teilnehmenden mit Fluchterfahrung (s.u.), gehen aber mit ausnahmslos positiven Bewertungen einher, die sich nicht zuletzt in positiven Charakterisierungen der deutschen Gesellschaft äußern: *Leo* spricht beispielsweise von einer »wunderschöne[n] Gesellschaft« (Z. 500, *Leo* 2017) und *Milana* hebt hervor, dass die Menschen nicht an sich, sondern an andere denken würden, für sie zeichnet sich also die deutsche Gesellschaft durch ihre selbstlose Art aus (*Milana* 2016). Welche konkreten Faktoren zu dieser Einschätzung beitragen könnten, lässt sich anhand eines Beispiels zur Hilfe gegenüber Geflüchteten aufzeigen, das *Leo* bringt:

[...] viele, viele, viele Menschen hier in S-Stadt Se-, ähm, nicht nur in S-Stadt, sondern in Deutschland haben sich äh: freiwillig äh engagieren//mhm//. Und äh immer hilfebereit sind und viele Leute mh, ähm, (.) zum Beispiel haben viel Zeit verbracht auf der, äh in der Hilfebereich. Und das finde ich sehr, sehr gut von diese Gesellschaft und dass die, de:, äh, die Geschichte wurde geschrieben, wurde geschrieben.[...] (*Leo* 2017)

Leo betont hier zunächst die weit verbreitete Hilfsbereitschaft, die sich für ihn einmal an der großen Anzahl der helfenden Menschen (»viele, viele, viele«, Z. 250), aber auch an der Verbreitung des Phänomens festmacht, das – *Leo* zufolge – nicht lokal begrenzt, sondern deutschlandweit existiert (Z. 251). Hinzu kommt eine zeitliche Dimension der Hilfe: *Leo* hebt das Ausmaß der von den Helfenden investierten Zeit (Z. 253), aber auch die Dauer und Kontinuität der Hilfe hervor (»immer hilfebereit«, Z. 252). Darüber hinaus scheint diese Hilfsbereitschaft für *Leo* noch eine weitere zeitliche Tragweite zu besitzen, nämlich: »die Geschichte wurde geschrieben« (Z. 254). Art und Ausmaß der Hilfe scheinen für *Leo* also das Potential zu haben, auch in Zukunft noch als besonders erinnert zu werden und vielleicht auch einen Gegenpol zur »schwierigen« Geschichte Deutschlands²⁷ bilden zu können.

Doch auch oder vielleicht auch gerade weil viele Teilnehmende die Gesellschaft und deren Institutionen als fürsorglich erleben, nehmen sie auch Fälle wahr, die durch das eng gewobene Fürsorgenetz »fallen«, was dann eine besondere Irritation auslöst, wie anhand von *Leos* Überlegungen zu einer Gruppe Obdachloser nachgezeichnet werden kann. *Leo* bringt im Interview sein tiefes Unverständnis darüber zum Ausdruck, dass in Deutschland Leute auf der Straße leben, obwohl es Arbeit und obwohl es Organisationen

sorgeverständnis aus (vgl. S. 167). Da die Teilnehmenden diese Unterscheidung aber nur ansatzweise machen, bringe ich das obige Beispiel dennoch im Kontext des Kümmerns.

27 Da *Leo* nicht expliziter wird, deute ich den möglichen Gegenhorizont hier nur an und spreche vague von »schwieriger Geschichte«, gemeint sind jedoch Holocaust und zweiter Weltkrieg. Da in *Leos* Ausführungen die deutsche Geschichte immer mal wieder anklingt, beispielsweise, wenn er von Nazis spricht oder aber von einem Freund erzählt, der ein Praktikum in einem Unternehmen macht, in dem gut sichtbar Hakenkreuze sind, halte ich es für möglich, dass *Leo* hier den Nationalsozialismus im Blick haben könnte.

gibt, die den »Bürgern helfen« (Z. 460). Den Anstoß für diese Überlegungen hat eine Begegnung mit einer Gruppe Obdachloser in Berlin geliefert. Diese Begegnung hat *Leo* offenbar sehr beschäftigt, weshalb er sich bei seiner Vermieterin danach erkundigt, wie sie sich erklärt, dass in Deutschland Menschen obdachlos sind. Ihre Erklärung ist, dass Obdachlose oft drogen- oder alkoholabhängig sind, weshalb *Leo* nun nach Gründen zu suchen scheint, wie es dazu kommen kann. Dabei erweist sich seine positive Haltung gegenüber der Gesellschaft und ihren Institutionen als so unerschütterlich, dass er die Schuld vor allem bei Individuen, und zwar bei den Eltern sucht: Diese würden ihre Kinder nicht richtig erziehen und zudem zu viel arbeiten, was die Kinder zu frühem Alkohol- und Drogenkonsum verleite. Diese Einschätzung ist zwar vor einem wissenschaftlichen Vergleichshorizont (vgl. Teesson/Degenhardt/Hall 2008: 49–66) so nicht haltbar, verdeutlicht damit jedoch einmal mehr das positive Bild, das *Leo* von der – wie er es sieht – gesellschaftlich und institutionell getragenen Fürsorge in Deutschland hat.

Einzelpersonen

Die letzte Gruppe der sich Kümmernden bezeichne ich als *Einzelpersonen*. Im Unterschied zur Gruppe der institutionell oder anderweitig beruflich eingebundenen Personen handelt es sich hier um Privatpersonen. Die Äußerungen über diese sich kümmernden Privatpersonen werden ausschließlich von geflüchteten Teilnehmenden getätigt, wobei sich hier nochmal eine Unterteilung in drei verschiedene Kategorien vornehmen lässt: in Privatpersonen, die in einem freundschaftlichen Verhältnis zu den Teilnehmenden stehen, in Privatpersonen, die sich als Ehrenamtliche²⁸ engagieren und letztlich noch die Teilnehmenden selbst, die sich dazu äußern, sich ebenfalls zu kümmern.

Hilfe im Freundschaftskontext

Grundsätzlich steht anzunehmen, dass sich Privatpersonen vor allem in engeren freundschaftlichen oder familiären Beziehungen umeinander kümmern²⁹. Da aber die geflüchteten Teilnehmenden (die sich dazu äußern) meist noch keine engeren persönlichen Kontakte zu Deutschen haben, können sie diese Form der Fürsorge (noch) nicht kennen. Dafür spricht, dass *Samira*, die einzige Person, die sich zur Fürsorge im Freundschaftskontext äußert, bereits 2016 (erste) freundschaftliche Kontakte mit Deutschen pflegt. Für sie scheint aber nicht die Fürsorge als solche verwunderlich, sondern eher die Art und Weise, wie sich gekümmert wird. *Samira* illustriert dies an folgendem Beispiel: Wenn sie ein kaputtes Fahrrad habe, dann würden ihre Freund*innen nicht mit »oh: tut mir leid« oder so« (Z. 221, *Samira* 2016) reagieren, sondern versuchen,

28 Die ehrenamtlich engagierten Personen, von denen hier die Rede ist, sind oft in Strukturen (Vereinen, o.ä.) organisiert. Ich ordne die Personen dennoch der Kategorie der Privatpersonen zu, weil der Zusammenschluss letztlich nur eine Reaktion darauf darstellt, dass sich – nicht zuletzt im Zuge der 2015 nach Deutschland erfolgten Fluchtbewegung – viele Menschen als freiwillige Helfer*innen engagiert haben und dies zum Teil immer noch tun. Um dieses hohe persönliche Engagement zu bündeln und den Geflüchteten gezielte Hilfe zukommen lassen, fand eine entsprechende Institutionalisierung statt.

29 Ausgenommen sind hier flüchtige Hilfen, z.B. einen Koffer in den Zug heben, die auch von »Fremden« ausgehen können.

ihr bei der Fahrradreparatur zu helfen. *Samira* bezeichnet die Menschen deshalb als »praktischer« (Z. 222, *Samira* 2016), scheint diese sachorientierte Herangehensweise aber nicht als negativ, sondern nur als ungewohnt zu empfinden (vgl. Sachorientierung und Distanzregulierung, Schroll-Machl 2016: 154), offenbar ist sie aus ihrem Herkunftsland eine eher beziehungsorientierte Form der Fürsorge gewohnt. Ob also sach- oder beziehungsorientierte Fürsorge erwartet wird, hängt nicht nur – wie von Brückner herausgearbeitet (vgl. S. 134) – von der Zielgruppe ab, sondern variiert auch kulturell.

Hilfe im Ehrenamtlichenkontext

Bei den Ausführungen zur Hilfe von Ehrenamtlichen wird mal mehr mal weniger explizit geäußert, dass die Fürsorge für die Teilnehmenden eine eher nachrangige Bedeutung einnimmt. Stattdessen besteht ein großer Wunsch nach dem Aufbau (eines freundschaftlichen) Kontakts (vgl. S. 352). Dies zeigt sich beispielsweise daran, wie *Leo* (2016) über eine »deutsche Familie« spricht, die er über eine Ehrenamtlicheninitiative kennengelernt hat:

[...] they are, äh, (.) German, äh, family. They are äh, they are äh friend with us. This man is, äh, comes to our [Flüchtlingscamp] and äh, he speak with us and äh, and äh I take his Whatsapp-number. He always äh help me and äh, speak with me and this is, ähm, his brother girlfriend and this is his brother. They invite us in äh (F-Stadt) to äh eat, äh, some food and we speak with him. They are äh very, very, very äh beautiful family.//mhm, mhm//And äh we have a chance to speak with a German man, eh, eh German äh persons only with, with this family because there is no-, nobody speak with us. (*Leo* 2016)

Mehrfach betont *Leo*, dass *Sebastian* und seine Familie mit ihm sprechen, während im Vergleich dazu nur einmal erwähnt wird, dass *Sebastian* immer helfe. Der Kontaktaufbau, die gemeinsamen Unterhaltungen, das Anbahnen einer Freundschaft stehen hier also eindeutig im Vordergrund. Während für *Leo* die Hilfe, die von *Sebastian* und seiner Familie ausgeht, eher zweitrangig ist (was dennoch nicht bedeutet, dass er diese nicht schätzen würde), sieht *Wrong* (2016) den Hilfedanken sogar sehr kritisch.

und ja also es gibt viele Leute das sie helfen möchten, aber (.) ja ist immer mit dem dem ähm (.) intention
 //[Einschub Wortklärung]//
 Intention, Intention, äh, die Integration zu machen//mhm//, also sie möchten °ä:h° (.) helfen, aba °äh° (.) irgendwie (2) äh (2) der, der Werk äh dr=okech, okay, this way of thinking äh: ich glaube funktioniert es nicht//mhm//. Ja, also es gibt immer (.) das Thema Integration in äh ihrem Kopf [...]
 die Leute, die Integration machen möchten (3) mh:, also äh is äh, äh es muss nicht äh (.) äh das Thema in ihrem Kopf sein//ehe//es funktioniert nicht//ja//. [...] Aber wenn man das Thema in seinem Kopf hat, (.) äh: (2) even when he wants to help, äh:, funktioniert es nicht (*Wrong* 2016)

Wrong (2016) stellt hier eine Verbindung her zwischen dem Wunsch zu helfen und dem Vorsatz, Menschen zu integrieren. Seiner Meinung nach schwingt bei der Hilfe, die Ge-

flüchtete erfahren, stets der Hintergedanke der Integration mit, wodurch die Integration in letzter Konsequenz – trotz positiver Intentionen – zum Scheitern verurteilt ist. Dies scheint sich für *Wrong* vor allem damit zu begründen, dass die Hilfe und der dahinterstehende Integrationsgedanke ein ›hierarchisches Ungleichgewicht‹ produzieren, das den eigentlich für die Integration wichtigen freundschaftlichen Kontakt verhindert (vgl. S. 349).

Geflüchtete als helfend

Einige der befragten Geflüchteten, die das ›Sich Kümern‹ oder auch ›Nicht Kümern‹ in Deutschland ansprechen, erzählen – beiläufig – auch davon, selbst zu helfen bzw. geholfen zu haben: beispielsweise bei der Vorbereitung von Seniorenachmittagen in der Kirchengemeinde (Sunny 2016), durch das Leisten medizinischer Ersthilfe bei einem Nachbarn mit Herzinfarkt (Rachida & Amina 2016), indem dem Hausmeister in der Schule geholfen wird (Kaffee schwarz 2017), indem andere Geflüchtete beim Kauf von Fahrscheinen unterstützt werden (Leo 2016). Die Aussagen über das *eigene Helfen* einerseits und die *generelle Fürsorge* in Deutschland andererseits werden in den Ausführungen nicht miteinander verbunden, da sich jedoch ein Unterschied abzeichnet, je nachdem, ob die sich selbst kümmernden Teilnehmenden in Deutschland Fürsorge wahrnehmen oder nicht, kann hier ein gewisser Zusammenhang vermutet werden. So schildert *Rachida*, die Deutschland als wenig fürsorglich erlebt, wie ihr Mann dem Nachbarn geholfen habe, als dieser einen Herzinfarkt hatte. Das Verhalten der Nachbarn hat sich im Anschluss an dieses Erlebnis aber nicht geändert (Rachida 2016), worüber sich *Rachida* sehr enttäuscht zeigt. Es wirkt, als hätte sie gehofft, mit der eigenen Fürsorge (bzw. mit der ihres Mannes), eine positive Reaktion hervorrufen zu können. Diese hätte sich nicht zwangsläufig in erwidelter Fürsorge äußern müssen, für *Rachida* hätten auch Freundlichkeit und Beziehungsaufbau genügt, die aber ausblieben, so dass die eigene Hilfsbereitschaft nun wie eine Art positiver Gegenhorizont zur ausbleibenden Fürsorge auf ›deutscher‹ Seite wirkt.

Diejenigen wiederum, die Deutschland bzw. ›die‹ Deutschen als fürsorglich erleben, scheinen (bewusst oder unbewusst) das Bedürfnis zu haben, etwas an Hilfsbereitschaft ›zurückzugeben‹ bzw. ihren Beitrag dazu zu leisten, dass das kümmernde Klima erhalten bleibt. Das würde wiederum bedeuten, dass Fürsorge zu Hilfsbereitschaft führen kann, so dass Hilfsbereitschaft letztlich einen Effekt der Fürsorge darstellt (vgl. S. 180).

1.2.3 Wie wird sich gekümmert?

In den vorausgegangenen Abschnitten, die sich mit den Fragen beschäftigt haben, wer sich kümmert und um wen sich gekümmert wird, ist bereits angeklungen, was Fürsorge aus Sicht der Teilnehmenden ausmacht und welche Effekte diese hat bzw. haben kann. Dieser Abschnitt nimmt die Frage nach dem *Wie* nochmal dezidiert in den Blick und leitet aus den positiven aber auch negativen Äußerungen über die Fürsorge in Deutschland ab, wodurch sich eine gelingende Fürsorge für die Teilnehmenden auszeichnet. Die Ausführungen greifen bereits thematisierte Aspekte auf und werden um neue, bisher noch nicht behandelte ergänzt.

Würde und hierarchielose Fürsorge

Damit Fürsorge auch als solche wahrgenommen wird, scheint es wichtig, dass diese (möglichst) ›hierarchielos‹ erfolgt und die Würde der Fürsorgeempfänger*innen wahrt. Das bezieht sich sowohl auf die Ausgestaltung des unmittelbaren Kontakts auf Mikroebene (also z.B. im Kontakt mit institutionellen Akteuren) als auch auf die Schaffung und Erhaltung entsprechender Rahmenbedingungen der Fürsorge auf Meso- bzw. Makroebene.

Leo, der bei seinen Terminen im Jobcenter die Würde im Umgang mit den Klient*innen vermisst (s.o.), stellt die Bedeutung der Würde mit einem Bezug zu Artikel 1 der deutschen Verfassung heraus, wenn er sagt »Die Würde des Menschen unantastbar³⁰« (Z. 168, *Leo* 2017). Würde bedeutet für *Leo* in diesem Kontext, nicht als ›Anderer‹, als ›Fremder‹ bzw. ›Flüchtling³¹ (Z. 171) behandelt zu werden, sondern wie alle anderen. Dazu gehört, und das lässt sich an dem von ihm gelieferten Beispiel gut festmachen, die Einhaltung der in diesem Kontext geltenden Höflichkeitsregeln, also die Menschen zu begrüßen, sie zu siezen und ein gewisses Maß an Zeit und Geduld aufzubringen (*Leo* sagt, er sei mit dem Hinweis weggeschickt worden, ein anderes Mal wiederzukommen, weil der*die Betreuer*in jetzt keine Zeit habe). Dieser Aspekt des als Mensch Behandelt-Werdens findet sich auch in einigen Positivbeispielen der Fürsorge, beispielsweise, wenn *Al Ibra* hervorhebt, das Besondere an der Krankenversicherung sei, dass alle Menschen gleich, nämlich als Mensch behandelt würden. In diesem Zusammenhang spielen sicherlich auch Hierarchie- und Machtaspekte eine Rolle. Diese schwingen in *Leos* oder *Al Ibras* Aussagen nur mit, während sie von *Sunny* (2017) explizit thematisiert werden.

[...] Ja also in der Ukraine zum Beispiel d-, niemand mag Polizisten. Sie sind unhöflich//mhm//, ungeduldig und sie denken, dass sie, (.) also dass (.) ein Polizist wie ein Gott ist//mhm//. (.) Also wenn ein Mensch ein Problem hat (.) dann soll er sich so niedrig fühlen, damit er was von dem Polizist//mhm//bekommt//mhm//. Aber hier (2) wir sind die Gott, also wir sind die also Menschen//mhm//um die (.) sich die Polizisten kümmern//mhm//. Also das gefällt mir hier (*Sunny* 2017)

Sunny spricht hier über das Verhältnis zwischen Polizist*innen und Bürger*innen, wobei sie die Situation in der Ukraine als negativen Gegenhorizont von ihren Erfahrungen in Deutschland abgrenzt. In der Ukraine würden die Polizisten sich so benehmen, als seien sie Gott, und lassen die Menschen den Hierarchieunterschied spüren (»soll er sich

30 Die Tatsache, dass *Leo* hier Artikel 1 des Grundgesetzes zitiert, könnte sicherlich noch tiefergehender interpretiert werden. Allerdings bezieht er sich erst auf diesen Artikel, um mehr zu erklären, was er meint: Ich verstehe nämlich im Interview nicht, dass *Leo* von »Würde« spricht, sondern denke, er würde »keine Worte« sagen, woraufhin ich nochmal nachfrage, was er damit meint. *Leo* antwortet daraufhin: »Keine Würde. Die Würde des Menschen unantastbar« (Z. 168). Es wirkt also ein wenig, als zitiere *Leo* hier den Artikel des Grundgesetzes, weil er sich sicher sein kann, dass ich das Wort in diesem Kontext leichter verstehe. Aufgrund dieses Kontextes interpretiere ich das Zitat hier nur vorsichtig.

31 Aus Erzählungen deutscher ALG II- Empfänger*innen weiß ich, dass diese (auch in der betreffenden Behörde) zum Teil ähnliche Erfahrungen machen wie *Leo*. Das lässt vermuten, dass die ›Trennlinie‹ nicht oder zumindest nicht ausschließlich entlang der Unterscheidung ›Flüchtling vs. Kein-Flüchtling‹ verläuft, sondern grundsätzlicherer Art ist (z.B. Mitarbeiter*in vs. Klient*in).

so niedrig fühlen«, Z. 218f.). In Deutschland ist das Verhältnis – *Sunny* zufolge – umgekehrt: Hier ist der Mensch Gott, d.h. es ist die Aufgabe des*r Polizist*innen, sich um die Menschen zu kümmern. Kümmern bedeutet also, dass die sich Kümmernenden (hier auf der Mikroebene) ihre Machtposition nicht ausnutzen, sondern es als ihre Aufgabe sehen, für die Menschen da zu sein.

Damit geht – auf Meso- bzw. Makroebene – einher, dass die Fürsorge grundsätzlich allen Menschen zugute kommt bzw. den in bestimmten Kontexten als bedürftig ausgemachten Personengruppen. Darüberhinausgehend werden jedoch keine Hierarchisierungen vorgenommen, d.h. beispielsweise, dass alle Menschen krankversichert sind und – so zumindest das von den Teilnehmenden referierte Ideal – jedem im Krankheitsfall eine Versorgung zusteht. Ähnliches gilt für die Fürsorge um Personengruppen, die nur in bestimmter Hinsicht sorgebedürftig sind: Eltern-Kind-Parkplätze stehen allen zur Verfügung und nicht nur den Eltern, die besonders viel Geld haben oder aus einem bestimmten Ort kommen, o.ä.

Das Prinzip, keine Hierarchisierungen in Bezug darauf vorzunehmen, wer Fürsorge erhält, erstreckt sich nicht nur auf Personengruppen, sondern ist auch bei der Fürsorge um (historische) Bauwerke erkennbar (vgl. S. 138).

In der Praxis mag diese Form der hierarchielosen Fürsorge nicht immer funktionieren, für die Teilnehmenden, die sich dazu äußern, stellt dies jedoch ein sehr wichtiges und erhaltenswertes Grundprinzip dar.

Hoffnung und Zukunftsorientierung

Neben der Wahrung der Würde und einer möglichst flachen Hierarchie sind für einige Teilnehmende auch Hoffnung und Zukunftsorientierung bedeutsame Care-Aspekte. So wird in *Statistiks* (2016) Ausführungen deutlich, dass er Fürsorgeleistungen für obsolet hält, wenn er keinen Grund zur Hoffnung sieht:

[...] Regierung mache das (.) falsch//ja//ja, sie gebe uns Geld, aber (.) wir weiß nichts, wir brauchen eine gute Weg. Wir m=mochte lernen hier//ja, ja, ja//. Der deutsche Weg äh lerne deutsche Sprache oder Arbeit//mhm//, wenn immer bleibe in Heim//mhm//(.) und wir in eine stranger Land//mhm//wir kennen nicht Deutschland//ja, ja, ja, (.) ehe//. Das nicht auch Respekt für uns (.)//ja//. Wir brauchen Hoffnung, nicht Geld, nicht Kleidung auch Hoffnung gut. Wir, deutsche Leute muss mit uns sprechen,//mhm//treffen//mhm, mhm, ja, ja//. Das äh (.) Aufgabe auch [...] (Statistik 2016)

Der obigen Passage gingen Schilderungen von *Statistik* voraus, in denen er Deutschland als fürsorglich und sich kümmernd beschreibt, was er als sehr positiv bewertet. In Bezug auf Deutschlands Umgang mit Flüchtlingen vermisst *Statistik* (2016) jedoch die andernorts wahrgenommene Fürsorge der deutschen Regierung³², mehr noch, er bewertet deren Vorgehen als falsch. Dabei ist hervorzuheben, dass *Statistik* eben nicht mehr

32 Streng genommen gibt nicht die Regierung den Geflüchteten das Geld, sondern die entsprechenden staatlichen Einrichtungen, während die Regierung (lediglich) die gesetzliche Grundlage für dieses Vorgehen schafft. Dass *Statistik* hier von der Regierung spricht, zeigt nur einmal mehr, wie schwer es ist, bei manchen Fürsorgeleistungen (gerade dann, wenn sie von staatlichen Einrichtungen ausgehen) den Akteur zu benennen.

Geld oder sonstige Zuwendungen erwartet (was in Teilen des öffentlichen Diskurses in Deutschland ja gerne angenommen wird), sondern im Gegenteil: Geld und Kleidung bilden für ihn den negativen Gegenhorizont, dem er die »Hoffnung« (Z. 414) entgegen setzt, und zwar die Hoffnung auf ein *gutes Leben*, zu dem es seiner Meinung nach gehört, dass er Deutsch lernt, mit Deutschen in Kontakt kommt und eine Arbeit findet. Die Tatsache, dass er als Asylsuchender jedoch in der ihm zugewiesenen Unterkunft bleiben muss, erachtet *Statistik* als problematisch, weil er dadurch isoliert und allein ist und keine Möglichkeit hat, Deutsche kennenzulernen. Für ihn kommt diese Vorgehensweise einem mangelnden Respekt gegenüber Geflüchteten gleich.

Die Bedeutung der Hoffnung klingt auch bei *Samira* an, die als Psychologin in einer Wohngruppe für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge arbeitet. Sie sagt, die Jugendlichen seien gut versorgt, sie zweifelt jedoch die »Tiefe« (Z. 55, Samira 2018) und damit wohl auch die Nachhaltigkeit der Unterstützung an, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil die Jugendlichen keine Bleibeperspektive hätten. Im Begriff der »Bleibeperspektive«, der ein gängiges Schlagwort der deutschen Asyldebatte darstellt, schwingt dabei in mehrfacher Hinsicht Hoffnung mit: einmal die Hoffnung darauf, in Deutschland bleiben zu dürfen und damit verbunden sicherlich auch die Hoffnung auf ein neues, besseres Leben in Deutschland.

Dem Moment der Hoffnung wohnt gleichzeitig eine Zukunftsorientierung inne, die viele Teilnehmende explizit als wichtigen Aspekt, aber auch als Effekt des Kümmerns (vgl. Kap. V. 1.2.5) thematisieren (Sunny 2017; Statistik 2017; Jonny Rakete 2017).

Solidarität

Zum Teil (v.a. Milana 2016) thematisieren die Teilnehmenden im Kontext der Fürsorge in Deutschland auch die (wahrgenommene) Bereitschaft »der Deutschen«, etwas von sich oder vom »Eigenen« abzugeben, was sie als besonders positiv herausheben. Dabei wird auf indirektere Formen der Fürsorge wie das Bezahlen von Steuern eingegangen, aber auch auf unmittelbarere Formen, wie das Aufwenden von Zeit für andere. Bei diesen beiden Formen handelt es sich letztlich um Formen der Solidarität (vgl. Tranow 2012), und zwar sowohl »individualistischer« Solidarität (ebd.: 35), die u.a. Verhaltensweisen des Einzelnen beschreibt (also z.B. wenn jemand Zeit für andere aufwendet) wie auch strukturalistischer Solidarität (Tranow 2012: 35) dar, die sich auf Systemebene verorten lässt (also z.B. das Zahlen von Steuern). Da die von den Teilnehmenden genannten Formen der Solidarität eine Grundvoraussetzung für eine gelingende Fürsorge darzustellen scheinen, werden sie unter die grundlegenden Aspekten gefasst.

1.2.4 Womit wird sich gekümmert?

Dieses Teilkapitel widmet sich der Frage, *womit* sich – nach Ansicht der Teilnehmenden – in Deutschland gekümmert wird, also *was* im Zuge des Kümmerns konkret gegeben wird.

Ordnung

Ordnung und Sauberkeit werden in zahlreichen Äußerungen thematisiert (z.B. Jonny Rakete 2016; Tobias 2017; Sophie 2016), aber nur selten werden diese Aspekte so expli-

zit mit Care in Verbindung gebracht wie das bei *Statistik* (2016 und 2017) der Fall ist. Für ihn bedeutet – oder beinhaltet zumindest – adäquates Kümern stets die Fürsorge darum, dass alles ordentlich und sauber ist (Klassenräume, Schulgelände, Natur, vgl. auch Kap. V. 1.2.1). Da *Statistik*s ganzes Bildersetz durch klare Strukturen und gerade Linien geprägt ist, wurde bereits an anderer Stelle die Vermutung formuliert, dass er ein stark ausgeprägtes Bedürfnis nach (dieser Form der) Ordnung hat. Auf das Verständnis von Fürsorge bezogen lässt sich folgern, dass persönliche Bedürfnisse und Präferenzen beeinflussen, was konkret als fürsorglich erlebt wird bzw. worauf der oder die Einzelne bei Fürsorge im Besonderen Wert legt. Somit lässt sich Brückners Modell, in dem das Erleben von Fürsorge auch von der Zielgruppe (bei Brückner dem Alter und der Art der Erkrankung) abhängt (vgl. S. 134), noch um eine weitere Komponente erweitern, nämlich die Persönlichkeit der betreffenden Personen.

Schutz und Sicherheit

Eine für die Teilnehmenden offenbar wichtige, weil des Öfteren thematisierte Form des Kümerns, ist das Beschützen, das sowohl im Hinblick auf die Umwelt als auch auf Tiere und Menschen erörtert wird. Allerdings gilt es hier zu berücksichtigen, dass Tronto (1993) das Beschützen nur unter bestimmten Voraussetzungen als Form des Kümerns begreift, nämlich dann, wenn die Bedürfnisse und Sorgen des Gegenübers den Ausgangspunkt für Fürsorgehandlungen bilden. Schützende Maßnahmen, die unternommen werden, um Menschen vor bösen Absichten anderer zu bewahren, erachtet Tronto jedoch nicht als eine Form der Fürsorge (Tronto 1993: 104f.). In vorliegender Arbeit bringen die Teilnehmenden des Öfteren Beispiele des Beschützens, die diesem Verständnis zufolge nicht als Fürsorge zu werten wären. Diese Beispiele werden aber oft zusammen mit solchen gebracht, die klare Fürsorgebeispiele darstellen: so spricht beispielsweise *Hellboy* (2016) zunächst davon, dass Deutschland – anders als andere Länder – Geflüchteten geholfen habe, indem diese aufgenommen wurden, um dann fortzufahren, dass seine ehemalige Sprachkurslehrerin ihm immer helfe. Das lässt vermuten, dass die Teilnehmenden hier keinen oder allenfalls ansatzweise einen Unterschied zwischen Beschützen und Helfen im Sinne des Kümerns machen. Um nachhaltig klären zu können, inwiefern fürsorgliche Handlungen und solche zum Schutz vor bösen Absichten miteinander konvergieren oder nicht, scheinen weitere empirische Sondierungen nötig, in vorliegender Arbeit ist die Datenbasis hierfür zu klein. Im Folgenden werden davon ausgehend noch weitere Formen des Schutzes – nicht zuletzt solche, bei denen Menschen und Gebäude im Vordergrund stehen – behandelt.

Versicherung

Für viele – insbesondere ›deutsche‹ Teilnehmende – stellen die Kranken- und Arbeitslosenversicherung wichtige Formen der Fürsorge dar. Aus Sicht der Teilnehmenden zeichnet sich insbesondere die Krankenversicherung als Fürsorgeinstrument aus, da es sich dabei um eine Pflichtversicherung handelt (z.B. »es muss ja eigentlich a jeder a Versicherung ham. Krankenversicherung zum Beispiel«, Z. 144f., Sophie 2017), die wiederum eine Grundversorgung und -absicherung jeder*s Einzelnen möglich macht.

Sicherheits- und Schutzmaßnahmen

Neben gesetzlichen Regelungen und Versicherungen werden von den Teilnehmenden auch konkrete Maßnahmen angesprochen, die insbesondere im öffentlichen Raum für den Schutz und die Sicherheit der Menschen sorgen sollen. Dabei handelt es sich um konkrete Hilfsmittel bzw. -maßnahmen, die für Notsituationen gedacht sind, in denen Lebensgefahr besteht: z.B. Rettungsring (Leo 2017), Notausgänge (Leo 2017).

Soziale Unterstützung

Theoretische Einlassung

Die folgenden empirischen Auswertungen ordne ich – im Sinne einer bestimmenden Urteilskraft (Straub 2010: 78) – dem Oberbegriff der sozialen Unterstützung³³ zu, der sich an das Begriffsverständnis von Knoll und Schwarzer (2005) anlehnt. Demzufolge ist soziale Unterstützung eine:

»Interaktion zwischen zwei oder mehreren Menschen, bei der es darum geht, einen Problemzustand, der bei einem Betroffenen Leid erzeugt, zu beheben oder zu lindern. [...] Dabei spielt es keine große Rolle, wie viele Menschen als potenzielle Unterstützungsgeber zählen, sondern eher, wie gut die Interaktion mit einigen dieser Menschen verläuft« (Knoll/Schwarzer 2005: 334).

Allerdings scheint im Kontext der bisherigen Ergebnisse eine Erweiterung dieser Definition angebracht, da die Interaktion nicht zwangsläufig zwischen zwei oder mehreren Menschen erfolgen muss, sondern auch eine staatliche Institution (ggf. repräsentiert durch ein Individuum) als Akteur auftreten kann. Daher bezeichnet der Begriff der sozialen Unterstützung in dieser Arbeit eine »Interaktion zwischen zwei oder mehreren Akteuren, bei der es darum geht, [...]«.

Institutionalisierung sozialer Unterstützung

In Brückners (2015a) Untersuchung erwies sich ein sicherer, beschützender Rahmen als bedeutsam. Die Daten meiner Studie legen wiederum nahe, dass aus Sicht der geflüchteten Teilnehmenden schon allein der Tatsache, dass Fürsorgeangebote überhaupt institutionalisiert sind, eine große Bedeutung zukommt:

[...] die (.) Center helfe uns zu machen new Leben//mhm//, by lernen deutsche Sprache oder mache ähm (.) Praktikum (2). Isch denke das eine (.) sehr (2) antereessante (2) Amt

33 Die Teilnehmenden meiner Untersuchung sprechen zwar seltener von Unterstützung als von Hilfe, doch die theoretischen Konzeptionen zur »Hilfe« fokussieren meistens die Perspektive der *Helfenden* (Müller, 2017), während die Konzepte der sozialen Unterstützung stärker die Perspektive derer abbilden, die Unterstützung empfangen. Da nun die Teilnehmenden meiner Studie häufiger aus der Perspektive derer sprechen, die (potentiell) Hilfe bzw. Unterstützung erhalten, wähle ich das Konzept der sozialen Unterstützung.

in Deutschland//mhm//. (.) Zu helfe auch nicht nur for Flüchtling, for A:rme, (ich), for äh kranke Leute. Alles gehe nach diese Büro und äh frage wie kann helfe. Ich denke, das eine (2) sehr, sehr wichtige. Wir brauchen das in unsere Heimat//mhm//. Wir haben wie das, aber nicht wie hier: sehr sicher, sehr äh kümmerge um, for die Leute//mhm, mhm// [...] (Statistik 2017)

Statistik erachtet das Jobcenter als wichtige Anlaufstelle für bedürftige Menschen, seien es nun geflüchtete, arme oder kranke Menschen. Die Idee eines Amtes oder »Centers« (Z. 76), zu dem Bedürftige hingehen können und dann Hilfe erhalten, überzeugt *Statistik* derart, dass er sich so eine Einrichtung auch für sein Heimatland Syrien wünscht. Ähnlich äußert sich *Sunny*, die wiederum am Beispiel des Rathauses den Vorteil der Institutionalisierung von Hilfsangeboten aufzeigt. Sie äußert sich dazu wie folgt:

[...] also in Deutschland denke ich (.) also Rathaus ist etwas Besonderes. Weiß ich nicht wie es in (.) andere Länder in Europa ist//mhm//, ob es solche Rathause, Rathäuser gibt, (.) aber, (.) wenn man fragt (.) äh welche Organisationen kennst du äh in Deutschland: Rathaus. (.) Und was ist dann Rathaus? Also das is Haus, wo du einen Rat bekommst//mhm, mhm @ (2) @//. Ja, es ist interessant bei uns ist es nicht so, bei uns (.) [...] Und hier ist es ganz, also Wohnamt mit Sozialamt mit äh: Rentenversicherung mit was, mit Jugendamt, mit Ausländeramt, also sie sind also zehn Organisationen sind zusammen//mhm, mhm//. Und man ni-, man soll nicht einfach von einer=äh Organisation also zu einer, zu andere laufen//mhm, mhm//. Einfach also: Zeit verlieren. (.) Alles ist zusammen//mhm//. (.) Und ist gut auch (.) f:-, äh gegliedert. (.) Also n:-, nicht äh (.) also (.) äh in Rathaus zwei sind bestimmte Organisationen//mhm//, die zusammen verbünden sind//mhm, mhm. In Rathaus eins ist auch gleich//mhm//. Und äh (.) toll (2) gefällt mir sehr//ja//, (.) also ich mag Rathaus. Wenn ich irgendwelche Frage habe (.) soll ich nicht, also nicht de-, also ich soll nicht denken: Hm, wo ist des, also wem ich fragen soll. Einfach zu Meldetheke im Rathaus//mhm//oder einfach rufe ich an, (.) ich brauche eine Hilfe und immer bekomme ich Hilfe//mhm//[...] (Sunny 2017)

Sunny verdeutlicht in ihren Ausführungen, dass das Wort »Rathaus« (u.a. Z. 116) ihrer Meinung nach durchaus wörtlich genommen werden kann: »das is Haus, wo du einen Rat bekommst« (Z. 119f.). Das Rathaus scheint für *Sunny* ein Symbol zu sein für eine sogenannte »bürgernahe« Institution, die die erste Anlaufstelle bei »irgendwelche(n)« (Z. 131) Fragen darstellt. Dabei suggeriert das Wort »irgendwelche« eine große Bandbreite an Fragen, die an das Rathaus herangetragen werden können (auf welche Bereiche *Sunny* sich hier konkret bezieht, und ob sie selbst eine Einschränkung auf ämterbezogene Fragestellungen vornimmt, ist nicht ersichtlich). Das Rathaus erfüllt also zunächst die Funktion einer Informations- und ggf. Weitermittlungszentrale, die durch die (auch telefonisch kontaktierbare) Meldetheke übernommen wird und die »immer« (Z. 134) weiterhilft. In diesem »immer« deutet sich auch eine hohe Verlässlichkeit an, die *Sunny* mit dieser Form der Institutionalisierung zu verbinden scheint. Hinzu kommt, dass das Rathaus offenbar mehrere Institutionen unter einem Dach versammelt, was den Bürger*innen (unnötige) Wege und Zeitverlust erspart. Weiterhin leistet eine gute Strukturierung bzw. Gliederung innerhalb der Organisation einen Beitrag zur leichteren Orientierung.

Instrumentelle Unterstützung: Monetäre Fürsorge

In den Ausführungen der Teilnehmenden nimmt die finanzielle Unterstützung eine untergeordnete Rolle ein, und zwar insbesondere bei denjenigen, die selbst finanzielle staatliche Unterstützung erhalten. Das ist insofern von Bedeutung, als staatliche Unterstützungsleistungen im öffentlichen Diskurs in Deutschland oft in der Kritik stehen, wohl auch, weil die Befürchtung besteht, die Geldleistungen könnten – zum Nachteil anderer – ausgenutzt werden (s.u.). Daher mag es zunächst überraschen, dass diejenigen, die auf finanzielle Unterstützung von Staat angewiesen sind, sich in meiner Untersuchung ebenfalls kritisch über die Zuwendungen äußern, wenn auch ihre Kritik an ganz anderer Stelle ansetzt, nämlich an der Ausgestaltung der finanziellen Fürsorge: So ist *Statistik* (2016) der Ansicht (vgl. S. 165), dass finanzielle Fürsorge ihr Ziel verfehle, wenn sie den Fürsorgeempfänger*innen keine Perspektiven und keine Hoffnung eröffnet. Genau diese vermisst er aber, weil er nicht arbeiten darf und kaum Möglichkeiten hat, um mit Deutschen in Kontakt zu kommen. *Johannes* weist außerdem darauf hin, dass vor allem die mittelbare finanzielle Fürsorge oft an den eigentlichen Bedürfnissen der Menschen vorbeigeht (z.B. wenn Steuergelder für Parkhäuser ausgegeben werden, die niemand benötigt und dafür das Geld an anderen Stellen fehlt).

Neben der Kritik an der Ausgestaltung der monetären Fürsorge, die vor allem von denjenigen geäußert wird, die selbst finanzielle Unterstützung in Anspruch nehmen (müssen), lassen sich aus den Daten auch Erkenntnisse darüber ableiten, welche Befürchtungen mit dieser Art der Fürsorge verbunden werden. Hierzu äußern sich vor allem diejenigen, die selbst (noch) keine derartigen Fürsorgeleistungen erhalten. So mutmaßt *Jonny Rakete*, Hartz IV-Empfänger*innen könnten sich in ihrer Situation »einrichten« und gar keine Arbeit mehr finden wollen und sich dafür auch nicht einmal schämen, sondern es quasi als »normal« erachten, nicht zu arbeiten und Sozialleistungen vom Staat zu erhalten (*Jonny Rakete* 2017). Dieser – im öffentlichen Diskurs durchaus gängigen (s.o.) – vorurteilsbehafteten Befürchtung widersprechen Untersuchungen, denen zufolge eine Mehrzahl an Hartz IV-Empfänger*innen reguläre Arbeit trotz allem als erstrebenswerte Norm erachtet (vgl. Dörre 2014). *Jonny Rakete* lässt diesbezüglich aber wenig kritische Reflexionsbereitschaft erkennen, was insofern auffallend ist, als diese bei anderen Themen durchaus angewandt wird. Allerdings mag hier eine Rolle spielen, dass sich *Jonny Rakete* eher am Rande zu diesem Thema äußert (im Zusammenhang seiner Kritik an der Billigmentalität, vgl. S. 277) und vielleicht deshalb nur die gängigen Vorurteile abrufte. Anders als *Jonny Rakete* scheint *Patrick* persönlich involvierter, was sich daran zeigt, dass es ihm weniger um die Ausnutzung des Sozialsystems zu gehen scheint als darum, persönliche Nachteile zu erfahren:

Bewusst nicht fotografiert habe ich jetzt beispielsweise einen Asylanten @(.)@//Okay warum?//Aufgrund dessen, dass wirklich das momentan ein schwieriges Thema ist, was ich aber auch wirklich mit Deutschland verbinde, weil wir das einzige Land sind, die so viele aufnehmen und die, die so fördern, ehm, ich finde es zum einen nicht schlecht, zum andern, zum andern schon, weil eben dann Leute auf der Strecke bleiben, also Deutsche auf der Strecke bleiben, die es wirklich nötig haben und die hier schon was geleistet haben, ehm, und teilweise dann nichts dafür können, dass das nicht jetzt so gelaufen ist, wie es laufen sollte, und da ärgert mich, eh, ärgert man

sich dann schon, wenn man sieht, okay, es kommt jemand nach Deutschland aufgrund Krieg oder Sonstiges, das mag ich nicht in Frage stellen, das, eh, kann ich nicht verurteilen, ich mein gut, ich wollte in so einem Land auch nicht leben, wo Krieg herrscht, aber, dass Deutschland dann sagt, ja okay, wir nehmen die alle auf, wir fördern die alle und andere bleiben auf der Strecke, finde ich nicht gut, deswegen habe ich das Bild jetzt nicht mit gewählt, weil ich das Thema jetzt eigentlich nicht direkt mit auffassen wollte [...] (Patrick 2017)

Wie in obiger Passage deutlich wird, hat sich *Patrick* dagegen entschieden, die ›Flüchtlingsthematik‹ in einem Foto festzuhalten, *obwohl* ihn das Thema der ›Förderung von Geflüchteten‹ sehr stark beschäftigt und er es »auch wirklich mit Deutschland« (Z. 108) verbindet. Der mögliche Grund klingt eingangs wie abschließend an: weil »das momentan ein schwieriges Thema ist« (Z. 107), das *Patrick* »nicht direkt mit auffassen wollte« (Z. 119–120). Es könnte also sein, dass *Patrick* vor allem die positiven Dinge Deutschlands darstellen möchte, weshalb er auf ein Bild von Geflüchteten verzichtet. Dagegen spricht jedoch, dass er andere kritische Themen sehr wohl abbildet. Daher scheint es wahrscheinlicher, dass das Thema von *Patrick* als besonders kritisch oder zumindest schwierig angesehen wird, weshalb er versucht, es zu verdrängen. Dass jedoch auch diese Verdrängung nicht oder nur schwer funktioniert, verdeutlicht die obige Interviewpassage, in der er das Thema – wenn auch auf Nachfrage – dann doch ausführlich erörtert. Wie sich zeigt, scheint *Patrick* der Aufnahme und Förderung von Geflüchteten nicht ausschließlich negativ, sondern eher ambivalent gegenüberzustehen. Zum einen befürwortet er, dass Menschen, die vor Krieg fliehen, aufgenommen werden. Nicht zuletzt, weil *Patrick* im Zuge eines Perspektivwechsels zu dem Schluss kommt, dass er wohl auch nicht in einem Land leben wollen würde, in dem Krieg herrscht.

Seiner Ansicht nach übernehmen aber andere Länder keine (oder zumindest keine vergleichbare) Verantwortung (Deutschland sei das einzige Land, das so viele Flüchtlinge aufnehme), weshalb eine Vielzahl an Geflüchteten nach Deutschland komme, was *Patrick* als problematisch erachtet. Denn im Sinne einer »Nullsummenüberzeugung« (vgl. z.B. Wilkins/Wellman/Babbitt et al. 2015) scheint er von einer limitierten Anzahl an Ressourcen auszugehen, um die nun Deutsche und Geflüchtete konkurrieren. Dieser Logik zufolge bleiben, wenn Geflüchtete gefördert werden, die ›Deutschen‹ »auf der Strecke« (Z. 110, 111 u. 118, Patrick 2017), da dann für deren Unterstützung keine Mittel mehr zur Verfügung stehen. In *Patricks* Fall speist sich diese Befürchtung wohl stark aus seiner aktuellen Lebenssituation: Er ist (nach eigener Angabe) zum Zeitpunkt des Interviews krankgeschrieben und wartet auf eine Umschulungsmaßnahme, weil er seinen Beruf aufgrund gesundheitlicher Probleme nicht mehr ausführen kann. *Patrick* scheint nun zu befürchten, dass für diese Maßnahme kein Geld mehr zur Verfügung steht, weil dieses (siehe Nullsummenüberzeugung) schon in die Förderung Geflüchteter geflossen ist. Das sich hier abzeichnende Gefühl der Benachteiligung wird vermutlich dadurch verstärkt, dass *Patrick* sehr konkrete Vorstellungen dazu zu haben scheint, wer und in welchem Ausmaß dazu berechtigt ist, eine finanzielle Förderung zu erhalten. Aus seiner Sicht scheinen ›deutsche‹ Mitbürger*innen ein größeres Recht auf (finanzielle) Förderung zu haben,

und zwar nicht deshalb, weil sie Deutsche sind³⁴ und (schon immer) hier leben, sondern weil sie – im Sinne einer neoliberalen Logik – in (und vielleicht auch für) Deutschland schon etwas geleistet haben. Diese Gemengelage führt bei *Patrick*, wie er selbst einräumt, zu einem Gefühl des Ärgers. Aus sozialpsychologischer Sicht handelt es sich hierbei um ein Gefühl relativer Deprivation, das auch als »ein Gefühl des Grolls« beschrieben wird, nämlich darüber, »dass das Selbst bzw. die Eigengruppe schlechter gestellt ist als der andere bzw. die Fremdgruppe.« (Spears/Tausch 2014: 535).

Anhand der oben herausgearbeiteten Emotionslage lässt sich nun vielleicht einmal mehr nachvollziehen, warum *Patrick* kein Bild gemacht hat: Um das Thema fotografisch abzubilden, hätte sich *Patrick* Gedanken darüber machen müssen, was oder wen er genau fotografieren möchte, er hätte ein Motiv aussuchen und aufsuchen müssen. Hätte er tatsächlich eine Person fotografiert, wie er eingangs andeutet, hätte er unter Umständen mit dieser in Kontakt treten und kommunizieren müssen. Für Gefühle wie Angst ließ sich aber nachweisen, dass diese nicht unbedingt die Offenheit und die Auseinandersetzung mit neuen Informationen³⁵ (Cohen-Chen/Halperin/Porat et al. 2014; LaBar 2018) begünstigen. Die negativen Emotionen verhindern also möglicherweise eine tiefergehende und aktivere Auseinandersetzung mit der Thematik³⁶.

Andere Formen instrumenteller und informationeller Unterstützung

Andere Formen der sozialen Unterstützung erfahren – anders als die (direkte) finanzielle Unterstützung – deutlich mehr Zustimmung von den Teilnehmenden. Dabei werden insbesondere solche Unterstützungsformen hervorgehoben, die auf die Förderung zur gesellschaftlichen Teilhabe und beruflichen Integration abzielen. Die Geflüchteten sprechen hier mehrfach die Deutsch- und Integrationskurse an, also Bildungsmaßnahmen, die vom deutschen Staat finanziert werden, damit Geflüchtete Deutsch lernen können (u.a. Leo 2017; Sunny 2016). Aber auch andere Maßnahmen wie Praktika, die über das Jobcenter vermittelt werden, werden von den Teilnehmenden positiv hervorgehoben.

Neben dieser Form der Unterstützung mittels ideeller Güter, wie Teilhabe oder Bildung, wird von den Teilnehmenden das Geben von Kleidung als Form des Kümmerns thematisiert. Allerdings ist hier zwar auch die Tatsache Kleidung zu erhalten bedeutsam, deutlich wichtiger scheint aber der damit assoziierte Aspekt der Solidarität (vgl. S. 166) der Gebenden zu sein: also, dass Menschen bereit sind, von sich selbst etwas für Andere (und zwar letztlich für Fremde, die einem selbst unbekannt sind), abzugeben,

34 Die Überzeugung, dass die Deutsche, und damit die »Einheimischen« ein größeres Anrecht auf Unterstützung haben, wird auch von Geflüchteten geteilt (vgl. Leo 2017), wobei Leo das Anrecht bereits damit begründet, dass es sich um Deutsche handelt.

35 Das begründet sich zum Teil auch damit, dass Menschen, die vor etwas Angst haben, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den jeweiligen Angststimulus richten. Was im vorliegenden Fall bedeuten würde, dass sich die Aufmerksamkeit auf Situationen richtet, in denen Geflüchtete – auf Kosten von Deutschen – Geld oder andere Leistungen erhalten.

36 Aus den obigen Ausführungen ließe sich folgern, dass die öffentliche Akzeptanz finanzieller Unterstützung sicherlich erhöht werden könnte, wenn den oben anklingenden Befürchtungen offener begegnet und wenn zudem ein Bewusstsein dafür geschaffen würde, dass Fürsorge weit über finanzielle Unterstützung hinausreicht.

was die Teilnehmenden als sehr positiv bewerten (Milana 2017; Kaffee schwarz 2017; Leo 2017).

Emotionale Unterstützung

Obwohl der emotionale Aspekt der Sorgebeziehungen in theoretischen Konzepten zu Sorge eine wichtige Rolle spielt (vgl. England 2005: 389), wird dieser in Bezug auf die mit Deutschland assoziierten Fürsorgetätigkeiten nur sehr selten bis gar nicht thematisiert. Lediglich *Samira* äußert sich dazu: einmal als sie erzählt, dass sie (in zwischenmenschlichen Beziehungen) von Deutschen eher instrumentelle als emotionale Unterstützung erhält (vgl. S. 162), wobei sie deutlich macht, dass sie dieser Form der Unterstützung – auch wenn sie ungewohnt zu sein scheint – durchaus etwas abgewinnen kann. In einem anderen Bereich benennt *Samira* (2018) hingegen einen Mangel an emotionaler Unterstützung bzw. auch Zuwendung und Betreuung, nämlich in der Jugendhilfeeinrichtung, in der sie tätig ist. Zwar seien die Jugendlichen gut versorgt, aber die Betreuenden dort hätten viel zu wenig Zeit für die Arbeit mit den Jugendlichen selbst, weil sie den Großteil ihrer Arbeitszeit damit verbringen würden, zu dokumentieren (Samira 2018). Diese Ergebnisse stehen im Kontrast zu denen von Brückners (2015a) Untersuchung, in der die Befragten die Unterstützung positiv und die Sach- und Beziehungsorientierung (letzteres z.B. in Form einfühlsamer Beratung) als eng miteinander verknüpft erleben. Vor dem Hintergrund dieser zunächst widersprüchlichen Ergebnisse sollten künftige Forschungen dem Aspekt der emotionalen Unterstützung eine stärkere Aufmerksamkeit schenken, um zu klären, ob sich Sorgeempfänger*innen in Jugendhilfeeinrichtungen oder auch in anderen Institutionen eine stärkere emotionale Unterstützung wünschen und/oder ob es hier möglicherweise auch kulturell bedingte Variationen gibt.

Bildung

Bei einigen Teilnehmenden lassen sich auch die Aussagen zu Bildung bzw. Bildungsangeboten in Deutschland im Kontext des Kümmerns verorten, wobei sich hier deutliche Unterschiede zwischen den Äußerungen von syrischen sowie ukrainischen Geflüchteten und Deutschen abzeichnen. Erstere heben insbesondere hervor, dass der Besuch von Bildungseinrichtungen (seien es nun vorschulische³⁷, schulische oder auch universitäre) in Deutschland kostenlos (Statistik 2016; Milana 2016; Rachida 2016) und trotzdem die Qualität der Bildung hoch sei (vgl. z.B. Statistik 2016). *Sunny* geht außerdem auf die non-formalen Bildungsangebote und deren Vielfalt ein, die für sie die Fürsorge um Kinder versinnbildlichen. Diese Aussagen werden dabei, wenn auch nicht so direkt wie bei anderen Themen, so doch zumindest ansatzweise mit Kümmern in Beziehung gesetzt.

Sonja Sonne (2016) und *Jonny Rakete* (2017), beide deutsche Teilnehmende, betonen hingegen die Bildungsmöglichkeiten in Deutschland. Für *Sonja Sonne* ist dabei bemerkenswert, dass in Deutschland bzw. in Europa³⁸ jeder Mensch, der sich bilden wolle, auch die

37 Hier sei darauf hingewiesen, dass *Rachida* zwar von kostenlosen Kindergärten spricht, dass diese aber in den meisten deutschen Bundesländern (und zwar auch in Bayern, wo *Rachida* lebt) der Besuch des Kindergartens nicht kostenlos ist.

38 Die erste Kontaktaufnahme zu *Sonja Sonne* erfolgte, als die Entscheidung für den Forschungsfokus auf Deutschland noch nicht endgültig gefallen war (vgl. S. 14). Als *Sonja Sonne* die Kamera erhielt,

Möglichkeit dazu habe. *Jonny Rakete* wiederum zeigt die vielfältigen Möglichkeiten und insbesondere die Durchlässigkeit im Bildungssystem auf: »Jeder kann hier alles äh machen.«³⁹ (*Jonny Rakete* 2016, Z. 510). Anders als bei den oben angeführten Aussagen der geflüchteten Teilnehmenden bringen die beiden deutschen die thematisierten Möglichkeiten zur Bildung nicht, zumindest nicht explizit, mit Fürsorge in Verbindung. *Sonja Sonne* betont ihre Begeisterung darüber »wie gut unser Europa in diesem Bereich funktioniert« (Z. 351–352). Dabei zeichnet der Begriff des »Funktionierens« ein deutlich »technischeres« und sachlicheres Bild, als *Statistik* das tut, wenn er von Deutschland als einer sich kümmernden Mutter (vgl. S. 153) spricht, die sich um ihre Kinder, (hier) die Schule sorgt. Bei *Sonja Sonne* entsteht wiederum der Eindruck, als beziehe sie sich auf ein staatlich organisiertes System, dessen Aufgabe es ist, Bildung für alle zu gewährleisten, wobei diese Aufgabe gut gemeistert wird. Das Recht auf Bildung für alle wird also möglicherweise als etwas so Selbstverständliches erachtet und gleichzeitig auch als eine Aufgabe Deutschlands bzw. Europas, dass die Erfüllung der Aufgabe nicht als spezielle Form der Fürsorge wahrgenommen wird. Das erklärt vielleicht auch, warum die »deutschen« Teilnehmenden hier und in anderen Fällen nicht von *Kümmern* sprechen.

Angebote und Gestaltung der Rahmenbedingungen zur freien Entfaltung der Persönlichkeit

Aus den Ausführungen von *Milana* und *Sunny*, die beide junge Mütter und beide in der Ukraine geboren sind, lässt sich ableiten, dass Kümern für die beiden vor allem eines bedeutet: Der Staat sowie andere Organisationen schaffen optimale Rahmenbedingungen, die eine freie Entfaltung der Persönlichkeit ermöglichen. Für *Milana* macht sich das insbesondere an der Gestaltung des öffentlichen Raums fest, genauer einer Parkanlage, die zum Aufenthalt, zur Erholung aber auch zum Arbeiten einlädt. Die Gestaltung des öffentlichen Raums ist für *Sunny* ebenfalls von großer Bedeutung, auch wenn sie andere Beispiele anführt, wie öffentliche Spielplätze oder halböffentliche Räume, wie ein schön gestaltetes Wartezimmer (neben der schön gestalteten Einrichtung spricht *Sunny* über Spielsachen für Kinder und Getränke für die Wartenden) bei einem Arzt.

Sunny hebt außerdem die zahlreichen Angebote und Möglichkeiten hervor, die sie als Kümern um die Familie erlebt und von denen sie sagt, sie würden dazu beitragen, dass eine Familie sich gut und wohl fühlt (s.u.): Als Beispiele nennt sie Straßenfeste sowie Angebote des Jugendamts, bei denen Kinder spielerisch etwas über »das normale Leben« (Z. 169) erfahren und lernen können. Aber auch das Vorhandensein einer entsprechenden Infrastruktur, die bei der Freizeitgestaltung genutzt werden kann (sei es zum Inline-Skaten oder auch zum Fahrradfahren), erlebt *Sunny* als Form des Kümerns. Einzelne

wurde sie jedoch über die Ausrichtung der Studie in Kenntnis gesetzt. Dass ihr diese auch bewusst war, lässt sich daran festmachen, dass *Sonja Sonne* an anderer Stelle durchaus explizit Deutschland anführt. Demnach steht zu vermuten, dass sie dann von *Europa* spricht, wenn das berichtete Phänomen – wie hier Bildung – ihrer Ansicht nach nicht nur auf Deutschland, sondern auch auf andere europäische Länder zutrifft, also von Deutschland auf (ganz) Europa generalisierbar ist (vgl. S. 410).

39 *Jonny Rakete* zeichnet hier eine Art Idealbild, das im Lichte einschlägiger empirischer Forschung (vgl. z.B. Berger/Kahlert 2005) wohl etwas relativiert werden müsste.

der hier genannten Beispiele beinhalten auch andere Aspekte des Kümmerns (z.B. Bildung), allerdings wirkt es so, als seien hier die Summe bzw. das Zusammenwirken relevant. *Sunny* spricht in diesem Zusammenhang davon, dass sich Deutschland »in verschiedene Richtungen« (Z. 48, Sunny 2017) kümmert. Das Zusammenspiel dieser Maßnahmen scheint *Sunny*, etwas überspitzt formuliert, als »Rund-um-Kümmern-Paket« zu erleben, das ihr und ihrer Familie eine freie Entfaltung ermöglicht. Damit gewährleistet die Summe der verschiedenen Fürsorgemaßnahmen (zumindest für Sunny) die in Artikel 2 des Grundgesetzes festgehaltene freie Entfaltung der Persönlichkeit, die wiederum zum Wohlbefinden beiträgt (s.u.).

Bewahrung und Instandhaltung

Wie bereits im Zuge des Kümmerns um die Umwelt ausgeführt (vgl. S. 138), werden von vielen Teilnehmenden die Maßnahmen zur Bewahrung und Instandhaltung von (historischen) Gebäuden und Bauwerken, aber auch von Straßen als Form der Sorge erlebt.

1.2.5 Konsequenzen der Fürsorge

Während im öffentlichen Diskurs eher die potentiell negativen Konsequenzen der (insbesondere staatlichen) Fürsorge thematisiert werden (z.B. Entwicklung einer »Hartz IV-Mentalität«, vgl. auch S. 137) lassen sich aus den Äußerungen der Teilnehmenden fast ausschließlich positive Effekte der Fürsorge herausarbeiten. Diese werden im Folgenden erörtert.

Wohlbefinden

Wie bereits oben angeklungen und wie sich schon in anderen Studien (s.o., vgl. Brückner 2015a) zeigte, sprechen einige Teilnehmende davon, dass sich die Care-Maßnahmen positiv auf ihr Wohlbefinden auswirken. Im Folgenden ordne ich die Äußerungen dem Modell des Flourishings (Keyes 2007) zu (siehe auch S. 128) und zeige auf, welche Dimensionen des Wohlbefindens durch die wahrgenommene Fürsorge berührt werden. Sofern dies sinnvoll erscheint, schlage ich auch Weiterentwicklungen der theoretischen Begrifflichkeiten vor.

Darüber hinaus zeichnet sich in den Daten jedoch ab, dass eine bloße Zuordnung der Äußerungen zu bestimmten Dimensionen womöglich zu kurz greift, weil dies der Verwobenheit der Dimensionen nicht gerecht wird. Deshalb demonstriere ich an einem ausgewählten Beispiel, wie die Dimensionen des Flourishings ineinandergreifen.

Psychologisches Wohlbefinden: Positive Beziehungen zu anderen

Die Förderung bzw. Gewährleistung der Entwicklung sozialer Beziehungen, die bereits von Brückner (2015a) als bedeutsame Fürsorgeleistung herausgearbeitet wird, wird auch im Zuge meiner Untersuchung von mehreren Teilnehmenden thematisiert. Das mag daran liegen, dass sich viele Neuangekommene in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Deutschland sehr einsam und allein fühlen und deshalb ein starkes Bedürfnis nach Kontakten (vgl. auch Utler 2017), gleichzeitig aber Schwierigkeiten haben, Deutsche kennenzulernen. *Statistik* führt dieses Problem auf die deutsche Fürsorgepolitik zurück, die er als falsch bewertet: Flüchtlinge bekämen zwar Geld oder Kleidung (was er

kritisiert), müssten dafür aber allein bleiben⁴⁰ und hätten keine Möglichkeit, Deutsche kennenzulernen oder zu arbeiten. *Statistik* erlebt Deutschland gemeinhin als sehr fürsorglich, allerdings erachtet er die Form der Fürsorge um Geflüchtete als falsch. Anhand des von ihm gelieferten Negativbeispiels kann gefolgert werden, dass Care nur dann als positiv wahrgenommen wird, wenn sie die Bedürfnisse der Sorgeempfänger*innen trifft, in *Statistik*s Fall wären dies persönliche Kontakte, genauer gesagt das Knüpfen neuer persönlicher Kontakte.

Dass Fürsorge zur Förderung sozialer Beziehungen beitragen kann, wird auch aus Sunnys Aussagen deutlich, wobei sie – anders als *Statistik* – mehrere Positivbeispiele anführt: einmal fotografiert sie ein Altenheim, das ihrer Meinung nach ein Symbol für gelungene Fürsorge darstellt, und zwar nicht zuletzt, weil die Menschen dort die Möglichkeit hätten, mit anderen alten Menschen in Kontakt zu kommen und somit nicht allein seien. Außerdem führt *Sunny* zahlreiche Fürsorgemaßnahmen und -angebote (bzw. als solche erlebte) in Deutschland an, die sich ihrer Ansicht nach positiv auf die Beziehungen in einer Familie auswirken (s.u.). Anders als *Statistik*, der ohne Familie nach Deutschland gekommen ist, scheint für *Sunny* also nicht das Knüpfen neuer Kontakte, sondern die Förderung der innerfamiliären Beziehungen im Vordergrund zu stehen. Da *Sunny* durch ihre familiären Bindungen bereits über enge Beziehungen verfügt, ist möglicherweise das Bedürfnis, andere Leute kennenzulernen, geringer ausgeprägt. Allerdings mag hier hinzukommen, dass es über die Einbindung der Kinder (z.B. in den Kindergarten) leichter ist, neue Kontakte zu knüpfen.

Soziales Wohlbefinden: Soziale Integration

Der oben thematisierte Wunsch *Statistik*s Fürsorge möge die Etablierung persönlicher Beziehungen fördern, scheint sich nicht nur auf die Mikro-, sondern auch auf die Makroebene zu beziehen, d.h. *Statistik* wünscht sich ganz generell eine stärkere gesellschaftliche und berufliche Integration, wofür Deutschkurse sowie Praktika als förderlich angesehen werden. Eine Einschätzung, die andere Teilnehmende (z.B. *Sunny* 2016) mit *Statistik* teilen. Aus dessen Ausführungen wird deutlich, dass für ihn die verwehrte (oder zumindest als verwehrt empfundene) Teilhabe, einem Mangel an Respekt gleichkommt. »Respekt« ist allerdings in der von Keyes (2007) entworfenen Flourishing-Skala so nicht enthalten. Diener und Kollegen (2010) bezeichnen das Respektiert-Werden hingegen als wichtigen Teil sozialer Beziehungen und nehmen dieses als eigene Skala in ihren Fragebogen zur Messung von Flourishing auf (ebd.: 148)⁴¹. Die Daten der vorliegenden Untersuchung liefern nun eine (weitere) empirische Basis für die Integration von Respekt in das Modell des Flourishings. Allerdings stellt sich die Frage, ob Respekt – wie bei Diener

40 *Statistik* bezieht sich hier vermutlich auf die Unterbringung in Aufnahmeeinrichtungen, die in § 47 (AsylG) geregelt ist. Unter bestimmten Voraussetzungen (abhängig von der Dauer des Aufenthalts und dem Stand bzw. Ausgang des Verfahrens) ist es tatsächlich der Fall, dass Asylsuchende in der jeweiligen Aufnahmeeinrichtung wohnen müssen, der sie zugewiesen wurden.

41 Für dieses Vorgehen liefern Diener und Kolleg*innen zwar keine nähere Begründung, aufgrund seiner Bedeutung für gelingende soziale Beziehungen (vgl. z.B. Düweke 2008; Honneth 1992; Richter 2018) scheint es jedoch gut begründbar, dass das Gefühl respektiert oder auch anerkannt bzw. gewertschätzt zu werden, von großer Bedeutung für das Wohlbefinden ist.

und Kolleg*innen – eine eigene Skala bildet oder in eine der bestehenden Skalen integrierbar ist⁴². So könnte das Gefühl respektiert bzw. anerkannt zu werden, Teil der sozialen Integration sein (wie sich in den vorliegenden Daten andeutet und aus theoretischen Überlegungen ableiten lässt, vgl. Honneth 1992), oder sich doch auch auf anderen Dimensionen verorten lassen; all das müsste im Zuge weiterer Forschungen geklärt werden.

Anders als bei geflüchteten scheint für nicht-geflüchtete Teilnehmende die Fürsorge in Form der Förderung gesellschaftlicher Teilhabe weniger bedeutsam (vermutlich, weil diese ohnehin das Gefühl haben, an der Gesellschaft teilzuhaben; vielleicht aber auch, weil sie die Förderung der gesellschaftlichen Teilhabe nicht als Aufgabe der Fürsorge ansehen). Bei (manchen) deutschen Teilnehmenden (z.B. *Sophie* und *Patrick*) scheint wiederum das Wissen um die Existenz staatlicher Fürsorgeinstrumente bedeutsam, das zu einem starken Gefühl der Zufriedenheit und Sicherheit beizutragen scheint, wie sich beispielsweise aus *Sophies* Aussage herausarbeiten lässt:

[...] also ich bin schon froh eben, dass ich (.) ähm irgendwie mir relativ sicher sein kann, dass ich eben nen Job finde, wenn auch nur irgendeinen. Oder selbst wenn nicht dann ähm is auch der Staat irgendwo, auch irgendwo für mich da. Das is schon so, ähm, also (.) is auch in meinem Hinterkopf irgendwo//mhm//, weil natürlich hat man auch irgendwo Angst, dass man keinen Job findet oder irgendwann auf der Straße steht oder so, ähm, und da weiß man dann schon irgendwo, dass ähm (.) man nicht komplett allein gelassen wird einfach [...] (*Sophie* 2016)

Sophie erläutert, dass sie in ihrem »Hinterkopf« (Z. 296) hat, dass der Staat für sie da sein wird, wenn sie (nach Abschluss ihres Studiums) keinen Job finden sollte. Damit bildet der Staat zunächst nicht die erste »Versorgungsinstanz« für *Sophie*; sondern sie vertraut auf die (gute) wirtschaftliche Situation, in Kombination mit ihrer persönlichen Bereitschaft, notfalls auch »irgendeinen« Job (Z. 294) anzunehmen. Der Staat und das Wissen darum, dass »man nicht komplett allein gelassen wird« (Z. 298–299) bilden für sie lediglich eine Art »Absicherung«, aber eben eine emotional sehr bedeutsame. Ähnlich äußert sich auch *Patrick*, wobei auch bei ihm das Bild »nicht auf der Straße« zu stehen vorkommt, was für die Bürger*innen (zumindest für Deutsch sozialisierte) offenbar sehr wichtig zu sein scheint.

Die Wortwahl (z.B. »ich bin [...] froh«, Z. 293) sowie die oben skizzierte Art, wie *Sophie* über die soziale Absicherung spricht, lassen vermuten, dass es sich hier um eine Form des Wohlbefindens handelt, die sich möglicherweise der *sozialen Integration* zuordnen lässt. Allerdings wäre auch hier zu überprüfen, inwiefern das Gefühl, nicht allein gelassen zu werden, durch die Dimension der *sozialen Integration* adäquat abgebildet wird. Möglicherweise müsste die Dimension noch etwas erweitert werden, da in der derzeit verwendeten Formulierung zur Erklärung der Dimension (»A sense of belonging to, and comfort and support from, a community.«, Keyes 2007: 98) weder die gesellschaftliche

42 Der Aspekt der Wertschätzung ist im genannten Modell in der Dimension des sozialen Beitrags enthalten und damit nicht vollkommen ausgeklammert. Meiner Meinung nach kommt die Fokussierung auf eine empfundene Wertschätzung der eigenen Aktivitäten (statt der Gesamtperson) doch einer eher instrumentalisierenden Engführung des menschlichen Daseins gleich.

Komponente noch der Aspekt der Absicherung enthalten ist. Eine erweiterte Dimension der sozialen Integration könnte dann möglicherweise lauten: A sense of belonging to, of security, comfort and support from, a community or society.

Wohlbefinden als komplexes Gefüge verschiedener Faktoren

Wie an den bisherigen Beispielen deutlich wurde, lassen sich die aus meinen Daten rekonstruierbaren Effekte der Fürsorge problemlos auf den Flourishing-Skalen verorten. Diese Zuordnung allein wird jedoch – wie eingangs angedeutet – dem Ineinandergreifen der Dimensionen, das sich in meinen Daten abzeichnet, so nicht gerecht. Und auch die Tatsache, dass Persönlichkeitsdispositionen und/oder Lebenssituationen einen zentralen Bezugs- oder Ausgangspunkt für die Entwicklung von Wohlbefinden darstellen, wird durch das Modell nicht abgebildet.

Deshalb unternehme ich im Folgenden den Versuch, das komplexe Gefüge verschiedener Faktoren des Wohlbefindens zu verdeutlichen, und greife hierfür auf Daten von *Sunny* zurück. Deren Fotos und Erzählungen aus dem Jahr 2017⁴³ kreisen um ihren Sohn und ihre Familie, was sich nicht zuletzt daran zeigt, dass zehn der 33 von ihr gemachten Fotos einen direkten Bezug zu ihrer Familie aufweisen, während vier weitere im Kontext von familiären Aktivitäten entstanden sind. *Sunny* betont dabei wiederholt, dass sich Deutschland um Kinder und Familien kümmert:

[...] Also Deutschland kümmert sich (.) sehr viel//mhm//in verschiedene Richtungen, damit die ei-, damit eine Familie sich gut fü-, also gut äh und wohl fühlt [...] (*Sunny* 2017)

Was *Sunny* mit »verschiedenen Richtungen« meint, wird anhand zahlreicher Beispiele deutlich: Einmal existieren ihrer Meinung nach viele non-formale Bildungsangebote (z.B. auf Festen: Brotbacken oder Basteln von Puppen aus alten Stoffresten oder Angebote vom Jugendamt: Führungen in Krankenhäusern oder Feuerwachen), die zur frühkindlichen Bildung beitragen und damit eine Art »personal growth« fördern. Wichtig ist hier jedoch, dass es sich nicht um *Sunnys* persönliches Wachstum handelt, sondern um das ihres Sohnes, das aber möglicherweise nicht losgelöst von ihrem eigenen Wohlbefinden zu betrachten ist: ein weiterer Aspekt, der in den bisherigen Modellen zum Wohlbefinden so keine Berücksichtigung findet. Außerdem gibt es *Sunny* zufolge viele Sorgemaßnahmen, die »die Verbindungen in der Familie« (Z. 6, *Sunny* 2017) fördern. Welche Facetten hier mit hineinspielen, kann beispielhaft an folgendem Bild verdeutlicht werden.

43 Im Jahr zuvor klingen persönliche Themen rund um die eigene Familie ebenfalls an, allerdings sind die Aufnahmen und Erzählungen zur Frage, was *Sunny* mit Deutschland verbindet, im Jahr 2016 noch deutlich allgemeiner. Dies mag auch damit zu tun haben, dass im Jahr 2017 viele Themen rund um das »Ankommen« in Deutschland (z.B. Absolvieren eines Sprachkurses, Fortbewegung) bereits geklärt sind und somit mehr Raum ist für persönliche Positionierungen innerhalb Deutschlands bleibt (vgl. S. 422).

Abbildung 13: Familie auf Inlineskates im Park



Foto Nr. 8, Sunny 2017

Im Zentrum des Fotos sind drei Personen auf Inlineskates zu sehen: *Sunny*, ihr Mann und ihr gemeinsamer Sohn, wobei *Sunnys* Mann den Sohn unter den Armen gefasst hält, während sie die rechte Hand ihres Sohnes hält. Die beiden Eltern beugen sich zu ihrem Sohn hinunter, dennoch sind ihre Gesichter noch oberhalb dem ihres Sohnes. Die Eltern blicken lächelnd in die Kamera, während der Sohn – wenn auch ebenfalls lächelnd – den Blick eher auf den Boden richtet (was womöglich damit zu tun hat, dass der Junge noch Probleme damit zu haben scheint, sich mit den Inlineskates auf den Beinen zu halten: Letztlich hält der Vater den Jungen und nur die Hinterräder der Inlineskates berühren leicht den Boden).

Die Aufnahme ist in einem Park entstanden, wie an den beiden barocken Steinskulpturen und der Hecke im Hintergrund erkennbar ist. Als Betrachterin würde ich in dieser Parkanlage eher Tourist*innen oder Spaziergänger*innen erwarten. Vor dem Hintergrund, dass es sich jedoch um einen Park handelt, der in den Entstehungsjahren vermutlich nur adeligen Personen zugänglich war (worin einmal mehr ein Zeichen für staatliche Fürsorge gesehen werden kann), entsteht ein Bild, als handle es sich um ›Lustwandeln 2.0‹, aber eben für ›jedermann‹ und nicht nur für hierarchisch höher gestellte Personen. Mit Blick auf das Wohlbefinden (das Sunny bei diesem Bild explizit anspricht) lassen sich wiederum folgende Sehartens entwickeln: Hier handelt es sich um eine Familie, die miteinander (Frei-)Zeit verbringt, wobei sich das *Miteinander* so ausgestaltet, dass alle der gleichen Beschäftigung nachgehen, also alle Inline-Skates fahren (denkbar wäre auch, dass nur der Sohn skatet und die Eltern zu Fuß gehen). Der Familie scheint eben diese *gemeinsame* Beschäftigung wichtig zu sein und Spaß zu machen (alle machen fröhliche Gesichter). Damit begeben sich die Eltern in zweierlei Hinsicht auf eine gemeinsame Ebene mit dem Kind: Einmal, weil sie eben keine Trennung in Eltern- und Kindbereich vornehmen, sondern sich auf eine sportliche Betätigung einlassen, die viele Eltern vielleicht aus Verletzungsgefahr, oder weil sie nicht albern wirken möchten, eher meiden (ausgenommen vielleicht diejenigen, die Inlineskaten zur sportlichen Betätigung betreiben). Damit

sind die Eltern, und das ist der zweite Aspekt, mit den gleichen Herausforderungen konfrontiert wie auch das Kind (z.B. zu bremsen, mit ggf. schlechtem Fahrbahnbelag klarzukommen, o.ä.). Dieses Setting trägt zu einer Minimierung der Hierarchie zwischen dem Kind und seinen Eltern bei. Diese deutet sich auch im Foto an, da sich *Sunny* und ihr Mann zu ihrem Sohn herabbeugen und so mit ihrem Sohn (fast) auf Augenhöhe sind. Und trotzdem ist eine Rollenverteilung erkennbar: Die Eltern bringen ihrem Sohn offenbar das Inline-Skaten bei (er kann noch nicht selbstständig stehen), sind also in der Rolle der Lehrenden. Der Vater scheint dabei die aktivere Rolle zu übernehmen (er hält den Sohn), während die Mutter den Sohn lediglich (emotional) unterstützt, (sie hält seine Hand). Hier konvergieren also die Dimensionen des positiven Affekts, des persönlichen Wachstums und der Etablierung positiver Beziehungen mit anderen, und zwar im Rahmen des (übergeordneten) Wohlbefindens der Familie.⁴⁴ Anknüpfend an die obigen Ausführungen greife ich abschließend nochmal das Modell von Keyes (2007) auf und erweitere dieses auf Basis meiner Ergebnisse.

Tabelle 3: Erweitertes Flourishing-Modell

Dimension	Definition
Positive affect	Positive emotions (i.e., emotional well-being) Regularly cheerful, interested in life, in good spirits, happy, calm and peaceful, full of life.
Avowed quality of life	Mostly or highly satisfied with life overall or in domains of life.
Self-acceptance	Positive psychological functioning (i.e., psychological well-being) Holds positive attitudes toward self, acknowledges, likes most parts of self, personality.
Personal growth	Seeks challenge, has insight into own potential, feels a sense of continued development of self or others, that are close to someone.
Purpose of life	Finds own life has a direction and meaning.
Environmental mastery	Exercises ability to select, manage, and mold personal environs to suit needs.
Autonomy	Is guided by own, socially accepted, internal standards and values.
Positive relations with others	Has, or can form, warm, trusting personal relationships.
Social acceptance	Positive social functioning (i.e., social well-being) Holds positive attitudes toward, acknowledges, and is accepting of human differences.
Social actualization	Believes people, groups, and society have potential and can evolve or grow positively.
Social contribution	Sees own daily activities as useful to and valued by society and others
Social coherence	Interested in society and social life and finds them meaningful and somewhat intelligible.
Social integration	A sense of belonging to, comfort, of security, comfort and support from a community or society.

Quelle: Basierend auf Keyes (2007: 98) mit eigenen, datenbasierten Ergänzungen

Im obigen Modell sind folgende drei Punkte ergänzt: Einmal nehme ich die vorgeschlagene erweiterte Definition der sozialen Integrationsdimension auf (in kursiver

44 Zur Frage, ob die verschiedenen Komponenten in ihrem Zusammenwirken zu Wohlbefinden (im Sinne eines subjektiven Wohlbefindens führen oder ob diese selbst Wohlbefinden (im Sinne eines psychologischen Wohlbefindens oder auch Flourishings) repräsentieren, kann an dieser Stelle keine Aussage getroffen werden, da die Daten hierüber keine Schlüsse zulassen.

Schrift). Außerdem erweitere ich die Dimension *personal growth* um den Aspekt *or others that are close to someone*. Dieser Zusatz soll der Tatsache Rechnung tragen, dass sich das Wohlbefinden in engen interpersonellen Verbindungen (z.B. Eltern-Kind-Beziehungen) auch am Wachstum nahestehender Personen mit festmachen kann. Zuletzt integriere ich wechselseitige Pfeile zwischen den drei Dimensionen, die die herausgearbeitete Verwobenheit abbilden sollen.

Die bisherigen Ausführungen zu den Effekten von Fürsorge konzentrieren sich ausschließlich auf die Förderung des Wohlbefindens. In den Ausführungen der Teilnehmenden klingen aber noch zwei weitere Konsequenzen an: Hilfsbereitschaft und Helfen sowie Zukunftssicherung mit Multiplikator*inneneffekt.

Hilfsbereitschaft und Helfen

Wie bereits im Rahmen der Ausführungen zu *Wer kümmert sich* thematisiert (vgl. S. 163), berichten geflüchtete Teilnehmende, die Deutschland mit ›Fürsorge‹ verbinden, selbst oft davon, zu helfen. Ähnliche Äußerungen von Sorgeempfänger*innen konnte auch Brückner (2015b) in ihrer Untersuchung nachzeichnen; sie subsumiert diese unter der Ebene der normativen Muster. Allerdings wäre meines Erachtens zu prüfen, ob die erhaltene Fürsorge nicht vielmehr ein Bedürfnis entstehen lässt, diese weiter- bzw. zurückzugeben. Somit wäre Hilfsbereitschaft bzw. das Helfen⁴⁵ in gewisser Weise eine Konsequenz der Fürsorge.

Erkenntnisse aus der prosozialen Helfeforschung lassen dabei vermuten, dass gerade die Möglichkeit, erhaltene Hilfe zu erwidern, in diesem Kontext von zentraler Bedeutung ist: Denn Hilfe wird insbesondere dann als positiv wahrgenommen, wenn eine Möglichkeit zur Gegenleistung besteht (vgl. Bierhoff 2010: 192). Im Lichte der vorliegenden Ergebnisse wäre nun zu überlegen, inwieweit dieser Effekt mitbeeinflusst bzw. moderiert wird durch das Bedürfnis etwas zurückzugeben, das aus erhaltener Hilfe resultiert; d.h. dass Fürsorge möglicherweise ein Bedürfnis weckt, diese zu erwidern, und wenn dieses Bedürfnis nicht befriedigt werden kann (weil es keine Möglichkeit zur Gegenleistung gibt), entstehen negative Gefühle wie Enttäuschung, Ohnmacht oder Aggression.

Zukunftssicherung und Multiplikator*inneneffekte

In den Ausführungen der Teilnehmenden klingt immer wieder an, dass Fürsorge ihrer Meinung nach gut für die Zukunft sei, und zwar im Hinblick auf die Bewahrung und Erhaltung der Natur (Statistik 2017 u. Johannes 2017) sowie historischer Gebäude (Statistik 2017), aber auch mit Blick auf die Zukunft der (eigenen) Kinder (Sunny 2017; Johannes

45 In diesem Kontext könnte gefragt werden, ob Helfen zum Wohlbefinden beiträgt. Allerdings gibt es hierzu widersprüchliche Studienergebnisse. Eine Metaanalyse von Oliver Scott Curry und Kolleg*innen legt nahe, dass Helfen und Wohlbefinden lediglich moderate Zusammenhänge aufweisen (Curry/Rowland/van Lissa et al. 2018); während Ed Diener und Kolleg*innen (2012) postulieren, dass Helfen sogar wichtiger für die Gesundheit sei, als das Erhalten von Hilfe (ebd.: 144). Da sie allerdings statt von Wohlbefinden von »Gesundheit/health« (wenn auch verortet im Forschungsfeld des Wohlbefindens) sprechen und da die beiden Studien, die sie als Referenz angeben, lediglich den Effekt des Helfens auf die Sterblichkeit (Brown/Nesse/Vinokur et al. 2003) sowie den Effekt des Geldausgebens für andere auf das Glücklichein (Dunn/Aknin/Norton 2003) untersuchen, halte ich das Postulat für etwas gewagt und fasse das »Helfen« als eigenen Punkt.

2017). Was die Natur und historische Gebäude angeht, steht – wie an anderer Stelle ausgearbeitet (vgl. S. 138 u. S. 143) – zu vermuten, dass deren Erhaltung zum einen als Wert an sich erachtet wird, zum anderen aber im Sinne eines mittelbaren Effekts der jetzigen, aber auch künftigen Generationen zugute kommt.

Ein weiterer Aspekt, der letztlich ebenfalls eine gewisse Zukunftsorientierung enthält, wird von *Sunny* wie folgt thematisiert:

[...] Also nicht alle Müll zusammen äh irgendwo draußen schmeißen sonst etwas machen//mhm//. Es ist äh sehr gut. Und auch äh es (.) eh das ist gut jetzt für meinen Sohn. Er lernt, dass er müsst äh das Müll nicht auf die Straße schmeißen, sonst es gibt Mülltonne für das Glas, Mülltonne für das Papier und er holt diese (.) Piece of Papier bis Mülltonne//@(.).@//er sucht und er schmeißt es nicht nur in regular äh also Mülleimer, sonst nur im Papier. Und es ist ein Regel. [...] (*Sunny* 2016)

Die bereits an anderer Stelle (vgl. S. 143) behandelte Mülltrennung und Müllentsorgung werden von *Sunny* nicht nur aufgrund des Umweltschutzes als »sehr gut« (Z. 88) bewertet, sondern auch deshalb, weil dies auch für ihren Sohn gut sei, der von klein auf lernt, das Papier nicht auf den Boden, sondern in den dafür vorgesehenen Papiereimer zu werfen. *Sunnys* abschließender Hinweis, dass es sich bei dieser Form der Müllentsorgung um eine Regel handelt, lässt vermuten, dass der Lerneffekt – aus *Sunnys* Sicht – auch dadurch verstärkt wird, dass es dazu eine entsprechende (wenn auch wohl eher implizite) Regel gibt. Daraus ließe sich folgern, dass Fürsorgetätigkeiten dann nachhaltig sind, wenn es gelingt, den folgenden Generationen von klein auf die Fürsorgepraktiken beizubringen, so dass diese auch in Zukunft fortgeführt werden.

Fürsorgliche Haltung und Handlungen scheinen allerdings nicht nur auf die nächste Generation eine Auswirkung zu haben, vielmehr zeichnen sich auch gewisse Multiplikator*inneneffekte ab. So weist beispielsweise Statistik (2017) darauf hin, wie wichtig das Jobcenter ist, eben, weil es sich um die Menschen kümmert, und schlussfolgert, dass sie eine derartige Einrichtung auch in seiner »Heimat« bräuchten (Z. 81). Nun ist ein derart formulierter Wunsch noch nicht als Absichtsbekundung zu verstehen, die Struktur eines Jobcenters auch in Syrien aufbauen zu wollen. Vor dem Hintergrund, dass Rückkehrer*innen – zumal im Zuge des Wiederaufbaus eines Landes – gemachte (positive) Erfahrungen mit einbringen (vgl. z.B. Seckelmann/Platz 2017), deuten sich hier aber zumindest potentielle Multiplikator*inneneffekte an.

1.3 Zusammenfassung, Diskussion und theoretische Weiterentwicklung

1.3.1 Wer kümmert sich um wen?

Zahlreiche Teilnehmende meiner Untersuchung verbinden Deutschland (unter anderem) mit Sich-Kümmern, also mit Fürsorge. Diese Fürsorge erfolgt dabei – nach deren Ansicht – nicht nur um Menschen, sondern auch um die Umwelt (Gebäude, die Natur, den öffentlichen Raum) sowie um (Haus-)Tiere. Damit nehmen die Befragten Fürsorge nicht nur in dyadischen Mensch-Mensch-Beziehungen wahr, was – zumindest bezo-

gen auf den vorliegenden Forschungsgegenstand – für Fürsorgekonzeptualisierungen spricht, die breiter angelegt sind.

In den genannten Beispielen der Fürsorge ist oft der deutsche Staat der sich kümmernde Akteur, auch wenn dieser zum Teil nicht als solcher wahrgenommen oder benannt wird. Abgesehen davon werden jedoch auch Fürsorgebeispiele angeführt, in denen Unternehmen, Vereine, (institutionell eingebundene) Einzelpersonen oder die ganze Gesellschaft die Fürsorgenden sind. Allerdings zeichnet sich hier ein Unterschied in den Äußerungen von Geflüchteten und Nicht-Geflüchteten ab, und zwar insofern, als die ›deutschen‹ Teilnehmenden sich vor allem zu staatlichen Akteuren äußern, während die Geflüchteten stärker ein übergreifendes Fürsorgeklima in Deutschland erleben, das zwar oft vom Staat oder auch anderen Institutionen bzw. Organisationen ausgeht, dann aber von allen, nämlich der ganzen Gesellschaft, mitgetragen wird. In diesem Kontext spielen Einzelpersonen (zunächst) eine eher untergeordnete Rolle; sie gewinnen – vor allem aus der Perspektive der befragten Geflüchteten – dann an Bedeutung, wenn entweder die Gesellschaft oder der Staat als sich kümmernder Akteur versagen.

1.3.2 Differenzlinien

Die obigen Ausführungen zu *wer kümmert sich um wen?* werfen folgende Fragen auf: Wieso äußern sich die ›deutschen‹ Teilnehmenden seltener bis gar nicht zu Fürsorgemaßnahmen, die von nicht-staatlichen Akteuren erfolgen? Warum nehmen Geflüchtete ein generelles Fürsorgeklima wahr? Einzelne Erklärungsansätze wurden bereits im Rahmen der Datenauswertung angeführt, sollen hier jedoch nochmal zusammengetragen und um weitere, übergreifende Überlegungen ergänzt werden.

Eine Ausgangsbasis für die Beantwortung der oben genannten Fragen bildet möglicherweise ›das gesellschaftlich‹ dominierende Verständnis von Fürsorge, in dem Fürsorge primär⁴⁶ im familiären Kontext⁴⁷ verortet wird. Dabei steht zu vermuten, dass dieses Verständnis – wenn auch wissenschaftlich diskutiert und problematisiert (z.B. Brückner 2015b: 252) – nicht nur in Deutschland oder dem angloamerikanischen Raum (aus dem eine Vielzahl der wissenschaftlichen Publikationen zu diesem Thema stammt) vorherrscht, sondern auch in anderen Regionen und Räumen: Zumindest lassen dies Publikationen vermuten, die sich mit Fürsorge in arabischen und/oder muslimisch geprägten Regionen (aus denen meine Teilnehmenden größtenteils kommen) auseinandersetzen.

46 Es zeigt sich zwar, dass forschungsinduzierte (und durch entsprechend breit angelegtes Bildmaterial unterstützte) Reflektionen zu Fürsorge weitaus breiter angelegte Deutungen zu Fürsorge generieren (können) (vgl. Krüger 2018), wofür aber vermutlich entsprechende Anstöße nötig oder zumindest hilfreich sind.

47 Ein gutes Beispiel hierfür liefert eine Forumdiskussion zu einem Artikel auf Zeit online (Vu 2018). In dem Artikel wird von Politiker*innen aus etablierten Parteien berichtet, die sich um die Bevölkerung kümmern (möchten), aber die Erfahrung machen, dass sie die AfD-Wähler*innen nicht (mehr) erreichen. Daraufhin betonen mehrere Kommentator*innen, sie wollten gar nicht, dass Politiker*innen sich um sie kümmern, das sei Aufgabe der Familie: »Um mich kümmern sollen sich meine Familie und Freunde. Die Regierung soll »mir wichtige« Probleme lösen und die Opposition soll die Regierung antreiben, wenn sie das nicht macht.« (Kommentar #19 von »folgt« mit 66 Leserempfehlungen).

zen (vgl. z.B. Hussein/Ismail 2017; Sibai/Yamout 2012). Aus diesem Grundverständnis, Fürsorge sei zunächst etwas originär Privates/Familiäres, resultiert ein Dualismus aus *öffentlich* vs. *privat*, der sich meines Erachtens in meiner Studie wie folgt widerspiegelt:

Wenn die neuangekommenen Teilnehmenden, die (anfänglich) gleichsam von ›außen‹ auf Deutschland blicken (vgl. S. 387), in ihrem Land keine vergleichbare *öffentliche* Fürsorge erlebt haben, dann werden sie diese (vor dem Hintergrund des oben genannten Dualismus) vermutlich in sämtlichen öffentlichen Bereichen wahrnehmen (natürlich nur, sofern es dafür entsprechende Beispiele gibt).

Die Wahrnehmungen der ›deutschen‹ Teilnehmenden hingegen, die größtenteils nicht über vergleichbar intensive Erfahrungen in anderen Ländern verfügen, basieren somit zwangsläufig auf anderen Quellen wie Medienberichten, den öffentlichen Diskursen und/oder den eigenen Erfahrungen in Deutschland. In diesen scheint Fürsorge in Deutschland nicht oder nur ansatzweise vorzukommen und – abgesehen vom privaten Bereich (der aber deutlich seltener mit Deutschland assoziiert wird) – am ehesten mit dem Staat assoziiert zu werden. Diese Assoziation lässt sich vermutlich mit der langen Geschichte staatlicher Fürsorge in Deutschland begründen (Föcking 2009; Redder 1993), so dass sich der Fokus auf die staatliche Fürsorge vereinzelt auch in deutschsprachigen Fürsorgedefinitionen wiederfindet (Uhlendorff 2012: 91). Allerdings ist angesichts der neoliberalen Politik in Deutschland, die im ›sozialen Bereich‹ in der Etablierung der Hartz IV-Gesetze gipfelte, nicht auszuschließen, dass in Deutschland geborene und aufgewachsene Teilnehmende eher einen Abbau des Kümmerns wahrnehmen, und sich deshalb auch vergleichsweise etwas seltener zu Fürsorge allgemein äußern als die neuangekommenen Teilnehmenden. Wenn die ›deutschen‹ Teilnehmenden wiederum von Akteuren wie Unternehmen sprechen, dann wird eher auf deren Renommee und Leistungsstärke abgehoben (z.B. Tobias 2016) und eben nicht auf Care, was vermuten lässt, dass Erstere gesellschaftlich mehr Ansehen genießen und deshalb zur Charakterisierung herangezogen werden.

Die Trennung zwischen öffentlich-privat kann, wie oben ausgeführt, einen Erklärungsansatz für die unterschiedlichen Wahrnehmungen von Geflüchteten und Nicht-Geflüchteten liefern. Darüber hinaus scheint es jedoch auch von Bedeutung, sich anzuschauen, welche Vergleichsdimensionen die Teilnehmenden für ihre Einschätzungen heranziehen und welche Faktoren darüber hinaus eine Rolle zu spielen scheinen. Dies wird im Folgenden erörtert.

Die primäre Vergleichsdimension ist – was angesichts der Fragestellung auch nicht sonderlich überrascht – eine länderbezogene, das heißt die in Deutschland wahrgenommene Fürsorge wird von anderen Ländern abgegrenzt. Dabei basieren insbesondere die Vergleiche der Geflüchteten auf eigenen Erfahrungen, die im Herkunftsland (Statistik 2016, Sunny 2016, Milana 2016, Leo 2017) oder auch in einem anderen Land, in dem sie länger gelebt haben (Sunny 2016), gemacht wurden. Allerdings scheint hier weniger die Tatsache, dass die Teilnehmenden aus ihrem Herkunftsland fliehen mussten, im Vordergrund zu stehen, als vielmehr die ›Gesamtsituation‹ im Herkunftsland (also unabhängig von den konkreten Fluchtgründen). Nur in einem Kontext bildet die Fluchtsituation selbst den Ausgangspunkt für die Fürsorgewahrnehmung: nämlich, wenn Deutschland als fürsorglich beschrieben wird, weil ›es‹ – anders als andere Länder – zahlreiche fliehende Menschen aufgenommen hat. Neben persönlichen Erfahrungen werden verein-

zelt auch Medienberichte (z.B. Sophie 2016) oder auch ›Alltagswissen‹ (z.B. Patrick 2017) als Vergleichsgrundlage herangezogen, und zwar meist von ›deutschen‹ Teilnehmenden.

Ergänzend zur länderbasierten Vergleichsbasis zeichnen sich weitere Faktoren ab, die die Wahrnehmung, Deutschland kümmere sich, zu begünstigen scheinen. So zeigt sich, dass die Teilnehmenden vor allem dann von Fürsorge in Deutschland sprechen, wenn diese für sie im Moment persönlich bedeutsam ist, meist, weil sie sich in unsicheren Lebenssituationen (z.B. Krankheit oder Warten auf die Genehmigung einer Umschulungsmaßnahme) oder einer Situation der Veränderung (Beginn des Studiums mit Verunsicherung, was danach kommen wird), befinden. Diese Lebenssituationen zeichnen sich also durch einen besonderen Bedarf an Fürsorge aus, sei es, weil die Teilnehmenden unmittelbar auf die Fürsorge angewiesen sind, oder aber durch eine Imagination künftiger Situationen der Bedürftigkeit. Bei Letzteren wird aus dem Wissen um entsprechende Fürsorgeangebote ein Gefühl der Sicherheit gezogen.

Außerdem scheint Fürsorge auch in einem anderen Kontext der Bedürftigkeit eine Rolle zu spielen, nämlich in Bezug auf die in den vergangenen Jahren vielfach diskutierten »strukturschwachen Regionen« (vgl. z.B. Demmer 2017) und deren Förderung. So hebt ein Teilnehmer, der selbst in einer sogenannten »strukturschwachen« Region lebt, bei seinen Fürsorgebeispielen hervor, dass der Staat damit »die Region aweng weiterbringen« (Johannes 2018, Z. 91f.) wolle und dass »sich wirklich Gedanken, auch um die Region, gemacht °wird°« (Z. 135f., Johannes 2018).

1.3.3 Bewertung des Kümmerns

Das Sich-Kümmern wird (sowohl als Praktik als auch als Haltung) fast ausnahmslos und von allen sich dazu äußernden Teilnehmenden als positiv bewertet, was insofern hervorzuheben ist, als dass das Kümmern auch als übertrieben und übergriffig erlebt werden könnte, was aber nicht der Fall ist.

Einzig das Kümmern um Haustiere wird von manchen Geflüchteten kritisch gesehen, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen: So wird die Fürsorge um Haustiere als problematisch angesehen, wenn sie zum Ersatz für das Kümmern bzw. ›Haben‹ von (Enkel-)Kindern wird. Die andere, tiefgreifendere Kritik setzt am Halten von Haustieren als solchem an, das für einen Teilnehmer einer Freiheitsberaubung gleichkommt, die seiner Meinung nach auch die beste Fürsorge um das Tier nicht ausgleichen kann.

Abgesehen davon erfolgt lediglich Kritik an der Umsetzung bzw. den befürchteten Konsequenzen der Fürsorgemaßnahmen, wobei sich hier folgende Unterschiede abzeichnen: Die Kritik der deutschen Teilnehmenden macht sich vor allem an monetären Fürsorgeleistungen fest, und zwar weniger an der Umsetzung als solcher als an den befürchteten Konsequenzen. So wird einmal die Befürchtung geäußert, dass die Fürsorgeleistungen ausgenutzt werden könnten oder dass die Fürsorge um eine Gruppe bzw. in einem Feld auf Kosten von anderen gehen könnte. Von Seiten der Geflüchteten hingegen wird deutlich, wie wichtig es ist, dass die Fürsorge an den Bedürfnissen (z.B. nach sozialer Integration) der Fürsorgeempfänger*innen ansetzt. Werden diese ignoriert, kann Fürsorge schnell als negativ oder zumindest wenig zielführend erlebt werden.

1.3.4 Wie wird sich gekümmert und womit?

Aus den Beispielen der Teilnehmenden lässt sich folgern, welche Kriterien Fürsorge erfüllen muss, damit sie als solche erlebt wird. Grundlegend scheint dabei zu sein, dass im Zuge der Fürsorge die menschliche Würde der Fürsorgeempfänger*innen gewahrt bleibt, wobei es hier letztlich auf einen wertschätzenden Umgang miteinander ankommt, bei dem die Fürsorgeempfänger*innen nicht mit (unüberwindbaren) Hierarchisierungen konfrontiert werden. Auf breiterer gesellschaftlicher Basis gesehen, scheint eine solidarische Grundhaltung für die Mitmenschen von besonderer Bedeutung. Zudem wird aus den Äußerungen der Teilnehmenden deutlich, dass Fürsorge auch stets zukunftsorientiert sein sollte (s.u.).

Zur Frage danach, was im Zuge der Fürsorge den Sorgeempfänger*innen konkret gegeben wird, zeichnet sich in den Daten ein sehr breites Spektrum von als Fürsorge erlebten »Gaben« ab. Anders als vermutet werden könnte, spielen dabei finanzielle oder instrumentelle Unterstützungsleistungen (z. B. in Form von Sozialleistungen oder Kleiderspenden) eine untergeordnete Rolle. Demgegenüber stehen Unterstützungsangebote, die eine berufliche oder gesellschaftliche Integration ermöglichen oder Maßnahmen, die eine freie persönliche Entfaltung gewährleisten, eindeutig im Vordergrund. Darüber hinaus zeichnet sich ab, dass das Schaffen von Ordnung als bedeutsame Form des Kümmerns erlebt wird, beispielsweise im Sinne von Saubermachen (vgl. S. 167), aber auch im übertragenen Sinne, beispielsweise, wenn Fürsorgeangebote geordnet und strukturiert werden (vgl. S. 169), um Zugang und Orientierung zu erleichtern.

Ob und was die Teilnehmenden dabei konkret als besonders fürsorglich erleben, scheint nicht zuletzt mit der jeweiligen Lebenssituation der Teilnehmenden und den daraus resultierenden Bedürfnissen sowie mit persönlichkeitsbezogenen Präferenzen und Bedürfnissen zu tun zu haben.

1.3.5 Erweiterung der Care-Definition von Tronto

Die Auswertungen und Analysen in diesem Kapitel verdeutlichen an vielen Stellen, wie gut sich die Care-Definition von Tronto (1993) für die hier skizzierte Fürsorge (in) Deutschland(s) eignet. Bisweilen legen die Analysen jedoch auch eine Erweiterung von Trontos Definition nahe. Im Folgenden werden die Aspekte skizziert, um die die Definition ergänzt werden könnte. Die Ausführungen schließen mit dem Vorschlag einer modifizierten Begriffsdefinition.

Wie sich zeigt, wird Fürsorge nicht nur dann als Fürsorge wahrgenommen, wenn damit eine bestimmte *Handlung* einhergeht, sondern auch die zugrunde liegende Haltung kann mit Fürsorge assoziiert werden. Daher erscheint es sinnvoll, den Handlungsaspekt um einen kognitiven Aspekt der *Haltung* zu ergänzen.

Außerdem wurde wiederholt deutlich, dass Fürsorge vor allem dann als adäquat und angemessen erlebt wird, wenn sie sich als zukunftsorientiert erweist, und zwar sowohl was das (eigene) jetzige Leben und damit verbunden das Weiterleben angeht, als auch mit Blick auf das Leben künftiger Generationen. Was das eigene Leben angeht, mag die Zukunftsorientierung implizit in der Definition enthalten sein, wenn Tronto (1993) schreibt: »everything that we do to [...] continue our world« (S. 103). Dem Leben künf-

tiger Generationen könnte hingegen noch etwas deutlicher Rechnung getragen werden (auch wenn sich unter Umständen argumentieren ließe, dass *we* das Leben auf *unserer* (our) Erde beschreibt, das damit auch in seinem Fortbestand mitgedacht ist). Allerdings scheint die Erhaltung der Erde für kommende Generationen nicht zuletzt im Angesicht des Klimawandels von ungemeiner Bedeutung, weshalb diese noch expliziter erwähnt werden sollte.

Hinzu kommt, dass in den Fürsorgebeispielen, die von den Teilnehmenden genannt werden, nicht nur Formen des *Aufrechterhaltens* (maintain), des *Reparierens* (repair) und *Fortführens* (continue) unserer Welt anklängen, sondern dass auch solche Maßnahmen angeführt werden, die die (bis dahin) bekannte Fürsorge übersteigen und damit in gewisser Weise zu einer *Verbesserung* der Welt (und sei es »nur« die der Teilnehmenden selbst) beitragen. Derartige, eine Verbesserung herbeiführende Fürsorgemaßnahmen sind – unter der Prämisse, dass es die optimale Form der Fürsorge (noch) nicht gibt – nicht nur in den Herkunftsländern der Geflüchteten (die sich dazu vor allem äußern), sondern in jeglichen sozialen Räumen und Kontexten vorstellbar. Daher erscheint eine Erweiterung des Dreiklangs aus »Wiederherstellen, Aufrechterhalten und Weiterführen« um den Aspekt der Verbesserung sinnvoll.

Ein weiterer Punkt, der bereits im Rahmen des theoretischen Hintergrunds angeklungen ist, bezieht sich auf die in Trontos Definition implizit enthaltene Intentionalität der Fürsorge. In meinen Auswertungen zeigt sich, dass die Teilnehmenden die Fürsorge vor allem auch dann als besonders positiv herausheben, wenn sie diese als solidarisch und damit letztlich als intendiert erleben, was dafür spricht, Fürsorge als beabsichtigt zu konzeptualisieren. Allerdings führen die Teilnehmenden meiner Studie auch Beispiele an, die zumindest aus Sicht der Interpretierenden nicht zwangsläufig und ausschließlich auf eine fürsorgliche Motivation schließen lassen. Die Teilnehmenden hingegen thematisieren oder reflektieren diesen vermeintlichen Widerspruch nicht näher. Daher scheint Fürsorge zwar dann als besonders positiv wahrgenommen zu werden, wenn eine entsprechende Absicht dahinter vermutet wird, eine Grundvoraussetzung bildet die Intentionalität jedoch nicht. Daher könnte Trontos *seek to* einfach eingeklammert werden, um zu zeigen, dass es sich um einen wichtigen, wenn auch keinen unabdingbaren Aspekt handelt.

Eine Kritik an der Definition von Tronto bezieht sich auf deren mangelnde Reziprozität, also, dass nur das Geben, nicht aber das Nehmen von Care in der Definition enthalten ist (Thelen 2014: 39). Auch hier ließe sich argumentieren, dass durchaus eine gewisse Reziprozität in der Definition angelegt ist, da von einem komplexen Netz die Rede ist, in das die Sorgeempfänger*innen eingebunden sind⁴⁸. Eine zu starke Setzung des Gebens und Nehmens scheint wiederum auf der Grundlage meiner Daten zunächst nicht empfehlenswert, da in den Fürsorgebeispielen meiner Arbeit beispielsweise auch Gebäude Sorgeempfänger*innen darstellen, die die erhaltene Fürsorge nur im übertragenen Sinn erwidern können, beispielsweise dadurch, dass sich die Menschen an den gut instand ge-

48 Wird der Netzgedanke weitergedacht, kann unter Einbezug der sich damit zentral auseinandersetzen- den Netzwerkforschung postuliert werden, dass sich Netzwerke grundsätzlich durch reziproke Beziehungen auszeichnen (Stegbauer 2010).

haltenen Gebäuden erfreuen (können)⁴⁹. Dieser Form des Gebens scheint jedoch die von Tronto verwendete Netzmetapher bereits gerecht zu werden. Allerdings zeigt sich bei den (menschlichen) Sorgeempfänger*innen meiner Studie ein starkes Bedürfnis, die erhaltene Fürsorge in irgendeiner Form zurückzugeben, was wiederum dafürspricht, der Reziprozität etwas stärker Rechnung zu tragen, ohne diese gleichzeitig als unabdingbare Voraussetzung zu entwerfen. Dies könnte beispielsweise durch einen entsprechenden Zusatz zum »complex [...] web« gelöst werden. Werden nun die oben genannten Punkte in Trontos (1993) Definition berücksichtigt, könnte eine modifizierte Version wie folgt lauten:

On the most general level, we suggest that caring *be viewed as a combination of a caring orientation and a species activity*. The latter includes everything that we do to maintain, continue, repair *and (if necessary) enhance* our ›world‹ so that we and *future generations* can live in it as well as possible. That world includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we (*seek to*) interweave in a complex, life-sustaining web, *which consists (as well) of reciprocal relations of giving and receiving care*.

Angelehnt an: Tronto (1993: 103) mit Ergänzungen und Hervorh. durch Verf.

49 In einer Untersuchung von Maik Krüger 2018, in der die Fürsorgedeutungen von Jugendlichen untersucht werden, kristallisiert sich das Geben und Nehmen als Schlüsselkategorie heraus (ebd.: 64). Dabei vertreten die Jugendlichen ein sehr breites Verständnis des »Gebens«, demzufolge auch die Natur als Fürsorgeempfängerin etwas (zurück-)gibt, beispielsweise Sauerstoff und Nahrung (ebd.: 66).

2. Freiheit

Der zweite, nun folgende Themenblock ist den Ausführungen zur Freiheit in Deutschland gewidmet. Das Kapitel ist ähnlich aufgebaut wie das vorausgegangene, allerdings mit einer Ausnahme: Da es zahlreiche Forschungsarbeiten zu Freiheit und Deutschland gibt, die für die vorliegende Untersuchung interessant erscheinen, skizziere ich zunächst ausgewählte Studien aus diesem Themenkomplex (2.1). Im Anschluss daran entwerfe ich einen geeigneten theoretischen Rahmen (2.2), der sich aus psychologischen Arbeiten ableiten lässt, wobei ich auch Diskurse aus der Philosophie und Sozial- und Kulturanthropologie heranziehe, wenn auch nur skizzenhaft. Unter Punkt 2.3 werden dann die Ergebnisse der Datenauswertung präsentiert.

2.1 Heuristischer Rahmen

2.1.1 Ausgewählte Forschungsarbeiten

Während das Motiv Freiheit in den einschlägigen Deutschlandbilder-Studien, die im Bereich DaF und interkulturelle Kommunikation durchgeführt werden (vgl. Kap. III. 1.2), keine Rolle spielt, äußern sich in Eberspachs Untersuchung zu Deutschlandbildern von Geflüchteten (vgl. S. 77) fast alle Teilnehmenden dazu (Eberspach 2017: 49, 79, 87, 111, 123 u.A.). Eberspach, die sich insbesondere der Frage widmet, welche Vorstellungen die Befragten vor ihrer Flucht nach Deutschland hatten, kann herausarbeiten, dass Deutschland schon im Herkunftsland mit Freiheit assoziiert wurde, wobei die damit verbundenen Erwartungen im Zuge des Ankommens in Deutschland nicht selten enttäuscht werden (vgl. z.B: Eberspach 2017: 59). Meine Auswertungen leisten einen Beitrag zur weiteren Ausdifferenzierung der Freiheitskonzeptionen im Zuge des Ankommens, wobei ich aufgrund meines breiter angelegten Samples auch die Möglichkeit habe, Parallelen und ggf. Unterschiede zu Freiheitskonzeptionen von Teilnehmenden aufzuzeigen, die keinen Ankommensprozess durchlaufen. Zudem entwerfe ich einen theoretischen Rahmen, der eine Einbettung der Ergebnisse ermöglicht.

Abgesehen von den Studien, die Deutschlandbilder untersuchen, gibt es eine große Bandbreite an Beiträgen, die sich mit Freiheit in Deutschland befassen. Auf einzelne, die für die vorliegende Arbeit von Interesse sind, gehe ich im Folgenden kurz ein:

Historisch ausgelegte Arbeiten zeichnen in den Debatten, die Anfang des 20. Jahrhunderts geführt werden, Bemühungen nach, das ›deutsche Wesen‹ zu bestimmen. Freiheit spielt darin eine wichtige Rolle, da in der deutschen Idee der Freiheit – so die Annahme – »alle Züge des ›deutschen Wesens‹ kulminieren« (Jansen 1993: 255)¹. In der Originalquelle, die Jansen (1993) zitiert, heißt es dazu weiter: die ›deutsche Freiheit‹ zeichne sich durch eine »Gemeinschaft Freier« (Troeltsch 1915: 29) aus, die Raum für »persönliche Selbstbildung und Selbstdarstellung« (ebd.: 28) gebe und sich nicht von Kirche oder irgendeinem Staat einschränken lasse (vgl. ebd.: 28; aber auch Jansen 1993: 255).

Zu Zeiten der Teilung Deutschlands stellt Freiheit wiederum das zentrale Merkmal dar, anhand dessen die Bundesrepublik Deutschland versucht, positive Distinktheit gegenüber der DDR zu erlangen (Bittner 2017). Rüdiger Bittner schreibt dazu: »Kein Begriff ist für das Selbstverständnis der Bundesrepublik so bedeutsam wie der Begriff der Freiheit. In den Jahrzehnten der Teilung Deutschlands war dies die stehende Entgegensetzung: Hier die Freiheit, dort Diktatur oder Sozialismus, auf jeden Fall Nicht-Freiheit.« (ebd.: 8). Daher wird die Wiedervereinigung auch immer wieder als eine Art Sieg der Freiheit gefeiert (vgl. z.B. Merkel 2006).

Ähnliche Abgrenzungen erfolgen von anderen, weiter gefassten Räumen wie ›dem Orient‹ oder ›dem Islam‹, wobei die Vergleichseinheit dann ebenfalls größer gefasst wird und dann von ›dem Westen‹ die Rede ist, dem Deutschland zugerechnet wird (vgl. z.B. Di Fabio 2005; Strenger 2017). Die Abgrenzung selbst funktioniert ähnlich wie Bittner (2017, s.o.) sie im Falle des geteilten Deutschlands ausmacht: ›Der Westen‹ wird mit freiheitlichen Werten assoziiert und von einem imaginären nicht-freiheitlichen ›Orient‹ oder auch ›Islam‹ abgegrenzt. Auffallend daran ist, dass ›Orient‹ und ›Islam‹ lediglich als negativer Gegenhorizont dienen, ohne jedoch zu konkretisieren, wie Freiheit ›im Orient‹ oder auch ›im Islam‹ verhandelt wird (vgl. für eine Ausnahme: Antes 2017). Zur näheren Beschreibung der Freiheit in Deutschland bzw. ›im Westen‹ werden von den Autor*innen meist Meinungsfreiheit oder Religionsfreiheit angeführt, wobei die Entstehung dieser Werte auf die Aufklärung sowie die Renaissance zurückgeführt wird (vgl. z.B. Strenger 2015: 31f.²; Di Fabio 2005: 13).

Bittner (2017) hingegen, der Freiheit als »ungehindert sein« definiert (ebd.: 11), vertritt die Ansicht, dass Menschen, egal in welchem Land sie leben, nie schlichtweg frei sind, da sie stets Einschränkungen unterliegen werden (und seien es selbst gemachte) (Bittner 2017: 42). Ebenso lehnt er eine quantitative Bemessung von Freiheit ab, derzu-

1 Der Versuch eine Art Volkscharakter zu definieren wird mittlerweile deshalb kritisch gesehen, weil damit eine Ontologisierung und somit Festschreibung von Differenzen betrieben wird oder zumindest die Gefahr dazu besteht (vgl. Tißberger 2017: 39f.).

2 Hier ist zu betonen, dass Strenger anders als andere Autor*innen zumindest darauf hinweist, dass nicht nur in Europa und den USA Aufklärungsbewegungen stattgefunden haben. Er argumentiert jedoch, dass die Werte, die liberale Gesellschaften in der Gegenwart kennzeichnen, in der europäischen und US-amerikanischen Aufklärung entwickelt wurden.

folge die Menschen in einem Land freier seien als in einem anderen; vielmehr konstatiert er:

»Es gibt nur in verschiedenen Ländern unterschiedlich bestückte Körbe durchschnittlicher Freiheiten, etwa viel Freiheit zu kaufen und zu verkaufen in einem Land, viel Freiheit durch soziale Sicherung in einem anderen. Wohl kann man den in einem Land gebotenen durchschnittlichen Freiheiten-Korb dem eines anderen Landes vorziehen und durchaus mit Gründen. Aber man ist dann nicht hier freier als da, sondern der eine Freiheiten-Mix sagt einem mehr zu als der andere.« (Bittner 2017: 47)

Bittners These, dass Menschen nicht in einem Land freier seien als in einem anderen, kann sicherlich kritisch diskutiert werden, schließlich steht zu vermuten, dass manche Menschen dies ganz anders erleben (vielleicht auch, weil manchen Freiheiten eine größere Bedeutung beigemessen wird als anderen; es also qualitative Unterschiede gibt)³, dennoch scheinen seine Überlegungen aus folgendem Grund wichtig: Sie helfen, den oben skizzierten Dualismus in ›Freiheit des Westens‹ vs. ›Unfreiheit des Orients‹ aufzubrechen, was wiederum zu einer differenzierteren Sichtweise beitragen kann, die auch Freiheitseinschränkungen in ›freien‹ Ländern sowie Freiheiten in ›unfreien‹ Ländern Rechnung trägt⁴. Die vorliegende Arbeit möchte zur hier angerissenen Debatte den folgenden Beitrag leisten: Sie kann aufzeigen, inwiefern Menschen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen oder auch erst dorthin gekommen sind, Freiheit in Deutschland wahrnehmen und erleben und wie sie damit umgehen. Dabei wird keine Einschränkung auf Deutschland als Staat vorgenommen, sondern die Studienteilnehmenden nehmen ihre eigenen Setzungen vor (auch was die Initiierung der Freiheitsthematik angeht).

Der Frage, wie Menschen, die in Deutschland leben, Freiheit wahrnehmen, widmet sich das Allensbacher Institut für Meinungsforschung bereits seit vielen Jahren (vgl. Petersen/Mayer 2005), wobei das John Stuart Mill Instituts an der SRH Hochschule im Jahr 2011 die Federführung übernommen hat und seitdem jährlich den sogenannten *Freiheitsindex* erstellt (z. B. Ackermann 2017b). Anders als vorliegende Arbeit ist die Untersuchung jedoch quantitativ ausgerichtet, wobei sowohl eine repräsentative Stichprobe befragt als auch Presseartikel analysiert werden. Im Anschluss an die offenen Fragen folgt ein Fragebogen mit Auswahlfragen mit dem Ziel herauszufinden, wie hoch die subjektive Wertschätzung der Freiheit ist, im Vergleich zu anderen Werten wie Sicherheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Dazu werden den Befragten Auswahlfragen vorgelegt, bei denen sie sich für Sicherheit oder Freiheit usw. entscheiden müssen, z. B.: »Ich finde Freiheit und möglichst große Gleichheit, soziale Gerechtigkeit eigentlich beide wichtig, aber wenn ich mich für eines davon entscheiden müsste, wäre mir die persönliche Freiheit am wichtigsten, daß also jeder in Freiheit leben und sich ungehindert entfalten kann« (Petersen/

3 Dass die Dimension des Erlebens von anderer Qualität sein kann, soll hier ausdrücklich betont werden, nicht zuletzt, weil diese im Zuge der Auswertungen auch im Vordergrund stehen wird.

4 Belege dafür, dass auch in vermeintlich ›unfreien‹ Ländern Freiheitserlebnisse gemacht werden können, finden sich beispielsweise in Kristin Helbergs (2016) Buch *Verzerrte Sichtweisen. Syrer bei uns in Deutschland*. Sie berichtet darin, dass in Syrien (anders als sie das von sich kenne) keine vergleichbar starken Unterscheidungen in *meins* und *deins* gemacht würden, also kein »Besitzdenken« (ebd.: 102) vorliege, was sie als ungemein befreiend erlebt habe (ebd.: 102ff.).

Mayer 2005: 60). Mit Blick auf diese Form der Erhebung steht meines Erachtens zu fragen, ob Werte wie Sicherheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, wie von den Autor*innen postuliert, wirklich derart antagonistisch zum Wert der Freiheit sind. Hierzu können meine Analysen zusätzliche Erkenntnisse liefern.

In den Anfangsjahren der Erhebungen⁵, in denen allein das Allensbacher Institut verantwortlich war, wurden den oben erörterten quantitativ orientierten Einschätzungsfragen noch offene Fragen vorangestellt, wie »Wenn man ein Wort hört, fällt einem ja oft alles Mögliche dazu ein. Wie geht es Ihnen, wenn Sie das Wort ›Freiheit‹ hören, was fällt Ihnen dazu ein, was kommt Ihnen da in den Sinn?« (Petersen/Mayer 2005: 38). Dabei assoziiert ein relativ großer Teil der Befragten (43 Prozent) den Begriff der Freiheit spontan mit Demokratie, Reisefreiheit oder Meinungsfreiheit, aber auch mit Selbstbestimmung und Verantwortung (39 Prozent). Die Antworten, die wiederum auf die oben genannte offene Frage gegeben werden, finden sich auch in meinen Auswertungen wieder, so äußern sich beispielsweise mehrere Befragte zur Meinungsfreiheit oder auch zur Reisefreiheit, die sie in Deutschland erleben (vgl. S. 209 u. S. 201). Petersen und Mayer (2005) ordnen die Nennungen einmal politischen und rechtlichen Aspekten zu und einmal dem Verständnis von Freiheit als Entscheidungsfreiheit (ebd.: 39). Eine tiefergehende qualitative Analyse wie die vorliegende, verspricht weiterführende Erkenntnisse, weil der Fokus der Analysen weniger auf dem Zählen der Nennungen liegt, sondern darauf, wie die genannten Freiheiten konkret erörtert werden, was Aufschluss darüber geben kann, ob die Teilnehmenden beispielsweise mit Blick auf die Meinungsfreiheit ausschließlich an rechtliche und/oder politische Aspekte denken.

2.1.2 Freiheit in verschiedenen Disziplinen

Freiheit stellt nicht nur bezogen auf Deutschland ein omnipräsentes Phänomen dar, sondern ist grundsätzlich eines der Themen, das wissenschaftlich, politisch, aber auch in öffentlichen Diskursen viel Aufmerksamkeit erfährt. Angesichts dieser Omnipräsenz läuft der Begriff jedoch auch Gefahr, entsprechend inhaltsleer oder aber auch instrumentalisiert zu werden (vgl. z.B. Vötsch 2010: 21). Wie bereits im vorausgegangenen Kapitel anklang, scheint es bedeutsam, Analysen zum Thema Freiheit (wie sie in dieser Arbeit durchgeführt werden) auf ein solides theoretisches Fundament zu stellen. Im Folgenden soll daher zunächst skizziert werden, wie Freiheit aus philosophischer Sicht gefasst wird und welche daraus ableitbaren Fragen behandelt und (weit über die Philosophie hinaus) diskutiert werden. Davon ausgehend wird darauf eingegangen, wie sich psychologische und anthropologische Forschung mit dem Phänomen der Freiheit auseinandersetzen.

5 In neueren Publikationen wie dem Freiheitsindex 2017 wird bei der Beschreibung des Fragenkatalogs nur noch auf die Bereiche *gesellschaftliche Wertschätzung des Werts der Freiheit*, *subjektives Freiheitsempfinden* und *Staatsorientierung*, *Einstellung zu Verboten* hingewiesen (Ackermann 2017a: 8), was vermuten lässt, dass die offenen Fragen zum Freiheitsverständnis nicht mehr gestellt werden. Dafür spricht zudem, dass auch in den weiteren Ausführungen und Auswertungen nicht auf qualitative Daten Bezug genommen wird.

Freiheit aus philosophischer Sicht

In diesem Teilkapitel geht es um die philosophische Sicht auf das Freiheitsthema. Da es sich hierbei um ein zentrales philosophisches Forschungsfeld handelt, kann und will die vorliegende Arbeit nicht den Anspruch erheben, die Komplexität der hierzu erfolgenden Abhandlungen auch nur annähernd abzubilden. Vielmehr ist es Ziel dieses Kapitels, die Grundzüge eines ausgewählten Diskussionspunkts zu verdeutlichen, da dieser eine wichtige Grundlage bildet, um die Überlegungen, die in ›der‹ Psychologie (und – wie es scheint – auch in der Sozial- und Kulturanthropologie) zum Thema Freiheit angestellt (oder nicht angestellt) werden, nachvollziehen zu können. Aus philosophischer Sicht stellt Freiheit eine »zentrale Kategorie für die Beschreibung menschlicher Handlungen und Entscheidungen« (Pauen 2011: 801) dar, wobei drei verschiedene Formen von Freiheit unterschieden werden können (vgl. ebd.: 801): Die bürgerliche Freiheit des Einzelnen, im Sinne einer Freiheit vom Staat, die individuelle Freiheit, als Freiheit des handelnden Subjekts und die Freiheit eines Staates gegenüber anderen Staaten. Laut Pauen (2011) erfährt die individuelle Freiheit die (derzeit) größte wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Nähere inhaltliche Bestimmungen des Freiheitsbegriffs nehmen meist – in Anlehnung an Kant (1947: 74) – eine Zweiteilung nach einem negativen und einem positiven Kriterium vor (z.B. Gloy 2017: 33; Höffe 2015: 21ff.; Pauen 2011: 301). Die negative Form, die oft auch als Freiheit ›von‹ bezeichnet wird, beschreibt dabei die Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen oder Zwängen, während das positive Kriterium eine Freiheit ›zu‹ meint, d.h. die Freiheit, selbstbestimmt und autonom zu handeln.

Um die Frage des autonomen und selbstbestimmten Handelns sowie Entscheidens (in Form einer Willensfreiheit) kreisen wiederum zahlreiche philosophische Auseinandersetzungen, die nicht zuletzt auch von neueren Forschungen aus der Neuropsychologie und -biologie (z.B. Singer 2017) befeuert werden (Habermas 2004: 871). Kern dieser Auseinandersetzungen ist die Frage, ob es überhaupt selbstbestimmtes Entscheiden gibt oder ob es sich dabei um eine Illusion handelt. Neurowissenschaftler*innen argumentieren, basierend auf einem kausal-deterministischen Verständnis, dass bei (vermeintlich) bewussten Entscheidungen die gleichen neuronalen Prozesse ablaufen, wie bei unbewussten Aktionen (Singer 2017: 135), und dass diese Prozesse letztlich Folge von Vorgeschichte und Kontext sind, weshalb es eine wirklich bewusste und ›freie‹ Entscheidung eigentlich nicht geben kann. Als Beleg verweist Singer auf Studien, in denen »ins Gehirn von Probanden« (Singer 2017: 127) Anweisungen eingespielt würden: Obwohl den Probanden die Anweisungen nicht bewusst würden, erkenne das Gehirn diese und der Mensch führe sie aus⁶. Werde die Versuchsperson gefragt, warum sie die Handlung ausgeführt habe, finde sie im Nachhinein rationale Erklärungen dafür, »überzeugt, dass sie das, was sie getan hat, auch wirklich wollte« (Singer 2017: 127). »Der Versuchsleiter [aber] weiß, dass das erfundene Gründe sind. Die Versuchsperson ist überzeugt, dass sie das, was sie getan hat, auch wirklich wollte.« (ebd.: 127).

Aus diesen theoretischen Überlegungen und empirischen Befunden ließe sich der Schluss ableiten, Freiheitsbewusstsein stelle nur eine Art der Selbsttäuschung dar. Die-

6 Die gewählten Formulierungen sind so der oben zitierten Quelle von Singer (2017) entnommen, auch wenn sie an einen ›Science-Fiction-Film‹ erinnern mögen. Den Verweis, auf welche Studien er sich bezieht, bleibt Singer im oben zitierten Artikel jedoch schuldig.

se Sichtweise wird jedoch unter anderem von Philosophen wie Jürgen Habermas (2004) stark kritisiert. Seiner Ansicht nach dürften Gründe in den Neuro- und Kognitionswissenschaften »nur noch die Rolle nachträglich rationalisierender Kommentare zum unbewussten, neurologisch erklärbaren Verhalten übernehmen« (ebd.: 879), da diese sich strengen Kausalerklärungen entziehen würden. Damit würden Gründe jedoch marginalisiert, was wiederum auch aus evolutionsbiologischer Sicht die Frage aufwerfe, warum sich die Natur einen derartigen Luxus überhaupt leiste; also Gründen so viel Raum zu geben, obwohl sie ja eigentlich keine wirkliche Funktion erfüllten (ebd.: 879). Habermas plädiert daher für das Konzept eines »objektiven Geists«, der an das Gehirn (als natürliches Substrat) angebunden ist und der sich durch symbolisch gespeichertes kollektives Wissen auszeichnet (Habermas 2004: 885). Damit einhergehend wirft er die Frage auf, warum durch diesen objektiven Geist nicht ebenfalls eine Programmierung des Gehirns erfolgen könne (quasi im Sinne sich gegenseitig beeinflussender Systeme) (ebd.: 886). Singer hingegen macht sich in neueren Publikationen für ein Verständnis von Freiheit als soziale Realität stark (ein Verständnis, das anderen theoretischen Beiträgen so schon seit Jahren zugrunde liegt). Er schlägt vor, die Kenntnisse von der Funktionsweise der Gehirne auf das zwischenmenschliche Miteinander zu übertragen (Singer 2017: 137). Allerdings steht angesichts eben skizzierten unterschiedlichen Grundprämissen zu vermuten, dass dies die Kontroverse lediglich verlagern, nicht aber beilegen würde.

Die philosophischen Auseinandersetzungen und Überlegungen zur Freiheit sind für die vorliegende Arbeit aus zweierlei Gründen bedeutsam: Zum einen liefern sie eine begriffliche Ausgangsbasis zur Einordnung der von den Teilnehmenden berichteten Freiheitserlebnisse. Zum anderen hat die Debatte um die Willensfreiheit einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Art und Weise, wie die psychologische Forschung sich mit dem Thema der Freiheit auseinandersetzt. Darauf soll im Folgenden eingegangen werden.

Freiheit aus psychologischer Sicht

Debatten zur psychologischen Erforschbarkeit des Phänomens Freiheit

Die philosophische Freiheitsdebatte, die im vorausgegangenen Kapitel skizziert wurde, berührt und beschäftigt die psychologische Forschung im Besonderen. Denn anders als die Philosophie bemüht sich die Psychologie nicht um eine objektive Beschreibung dessen, was Freiheit ist, sondern fokussiert auf das Erleben der Freiheit. Damit nimmt die Psychologie ein Phänomen in den Blick, das aus oben erörterter, deterministischer Sicht lediglich eine Selbsttäuschung darstellt. Da sich »die« Psychologie (bzw. genauer, eine Mehrzahl der Vertreter*innen psychologischer Forschung) wiederum als naturwissenschaftliche Disziplin versteht, die auf einer deterministischen Auffassung fußt, führt dies – sofern das Thema überhaupt adressiert wird – zu Diskussionen darüber, ob und wie Freiheit zu untersuchen sei (vgl. den Sammelband mit dem Titel *Freiheit des Entscheidens und Handelns*, Cranach/Foppa 1996). Das »Wie« der Erforschung berührt dabei auch Fragen nach der Wahl der Erhebungsmethoden, bei denen sich die Schwierigkeit ergibt, dass Freiheitserlebnisse zunächst nicht beobachtbar und damit bzw. auch darüber hinaus mit den gängigen objektiven Methoden nur schwer »zu messen« sind (Cranach 1996: 337f.).

Der kleinste gemeinsame Nenner, auf den sich die meisten Wissenschaftler*innen einigen können, ist, dass subjektives Freiheitserleben – wie es von den Teilnehmenden der vorliegenden Studie thematisiert wird – ein empirisches Faktum darstellt, das durchaus erforscht werden kann und sollte (vgl. z.B. Prinz 1996: 100; Kornadt 1996). Was jedoch die Art der Beforschung betrifft, gehen die Meinungen weit auseinander.

Kornadt kritisiert, dass psychologische Studien dem Phänomen der Freiheit nicht gerecht würden, da sie auf deterministischen Annahmen basierten. Das Kausalitätsprinzip habe aber selbst in der Physik (der dieses entstammt) nur noch einen begrenzten Geltungsbereich (Kornadt 1996: 34). Aus diesem Grund macht sich Kornadt für eine gleichzeitige Akzeptanz determinierter und nicht-determinierter Prozesse stark, da dies seiner Ansicht nach der Realität gerechter wird. (ebd.: 51). Davon ausgehend sollte sich die psychologische Forschung – jenseits von »Verbotstafeln« (ebd.: 52) – dem Phänomen der Willensfreiheit annehmen, um »zu besseren Theorien über das menschliche Erleben und Handeln zu gelangen« (ebd.: 52). Für Prinz (1996) hingegen rechtfertigt die Tatsache, dass wir uns frei fühlen nicht die seiner Meinung nach gezogene, jedoch »falsche« Schlussfolgerung, dass wir auch frei seien (Prinz 1996: 92). Deshalb spricht er sich (gleich ganz) gegen eine psychologische Theorienbildung zur Willensfreiheit aus. Vielmehr sieht er Willensfreiheit als politisches Konzept, »das in den Diskursen von Moral und Recht psychologische Wirksamkeit entfaltet« (ebd.: 98).

Die Relevanz des Phänomens für die Psychologie und Zusammenhänge mit anderen Konzepten
Die oben skizzierten Debatten haben meinem Eindruck zufolge nicht zu einer intensiveren psychologischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen *Freiheit* geführt; eher im Gegenteil: Die hier diskutierten Arbeiten stammen alle aus den 1980er und 1990er Jahren, seitdem sind weder Herausgeberwerke noch Monographien erschienen, die sich dem Thema schwerpunktmäßig widmen würden. Dabei spielt das Freiheitsphänomen in weitaus mehr Bereichen der Psychologie eine Rolle, als sie in dieser Arbeit fokussiert werden würden und könnten: So kreisen ganze Erziehungsratgeber um die Frage, wie viel Freiheit Kinder und Jugendliche brauchen und in welchem Verhältnis Freiheiten zur Ziehung von Grenzen stehen sollten (z.B. Schneewind/Böhmert 2009; Schneewind/Böhmert 2016). Und auch in der Untersuchung der generellen (kindlichen) Entwicklung tauchen freiheitsbezogene Überlegungen auf, beispielsweise in der Theorie der Autonomieentwicklung (vgl. auch Fromm 2012; Kracke 2007).

Eine stärkere theoretische Fundierung des Freiheitskonzepts oder auch eine Einbindung in übergeordnete gesellschaftliche Kontexte erfolgt aber nicht oder allenfalls ansatzweise. So wird das Schlagwort der Freiheit, wenn verwendet, meist nicht näher definiert, vermutlich, weil davon ausgegangen wird, dass jeder wisse, was damit gemeint sei. Ähnliches ist auch in (aktuelleren) Zeitschriftenbeiträgen zu beobachten, in denen Freiheit als Variable auftaucht (z.B. Verme 2009; Sheldon/Gordeeva/Leontiev et al. 2018; Bettache/Chiu 2018), wobei hier Freiheit zum Teil mit Autonomie gleichgesetzt wird (Verme 2009). Eine tiefere Beschäftigung mit dem Konzept der Freiheit findet sich in dem Herausgeberwerk *Human Autonomy in Cross Cultural Context* von Valery Chirkov und Kolleg*innen (Chirkov/Ryan/Sheldon 2011). In der Einleitung des Buches werden zur theoretischen Fundierung die Entwicklungen in verschiedenen psychologischen

wie philosophischen Disziplinen nachgezeichnet (ebd.: 2ff. u. 20ff.). Und dennoch wird auch hier das Begriffspaar *Freiheit und Autonomie* mehrfach verwendet (ebd.: 2, 4, 5 u. 12), wobei das Verständnis von Freiheit und der sich daraus ergebende Zusammenhang zur Autonomie nur sehr knapp skizziert werden (ebd.: 21). Hier wären meines Erachtens eine deutlich eingehendere Reflexion und theoretische Fundierung wünschenswert. Forschungsleitende Fragen hierzu könnten sein: Beschreibt Autonomie das Konzept der Freiheit erschöpfend, oder gibt es darüber hinaus noch andere Aspekte, die berücksichtigt werden können? Wie wird Freiheit erlebt? Wie wird Autonomie erlebt? Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zeichnen sich hier ab?

Vor diesem Hintergrund bleibt festzuhalten, dass eine psychologisch orientierte Auseinandersetzung mit dem Thema Freiheit nicht unbedingt aus einem reichhaltigen theoretischen Repertoire schöpfen kann. Insofern versprechen die folgenden Analysen auch neue Erkenntnisse zum Freiheitserleben. Die bestehenden psychologischen Konzepte dienen hierfür als heuristischer Rahmen und werden deshalb kurz skizziert.

Experimentalpsychologische Zugänge: Reaktanztheorie und Ergebnis- und Entscheidungsfreiheit
Wenn in sozialpsychologischen⁷ Lehrbüchern von Freiheit (oft mit dem Zusatz der *persönlichen* Freiheit) die Rede ist, dann meist im Kontext der Reaktanztheorie (vgl. z.B. Werth/Mayer 2008: 304). Die Grundannahme der Reaktanztheorie, die auf Jack W. Brehm (1966) zurückgeht, ist, dass eine Einschränkung der eigenen Handlungsfreiheit ein Gefühl des Widerstands, die sogenannte Reaktanz, hervorruft. Daraufhin werden (unterschiedlich gerichtete) Anstrengungen unternommen, um die Handlungsfreiheit zurückzuerlangen bzw. zu verteidigen. Neben Brehm liefert auch Steiner (1970) einen Beitrag zur theoretischen Fassung des Freiheitsbegriffs. Unter Einbezug verschiedener theoretischer Ansätze (z.B. der Attributionstheorie sowie der Erwartung-mal-Wert-Theorie) arbeitet Steiner zwei Formen der Freiheit heraus: Ergebnis- und Entscheidungsfreiheit, die beide ohne die jeweils andere auftreten können. Die Ergebnisfreiheit beschreibt die wahrgenommene Wahrscheinlichkeit, ein bestimmtes, gewünschtes Ergebnis zu erhalten (Steiner 1970: 189), wobei Faktoren wie der Wert, der dem Ergebnis beigemessen wird, sowie die subjektive Wahrscheinlichkeit (also die Einschätzung, ob die Einflussfaktoren vom Individuum selbst kontrolliert werden können oder ob diese einer externen Kontrolle unterliegen) und die zu erwartenden bzw. aufzubringenden Kosten einbezogen werden (ebd.: 190f. u. 194). Die Entscheidungsfreiheit beschreibt, inwieweit die Entscheidung durch das Individuum selbst herbeigeführt (hohe Entscheidungsfreiheit) oder durch die zur Auswahl stehenden Alternativen gleichsam »erzwungen« wird: Hat die eine Alternative einen höheren Wert hat als die andere, dann besteht keine wirkliche Entscheidungsfreiheit besteht (ebd.: 195).

7 Die sozialpsychologischen Auseinandersetzungen mit dem Phänomen der Freiheit kommen der vorliegenden Forschungsarbeit am nächsten. Abgesehen davon taucht Freiheit in anderen Lehrbüchern oft gar nicht als Schlagwort auf oder wird nur vereinzelt erwähnt, aber ohne genauere theoretische Ausdifferenzierung (z.B. Nunner-Winkler/Paulus 2018)

Freiheitskonzeptionen auf Basis qualitativer Untersuchungen

Die Basis der beiden oben beschriebenen psychologischen Ansätze zur Freiheit bilden Untersuchungen, in denen Versuchspersonen in experimentalpsychologischen Settings mit Freiheitseinschränkungen konfrontiert werden. Malcolm W. Westcott (1988) kritisiert deshalb, dass diese keinen Aufschluss darüber liefern, wie sich das Freiheitserleben in der Realität gestaltet (ebd.: 72). Ausgehend von dieser Kritik führen Westcott und seine Studierenden (z.B. Taylor 1986, zitiert nach Westcott 1988) qualitative Untersuchungen durch, bei denen die Probanden gefragt werden: »Do you ever feel free? Under what conditions do you feel free? What does it feel like to feel free?« (Westcott 1988: 165). In einem wechselseitig deduktiven und induktiven Vorgehen entwickelt Westcott dann drei verschiedene Modelle zur Abbildung der Freiheitserlebnisse. Die Modelle sind angelehnt an Mortimer J. Adlers (1973) Unterteilung in drei verschiedene Freiheitsformen: *Circumstantial Freedom*, *Acquired Freedom* und *Natural Freedom* (Westcott 1988: 166). *Circumstantial Freedom* bezeichnet die Freiheit zur Selbstverwirklichung und ist als Freiheit zu verstehen, die eigenen Wünsche zu erfüllen. *Acquired Freedom* wiederum stellt eine Form der Selbst-Optimierung dar, bei der das Individuum einen Zustand erreicht, in dem es frei von jeglichen Begierden ist bzw. nach dem *wahrlich Guten* strebt. *Natural Freedom* wird wiederum als Selbstbestimmung definiert, d.h. das Individuum kann über seine Handlungen selbst bestimmen (kann frei entscheiden, hat die Fähigkeit, Handlungen zu initiieren).

Diese drei Freiheitsformen werden nun von Westcott (1988) baumdiagrammartig weiter ausdifferenziert. Bei *Circumstantial Freedom* beispielsweise wird auf der nächsten Ebene in *positive* und *negative Freiheit* unterschieden, die dann nochmal in *externalen* und *internalen Locus of Control* unterteilt werden. Die letzte Ebene stellen dann inhaltliche Beschreibungen dar wie *Gelegenheit* (positive F., externaler LoC), *Sicherheit* (positive F., externaler LoC), *Fähigkeit und Kontrolle* (positive F., internaler LoC), *Gesundheit* (positive F., internaler LoC), *Freiheit von Druck* (negative F.; externaler LoC), *Freiheit von Restriktionen* (negative F., externaler LoC), *Freiheit von Konflikt und Unentschiedenheit* (negative F., internaler LoC), *Freiheit durch internale Sicherheit* und *Freiheit von Sorge, Angst und Schuldgefühlen* (negative F.; internaler LoC) (S. 167). *Circumstantial Freedom* ist die Freiheitsform mit den meisten Unterebenen und Untergliederungen. *Natural Freedom* hingegen gliedert sich nur in zwei Formen auf: *Entscheidungsfreiheit* und *Selbstbestimmung*. Diese qualitative Vorgehensweise wird in einem nächsten Schritt um eine quantifizierende Dimension ergänzt, in dem Westcott die Häufigkeiten der Nennungen in den einzelnen Kategorien herausarbeitet (ebd. u.a.: 172–174, 183). Angesichts dieses komplexen, aber gleichzeitig auch etwas starr anmutenden Modells drängt sich die Frage auf, ob Westcott hiermit seinem eigentlichen Anspruch gerecht wird. In einem späteren Beitrag (Westcott 1992: 77) zieht er dies selbst in Zweifel: Er habe die menschlichen Erfahrungen und Praktiken der Freiheit aus deren Kontext gerissen und in Tabellen zusammengestellt. Diese Vorgehensweise habe er aber bei anderen Arbeiten kritisiert. Daher geht er dazu über, das Erleben von Freiheit aus autobiographisch orientierten Interviews herauszuarbeiten. Aus den Analysen dieser Interviews leitet Westcott folgende Definition ab:

Freedom »lies in the making of committed choices in keeping with one's own conception of one's nature, accepting responsibility for these choices and their consequences, and pursuing some degree of perfection in a chosen realm« (Westcott 1992: 85).

Diese Definition von Freiheit soll am Ende dieses Kapitels nochmal aufgegriffen und im Lichte der Ergebnisse diskutiert werden.

Fromms kulturpsychologisch-psychoanalytische Theorie von Freiheit

Bevor im Anschluss die anthropologische Auseinandersetzung mit dem Thema Freiheit skizziert wird, soll noch auf Erich Fromms Konzeption von Freiheit eingegangen werden. Fromms Beitrag berücksichtigt historische und kulturelle Aspekte und kann daher als eine der frühen kulturpsychologisch ausgerichteten Arbeiten bezeichnet werden. Gleichzeitig unterscheidet sich damit Fromms Herangehensweise stark von den anderen (hier angeführten) psychologischen Arbeiten, was wiederum Westcott (1988) in seinem Forschungsüberblick dazu veranlasst haben mag, Fromms Ansatz im Rahmen der anthropologischen Forschung vorzustellen (ebd.: 41–43). Da die vorliegende Arbeit ebenfalls eine kulturpsychologische Perspektive einnimmt und weil meines Erachtens die psychologische (»Mainstream«-)Forschung von der Berücksichtigung einer kulturpsychologischen Perspektive profitieren kann, behandle ich Fromms Arbeit gezielt im Rahmen des psychologischen Forschungsteils zu Freiheit.

Erich Fromms Überlegungen zu Freiheit sind insbesondere in seinem Buch *Escape from Freedom* (Deutsch: Die Furcht vor der Freiheit; Fromm 1973) dargelegt, das 1941 erstmals erschienen ist. Darin setzt er sich vor dem Hintergrund des Aufstiegs von Adolf Hitler mit grundlegenden Fragen zur Freiheit auseinander: »Kann Freiheit zu einer Last werden, die den Menschen so schwer bedrückt, daß er ihr zu entfliehen sucht? Woher kommt es dann, daß Freiheit für viele ein hochgeschätztes Ziel und für andere eine Bedrohung bedeutet?« (Fromm 2012: 11).

Fromms psychoanalytisch basierte Grundannahme ist, dass Freiheit das Resultat eines Individuationsprozesses⁸ darstellt, d.h. dass ein Individuum dann frei ist, wenn es

8 Wie bereits eingangs erwähnt, berücksichtigt Fromm in seinen Ausführungen kulturelle Aspekte, was aus kulturpsychologischer Sicht als sehr positiv hervorzuheben ist. Allerdings zeigt sich an der Art, wie Fromm über kulturelle Entwicklungen oder auch über Kulturen und Religionen schreibt, dass zum Entstehungszeitpunkt des Buches viele kritische Diskussionen der vergangenen Jahrzehnte noch nicht geführt worden waren: So enthält die von Fromm verwendete Bezeichnung »primitive Religionen« (Fromm 2012: 31) für Religionen, die auf dem Ideal des Einsseins mit der Natur beruhen, eine gewisse Hierarchisierung, die wiederum auf einen »Nostrozentrismus« verweist. Dieser manifestiert sich, wenn Fromm das – durchaus kritisierbare – biblische Motiv der »Herrschaft über die Natur« (Fromm 1973: 43) eher unreflektiert aufgreift und als wichtigen Bestandteil des Individuationsprozesses bezeichnet (in neueren Übersetzungen wird zwar der etwas schwächere Begriff der »Meisterung der Natur« verwendet, am zugrundeliegenden Motiv ändert das jedoch nichts; Fromm 2012: 32). Außerdem kann gefragt werden, ob das Ideal eines »freien, über sich selbst bestimmenden [...] Individuums« nicht auch auf eine gewisse, kulturell beeinflusste Sichtweise hindeutet, die nicht auf alle kulturellen Kontexte gleichermaßen übertragbar ist. Was dies für Fromms Konzept der Freiheit bedeutet, könnte in künftigen Forschungsarbeiten unter Einbezug kultursensibler Perspektiven näher beleuchtet werden.

sich von seinen primären Bindungen losgelöst und eine unabhängige Persönlichkeit erreicht hat (Fromm 2012: 32). Diesen Individuationsprozess beschreibt Fromm nicht nur für Beziehungen auf Mikroebene (also beispielsweise im innerfamiliären Kontext), sondern auch auf Makroebene, in gesellschaftlichen Zusammenhängen (vgl. ebd.: 24f.), wobei er seine These an historischen Kontexten illustriert (v.a. am Beispiel der Reformation, ebd.: Kap. 3: 36–79).

Die so verstandene Freiheit muss jedoch sinnvoll gefüllt werden, beispielsweise durch Solidarität mit den Mitmenschen, durch »spontanes Tätigsein, Liebe und Arbeit« (Fromm 2012: 32). Gelingt dies nicht, so machen sich Gefühle der Isolation und der Unsicherheit, ja sogar der Ohnmacht und der Bedeutungslosigkeit breit. Dies führt wiederum zu einer Unterwerfung unter autoritäre Führer, die »eine Milderung der Unsicherheit« (ebd.: 33) versprechen, den Menschen aber gleichzeitig seiner Freiheit berauben (ebd.: 33).

Mit diesen sehr grundlegenden Abhandlungen rund um die Frage, ob Freiheit ein menschliches Grundbedürfnis ist und woraus sich dieses speist, unterscheidet sich Fromms Anliegen deutlich von den Analysen zur Freiheit, die in dieser Arbeit vorgenommen werden. Denn die Äußerungen der Teilnehmenden an meinem Forschungsprojekt beziehen sich auf einen spezifischen Kontext, in dem Freiheit erlebt wird, und weniger auf derart grundlegende Fragen. Von Interesse erscheint Fromms Arbeit aber – abgesehen von der kulturpsychologischen Herangehensweise – auch deshalb, weil er sich intensiv der Frage widmet, ob und warum Freiheit zur Bedrohung werden kann (s.o.). Bedrohungsgefühle lassen sich auch aus meinen Daten herausarbeiten (vgl. Kap. V. 2.3.3), wobei ich Fromms diesbezüglich auf das Individuum fokussierte Überlegungen um neue Aspekte ergänzen kann.

Freiheit aus sozial- und kulturanthropologischer Sicht

Zum Abschluss der theoretischen Auseinandersetzungen zur Freiheit nehme ich auf ausgewählte Teile des sozial- und kulturanthropologischen Diskurses Bezug, um einerseits Parallelen zu psychologischen Abhandlungen aufzuzeigen und um andererseits weitere für meine Arbeit bedeutsam erscheinende Aspekte zu ergänzen. Demnach geht es auch hier nicht um eine erschöpfende Darstellung des Diskurses in der Sozial- und Kulturanthropologie, sondern vielmehr darum, die vorgenommene psychologische Verortung »anzureichern«.

Die bei Erich Fromm angeklungene Berücksichtigung kultureller Aspekte im Zusammenhang mit Freiheit erfolgt vor allem in sozial- und kulturanthropologischen Arbeiten, die insbesondere zu Beginn bis Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden. Im Fokus stehen dabei die kulturell unterschiedlichen Verständnisse von Freiheit (z.B. Lee 1963; Leach 1963, vgl. auch Westcott 1988: 28f.). Davon abgesehen weist die anthropologische Forschung eine Parallele zu den bereits diskutierten psychologischen Auseinandersetzungen auf: Auch hier wird intensiv die Frage diskutiert, ob Freiheit überhaupt ein Forschungsthema der Anthropologie darstellen sollte, wobei die Skeptiker*innen argumentieren, Freiheit sei ein »westlich« geprägter, politischer Slogan, der Rest der Welt würde hingegen nicht von Freiheit, sondern eher von Rechten, Privilegien usw. sprechen (Bidney 1963: 6). Diese Diskussion ist – wie in der Psychologie auch – bereits älter und hat (zumindest meinem Eindruck zufolge) zu keiner erkennbaren intensiven Beforschung des

Freiheitsthemas geführt. Dennoch gibt es vereinzelt neuere anthropologische Beiträge, die sich mit Freiheit auseinandersetzen. So nimmt Mario Vötsch (2010) das als normativ kritisierte Verständnis von Freiheit zum Ausgangspunkt, um diesem einen praxeologischen Zugang entgegenzusetzen: Er plädiert dafür, statt des theoretischen Begriffs auch die »andere Seite« (ebd.: 21) der Freiheit zu untersuchen, nämlich deren praktischen Vollzug, die Bedingungen, Einschränkungen und Effekte (ebd.: 21). Dabei sieht er Freiheit – in Anlehnung an Foucault – als ein Korrelat von Machtverhältnissen, bei denen es immer auch um bemächtigen und ermächtigen geht (ebd.: 23). Dieses meiner Ansicht nach durchaus voraussetzungsvolle Verständnis scheint als Ausgangsbasis für meine Arbeit weniger sinnvoll, weil Freiheit damit in eine sehr spezielle Verortung erhält. Der Blick auf den praktischen Vollzug von Freiheit stellt hingegen eine wichtige Ergänzung zu den in der Psychologie diskutierten Freiheitskonzeptionen dar und wird – soweit aus den Daten rekonstruierbar – herausgearbeitet.

2.2 Empirische Analysen

Als Auftakt der Analysen zur Freiheit wähle ich einen kurzen Ausschnitt aus dem Interview mit *Tamara*, die ihre Ausführungen zur Freiheit wie folgt einleitet: »Diese=dieses Gefühl (.) ähm (1) ja dieses Gefühl von (1) ähm Meinungsfreiheit, Religionsfreiheit, Demokratie das wollte ich eigentlich mit mit n religiösen Bild noch verbinden.« (Z. 18–19, *Tamara* 2017).

Tamaras wiederholter Hinweis auf *dieses Gefühl* von Freiheit deutet darauf hin, dass sich Freiheit eben nicht nur durch das Wissen um deren Existenz auszeichnet, sondern vor allem die emotionale Komponente und damit das Freiheitserleben (vgl. Wirtz 2021a: 16) von Bedeutung ist. Diese emotionale Komponente schwingt in zahlreichen Ausführungen mit und mag auch der Grund dafür sein, dass *Leo* (2017) Freiheit als eines der Grundbedürfnisse aller Lebewesen (also nicht nur der Menschen)⁹ bezeichnet.

Abgesehen von der Betonung der Gefühlskomponente stellt *Tamara* mit dem Verweis auf Meinungsfreiheit und Religionsfreiheit inhaltlich beschreibbare Formen der Freiheit heraus. Da diese und andere Formen der Freiheit bei vielen Teilnehmenden den Ausgangspunkt der Ausführungen bilden, werden im ersten Teil der Analysen die verschiedenen Freiheitsformen herausgearbeitet, die von den Teilnehmenden erlebt und erörtert werden. Diese Formen der Freiheit sind zum Teil im Grundgesetz verankert, wobei sich zeigen wird, dass die Ausführungen der Teilnehmenden über die rein rechtlichen Aspekte deutlich hinausgehen. Zum Teil wählen die Teilnehmenden ein einziges Symbol, anhand dessen sie dann mehrere Freiheitsformen erörtern. Das lässt vermuten, dass die jeweiligen Freiheitsformen bisweilen als zusammenhängend erlebt werden. Diese Ver-

9 *Leo* ist der einzige Teilnehmer, der nicht nur auf das menschliche Freiheitsbedürfnis und -erleben verweist. Den Fokus auf das menschliche Freiheitserleben teilen aber auch die eingangs diskutierten wissenschaftlichen Beiträge. Andere Lebewesen werden darin entweder erst gar nicht thematisiert, oder aber das Freiheitserleben wird als etwas rein Menschliches entworfen, das den Menschen vom Tier abhebt, das nur instinktgesteuert sei (Fromm 2012: 29f.).

schränkungen sowie die Reaktionen auf die erlebte(n) Freiheit(en) stehen im zweiten Teil der Analysen im Vordergrund.

2.3.1 Formen von Freiheit

Meinungsfreiheit

Neben *Tamara* sprechen noch weitere Teilnehmende die Meinungsfreiheit in Deutschland an, wobei sich die Äußerungen bezüglich ihrer Detailliertheit unterscheiden. Während *Leo* (2016) und *Tamara* (2017) lediglich knapp und im Zusammenhang mit der Nennung anderer Freiheiten auch die Meinungsfreiheit erwähnen, liefern *Sophie* (2017) und *Samira* (2016) konkrete Beispiele, die sie auch erläutern. Bevor ich auf diese Beispiele eingehe, möchte ich kurz aufzeigen, in welchem Zusammenhang *Tamara* und *Leo* auf die Meinungsfreiheit zu sprechen kommen.

Tamara (2017) nennt die Möglichkeit, ihre »Meinung äußern« (Z. 24) zu können, im Kontext von Religionsfreiheit und Demokratie, wobei sie die Religionsfreiheit als Aufhänger wählt (vgl. S. 219). *Leo* hingegen steckt den Möglichkeitsraum ab, den die Freiheit, die er in Deutschland erlebt, ihm einräumt: »You can speak anything you can do anything you like, you can make anything« (Z. 171–172, *Leo* 2016). Er könne sagen und tun, was er wolle, wobei er im Anschluss noch eine Einschränkung vornimmt: Die Handlungen müssten gesetzeskonform sein. Diese Einschränkung scheint *Leo* jedoch eher als Lernaufgabe (»you must ah learn the law«, Z. 173, *Leo* 2016) anzusehen, denn als Herausforderung oder Problem.

Ähnlich wie *Leo* oder *Tamara* nennt auch *Sophie* die Meinungsfreiheit im Kontext mit anderen Freiheiten, führt aber dezidiert aus, was diese für sie konkret bedeutet:

(.) Ähm: genau Frieden und äh Freiheit und so oder was mer a imma deutlicher werd, dass mia doch extrem vuile Freiheit auch ham. (.) Hier in Deutschland, °äh°, (.) aber da im Vergleich zum Beispiel zur Türkei oder jetzt a überhaupt ähm: (1) im Vergleich zu andere Länder, was ma in den Medien immer so hört. (.) Ähm: (1) genau d=also:, ich hab glaub i au versucht no a Zeitung zum Fotografiern, (.) aber jetzt ähm wegen Meinungsfreiheit, weil ma wirklich und Pressefreiheit. (1) Weil ma halt wirklich, wenn ma:, irgendner Meinung is, kann ma des a wirklich (.) frei sogen in Deutschland//mhmm//und äh werd jetzt net (.) unmittelbar deswegen irgendwie oder irgendwie Nachteile deswegen. (.) In den meisten Fällen zumindest und (.) ähm: (.) genau des find i eigentlich a, äh (1) ja sehr hohes Gut dann a in Deutschland einfach (.) ja Freiheit, obwohl ma immer äh jammert und si beschwert [...] (*Sophie* 2017)

Den Aufhänger für *Sophies* Ausführungen zur (Meinungs-)Freiheit bildet ein Foto von ihrer Hand, mit der sie ein Friedenszeichen macht. *Sophie* leitet jedoch vom Frieden gleich unmittelbar zur Freiheit über, was einerseits darauf hindeutet, dass sie hier eine enge Verbindung sieht, aber auch vermuten lässt, dass das Freiheitsthema für *Sophie* noch bedeutsamer erscheint oder zumindest gerade präsenter ist. Dabei hebt sie zunächst einen quantitativen Aspekt hervor, indem sie auf die »extrem vuile(n)« Freiheit(en) (Z. 109) in Deutschland hinweist, wobei das verwendete *mia*¹⁰ annehmen lässt, dass sie sich selbst

10 Das bayerische »mia« bedeutet »wir«.

als Teil Deutschlands sieht. Die Türkei und etwas unspezifischer »andere Länder« (Z. 111) grenzt sie diesbezüglich und indem sie auf entsprechende Medienberichte verweist, als negative Gegenhorizonte ab. Die Konkretisierung der »Freiheitsthese« erfolgt dann auf inhaltlicher Ebene, und zwar am Beispiel der Meinungs- bzw. Pressefreiheit. Dass *Sophie* diese beiden Freiheiten vermeintlich gleichsetzt, mag vor allem auch mit der Verortung der Meinungsfreiheit auf der Meso- bzw. Makroebene zu tun haben: Auf Makroebene erfolgt Meinungsäußerung vor allem über die Organe der Medien, was eine Gleichsetzung nahelegt¹¹.

Die Wahl der Türkei als Negativbeispiel ist wohl darauf zurückzuführen, dass im Jahr 2017, als *Sophie* die Fotos aufnimmt und das Interview dazu stattfindet (das Interview wurde am 21. Mai 2017 durchgeführt), in Deutschland vermehrt über die Einschränkung der Pressefreiheit in der Türkei berichtet wird. Auch weil zu dem Zeitpunkt in der Türkei mehrere türkischstämmige deutsche Journalisten wie Deniz Yücel inhaftiert worden sind (vgl. z.B. Kazim 2017; Kimmerle/Çelikkan 2017; Schlötzer 2018). In Deutschland erlebt *Sophie* keine vergleichbar negativen Konsequenzen freier Meinungsäußerung. Dabei lässt ihre Formulierung »und äh werd jetzt net (.) unmittelbar deswegen« (Z. 113f.) vermuten, dass sie wohl an die erwähnten Presseberichte und deshalb zunächst an »drastischere« Konsequenzen wie »eingesperrt« oder »verfolgt« werden denkt. Sie kommt dann aber ins Stocken (»irgendwie oder irgendwie«, Z. 115) und fährt etwas »allgemeiner« fort, man erfahre keine »Nachteile« (Z. 115). Das mag darauf hindeuten, dass ihr der Gedanke, Journalist*innen oder auch andere Mitbürger*innen könnten in Deutschland eingesperrt werden, weil sie eine andere Meinung vertreten und diese frei äußern, doch zu unwahrscheinlich oder weit hergeholt erscheint. Das wiederum spricht klar für die Existenz der Meinungsfreiheit in Deutschland, auch wenn *Sophie* abschließend selbst eine kleine Einschränkung vornimmt, indem sie darauf verweist, dass diese Freiheit zumindest in den meisten Fällen so gegeben sei.

Sophie verhandelt die Meinungs- und Pressefreiheit vor allem im Sinne einer *bürgerlichen Freiheit* (vgl. Pauen 2011: 801). *Samiras* Ausführungen zur Meinungsfreiheit lassen sich hingegen auf einer Mikroebene interpersoneller Interaktionen verorten und repräsentieren eher eine individuelle Freiheit, wie im Folgenden anhand ihrer Ausführungen nachvollzogen werden soll. Der untenstehenden Passage ist eine Erzählung *Samiras* über einen Vortrag vorausgegangen, den sie im Jahr zuvor im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit gehalten hat. Dabei deutet *Samira* an, dass sich die Reaktionen der Zuhörenden von dem unterschieden hätten, wie sie es aus ihrem Herkunftsland, aber auch aus dem Sprachkurs in Deutschland kannte. In einer immanenten Nachfrage gehe ich auf diese Äußerung ein, worauf *Samira* antwortet:

Ähm ok. Der Unterschied ist (1) mh= hier kann man oder hier lernt man auf jeden Fall diese Streitkultur//mhm//und (.) wie man mehr lernen kann dadurch und an andere

11 Diese Unterteilung (also dass die Pressefreiheit eine Unterform der Meinungsfreiheit) darstellt, greift aus rechtlicher Sicht zu kurz, da die Pressefreiheit auch auf eine institutionelle Eigenständigkeit der Medien verweist (vgl. dazu Löw 1970: 55, der sich auf einen Beschluss des Bundesverfassungsgerichts bezieht: BVerfGE, Band 10, Blatt 121).

Seite auch seine äh Meinung aussprechen darf¹²//mhm//ich bin selber ruhiger geworden (2) mh= durch diese Erfahrung. Ähm und das merkt man nicht sofort. Ich mein das hat ja eine Weile gedauert bis ich das ähm (1) äh bis ich so ruhig geworden bin und auch auf:: äh gesunde Weise ich meine nicht ruhig weil mir das langweilig oder ruhig weil äh (.) ich De=pression habe (.) sondern ist ruhig weil mh=ähm jeder kann auch wenn sie streiten @(.).@ aber jeder darf seine Meinung bis zum Ende aussprechen//mhm//äh und das was ich mh bei äh bei dem Vor=Vortrag erlebt habe. Dass ähm dass diese Interesse ähm alles von den Neuen zu hören und gut zuhören und ähm und wie ich gesagt wenn diejenigen andere Meinung haben dann sagen sie das und in aller Ruhe das heißt das nicht gegen (uns) sondern gegen unsere Meinung [...] (Samira 2018)

Samiras Ausführungen firmieren unter dem Schlagwort der »Streitkultur« (Z. 200), wobei sie aufzeigt, was die Streitkultur, die sie in Deutschland erlebt, ihrer Meinung nach ausmacht und welchen Effekt diese auf sie habe. Streitkultur heißt für *Samira*, dass jeder sich äußern dürfe und auch jeder seine Meinung »bis zum Ende aussprechen darf« (Z. 206), d.h. niemand wird »abgewürgt«, unterbrochen oder zum Schweigen gebracht. Vielmehr würden die Menschen mit Interesse zuhören und wären auch interessiert an Neuem. Wer wiederum eine andere Meinung habe, der würde diese »in Ruhe« (Z. 209) vorbringen, und zwar ohne das Gegenüber persönlich zu kritisieren, sondern lediglich die Sache. Was *Samira* hier unter dem Schlagwort der *Streitkultur* verhandelt, wird in der interkulturellen Forschung meist als »Direktheit« (Thomas 2005: 26) oder »Schwacher Kontext« (Schroll-Machl 2016: 171) bezeichnet und beschreibt genau das, was *Samira* hier herausarbeitet: Kritik wird sach- und nicht personenbezogen geäußert (ebd.: u.a. 184).

Das Recht auf freie Meinungsäußerung (Art. 5, GG) scheint sich also auch auf interpersonaler Ebene zu manifestieren, wobei Geflüchtete und in Deutschland geborene Menschen diese scheinbar¹³ unterschiedlich in den Blick nehmen. Während *Samira* in ihren Ausführungen von Erfahrungen auf Mikroebene spricht, beziehen sich *Sophies* Äußerungen vor allem auf die Makroebene. Das mag daran liegen, dass die kulturell ausgehandelte Meinungsfreiheit für *Sophie* so selbstverständlich ist, dass ihr diese gar nicht bewusst ist und – aufgrund mangelnder konträrer Erlebnisse – auch nicht reflektiert wird/werden muss. *Samira* hingegen scheint diese Form der Meinungsfreiheit so nicht gekannt zu haben, wird nun aber in ihrem (beruflichen) Alltag damit konfrontiert, weshalb ihr diese unmittelbar auffällt. Auf Meso- bzw. Makroebene wird das Thema Meinungsfreiheit jedoch häufiger verhandelt, beispielsweise in Form von Medienberichten oder auch im Rahmen des öffentlichen Diskurses. An beiden hat *Sophie* möglicherweise stärker teil, beispielsweise aufgrund einer höheren Kontaktdichte zu »Deutschen«, aber

12 *Samira* verwendet zwar nicht das Schlagwort der *Freiheit*, allerdings rechtfertigt meiner Ansicht nach nicht zuletzt ihre Formulierung, man dürfe in Deutschland seine Meinung aussprechen, eine Zuordnung zum Phänomen der Meinungsfreiheit.

13 Ich spreche hier bewusst von »scheinbar«, da die herausgearbeiteten unterschiedlichen Äußerungen zur Meinungsfreiheit insbesondere auf Äußerungen von *Samira* und *Sophie* zurückgehen und daher nur vermutet werden kann, dass hier die Differenzlinie »in Deutschland sozialisiert vs. nicht in Deutschland sozialisiert« von Bedeutung ist. Hier könnten aber auch persönliche Faktoren eine (größere) Rolle spielen bzw. müssen mitberücksichtigt werden: So studiert *Sophie* Jura, was vermutlich auch ihren Fokus auf rechtliche Aspekte und die Makroebene (mit)begründet, während *Samira* Psychologin ist und damit vielleicht auch stärker die Mikroebene in den Blick nimmt.

auch, weil ihr deutschsprachige Medien leichter zugänglich sein dürften (sowohl was das Wissen darüber als auch das Sprachverständnis angeht). Zudem hat *Sophie* mit einem Jurastudium begonnen, in dem während der ersten Semester auch die Grundrechte behandelt werden¹⁴.

Demokratie und Mitbestimmung¹⁵

Die oben diskutierte Meinungs- und Pressefreiheit werden mit als Grundpfeiler einer demokratischen Ordnung bezeichnet, weshalb es nur folgerichtig erscheint, dass *Sophie* im Zuge ihrer Ausführungen zur Meinungsfreiheit auch auf weitere demokratische Grundprinzipien wie die Mitbestimmung und damit einhergehende Aushandlungsprozesse eingeht:

in F-Stadt wo i ja studier, da is ja jetzt halt so des, die Diskussion oder war die Diskussion, ob die XY-Ausstellung (1) kemma soll oder net und da ham se an Bürgerentscheid eben gmacht und dann ham halt äh, da warn da au so die Diskussionen eben äh soll i mir dann ah:, (.) ähm, so a Industriegebiet oder so=d ähm is ja oft, äh für XY-Ausstellungen solln so ähm Industriegebiete wieder bepflanzt werden//mhm, mhm//oder so. Und da war eben die Diskussion da hammer scho a Naturschutzgebiet, wo die des (.) eben da macha wollten und ob des dann (.) besser oder weniger guad is//ja//, aber (1) ähm: (1) genau da war halt so die Diskussion äh:, da werd einfach vui diskutiert übe:r Begrünung oder net//mhm, mhm//und da werden dann a die Bürger eben gefragt (Sophie 2017)

Der obigen Interviewpassage gingen *Sophies* Ausführungen über Naturschutzmaßnahmen voraus, die unter dem Fachbegriff der »Eingriffsregelung« (Bayerisches Staatsministerium für Wohnen, Bau und Verkehr 2021)¹⁶ firmieren und letztlich die Tatsache beschreiben, dass bei baulichen Maßnahmen (*Sophie* nennt als Beispiel den Bau eines »Kreisel« [Anm.: gemeint ist hier ein Kreisverkehr], Z. 70), die mit (erheblichen) Eingriffen in die Natur einhergehen, ausgleichende Maßnahmen angestrengt werden (*Sophie* zufolge wird der Kreisverkehr begründet). Diese Maßnahmen scheinen von *Sophie*, auch wenn es dafür eine gesetzliche Grundlage gibt (§ 14 u. 15, BNatSchG, die allerdings von *Sophie* so nicht angeführt wird), als fürsorglich erlebt zu werden. Um jedoch sicherzustellen, dass die fürsorglichen Maßnahmen auch wirklich den gewünschten Effekt für die Natur haben, scheint *Sophie* Aushandlungsprozesse wie den oben beschriebenen für sinnvoll zu erachten, wie sich zumindest aus der Sequenzialität der Ausführungen ableiten lässt.

14 Zur Sicherung der Anonymität verweise ich hier stellvertretend auf einen Plan der Universität Bayreuth (2016), da meine Arbeit an dieser entstanden ist. Im Abgleich mit den Plänen anderer Universitäten lassen sich hier aber große Übereinstimmungen ausmachen.

15 Hier wäre zu diskutieren, ob und inwiefern Demokratie eine »Form« der Freiheit darstellt und nicht eher Bedingung derselben. Da *Sophie* jedoch vor allem den Aspekt der Mitbestimmung hervorhebt, der beispielsweise von Petersen und Mayer (2005: 35f.) als eine Form der Freiheit angeführt wird, habe ich mich entschieden, diesen Aspekt unter die Freiheitsformen zu subsumieren.

16 Ich zitiere hier einen Leitfadens des bayerischen Staatsministeriums für Wohnen, Bau und Verkehr. Eine bayerische Version bot sich deshalb an, weil die Teilnehmerin dort lebt und studiert. Vergleichbare Leitfäden finden sich auch in anderen Bundesländern.

So zeigen die obigen Ausführungen, wie unter der Prämisse, dass Naturschutz wichtig ist, die konkreten Maßnahmen im Einzelfall ausgehandelt werden. Dieser Aushandlungsprozess ist, wie *Sophies* Wiederholungen nahelegen, durch intensive Diskussionen gekennzeichnet, bei denen die (vermuteten) Konsequenzen einer Entscheidung im Hinblick auf deren Kosten und Nutzen abgewogen werden. Anders als bei Diskussionen zu anderen Themen scheint *Sophie* die hier skizzierten Diskussionen als sehr positiv zu erleben. Das mag daran liegen, dass sie diese, anders als die im Zuge der Flüchtlingsdebatte (vgl. S. 245), letztlich als eine Möglichkeit zur konstruktiven Lösungsfindung sieht, die im vorliegenden Fall dann sogar zu einer noch direkteren Mitbestimmung geführt haben, nämlich einem Bürgerentscheid. Somit steht am Ende des intensiven Austauschs von Für- und Wider-Argumenten keine Top-down-Entscheidung durch die verantwortlichen Behörden, sondern eine Abstimmung unter Einbezug der Bürger*innen. Diese Mitbestimmung scheint für *Sophie* zudem eine Art Kontrollfunktion zu erfüllen, durch die sichergestellt wird, dass »die Politik (.) net komplett (machen kann) was wuill« (Z. 88f.), was in anderen Ländern, wie in der Türkei, aber anders sei.

Bewegungsfreiheit

Manche Teilnehmende verbinden mit Deutschland, dass sie sich frei bewegen können, wobei sich zwei Formen abzeichnen, die im Folgenden genauer analysiert werden sollen: Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum sowie deutschland- und europa- bzw. weltweite Bewegungs- bzw. Reisefreiheit.

Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum

Die Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum wird ausschließlich von Geflüchteten thematisiert, wobei sich insbesondere *Samira* bei der ersten Erhebung im Jahr 2016 intensiv zu diesem Thema äußert. Die Analyse startet daher auch mit einem Bild, das *Samira* im Jahr 2016 aufgenommen hat:

Abbildung 15: Frauen am Brunnen



Foto Nr. 7, Samira 2016

In der Bildmitte sind zwei Frauen mittleren Alters zu sehen. Neben der links sitzenden Frau befinden sich eine blaue Jacke sowie eine Getränkedose. Zu Füßen der Frau lehnt ein ebenfalls blauer Rucksack. Die (von der Betrachterin aus gesehen) linkssitzende Frau ist zur Kamera gewandt, die andere Frau sitzt mit dem Rücken zur Kamera, dreht sich allerdings über ihre linke Schulter zur Fotografin bzw. zur*in Betrachter*in (Segment 1). Beide sitzen auf einer sockelartigen, kreisrunden, nach rechts offenen Einfassung eines ebenerdigen Brunnens (Segment 2). Am rechten Bildrand steht ein Fahrrad, das wirkt, als sei es nur kurz dort abgestellt worden (Segment 3). Im Hintergrund befindet sich eine Häuserzeile mit Geschäften. Im rechten oberen Bildbereich sind außerdem mehrere Passant*innen zu sehen, entweder auf einer Bank sitzend oder sich nach rechts bzw. links bewegend (Segment 4). Der gesamte Bereich um den Brunnen herum ist mit grauen, rechteckigen Steinen gepflastert (Segment 5).

Beide Frauen tragen Sonnenbrillen und kurze Hosen sowie kurzärmelige bzw. ärmellose Blusen. Die Kleidung der beiden Frauen wirkt sportlich leger, was vermuten lässt, dass die beiden in ihrer Freizeit unterwegs sind¹⁷. Die Frau, die mit dem Rücken zur Betrachterin sitzt, hält vermutlich die Füße ins Wasser, zumindest wirkt es so, weil sie ihre Füße auf der dem Brunnen zugewandten Seite hat und das Wasser vermeintlich – wenn auch nicht hoch – so doch bis zu dessen Rand reicht. Die Frauen stützen sich beide mit einem Arm ab, ihre Oberkörper sind leicht nach hinten geneigt, der andere Arm ist jeweils im Schoß abgelegt. Die links sitzende Frau hat ihr linkes Bein abgewinkelt und das rechte Bein darüber gelegt, das (scheinbar) ›locker‹ über den äußeren Brunnenrand hängt. Beide Frauen lächeln und vermitteln durch ihre Körperhaltung und ihren Gesichtsausdruck einen fröhlichen und entspannten Eindruck. Die beiden Frauen haben keinen Körperkontakt, sitzen aber doch so nah beieinander (die Oberschenkel berühren einander fast), dass sie sich vermutlich gut kennen und miteinander befreundet oder bekannt sind. Es wirkt, als würden die beiden gemeinsam Zeit verbringen und eine Pause bei einem Stadtbummel oder einer Wanderung einlegen, vielleicht handelt es sich bei den beiden auch um (Tages-)Touristinnen.

Der Ort, an dem sich die beiden Frauen aufhalten, wirkt wiederum so, als sei er gezielt zum Innehalten geschaffen worden. Die Umfassung des Brunnens ist so breit, dass Menschen darauf bequem sitzen, ja eigentlich sogar liegen könnten. Dass die Umfassung auch tatsächlich zum Sitzen genutzt werden kann, ist ihrer Höhe zu verdanken, die ich auf ca. 50 cm, also ungefähr Kniehöhe eines erwachsenen Menschen, schätzen würde. Die Fontänen des Brunnens sind schön anzusehen, das (hier nur imaginierte) Rauschen und Plätschern der Fontänen wirkt beruhigend, das (allenfalls knöchelhohe) Wasser kann zur Abkühlung genutzt werden. Letzteres wird dadurch möglich, dass der Brunnen ebenerdig und sowohl vom Brunnenrand aus als auch über die offene Seite (die in einen schmalen Kanal mündet) leicht zugänglich ist. Einen derartigen Brunnen würde ich in einem Park oder auch in einer Fußgängerzone vermuten, letzteres bestätigt sich beim Einbezug der Segmente 3 und 4. Der Brunnen befindet sich in einer Fußgängerzone, die Geschäfte sind geöffnet, und da vor allem ältere Passant*innen und Menschen mit Kindern unterwegs sind, wurde die Aufnahme vermutlich tagsüber – vielleicht am frühen Nachmittag – gemacht; also während ein Großteil der Bevölkerung arbeitet. Die

Passant*innen blicken – mit einer Ausnahme – nicht in Richtung der beiden Frauen, vermutlich, weil es sich um eine für sie ›normale‹ und alltägliche Szene handelt, die keine Aufmerksamkeit erregt. Lediglich die Tatsache, dass das Setting mit einer Einmalkamera fotografiert wird, scheint zum Teil Interesse zu wecken, da die beiden Damen, die im Hintergrund auf einer Bank sitzen, in Richtung der Fotografin blicken (aber eben in Richtung der Fotografin und nicht zu den beiden sitzenden Damen).

Aus den obigen Beschreibungen und ersten Interpretationen lässt sich schlussfolgern, dass hier zwei befreundete (oder miteinander bekannte) Frauen unterwegs zu sein scheinen, die gemeinsam für einen Moment innehalten, sich erfrischen und entspannen. Dieses Innehalten erfolgt in einem dafür vorgesehenen und gestalteten öffentlichen Raum. Die Situation weckt bei den ebenfalls im Bild befindlichen Passant*innen keine Aufmerksamkeit¹⁸ und scheint somit wohl als alltäglich und ›normal‹ erachtet zu werden.

Samira, die dieses Foto aufgenommen hat, äußert sich dazu wie folgt:

[...] Aber ähm, aber (.) ist, äh, ist total in Ordnung, wenn ich mein Füße in, in Wasser äh: rein und äh ich kümmerge nicht um was die Leute sagen//mhm//. Bei uns de, das Mädchen muss immer sehr äh, sehr vorsichtig mit diese Situation äh sich äh ver=verhalten//mhm//und das ist die, da=das, da, das, die andere, (.) was ich mag hier [...] (*Samira* 2016)

Samira betont, dass es in Deutschland »total in Ordnung« (Z. 17) sei, die Füße – wie sie im Vorfeld betont – »spontan« (Z. 15) ins Wasser zu halten und dass sich die beiden Frauen nicht darum kümmern würden, was die Leute sagen. Dieses *Nicht Kümmern* um das, was andere sagen, scheint jedoch den beiden fotografierten Frauen vor dem Hintergrund der obigen Bildanalyse auch insofern leicht zu fallen, als die Leute ohnehin keinen Anstoß an ihrem Verhalten zu nehmen scheinen (s.o.). Aus *Samiras* Ausführungen geht hervor, dass die Situation in ihrem Herkunftsland in Syrien (»Bei uns«, Z. 18) mehr Aufsehen erregen würde: Dort müssten vor allem die Mädchen in derartigen Situationen vorsichtig sein, was vermuten lässt, dass sie sich – im Vergleich zu den Männern – nicht einfach im öffentlichen Raum entspannen und dabei noch ihre Schuhe ausziehen können. Diese An-

17 An anderer Stelle (vgl. S. 232) wird die Frage diskutiert, inwiefern sich die Menschen in Deutschland situationsangepasst kleiden. Hier sei vorweggenommen, dass einige nach Deutschland Geflüchtete den Eindruck haben, dass sich die Menschen in Deutschland nicht situationsangepasst kleiden würden. In den hier angestellten Interpretationen zeigt sich, dass es situationsentsprechende Kleidung auch in Deutschland gibt, vermutlich sind aber die Übergänge fließender und die Grenzen weniger starr. Die wahrgenommenen Unterschiede verweisen also darauf, dass hier einmal mehr die Relationalität der Perspektiven mit zu berücksichtigen ist.

18 Das Blickverhalten im öffentlichen Raum wird nochmals an anderer Stelle thematisiert (S. 311). Dort wird herausgearbeitet, dass Menschen, an denen beispielsweise die Kleidung als nicht »normal« erachtet wird, eher aus einer gewissen Entfernung betrachtet werden, nicht aus nächster Nähe. Die Passant*innen, die auf dem oben abgebildeten Foto zu sehen sind, befinden sich aber in einer Entfernung, in der unverhohlene Blicke m.E. möglich wären, wie sich an den beiden auf der Bank sitzenden älteren Damen demonstrieren lässt, die zur Fotografin hinübersehen.

nahme bestätigt sich im weiteren Verlauf des Interviews, in dem *Samira* ihre Aussagen über die Bewegungsfreiheit der Frau im öffentlichen Raum konkretisiert:

I=ich, ich verbinde die spon-, äh Spontansachen immer mit die Frauen//mhm//. Weil bei uns die Männer dürfen alles//mhm, mhm//, aber die Frauen dürfen nicht//mhm//und ich muss immer auf meine äh Kleidung aufpassen//mhm, mhm//als ich in meine Heimat äh war ja. Aber hier ist äh ich finde die Frau hat einfach (.) mehr Platz//mhm//, um spontan zu sein//mhm, mhm//. Sie, sie darf alles in de Straße mach=machen//mhm//wie die (.) Mann//mhm//und das was ich meine. [...] (*Samira* 2016)

Den Aufhänger für die obigen Ausführungen bildet meine immanente Nachfrage nach weiteren Beispielen, da *Samira* im Vorfeld gesagt hatte, sie hätte gerne noch mehr Fotos gemacht, hätte aber immer keine Zeit gehabt, zu fotografieren. *Samira* führt daraufhin an, dass in Deutschland viele Frauen mit Kindern Fahrrad fahren würden, die obige Passage schließt direkt an.

Auffallend ist daran, dass *Samira* mehrfach das Wort *spontan* verwendet, wobei sie dem eigenen Bekunden nach die Spontanität mit Frauen (in Deutschland) assoziiert. Der Begriff der Spontanität legt dabei zunächst nahe, dass *Samira* Aktivitäten im öffentlichen syrischen Raum länger planen musste (wer trifft sich, wann, wo und mit wem, wie sind die Begebenheiten dort?), während das in Deutschland auch spontan möglich ist. Darüber hinaus könnte das Wort *spontan* hier auch dafür stehen, dass *Samira* es in Deutschland als einfacher erlebt, spontanen Bedürfnissen nachzugehen, also beispielsweise »einfach so« im öffentlichen Raum innezuhalten, sich zu entspannen und fortzubewegen, ohne dafür Sanktionen fürchten zu müssen oder vorab überlegen zu müssen, ob das Verhalten gesellschaftlich akzeptiert ist. Die hier skizzierte Form der Bewegungsfreiheit könnte im Sinne Westcotts am ehesten als *Circumstantial Freedom* beschrieben werden, die aber auch den Aspekt der *Opportunity* beinhaltet, also, dass der öffentliche Raum in Deutschland *Samira* (2016) die Möglichkeit bietet, spontan zu sein. Im Vergleich zu Syrien, wo wiederum nur Männer diese Freiheit zu genießen scheinen, Frauen aber nicht, zeichnet sich die Situation in Deutschland durch eine Freiheit von Restriktionen aus.

Die sich hier abzeichnenden Unterschiede lassen auf kulturelle Einflussfaktoren schließen: In Syrien wurde offenbar (im Vergleich zu Deutschland¹⁹) eine stärkere Trennung von öffentlicher und privater Sphäre ausgehandelt, wobei die weiblichen Zuständigkeiten in letzterer verortet sind. Möglicherweise spielen aber auch politische Aspekte eine Rolle, und zwar insofern, als Einschränkungen der (weiblichen) Bewegungsfreiheit besonders in Ländern vorkommen, in denen Menschen »Opfer von Verfolgung und Gewalt« (vgl. Welskop-Deffaa 2017: 100) werden²⁰. In einer Interpretationsgruppe äußerte

19 Der angestrengte Vergleich sollte nicht falsch verstanden werden: Eine Sphärentrennung, mit einer Verortung weiblicher Zuständigkeit in der privaten Sphäre, existiert auch in Deutschland (Plannert 2000: 19). *Samiras* Aussage lässt aber vermuten, dass sie die Trennung in Syrien als noch stärker erlebt.

20 Welskop-Deffaa (2017) führt nicht näher aus, was sie unter Verfolgung versteht und auch eine Begründung für ihre These liefert sie nur ansatzweise. So schreibt sie, dass die Beschränkungen nicht

eine irakische Teilnehmerin sogar, dass sich in ihrem Herkunftsland weder Frauen noch Männer im öffentlichen Raum aufhielten, weil die Gefahr terroristischer Anschläge zu hoch sei.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass *Samira* explizit vom Platz auf der »Straße« (Z. 40) spricht, für sie (und die anderen, die sich dazu äußern) scheint es also um die Bewegungsfreiheit im *öffentlichen* Raum und nicht in der privaten Sphäre zu gehen. Dies scheint deshalb von Bedeutung, weil diese Differenzierung, meinem Empfinden nach, im öffentlichen Diskurs in Deutschland so nicht mitgedacht wird. Diese Bewegungsfreiheit geht mit einer Kleidungsfreiheit einher (vgl. S. 216), wie nicht nur *Samira*, sondern auch *Amina* und *Rachida* (2016) betonen. Sich im öffentlichen Raum frei bewegen zu können heißt für viele Frauen also auch, sich so kleiden zu können, wie sie möchten (ausgenommen die Frage um das Kopftuch, vgl. S. 231)²¹.

Zur oben skizzierten Form der Bewegungsfreiheit als Freiheit, sich im öffentlichen Raum zu bewegen, äußern sich ausschließlich Teilnehmende mit Fluchthintergrund, darunter insbesondere (wenn auch nicht ausschließlich) Frauen, vermutlich, weil sie die Profiteurinnen dieser Form der Bewegungsfreiheit sind. Allerdings scheint die Wahrnehmung der Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum, so bedeutsam und fundamental sie zu Beginn eines Ankommensprozesses erscheinen mag, im Laufe der Zeit einen Wandel zu durchlaufen. So äußert sich *Samira* im Jahr 2016 intensiv zu dieser Form der Freiheit, in der darauffolgenden Befragung, im Jahr 2018, initiiert sie dieses Thema jedoch nicht mehr von sich aus. Auf Nachfrage erläutert sie, dass die (Bewegungs-)Freiheit für sie nun schon normal sei, also eine Selbstverständlichkeit darstelle. Zudem weist sie darauf hin, dass sie nun stärker die Kehrseite kennengelernt habe, nämlich die mit der Bewegungsfreiheit einhergehende Verantwortung für das eigene Leben (vgl. dazu S. 223).

Bewegungsfreiheit als Reisefreiheit und Freizügigkeit

Andere Teilnehmende sprechen ebenfalls über Bewegungsfreiheit, jedoch mit Blick auf die Reisefreiheit innerhalb der EU und damit über die deutschen Grenzen hinaus. Auch diese Form der Bewegungsfreiheit soll zunächst anhand eines Bildes analysiert werden.

immer von den »Verfolgern« (ebd.: 100) ausgingen, sondern dass es sich dabei auch um gesetzliche oder »traditionelle« (gemeint sind wohl kulturell ausgehandelte) Einschränkungen handle, die von den Verfolgern ausgenutzt würden. Das wiederum verweist auf ein Wechselspiel aus kulturellen, gesetzlichen und politischen Faktoren, die eine Einschränkung der Bekleidungsfreiheit bedingen.

- 21 Dieser enge Zusammenhang zwischen Bewegungsfreiheit und Kleidungsfreiheit wird im bereits angesprochenen Beitrag von Eva Maria Welskop-Deffaa (2017) ebenfalls deutlich. In diesem folgen die Kapitel 3. *Bewegungsfreiheit* (ebd.: 100–101) und 4. *Bekleidungs Vorschriften* (ebd.: 101f.) aufeinander, wobei sowohl im Kapitel zur Bewegungsfreiheit die Bekleidungsfreiheit thematisiert wird als auch umgekehrt.

Abbildung 16: Kutte im Schrank



Foto Nr. 26, Gretchen Müller 2017

Im Zentrum des Fotos ist eine ärmellose Lederjacke mit zahlreichen Aufnähern zu sehen (Segment 1). Die Lederjacke befindet sich auf einem Kleiderbügel, der an einer Kleiderstange hängt. Links und rechts davon sind weitere Kleiderbügel sowie eine weitere Lederjacke zu sehen, die von der Lederjacke im Zentrum zum Teil verdeckt wird (Segment 2). Den Hintergrund bildet eine holzvertäfelte (Schrank-)Wand, am linken äußeren Rand befinden sich Regalfächer und eine Schranktür, die allerdings nur noch teilweise auf der Aufnahme zu sehen sind (Segment 3).

Die Lederjacke erinnert auf den ersten Blick an die *Kutten* von *Rockern*, was die Assoziation an »schwere Jungs«, vielleicht sogar an kriminelle Milieus, weckt. Bei genauerer Betrachtung der Aufnäher relativiert sich dieser Eindruck jedoch, auch wenn die Gestaltung der Jacke auffallend an die gängiger Motorradgangs angelehnt ist (vgl. Cremer 1992: 105–109), d.h. in der Mitte befindet sich das Logo des Vereins, darüber der Vereinsname und darunter die regionale Verortung des Clubs.

Anders als bei Motorradclubs, deren Logos oft durch Attribute der Männlichkeit, der Aggression oder Gewalt geprägt sind (vgl. Cremer 1992), stellt das Vereinslogo ein sogenanntes Trike dar, ein dreirädriges Motorrad über dem sich eine Art Greifvogel, vielleicht ein Falke oder ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln befindet²². Das Trike wirkt deutlich behäbiger und weniger »cool« als zweirädrige Motorräder. Aufgrund des wohl höheren Sitzkomforts und größeren Stauraums ist es aber vermutlich besser für längere Fahrten

22 Bei Motorradgangs wird zwar zum Teil ein Adler als Symbol verwendet, allerdings scheint es in Bezug auf die Abzeichen und deren Botschaft in der Tat Abstufungen zu geben; so schreibt Farren: »[...] wogegen das Ausmaß der Unfreundlichkeit des Clubabzeichens – Totenschädel, Dämonen und Adler [...] – das Maß der kollektiven Schlechtigkeit ausdrückt, das sie anstreben.« (Farren 1987: 30).

und Reisen geeignet. Im Zusammenspiel mit dem Greifvogel sowie dem Hintergrund (eine leere Straße in freier Natur, mit aufgehender Sonne und Bergen im Hintergrund) werden Assoziationen von Weite, Grenzenlosigkeit und damit einer gewissen Freiheit, gepaart mit Stärke und Weitblick, geweckt. Die Bezeichnung *Road Captain* verstärkt diesen Eindruck noch, sie ruft Bilder der Route 66, des »wilden Westens« vor das innere Auge, geprägt von scheinbar endloser Weite, durch die sich lange gerade Straßen ziehen, auf denen der/die Kapitän*in der Straße auf seinem/ihrer Motorrad unterwegs ist. Zudem bildet die Bezeichnung *Road Captain* fast schon eine etwas selbst-ironische Referenz auf die »Funktionsbeschreibungen«, welche die Mitglieder von Motorradclubs auf ihren Jacken tragen: Hier ordnet sich der/die Besitzer*in jedoch nicht in eine Vereinshierarchie ein, sondern stellt eine Verbindung zu dem »Element« her, auf dem man/frau mit dem Motorrad unterwegs ist: die Straße. Die Selbstbezeichnung als »Trike-Freunde« erweckt außerdem einen deutlich freundlicheren und zugänglicheren Eindruck als Mitglieder gängiger Motorradclubs ihn von sich pflegen.

Unter dem Schriftzug *Trike-Freunde* wird eine regionale Verortung vorgenommen: Dort steht – anders als bei internationalen Motorradclubs, die das Herkunftsland angeben – das Bundesland, ergänzt um eine Himmelsrichtung, was einer zusätzlichen Spezifizierung der »Herkunftsregion« gleichkommt. Diese lokale Verankerung scheint in gewisser Weise die Ausgangsbasis für die Reisen zu bilden, die als zentrales Charakteristikum bereits im Logo angelegt sind und somit vermutlich auch einen Teil der Identität der Vereinsmitglieder ausmachen.

Die weiteren Aufnäher konkretisieren die angedeuteten Reisen und unterstreichen deren Bedeutung für die/den Jackenträger*in. Insgesamt elf Aufnäher²³ zeugen von Reisen innerhalb Deutschlands aber auch Europas, und damit von Reise- und Bewegungsfreiheit. Die Aufnäher wirken dabei wie eine Mischung aus Statussymbol und Erinnerung an die gemachten Reisen und verleihen der Jacke eine Spur von Abenteuer und (durch die Anlehnung an *Kutten* von Motorradclubs) Verwegenheit.

Mit dem abschließenden Einbezug der anderen Segmente lässt sich die *Kutte* noch etwas in das Leben der Besitzerin einbetten. Die *Kutte* wird (zum Zeitpunkt der Aufnahme) eben nicht getragen, sondern hängt »feinsäuberlich« auf einem hölzernen Kleiderbügel in einer Schrankwand aus dunklem Holz (die man auch als etwas altmodisch und ja, vielleicht auch »spießig« ansehen könnte). Die Weite, das Fernweh und das (grenzenlose) Reisen muten hierzu fast wie ein Widerspruch an. »Im Bild bleibend« ließe sich konstatieren, dass das Reisen einen Teil eines ansonsten bodenständigen Lebens darstellt, der bei Bedarf »aus dem Schrank geholt«, aber eben auch wieder »dorthin zurückgehängt« wird bzw. werden kann.

Gretchen Müller, die das Foto gemacht hat und der die *Kutte* gehört, spricht über die Aufnahme wie folgt:

23 Auf der Jacke befinden sich noch zwei weitere Aufnäher, die jedoch nicht von Urlaubsreisen oder Kurztrips stammen: Ein Aufnäher gibt vermutlich den Herkunftsort der Jackenträger*in an, während der andere folgenden Sinnspruch trägt: »Wir sind nicht auf der Welt, um so zu sein, wie andere uns haben wollen«. Hier wird also auf eine weitere Form der Freiheit verwiesen, nämlich die Freiheit vom (negativen) Einfluss anderer (Westcott 1988: 167).

[...] Wir sind Trikefahrer und natürlich gehört da eine Kutte dazu, die getragen wird.//mh//Wo ganz viele -äh- Abzeichen drauf sind, was wir uns schon alles angeschaut haben. Wir haben schon ein bisschen was gesehen von der Welt. Und das hab ich damit so verbunden (.) auch das geht halt in Deutschland. Man kann überall hinreisen, hat keine Einschränkungen. Ja.[...] (Gretchen Müller 2017)

Gretchen Müller erzählt, wie es scheint, nicht ohne einen gewissen Stolz, dass sie und ihr Mann »schon ein bisschen was gesehen« hätten »von der Welt« (Z. 152f.). Dieses Sammeln von Eindrücken, das auf der Kutte in Form von entsprechenden Abzeichen festgehalten wird, ist – nach *Gretchen Müllers* Bekunden – vor allem deshalb möglich, weil sie und ihr Mann in Deutschland leben und von Deutschland aus »überall« (Z. 153) hinreisen können. Woran sie die von ihr erlebte Möglichkeit, ohne Einschränkungen *überall* hinreisen zu können, festmacht, wird in der obigen Passage nicht explizit gemacht. Wie jedoch bereits der Zusatz »auch das geht halt in Deutschland« (Z. 153) vermuten lässt, reihen sich *Gretchen Müllers* Ausführungen zur Reisefreiheit ein in weitere Schilderungen darüber, was in Deutschland alles möglich ist (z.B., dass eine Familie mehrere Autos hat). Diese Vielzahl an Möglichkeiten begründet *Gretchen Müller* damit, dass Deutschland ein »Wohlstandsland« (Z. 141) sei; sie führt also ihre individuelle Reisefreiheit auf den Wohlstand²⁴ in Deutschland zurück, der es ihr und ihrem Mann ermöglicht, Europa und »einen Großteil der Welt« (Z. 160f.) anzuschauen.

Ob die vorgenommene Verknüpfung von Wohlstand und Reisefreiheit nur darauf abzielt, dass genug Geld zur Verfügung ist, um sich das Reisen überhaupt leisten zu können, oder ob auch noch andere Überlegungen mit hineinspielen, kann aufgrund der Kürze der Ausführungen nicht beantwortet werden. Da *Gretchen Müller* an anderer Stelle auf den gesellschaftlichen Wohlstand eingeht, ist durchaus denkbar, dass hier auch die Makroebene angesprochen wird. Diese zeigt sich insofern, als die individuelle Reisefreiheit auch dadurch gewährleistet ist, dass Reisende mit deutscher Staatsbürgerschaft für viele Länder kein Visum benötigen (vgl. Mau 2013: 479), bzw. (meist) relativ problemlos eines beantragen können²⁵. Der Wohlstand Deutschlands spielt in diesem Zusammenhang insofern eine Rolle, als Visa zur Steuerung der Mobilität dienen (ebd.: 469) und Visumpflicht auch immer mit vorhandenen Wohlstandsgefällen zu tun hat, d.h. bei Staatsbürgern aus (im Vergleich) ärmeren Ländern wird befürchtet, dass diese aus Armutsgründen migrieren könnten. Diese Gefahr scheint somit für Deutschland als eher gering eingeschätzt zu werden. Das wiederum wäre dann ein Indiz für die Freiheit Deutschlands gegenüber anderen Staaten (vgl. Pauen 2011: 801), die in der Reisefreiheit Ausdruck findet.

24 *Gretchen Müller* bezeichnet Deutschland zwar hier als Wohlstandsland, im Vorfeld hat sie aber auch ihre Besorgnis darüber geäußert, dass die »Schere« zwischen arm und reich in Deutschland immer weiter auseinandergehe (vgl. Z. 104–111, *Gretchen Müller* 2017).

25 Die Tatsache, dass deutsche Staatsbürger*innen kaum Einschränkungen in Form von Visabeantragungspflichten unterliegen, wird auch gerne medial aufbereitet, so existieren beispielsweise »Rankings« der »angesehensten Reisedokumente der Welt«, bei denen Deutschland mit Frankreich und Südkorea Rang 2 belegt (vgl. Hegenauer 2015).

Somit bedarf es für die Reisefreiheit, wie *Gretchen Müller* sie hier skizziert, eines Zusammenspiels aus einem freiheitlichen Verhältnis der Staaten zueinander, aber auch einer entsprechenden finanziellen Grundlage des*r Einzelnen.

Ähnlich wie *Gretchen Müller* thematisiert auch *Sophie* (2017) die Bewegungsfreiheit im Sinne einer ›Bewegung aus Deutschland hinaus‹, allerdings inhaltlich breiter gefasst und weniger auf die ganze Welt als vor allem auf Europa bezogen. Sie verhandelt das Thema unter dem Schlagwort der Freizügigkeit:

Auf jeden Fall Freizügigkeit. Des war a auf meiner Liste eben. Dass ma einfach wirklich sogar komplett in Europa ähm:: (1) frei (.) ähm, halt seinen Wohnsitz ähm: (.) wählen derf, sein Beruf. Du (.) darfst wirklich überall arbeiten (1), wo du jetzt megst und wenn du jetzt äh: heit sagst, du magst morgen lieber in nem andern Land in Europa eben arbeiten geht das a in gewissen Grenzen//mhm, mhm//natürlich aber ähm: (.) genau und a des ähm: (1) einfach äh Grenzkontrollen zum Beispiel jetzt wieder, weil eigentlich also i hab mir da grad als Kind oder so, wenn mir in Urlaub gefahrn sin äh nie Gedanken drüber gmacht//mhm//. Du bist halt dann einfach, auf einmal war man in nem andern Land//mhm//und, es war ähm:, aber es war ja wohl @net immer so@. [...] (*Sophie* 2017)

Sophie skizziert in ihren Ausführungen, was der Begriff der Freizügigkeit auf Europa bezogen für sie bedeutet: Europäer*innen können ihren Wohnsitz frei wählen und dort arbeiten, wo sie wollen. Dabei scheint sie auch eine hohe räumliche und zeitliche Flexibilität und Raum für Spontanität zu erleben: »heit sagst, du magst morgen lieber in nem anderen Land in Europa arbeiten« (Z. 34f.). In diesen Zusammenhang verweist *Sophie* zwar auch auf Grenzen, die aber ihres Erachtens nicht gravierend und zudem nachvollziehbar zu sein scheinen, wie die Formulierung »in gewissen [...] Grenzen natürlich« (Z. 35) vermuten lässt. Anders als *Gretchen Müller* führt *Sophie* die Reisefreiheit lediglich im Kanon dieser anderen Bewegungsfreiheiten an und da erst an dritter Stelle. Das mag daran liegen, dass die Reisefreiheit für *Sophie* aufgrund ihres jungen Alters (sie ist zum Zeitpunkt der zweiten Befragung 19 Jahre alt) eine Selbstverständlichkeit²⁶ darstellt bzw. dargestellt hat. Deren Bedeutung ist ihr aber offenbar bewusst geworden, als zwischenzeitlich Grenzkontrollen wiedereingeführt wurden. Im Zuge dessen scheint ihr klar geworden zu sein, dass die für sie gewohnte Reisefreiheit früher (also beispielsweise als *Gretchen Müller* ein Kind war) weitaus weniger selbstverständlich war, wie ihr Hinweis »aber es war ja wohl @net immer so@« (Z. 38) vermuten lässt.

Dass die wiedereingeführten Grenzkontrollen dennoch nur eine vergleichsweise geringe Einschränkung der Reisefreiheit darstellen, illustriert das Beispiel, das *Yavur* (2016) liefert: Er fotografiert die bewaldeten Hügel, die sich hinter dem Dorf, in dem er untergebracht ist, erheben und verweist darauf, dass sich dort – in unmittelbarer Nähe – die tschechische Grenze befindet. Diese ›grüne‹ Grenze, die (zumindest aus der Entfernung, in der *Yavur* darauf blickt) nicht als solche erkennbar ist, scheint für *Yavur* ein Symbol für eine ›friedliche‹ Grenze darzustellen, die er mit den Erfahrungen in seinem Heimatland

26 Das Schengenabkommen oder auch Schengener Übereinkommen (vgl. z.B. Auswärtiges Amt 2023), das die Grundlage der hier skizzierten Freiheiten bildet, wurde am 15. Juni 1985 zwischen Deutschland und vier weiteren Staaten geschlossen. Zu diesem Zeitpunkt war *Sophie* noch nicht geboren. Derzeit gehören 27 Staaten dem Schengenraum an.

Irak kontrastiert, wo – ihm zufolge – die Armee oder die Polizei die Grenzen bewachen und ein Grenzübertritt nicht ohne Visum möglich ist.

Ergänzend zur Reisefreiheit von Personen erlebt *Sophie* auch eine Freiheit des Warentransfers (in Bezug auf individuelle Bestellungen) innerhalb Europas: Sie könne sich aus dem Internet oder einem Katalog »irgendwas« (Sophie 2017, Z. 43) bestellen und das komme in kürzester Zeit zu ihr, und zwar ohne dass sie »extrem vuil« (Sophie 2017, Z. 45) dafür bezahlen müsse. Europa ermöglicht also nicht nur seinen Bürger*innen sich frei zu bewegen, sondern gewährleistet auch einen grenzenlosen Handel, der sich durch eine unkomplizierte Bestellung und günstige und schnelle Übermittlung von diversesten Produkten auszeichnet.

Deutschlandweite, schnelle Fortbewegung

Während die oben analysierten Beispiele zur Reisefreiheit als Form der Bewegungsfreiheit auf das Reisen *über die deutschen Grenzen hinweg* bezogen waren, liefert *Alexander* ein Beispiel der Bewegungsfreiheit *innerhalb* Deutschlands und zwar anhand der symbolträchtigen Autobahn:

[...] deutsche Autobahn, man kann so schnell fahrn wie man//mhm//kann oda wie man will//ja//ähm und was ich auch irgendwie son Stück ähm (.) Freiheit, wenn man so mag (.)//mhm//. Find ich schon äh, (2) also ich fahr gerne Auto und ich fahr auch gerne mal schnell, aba muss auch nicht unbedingt sein, aba das äh find ich schon auch so nen (.) Teil was sich so, ja üw-, übers ganze Land irgendwie erstreckt und//mhm//irgendwie auch ähm, (2) ähm (2) das auch irgendwo sym=symbolisiert, wo, wo, wo kann man noch (.) so **schnell** fahrn wie man will?//ja//Also das find ich//ja//schon äh auch (.) also auch wenn mans nicht imma machen muss, aba da würd ich mich auch ungern irgendwie einschränken lassen irgendwie//mhm, mhm//. Dass man halt imma irgendwie nur hundertdreißig fahren darf, das ist immer son- (.) äh, wird imma son bisschen auf=aufgehalten, wenn man irgendwie in Urlaub fährt, obwohl das ja auch manchmal ganz schön sein kann sich einfach mal (.) daher treiben zu lassen [...] (Alexander 2016)

Alexander bezeichnet die Autobahn als Symbol für Freiheit, weil es möglich ist, darauf so schnell zu fahren, wie »man« kann oder will, wobei ihm persönlich das Autofahren, aber vor allem auch das Schnelfahren Spaß zu machen scheint (»ich fahr auch gerne mal schnell«, Z. 72). Von durchgehenden Geschwindigkeitsbeschränkungen würde er sich aufgehalten fühlen, *Alexander* möchte sich aber nicht oder »nur ungern« einschränken lassen (Z. 78). Möglicherweise ist die Fahrgeschwindigkeit dabei auch mit Werten assoziiert, das langsame Fahren scheint mit der Möglichkeit sich treiben zu lassen verbunden, was vermuten lässt, dass das Schnelfahren im Gegensatz mit Effizienz und Leistung, Vorankommen, aber auch mit Zeitdruck und Verpflichtungen verknüpft ist. Hinzu kommt aber offenbar auch, dass die Autobahn ohne Geschwindigkeitsbegrenzung eine Art Distinktionsmerkmal darzustellen scheint, durch das sich Deutschland (positiv) von anderen Ländern unterscheidet. Dies zeigt sich an *Alexanders* rhetorischer Frage, wo man noch so schnell fahren könne wie man wolle. Außerdem scheint es für *Alexander* eine Rolle zu spielen, dass die Autobahn eben nicht auf bestimmte Regionen Deutschlands beschränkt ist, sondern sich deutschlandweit erstreckt. Die hier nachgezeichnete

Sichtweise und Argumentation decken sich in den zentralen Punkten mit dem öffentlichen deutschen Diskurs zu deutschen Autobahnen, der offenbar vor allem auch von der männlichen Bevölkerung geteilt wird (Hummel 2018). Und dennoch überrascht *Alexanders* Positionierung, da er zum Zeitpunkt der Erhebung in einem Unternehmen arbeitet, das auf Nachhaltigkeitsfragen spezialisiert ist und zudem an anderer Stelle erkennen lässt, dass ihm Klimaschutz durchaus wichtig ist. Deshalb wäre zumindest eine ambivalente Haltung zu erwarten (vgl. Ruppel 2015), die sich aber allenfalls andeutet, wenn *Alexander* beispielsweise darauf hinweist, dass er nicht schnell fahren müsse und ›man‹ auch nicht immer schnell fahren müsse. Demnach drängt sich hier die Vermutung auf, dass das Narrativ der Freiheit auf deutschen Autobahnen – wie sich auch an den Diskussionen zum Tempolimit zeigt – derart dominant und attraktiv ist, dass eigene Überzeugungen dafür hintangestellt werden.

Anders als bei der vorab analysierten Reisefreiheit *über* die deutschen Grenzen hinweg, geht es bei *Alexander* weniger darum, innerhalb Europas zu wohnen, zu arbeiten oder hinreisen zu können, wo er will, sondern sich innerhalb Deutschlands (da aber deutschlandweit) so schnell fortbewegen zu können, wie er möchte, und zwar ohne Einschränkungen zu erfahren. Das entspricht einer Mischung aus Freiheit in Form von *Gelegenheit* zusammen mit *Freiheit von Restriktionen* (Westcott 1988: 174 u. 177). Diese Form des Freiheitsbedürfnisses und dessen Einforderung muten vor dem Hintergrund der Klimakrise, und da *Alexander* an anderer Stelle selbst die Bedeutung des Klimaschutzes herausstellt, befremdlich an. Vermutlich zeigt sich darin aber auch ein über Jahrzehnte hinweg gesellschaftlich ausgehandeltes und nicht zuletzt durch die deutsche Autoindustrie befördertes Freiheitsverständnis, dem möglicherweise insbesondere Männer²⁷ etwas abgewinnen können.

Zusammenfassung und Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich in den Daten sehr unterschiedliche Facetten von Bewegungsfreiheit in Deutschland abbilden. Diese können zwar alle der *Circumstantial Freedom* (mit den Untervarianten Gelegenheit und Freiheit von Restriktionen) zugeordnet werden, es manifestieren sich aber sehr unterschiedliche Differenzlinien. Für die geflüchteten Teilnehmenden steht – insbesondere bei der ersten Befragung im Jahr 2016 – die Bewegungsfreiheit der Frau im öffentlichen Raum im Vordergrund. Dabei wird hervorgehoben, dass Frauen in Deutschland den öffentlichen Raum nach ihren Bedürfnissen (Fortbewegung, Entspannung, ...) nutzen können, fokussiert wird also letztlich das *Wie* der Bewegung im öffentlichen Raum. Diese Freiheit in Bezug auf das *Wie* haben die (sich dazu äussernden) Geflüchteten in ihren Heimatländern so nicht erlebt. Bei den ›deutschen‹ Teilnehmenden ist diese Form der Bewegungsfreiheit kein Thema, vermutlich, weil es sich dabei um eine Selbstverständlichkeit handelt und die Teilnehmenden nicht über vergleichbar gegenteilige Erfahrungen an anderen Orten dieser Welt

27 Vor dem Hintergrund eines einzelnen Falles wäre es freilich vermessen, diese Überlegung aufzustellen, zumal diese sicherlich auch durch gängige Stereotype gespeist wird. Allerdings gibt es auch Befragungen, in denen sich diesbezüglich Geschlechterdifferenzen abzeichnen (vgl. z.B. Breiting 2019).

verfügen. Gleichzeitig scheint die Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum schnell als selbstverständlich erlebt zu werden (vgl. S. 393).

Neben der Bewegungsfreiheit als Freiheit, im öffentlichen Raum den eigenen Bedürfnissen nachgehen zu können, wird auch die Möglichkeit, sich deutschlandweit schnell fortbewegen zu können, als Freiheit erlebt. Wobei hier nicht der Flugverkehr oder das Schienennetz als Aufhänger gewählt werden, sondern die symbolträchtige deutsche Autobahn. Dabei scheint das Motiv des »sich nicht einschränken lassen Wollens« im Vordergrund zu stehen, das sich im öffentlichen Diskurs in Deutschland großer Beliebtheit erfreut und insbesondere in der männlichen Bevölkerungsschicht verfangt. Darüber hinaus klingt in den Ausführungen zu dieser Form der Bewegungsfreiheit auch an, dass diese vor allem deshalb als besonders erlebt wird, weil sich Deutschland hier von anderen Ländern (positiv) abhebt und weil die Autobahn letztlich deutschlandweit existiert.

Die letzte Form der Bewegungsfreiheit ist eine über die deutschen Grenzen hinausgehende, wobei sich hier nochmal zwei verschiedene Varianten ausmachen lassen: Für *Sophie* stehen die Freizügigkeit in der EU und alle damit verbundenen potentiellen Vorteile im Vordergrund; d.h. die Möglichkeit dort leben und arbeiten zu können, wo sie möchte, oder sich auch Produkte aus ganz Europa schicken zu lassen. Für *Gretchen Müller* hingegen heißt Reisefreiheit, die Freiheit im Urlaub Europa und die Welt bereisen zu können. Dass *Sophie* und *Gretchen Müller* ganz unterschiedliche Aspekte herausheben, mag mit ihrem Alter bzw. ihrer Generationszugehörigkeit zu tun haben. *Sophie* ist eine junge Studentin, die mit dem Schengenabkommen aufgewachsen ist. Sie scheint Europa eher als Möglichkeitsraum und die Freizügigkeit als (potentiellen) Lebensentwurf wahrzunehmen, wobei sie sich dazu erst im Rahmen der Folgerhebung äußert, was auf einen Entwicklungsprozess schließen lässt (vgl. S. 393).

Gretchen Müller hingegen ist zum Zeitpunkt der Befragung 51 Jahre alt, sie hat eine Familie und wirkt in ihrem Heimatort fest verankert. Die beruflichen Möglichkeiten, die sich durch die Freizügigkeit in Europa bieten, scheinen für sie weniger interessant. Wichtiger scheint die Möglichkeit zu reisen, die *Gretchen Müller* aber nicht nur an den politischen Bedingungen, sondern auch am Wohlstand in Deutschland festmacht. Zur Reisefreiheit äußern sich aber nicht nur »deutsche«, sondern auch die neuangekommenen Teilnehmenden, wobei erstere meist über eigene Reiseerfahrungen verfügen, was bei letzteren nicht der Fall ist (da diese keine oder allenfalls eine eingeschränkte Reiseerlaubnis haben). Trotzdem scheint die grenzüberschreitende Reisefreiheit auch von Neuangekommenen (positiv) wahrgenommen zu werden, und zwar vor allem dann, wenn sie in ihrem Alltag damit konfrontiert werden und in ihrem Herkunftsland andere Erfahrungen gemacht haben.

Bekleidungsfreiheit

Im Zuge der Ausführungen zur Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum (vgl. S. 209) kommen einige Teilnehmerinnen auch auf die Bekleidungsfreiheit in Deutschland zu sprechen. Im Folgenden rekonstruiere ich, wie sich diese im Empfinden der Teilnehmer*innen ausgestaltet. Den Auftakt der Analysen bildet eine Interviewaussage von *Tamara*, die einen Blumentopf mit Stiefmütterchen fotografiert hat, der für sie die Bekleidungsfreiheit in Deutschland symbolisiert:

[...] genau, das waren Stiefmütterchen und zwar hab ich so für mich so das ähm das Bunte, was was ich hier so in Deutschland erleben kann, die die äh Schönheit und ähm (.) das hat für mich so das das Sinnbild der Stiefmütterchen gezeigt (.) äh egal wo ich hinkomme, die Menschen die können sich bunt kleiden, die könn anziehen was sie wollen, die müssen nicht verschleiert gehen ähm (.) strahlen damit eine Lebensfreude aus, so empfinde ich das manchmal [...] (Tamara 2017)

Tamara spricht vom »Bunte[n]« (Z. 30) das sie in Deutschland erleben würde bzw. könne, und zwar offenbar deutschlandweit (»egal wo ich hinkomme«, Z. 32). Dabei deutet sich folgendes Verhältnis von Freiheit und Buntheit an: Die Menschen in Deutschland dürften anziehen, was sie wollen, was zu einer gewissen Buntheit der Bekleidung beiträgt und sich zudem in Lebensfreude niederschlägt. Da Tamara diese Buntheit auch mit Schönheit verbindet, hat sie die Blumentöpfe mit lila-gelben Stiefmütterchen fotografiert. Neben Tamara kommen auch Samira, Rachida und Amina auf die Bekleidungsfreiheit in Deutschland zu sprechen, wobei sie sich ganz ähnlich dazu äußern. So sagt Amina: »[...] man kann äh alles äh, äh wie ich möchte tragen« (Z. 152f., Rachida & Amina 2016). Amina teilt also die Einschätzung, dass die Menschen in Deutschland alles anziehen können, was sie wollen. Im weiteren Verlauf der Ausführungen wird zudem deutlich, dass sich die Teilnehmerinnen insbesondere auf die weibliche Bekleidungsfreiheit beziehen.

Die hier skizzierte Form der Bekleidungsfreiheit kann als *Circumstantial Freedom* bezeichnet werden, genauer, als Freiheit von Restriktionen bzw. als freie Möglichkeit, was die Wahl der Kleidung angeht. Darüber hinaus könnten hier auch Aspekte einer *Natural Freedom*, im Sinne einer Selbstbestimmung mit hineinspielen (vgl. S. 197 sowie Westcott 1988: 167).

Und doch scheint es auch hier auf die Perspektive anzukommen, wie sich am Beispiel der Buntheit illustrieren lässt: So erzählten mir Seminarteilnehmerinnen, die länger in Spanien gelebt hatten, dass sie nach ihrer Rückkehr oft den Eindruck hatten, auf der Straße von anderen Passant*innen lange gemustert zu werden. Ihnen fiel dann auf, dass sie (beeinflusst durch die spanische Mode) bunter gekleidet waren als in Deutschland üblich. Das wirft nun die Frage auf, inwieweit, die von den Teilnehmenden skizzierte Möglichkeit, alles tragen zu können, nicht doch auch bestimmten kulturellen sowie modischen Einschränkungen unterliegt. Diese Restriktionen scheinen aber offenbar nicht so stark aufzufallen und auch nur unbewusst wirksam zu werden.

Das mag wiederum ein Grund dafür sein, warum die Teilnehmerinnen in ihren Ausführungen andere Länder zum Vergleich heranziehen. Bei Tamara wird der Gegenhorizont nur vage entworfen, nämlich, wenn sie darauf verweist, dass die Menschen in Deutschland »nicht verschleiert gehen« (Z. 34, Tamara 2017) müssten. Sie geht damit nicht näher darauf ein, welche Länder oder welche Personen gemeint sind. Aufgrund des in Deutschland dominanten öffentlichen Diskurses tun sich bei mir aber sofort Assoziationen zu muslimischen Ländern sowieschwarz gekleideten, verschleierten muslimischen Frauen auf, die zum Tragen des Kopftuchs gezwungen werden (vgl. z.B. AFP 2017). Bilder von Ländern, in denen Frauen farbige Kopftücher und bunte Kleidung tragen, kommen in diesem dominanten Diskurs ebensowenig vor, wie Geschichten von Frauen, die das Kopftuch freiwillig und aus Glaubensgründen tragen. Stattdessen scheinen – wie sich auch in Tamaras Ausführungen andeutet – gerade muslimisch geprägte Länder

mit einem Kleidungs*zwang* für Frauen assoziiert zu werden; im Sinne einer fehlenden *Freiheit von Druck* (vgl. Westcott 1988: 167). Die aus Syrien geflohenen Teilnehmerinnen verwenden zunächst den gleichen negativen Gegenhorizont: So erörtert *Samira* bereits zu Beginn des Interviews, dass in ihrem Herkunftsland Frauen anders als Männer immer auf die Kleidung achten müssten. Im weiteren Verlauf des Interviews wird dann deutlich, dass sie als Jugendliche offenbar gerne kurze Röcke getragen hätte, was ihre Mutter ihr aber nicht erlaubt hat²⁸ (Z. 208–210, *Samira* 2017). Ähnlich wie *Samira* erzählen auch *Rachida* und *Amina* davon, in Syrien in der Kleiderwahl *eingeschränkt* worden zu sein. Anders als *Tamara* dies anzunehmen scheint, sprechen die Befragten von ihrem Herkunftsland aber lediglich von Restriktionen in Bezug auf die Kleiderwahl (also im Sinne einer fehlenden *Freiheit von Restriktionen*, vgl. ebd.: 167) und nicht von einem erlebten Zwang.

Die bisherigen Analysen fokussierten auf die Ausführungen zur Bekleidungs*freiheit* der Frau im öffentlichen Raum. Mithilfe von *Sunnys* Äußerungen kann jedoch noch eine weitere Facette der Bekleidungs*freiheit* beleuchtet werden. *Sunny* berichtet vom Tag der offenen Tür der Musikschule in C-Stadt, zu dem die »deutschen« Besucher*innen, wie sie sagt, »frei« (*Sunny* 2017, Z. 41) statt »offiziell gekleidet« (Z. 42) gekommen seien. Inwiefern es sich hier um Bekleidungs*freiheit* handelt, lässt sich am – für *Sunny* – positiven Gegenhorizont ableiten, den sie aufmacht: *Sunny* erläutert, sie sei im Bewusstsein erzogen worden, dass Musik, und zwar insbesondere die klassische Musik, etwas »Offizielles« und »Traditionelles« (Z. 23f.) sei, dem es auch durch die Kleidung Rechnung zu tragen gelte. Dementsprechend ist es bei bestimmten Anlässen eben nicht möglich, »irgendetwas« anzuziehen, was somit eine Einschränkung der Bekleidungs*freiheit* darstellt.

Dieser Kleidungs(un)*freiheit* liegt vermutlich ein kulturell unterschiedliches Verständnis der Funktionen von Kleidung zugrunde: Während im deutschen Kontext (wenn auch sicherlich nicht immer) im Vordergrund zu stehen scheint, dass Kleidung – neben modischen Aspekten – funktional (z.B. kurze Hosen bei warmen Temperaturen) ist, scheint für *Sunny*, aber auch *Rachida* und *Amina* ein situativ angepasstes Styling (vgl. Hahn 2015: 49) vertrauter zu sein, nicht zuletzt, weil bei besonderen Anlässen über die Kleidung eine gewisse Wertschätzung transportiert wird bzw. werden soll. Demnach lässt sich die im deutschen Kontext beobachtete Form der Kleidungs*freiheit* als *situationsunabhängige Kleidungs*freiheit** bezeichnen.

Allerdings könnte hier statt der oder zusätzlich zur Frage nach der Rolle der Kleidung die vorgenommene Bewertung des Anlasses von Bedeutung sein. D.h., *Sunny* schreibt im oben erörterten Beispiel dem Anlass einen anderen Stellenwert zu als die anderen Besucher*innen. Dafür spricht, dass es für viele »deutsch Sozialisierte« vermutlich einen

28 Da es sicherlich auch »deutsche« Frauen gibt, die über Auseinandersetzungen mit ihren Müttern (oder auch Vätern) bezüglich ihrer Kleidung berichten können, stellt sich die Frage, ob und wenn ja wie sich hier dennoch Unterschiede manifestieren. Endgültig lässt sich diese Frage an dieser Stelle nicht klären, vielmehr können nur Vermutungen angestellt werden: Möglicherweise führen die Auseinandersetzungen im deutschen Kontext seltener zu einem Verbot, sich auf eine bestimmte Art zu kleiden. Oder aber junge Mädchen und Frauen setzen sich in Deutschland eher über mögliche Verbote hinweg. Hinzu könnte kommen, dass die Akzeptanz, was die Länge oder besser »Kürze« der Röcke angeht, in Deutschland eine andere ist als in Syrien.

Unterschied macht, ob es sich um einen Tag der offenen Tür (und damit einen eher unverbindlichen Anlass zum Reinschnuppern) handelt oder um ein ›richtiges‹ klassisches Konzert (zu dem meiner Erfahrung nach auch viele ›vornehmer‹ gekleidet kommen würden). Hier könnten zudem Hierarchisierungen bzw. (auf deutscher Seite) der Versuch einer Hierarchieminimierung mit hineinspielen, d.h. klassische Musik soll nicht einem bestimmten (entsprechend situierten) Publikum vorbehalten sein, sondern für alle zugänglich gemacht werden²⁹.

Religionsfreiheit

Den Ausgangspunkt für die folgenden Analysen bilden erneut Ausführungen von *Tamara*, die sich auch zur Religionsfreiheit in Deutschland äußert. Wie schon bei anderen Themen (s.o.) so wählt *Tamara* auch hier ein Symbol, um ihre Aussage zu veranschaulichen. In diesem Fall ist es das Kreuz, zu dem sie sich wie folgt äußert:

Eigentlich irgend äh [atmet aus] n an an christliches Symbol denk ich mal, wahrscheinlich hier unser Kreuz, mit dem Gedanken dass wir hier so Religionsfreiheit leben können, ohne dass wir äh dafür bestraft werden und unsere Meinung äußern können (.) ich hätt's gleichgesetzt auch mit Politik, im im polit=politischen Bereich, im religiösen Bereich, das hätt für mich jetzt ganz wichtig noch dazu gehört. Ich konnts nicht mehr sehen, was ich schon fotografiert hab³⁰ (Tamara 2017)

Wie schon an anderer Stelle angeklungen (vgl. S. 201) verknüpft *Tamara* Religionsfreiheit mit Meinungsfreiheit und Demokratie, wobei sie die verschiedenen Freiheitsformen, die sie in Deutschland erlebt, in unterschiedlichen Bereichen zu verorten scheint: Sie unterscheidet einen politischen und einen religiösen Bereich und ordnet die Meinungsfreiheit und die Demokratie dem politischen und die Religionsfreiheit entsprechend dem religiösen Bereich zu.

Religionsfreiheit bedeutet für *Tamara*, Religion »frei leben« (Z. 20) zu können, ohne »dafür bestraft« (Z. 20) zu werden. Auf wen sich das in diesem Zusammenhang verwendet wird, bezieht, wird in den Ausführungen nicht ganz klar. Denkbar wäre die eigene Familie oder auch – stärker an die Forschungsfrage angelehnt – die in Deutschland lebenden Menschen. Für den etwas persönlicheren Bezug spricht, dass *Tamara* auf ein Kreuz verweist, das sich in ihren eigenen Wohnräumen befindet (Z. 19), was zudem vermuten lässt, dass sie selbst Christin ist.

In den obigen Ausführungen schwingt eine Verknüpfung von Christentum und Religionsfreiheit mit, auf die ich etwas genauer eingehen möchte. *Tamara* erlebt in Deutschland die Möglichkeit, den eigenen Glauben ›frei‹, also ohne größere Einschränkungen zu

29 Wobei hier Folgendes kritisch anzumerken ist: Wenn gesellschaftlich ein ›allgemeiner‹ Wohlstand vorherrscht und es zudem möglich ist, sich auch mit weniger Geld ›gut‹ zu kleiden, erfolgt die Distinktion vermutlich nicht (mehr) über die Kleidung, sondern über andere Merkmale (vgl. Hannelore Bublit 2022 zu den verborgenen Codes gesellschaftlicher Eliten).

30 Wie sich im Interview herausstellt, wollte *Tamara* ein Kreuz, das offenbar in einem ihrer Wohnräume angebracht ist, fotografieren. Im Datenset ist allerdings keines enthalten, was sich wie folgt begründet: *Tamara* war davon ausgegangen, bereits ein Foto gemacht zu haben, konnte das aber aufgrund der analogen Kamera, die sie zum Fotografieren verwenden sollte, nicht nachprüfen.

leben oder, wie sie es formuliert, »ohne [...] dafür bestraft« (Z. 20) zu werden. Da *Tamara* als Christin in einem (trotz zunehmender Säkularisierung) christlich geprägten Land lebt, mag es zunächst wenig überraschen, dass es für sie möglich ist, den eigenen Glauben zu praktizieren. Gleiches ist (zumindest im Normalfall) für Muslime und Muslimas in einem muslimisch geprägten Land, für Hindus in einem hinduistisch geprägten Land usw. gewährleistet. Hier wäre daher zu fragen, ob die Errungenschaft der Religionsfreiheit nicht eher ist, dass auch Angehörige religiöser Minderheiten, die in einem mehrheitlich andersreligiös geprägten Land leben, ihren Glauben ohne Einschränkungen ausüben können (s.u.). *Tamara* schließt dies in ihren Ausführungen nicht aus, betont es aber auch nicht explizit.

Die sich andeutende Assoziation von Christentum und Religionsfreiheit mag allerdings auch dadurch zustande kommen, dass die Fälle religiöser Verfolgung, die in den 2010er Jahren weltweit besondere Aufmerksamkeit erfuhren (verfolgte Rohingya in Myanmar, Jesid*innen im Irak und Christ*innen in Syrien, vgl. UNHCR 2018), nie von christlichen Verfolger*innen ausgingen. Allenfalls wurden Christ*innen selbst zu Opfern religiöser Verfolgung. Dies belegen auch entsprechende Statistiken: In dem Jahr, als die Erhebung stattfindet, waren schwere (darunter zum Teil auch tödliche) Übergriffe auf religiöse Minderheiten eher in muslimischen Ländern zu verzeichnen (vgl. Pew Research Center 2016: 19f.). Wird jedoch der Blick auf weniger schwere Einschränkungen durch Regierungen oder soziale Anfeindungen erweitert³¹, zeigt sich, dass diese auch in christlichen Ländern erfolgen und zudem – nicht zuletzt in Europa – zugenommen haben (Pew Research Center 2016: 7–14).

Beim Einbezug des Kreuzsymbols in die Analysen, eröffnen sich noch vielschichtiger Bedeutungsdimensionen: Für gläubige Christ*innen repräsentiert das Kreuz unter anderem christliche Werte wie Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Aus Sicht Nicht- oder Andersgläubiger kann das Kreuz hingegen anders empfunden werden. Dann steht das Kreuz nicht nur für den christlichen Glauben, sondern eher für eine Instrumentalisierung in der Debatte um die »deutsche Leitkultur«³²: Diese basiert auf der These einer christlich-abendländisch geprägten deutschen Kultur, mit der nicht selten mehr oder weniger explizite Anpassungsforderungen einhergehen. Zudem zeichnet sich die (katholische) Kirche, für die das Kreuz auch als Symbol genommen werden kann, nicht durch eine Geschichte der propagierten Religionsfreiheit aus, eher im Gegenteil: Bis in die 1960er Jahre hinein rang (insbesondere die katholische) Kirche damit, sich auf eine »moderne« Auffassung von Religionsfreiheit zu verständigen, in der der katholische Glaube nicht als eigentliche Wahrheit aufgefasst wird (vgl. z.B. Ziebertz 2015: 12–17).

Ungeachtet der bestehenden Ambivalenzen scheint das Prinzip der Religionsfreiheit für viele Teilnehmende doch so unbestreitbar etabliert, dass dieses automatisch höher

31 Das Pew Research Center differenziert zwischen sozialen Anfeindungen und Einschränkungen durch die Regierungen, die jeweils in unterschiedliche Schweregrade differenziert werden.

32 Einen (vorläufigen, wenn auch von Kirchenvertreter*innen zum Teil stark kritisierten) Höhepunkt fand die Instrumentalisierung des Kreuzes als Symbol für die deutsche Leitkultur mit der Anordnung des bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder, in bayerischen Behörden das Kreuz aufzuhängen (vgl. z.B. Guyton 2018). Diese Anordnung erfolgte im Jahr 2018 und damit ein Jahr nachdem *Tamara* die Bilder aufgenommen hat. Dennoch wurde auch damals das Kreuz schon gerne dementsprechend instrumentalisiert.

angesiedelt wird als mögliche Irritationen, die aus der christlichen Prägung der Gesellschaft erwachsen. Veranschaulichen lässt sich dies an *Jonny Raketes* Aussage zum Tragen des Kopftuchs:

[...] äh, auf der einen Seite find ich, (2) dass äh, dass äh die deutsche Kultur (2) in meinen Augen relativ klar christlich geprägt ist. (.) Äh, aber wir haben Religionsfreiheit und deswegen is es äh okay [...] (Jonny Rakete 2017)

Allerdings hat diese Freiheit für *Jonny Rakete* auch Grenzen, auf die ich an anderer Stelle (vgl. Kap. V. 2.3.3) nochmal genauer eingehe.

Zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle Folgendes festhalten: Religionsfreiheit beschreibt im Verständnis der Teilnehmenden eine Form der Freiheit, die im Erleben eng mit anderen Freiheitsformen verknüpft ist. Konkret bedeutet Religionsfreiheit für die Teilnehmenden die Freiheit, die eigene (ggf. von der Mehrheit abweichende) Religion zu praktizieren, ohne dafür bestraft zu werden. Dabei werden Gesellschaften, die christlich geprägt sind (wie die deutsche), von manchen (christlichen) Teilnehmenden mit einer stärkeren Gewährleistung von Religionsfreiheit assoziiert. Prinzipiell wird Religionsfreiheit als positiv erlebt, wobei die Teilnehmenden auch Grenzen ziehen.

Bevor ich nun zur nächsten Freiheitsform übergehe, möchte ich abschließend noch eine weitere latent in den Daten vorhandene Variante der Religionsfreiheit thematisieren. Diese zeichnet sich, anders als die oben erörterte, nicht durch das freie Praktizieren der eigenen Religion aus, sondern vielmehr dadurch, frei von Religion leben zu können: »the religion is not important here« (Z. 71, Leo 2017). Diese Form der »Freiheit von Religion« wird vor allem von geflüchteten Teilnehmenden (u.a. Leo 2017, Sunny 2017) angesprochen und bildet (aus deren Sicht) einhergehend mit der Verortung des Religiösen im Privaten eine wichtige Voraussetzung für das friedliche Zusammenleben in Diversität (vgl. S. 297).

Freiheit von Rollenzuschreibungen

Einige der geflüchteten Teilnehmenden schildern eine weitere Form der Freiheit, die ich als *Freiheit von Rollenzuschreibungen* bezeichne. Gemeint ist damit, dass Mitglieder von Gruppen (u.a. Alter, Geschlecht, Religion) bzw. Menschen, die bestimmte (z.B. hierarchische) Rollen innehaben, keinen starren Verhaltenserwartungen unterliegen. Im Folgenden rekonstruiere ich, woran sich für die Teilnehmenden diese Freiheit von Rollenzuschreibungen, konkret festmachen lässt. Als Auftakt hierfür wähle ich *Sunnys* Beschreibung eines Fotos, das sie von zwei Männern gemacht hat, die auf einem Spielplatz wippen:

[...] Die zwei erwachsene Männer//mhm//hatten nur einfach Spaß bei dem @Kinderspielzeug@//ja @(2)@//. Also (.) das äh habe ich sehr oft gesehen. (2) Also in der Ukraine isses, zu, also zum Beispiel es is nicht Spaß. In der Ukraine isses ironischer Spaß//mhm//wenn die Erwachsene, junge so machen das (.) also dann bedeutet: Entweder sind sie betrunken//mhm//oder sind sie verrückt//mhm//. Also ein normal intelligente (.) Mensch im Alter fünfundzwanzig und (.) hoch also und weiter (.) kann das nicht machen//mhm//. Also können einfach nicht auf dem Spielplatz sich wohl-

fühlen//ja, ja, ja//. Nein! Und ohne Kind. Also das war eine Company//ja//nur von jungen Menschen//ehe//. Aber in Deutschland isses ganz normal (.)//mhm//. Also die ju-, die Menschen (.) haben die Möglichkeit (.) sich frei zu fühlen und frei Spaß zu haben//ja//und sie bekommen kein Beschwerde, kein Ärger von Eltern in, in Spielplatz u:nd (.) also wie heißt das, sie werden nicht evaluiert [...] (Sunny 2017)

Wie sich an der obigen Passage zeigt, scheint das Besondere für *Sunny* zu sein, dass die beiden jungen Männer (ihrem Empfinden nach) ungezwungen ein (öffentliches) und eigentlich für Kinder bestimmtes Spielgerät nutzen und dabei Spaß haben (können). Da *Sunny* Situationen wie diese bereits öfter erlebt zu haben scheint, stuft sie diese für Deutschland als normal ein³³. In der Ukraine und – wie *Sunny* später anfügt – in Syrien scheint es hingegen gesellschaftlich nicht akzeptiert zu sein, dass sich erwachsene Menschen, zumal wenn sie ohne Kinder unterwegs sind, auf einem Spielplatz »vergnügen«. Das zeigt sich daran, dass *Sunny* die Situation in Deutschland als positiven Gegenhorizont entwirft, indem sie betont, dass die jungen Menschen hier eben nicht sanktioniert oder abgewertet würden (»keine Beschwerde, kein Ärger von Eltern«, Z. 50, »sie werden nicht evaluiert«, Z. 51). Die Situation in Deutschland erlebt *Sunny* offenbar als eine Art Möglichkeitsraum, was mit einem Gefühl der Freiheit (Z. 59, Sunny 2017) und des Wohlbefindens (Z. 57, Sunny 2017) einhergeht (das sie hier möglicherweise selbst empfindet und mit auf die beiden jungen Männer projiziert).

Dass sich die Situation in der Ukraine, aber auch in Syrien anders ausgestaltet, führt *Sunny* auf die Rollenerwartungen zurück, denen nicht zuletzt erwachsene Männer unterliegen würden. Bezogen auf Syrien beschreibt *Sunny* diese Erwartungen wie folgt:

[...] Also ein Mann ist ein Mann//mhm//wie ein Gott//mhm//. Er soll sich also wie ein Mann äh also bewegen//mhm//und behandeln (Sunny 2017)

Aus *Sunnys* Sicht wird den Männern in Syrien eine besondere hierarchische Position zugeschrieben, die sie sogar als gottgleich zeichnet. Das bedeutet jedoch für die Männer im Gegenzug, dass sie diese Position durch einen entsprechenden Habitus (Bewegung und Verhalten) ausfüllen müssen. *Sunny* geht zwar nicht darauf ein, was geschieht, wenn die Rolle nicht angemessen erfüllt wird, denkbar wäre aber, dass gleichsam die Legitimation verlorengeht, eine derartige Position einzunehmen.

Die hier anklingenden Rollenerwartungen werden von den Teilnehmenden auch in Bezug auf andere Bereiche und Gruppen thematisiert, wobei die Auflösung dieser Erwartungen meist als positiv wahrgenommen wird. So äußern sich einige Teilnehmende

33 An dieser Stelle sei auf die Relationalität der Wahrnehmung hingewiesen: Meinem Eindruck nach (ich habe in den vergangenen Jahren selbst viele Stunden mit meinem Kind auf Spielplätzen verbracht), fällt es auch in Deutschland auf, wenn junge Erwachsene einen Spielplatz nutzen. Und die Nutzenden tun dies zum Teil auch mit einem gewissen »Augenzwinkern«, ein Augenzwinkern, das ich auch auf dem Foto zu erkennen meine. Allerdings, und hier stimme ich *Sunny* zu, erfolgt in der Tat keine Sanktionierung des Verhaltens, sondern eher eine freundliche »Duldung«. Diese Duldung erfolgt so lange, wie die jungen Erwachsenen nicht »negativ« auffallen (also nichts beschädigen und sich rücksichtsvoll gegenüber spielenden Kindern verhalten).

positiv darüber, dass es in Deutschland keine (oder zumindest keine zum Herkunftsland vergleichbaren) Einschränkungen zu geben scheint, was beispielsweise das Fahrradfahren angeht. Das heißt, Menschen die reich sind und/oder hierarchisch höhergestellte Positionen bekleiden (von AtlS555 werden als Beispiel Universitätsdozent*innen genannt), können gleichermaßen (d.h. ohne gesellschaftliche Sanktionen fürchten zu müssen) Fahrrad fahren wie Menschen die weniger wohlhabend sind und/oder hierarchisch »niedriger stehen« (vgl. Amina und AtlS555). Die Teilnehmenden, die sich diesbezüglich äußern, verbinden diese Möglichkeiten mit größeren Freiheiten, wobei die Entwicklung dieser Freiheitsform auf eine – im Vergleich zu Syrien und anderen Ländern – geringer ausgeprägte Hierarchieorientierung³⁴ zurückzuführen sein könnte.

Eine weitere Auflösung von Rollenerwartungen klang bereits im Zuge der Bewegungsfreiheit sowie der Bekleidungsfreiheit (im öffentlichen Raum) an: Diese beiden Freiheitsvarianten genießen in vielen Herkunftsländern der Geflüchteten lediglich Männer, nicht aber Frauen. Dass sich in Deutschland auch Frauen frei kleiden und bewegen können, verweist auf eine flexible Haltung, was geschlechterbezogene Rollen angeht³⁵.

Die letzte Variante einer Freiheit von Rollenerwartungen wird von *Kaffee schwarz* (2016) thematisiert, der wie *Tamara* (s.o.) ein Kreuz fotografiert, das er jedoch nicht mit Religionsfreiheit assoziiert, sondern mit der Freiheit, überkonfessionelle Freundschaften zu pflegen. Diese Freiheit hatte *Kaffee schwarz* – dem eigenen Bekunden zufolge – im Irak nicht, dort war es ihm vielmehr verboten, sich mit christlichen Freunden zu treffen, bei Zuwiderhandlung wurde er von seiner Familie bestraft. Daher fühlt sich *Kaffee schwarz* nun, da er in Deutschland ist, frei, und zwar, wie er selbst sagt, frei, zu machen, was er will. Diese Freiheit von Rollenerwartungen geht für *Kaffee schwarz* auch mit einer individuellen Freiheit einher, die er durch seine Flucht gewonnen hat: Jetzt, da er in Deutschland lebt, unterliegt er nicht mehr den Beschränkungen und Bestrafungen seiner Familie, genauer gesagt seines Vaters (er erlebt also eine *Freiheit von Restriktionen*, vgl. Westcott 1988: 167).

2.3.2 Effekte und Konsequenzen von Freiheit

Aus den Äußerungen der Teilnehmenden zur in Deutschland erlebten Freiheit lassen sich unterschiedliche Konsequenzen und Effekte ableiten, die die Freiheit(en) aus Sicht der Teilnehmenden mit sich bringen. So wird deutlich, dass Freiheit Verantwortungsübernahme erfordert, gleichzeitig aber auch als sehr positiv erlebt wird und mit Wohlbefinden einhergehen kann. Darüber hinaus klingen aber auch negative und ambivalente Gefühle an. Letztere behandle ich dann jedoch im Rahmen des anschließenden Kapitels, da

34 Diese ist, gemäß dem in dieser Arbeit zugrunde gelegten Kulturverständnis (Straub 2007), ebenfalls entsprechend ausgehandelt.

35 In diesem Kontext möchte ich darauf hinweisen, dass geschlechterbasierte Grenzen der Freiheit in anderen Bereichen durchaus noch gegeben sind, wie nicht zuletzt die lebhaft geführten öffentlichen Diskussionen beispielsweise zu Männer- und Frauenberufen oder zu Frauen in Führungspositionen unter Beweis stellen (vgl. z.B. Vey 2012; Wilke 2018)

sich hier enge Verbindungen zu Grenzziehungen auf tun, die jedoch eher eine »aktive« Reaktion auf Freiheit darstellen.

Verantwortungsübernahme als »Kehrseite« der Freiheit

Samira verbindet in der ersten Erhebungsphase mit Deutschland vor allem, dass sich Frauen im öffentlichen Raum frei bewegen und kleiden können: Sie kommt darauf mehrfach zu sprechen und hebt diese als sehr positiv hervor (vgl. u. a. S. 205ff.). Im darauffolgenden Jahr thematisiert *Samira* diese beiden Aspekte jedoch nicht mehr von sich aus und sagt dann erst, als sie die Bilder aus dem Vorjahr durchgeht, dass sich die beiden Frauen am Brunnen so frei gefühlt hätten. Auf diese Diskrepanz angesprochen, äußert sich *Samira* wie folgt:

Mh ich merke s=so: mit der Zeit ist mir nicht mehr auf=äh=fällt//mhm mhm//ist einfach normal//mhm mhm//und deshalb vielleicht ähm ist mir richtig normal. Jeder darf das. Und jeder muss verantwortlich sein (1) ich sehe jetzt die andere Seite die=is die Seite auch mit (1) die Verantwortung be=betrifft. Es= du darfst wie Du willst äh frei leben aber Du musst auch selbstständig sein//mhm//und das heißt wirklich das ist eine groß=großes Thema nicht wie= weil ich erlebt manche äh manche auslände=ische Frauen die Probleme mit ihren Männern gehabt haben nur wegen diese falsch verstanden äh von Freiheit. Freiheit heißt nicht nur so. Freiheit das heißt dass ich arbeiten muss um mich selber kümmern muss selbstständig und so so so so//mhm//und deshalb diese diese oberflächliche Seite interessiert mich gar nicht mehr//mhm//weil ich sehe jetzt die= (2) tiefer ein bisschen tiefer. Ich glaub in der Zeit würde man (.) anders (*Samira* 2017)

Aus *Samiras* Ausführungen wird deutlich, wie innerhalb vergleichsweise kurzer Zeit (zwischen der ersten und der zweiten Befragung liegen ca. 1,5 Jahre) die zunächst als etwas Besonderes erlebte Freiheit in Deutschland zur Normalität wird und deshalb bei der zweiten Befragung gar nicht mehr erwähnenswert erscheint. Gleichzeitig wird in *Samiras* Ausführungen aber auch offenbar, wie – aus Sicht der Teilnehmerin – Freiheiten mit Verpflichtungen verwoben sind bzw. mit diesen einhergehen: Das zeigt sich bereits, wenn *Samira* sagt »du darfst wie Du willst äh frei leben, aber Du musst auch selbstständig sein.« (Z. 342). Das *Dürfen* steht hier also nicht für sich, sondern geht mit einem *Müssen* einher. Wer dies nicht erkennt, hat *Samiras* Ansicht zufolge etwas falsch verstanden. Die Bewegungs- und Bekleidungsfreiheit der Frau (die in *Samiras* Wahrnehmung vielleicht noch um weitere Freiheiten ergänzt werden könnten) funktionieren ihr zufolge nur dann, wenn Frauen selbstständig sind/werden. Was *Samira* unter Selbstständigkeit versteht konkretisiert sie wie folgt: Die Frau müsse arbeiten und sich um sich selber kümmern, also nicht darauf vertrauen, dass Andere (z.B. der eigene Mann) für einen (finanziell) sorgen. Diese Pflicht zur Verantwortungsübernahme hat *Samira* bereits im Gespräch im Vorjahr erörtert, wobei sie da noch stärker auf die Situation in ihrem Herkunftsland Syrien einging:

[...] Äh, ich glaube die, [seufzt] (3) in die ganze Europa die Frau hat Frei- äh ihre eigene Freiheit (.) und sie kann (.) wie: (.) der Mann (.) mh alles möglich machen, macht, °ä:h machen, man machen°. Ähm (3) ähm (2) ja aber auf andere, an andere Seite sie hat

auch viele äh:m, (4) äh sie müsse die all-, die Verantwortung auch übernehmen//mhm, mhm//. Bei uns die, die meisten Frauen sitzen zu Hause. Sie bekommen alles nach Hause. Sie, aber hier, wenn, wenn, (.) äh:, wenn ich äh eine frei Frau sein, sein würde, so das heißt ich muss auch auf die Arbeit sein. Ich muss ähm wie ein Mann wirklich verhalten. Ich muss die Sache tragen. Ich muss meine, mein Fahrrad tragen [...] (Samira 2016)

Samira zufolge sitzen die meisten Frauen in Syrien zu Hause und »bekommen alles nach Hause« (Z. 420f.). Da *Samira* im weiteren Verlauf ihrer Ausführungen kontrastierend auf »die Arbeit« (Z. 421) verweist, kann angenommen werden, dass sie hier die »klassische« Rollenverteilung skizziert, bei der die Frau zu Hause bleibt und für die Kindererziehung und den Haushalt zuständig sind, während der Mann arbeitet und für den Lebensunterhalt der Frau bzw. die Familie sorgt. Wenn eine Frau nun die gleichen Freiheiten wie ein Mann in Anspruch nehmen möchte, dann müsse sie – so die Überzeugung *Samiras* – sich aber auch wie ein Mann verhalten, d.h. arbeiten und »die Sache tragen« (Z. 423). Dass *Samira* hier davon spricht, die Sache zu tragen, mag ihren noch nicht perfekten Deutschkenntnissen geschuldet sein, gleichzeitig wirkt die Wendung aber auch wie eine Metapher für die Verantwortungsübernahme für das eigene Leben, die dabei sehr weit reicht, also vom praktischen Tragen des eigenen Fahrrads bis hin zum Arbeiten um Geld zu verdienen und sich selbst versorgen zu können. Damit wird Verantwortung gleichsam als Kehrseite der Freiheit entworfen, wobei *Samira* im Jahr 2018 andeutet, dass viele Frauen, die nach Deutschland kommen, dies nicht erkennen: Die Frauen würden Freiheiten für sich beanspruchen, ohne aber Verantwortung übernehmen zu wollen, was ihrer Meinung nach zu Problemen mit den Ehemännern führt. Deshalb bezeichnet *Samira* die Freiheit als das Oberflächliche und die Verantwortungsübernahme und Selbstständigkeit werden als das Tieferliegende gesehen, das es erst zu erarbeiten gilt (vgl. S. 392). Der von *Samira* aufgezeigte Zusammenhang zwischen Freiheit und Verantwortung ist auch Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung, aus dieser greife ich selektiv zwei Perspektiven heraus, da sich diese gut zur weiteren Schärfung von *Samiras* Äußerungen eignen.

Verantwortung kann im Kontext der Freiheit (u.a.) als personenbezogene Verantwortlichkeit für eigene Handlungen definiert werden (Pothast 2011). Gemeint ist damit ein *personenbezogenes Konzept moralischer Verantwortlichkeit*, bei dem der Einzelperson die Verantwortung für die Konsequenzen ihrer Handlung zukommt, d.h. »man unterstellt, dass eine Person für Handlungen, die sie getan hat, bestimmte Konsequenzen persönlich verdient oder persönlich wert ist« (vgl. ebd.: 94f.). *Samiras* Verständnis von Verantwortung beschränkt sich jedoch nicht auf die Konsequenzen *einer* oder *einzelner* Handlung(en), sondern ist vielmehr deutlich »umfassender« angelegt. Denn ihr scheint es nicht (nur) darum zu gehen, für ihre jeweiligen Handlungen verantwortlich zu sein, sondern eher um eine Art Lebensentwurf: Wenn sie (als Frau), die Freiheit genießt, ihr Leben so zu gestalten, wie sie das möchte, bedeutet das für sie aber auch, die Verantwortung für ihr eigenes Leben zu tragen.

Eine weitere Möglichkeit, die Relation zwischen Verantwortung und Freiheit zu beschreiben findet sich bei Thomas Petersen und Hilman Mayer (2005). Sie arbeiten verschiedene Bedeutungen von Freiheit heraus, von denen eine maßgeblich durch den Aspekt der Verantwortung gekennzeichnet ist, d.h. Verantwortung bildet darin einen

Teilaspekt der Freiheit: Diese wird dabei als Möglichkeit des Einzelnen verstanden, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen und dafür Verantwortung zu tragen (ebd.: 36). Wenn *Samira* nun die Verantwortung als eine Art ›Kehrseite‹ (›andere Seite«, Z. 419, *Samira* 2018) der Freiheit bezeichnet, scheint sie diese nicht als Teil der Freiheit zu erachten, sondern eher als einen Effekt der Freiheit, wenn auch zunächst nur schwer sichtbar.

(Positive) Gefühle und Bewertungen der Freiheit

Wie eingangs (vgl. S. 200) erwähnt, zeichnet sich die Erfahrung der Freiheit durch eine (starke) emotionale Komponente aus. Diese werden nun nochmal näher analysiert. Dabei schwingen in den Ausführungen der Teilnehmenden sowohl positive als auch negativ konnotierte Bewertungen und Emotionen mit. Da die negativen Emotionen stark mit den erlebten Grenzen der Freiheit verbunden sind, werden diese an anderer Stelle (vgl. S. 231ff.) erörtert. Auf die positiven Bewertungen und Emotionen wird wiederum im Rahmen dieses Teilkapitels eingegangen.

Der Großteil der Teilnehmenden, die mit Deutschland Freiheit verbinden, bewertet die erlebte Freiheit positiv (v.a. *Sophie* 2017, *Tamara* 2017, *Samira* 2016). Dabei fällt auf, dass die Teilnehmenden den jeweiligen Freiheiten auch dann positiv gegenüber zu stehen scheinen, wenn sie selbst mit den Grenzen einer Freiheit konfrontiert werden, wie im Fall des Tragens des Kopftuchs. Und selbst dann, wenn das in Anspruch-Nehmen einer Freiheit (durch andere) bei den Teilnehmenden eine gewisse Irritation auszulösen scheint, kann gegenüber der Freiheitsform als solcher eine positive Grundhaltung gegeben sein: So zeigt sich *Amina* zwar darüber irritiert, dass junge Frauen nur ›leicht bekleidet‹ an die Universität gehen, ist aber dennoch der Meinung, dass das Leben in Deutschland einfacher ist, und zwar nicht zuletzt aufgrund der Bewegungs- und Bekleidungsfreiheit. *Samira* hebt wiederum hervor, dass die Freiheit, die sie in Deutschland erlebt, ihr ein sicheres Leben ermögliche, wobei sie anfügt, dass die damit einhergehenden Rechte, aber auch Pflichten bekannt sein müssten.

Außerdem scheint die erlebte Freiheit für mehrere Teilnehmende – ähnlich wie im Fall der Fürsorge (vgl. S. 175) – mit Wohlbefinden einherzugehen bzw. sich positiv auf dieses auszuwirken. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen die Untersuchungen des Alsenbacher Forschungsinstituts (Petersen/Mayer 2005). Dort zeigt sich, dass Menschen, die sich freier fühlen, höhere »Glücksindikatoren« (ebd.: 90) aufweisen als Menschen, die angeben, sich eher unfrei zu fühlen. Anders als in meiner Untersuchung werden die Glücksindikatoren jedoch nicht aus den Aussagen der Teilnehmenden abgeleitet, sondern basieren auf der Fremdeinschätzung durch die Versuchsleitenden (vgl. ebd.: 83–84). Zudem erfasse ich kein globales Zufriedenheitsgefühl, das ich dann in Zusammenhang mit einem globalen Freiheitsgefühl setze, sondern belasse die Aussagen in dem speziellen Kontext, in dem sie getätigt werden und in dem die Teilnehmenden selbst einen Zusammenhang herstellen. Schlussendlich kann ich die quantitativ basierten Erkenntnisse³⁶ um qualitative Facetten zur Art des Wohlbefindens in einem

36 Petersen und Mayer (2005) machen keine Angaben darüber, ob es sich um statistisch relevante und signifikante Zusammenhänge handelt (ebd.: 90f.). Das lässt vermuten, dass die getroffenen Aussagen lediglich auf deskriptiven Auswertungen, nicht aber auf statistischen Tests beruhen.

speziellen Kontext des Freiheitserlebens ergänzen. Wie bereits im Kapitel zur Fürsorge bediene ich mich zur Einordnung der Aussagen des theoretischen Konzepts von Keyes (2007).

Anders als im Fall der Fürsorge werden im Kontext des Freiheitserlebens weniger Aspekte des psychologischen oder sozialen Wohlbefindens thematisiert als vor allem positive Affekte (zu verorten auf der Ebene der positiven Emotionen, Keyes 2007: 98). Konkret wird dabei wiederholt von *Spaß haben* gesprochen. So ermöglicht die Reisefreiheit in Deutschland und Europa das Reisen, das *Gretchen Müller* wiederum mit Spaß verbindet: »Und das [Anm.: gemeint ist hier das Reisen] ist einfach eine schöne Sache, die Spaß macht.« (Z. 159f., Gretchen Müller 2017). Aber auch bei einer anderen Freiheitsform, nämlich der Auflösung der Rollenerwartungen und den daraus gewonnenen Freiheiten, wird es den Menschen – *Sunnys* Ansicht zufolge – ermöglicht, Spaß zu haben: »Die zwei erwachsene Männer//mhm//hatten nur einfach Spaß bei dem @Kinderspielzeug@« (Z. 50f., Sunny 2017). Eine weitere Art positiven Affekts wird von Samira angesprochen: Sie fühle sich dank der Möglichkeit der freien Meinungsäußerung in zwischenmenschlichen Interaktionen »auf gesunde Weise« ruhig (Z. 204f., Samira 2018).

2.3.3 Bedrohungsgefühle, Ambivalenzen und Aushandlung der Grenzen von Freiheit

Im vorausgegangenen Kapitel wurden als Effekte und Konsequenzen der Freiheit zahlreiche positive Aspekte herausgearbeitet. Wie bereits angedeutet löst Freiheit bisweilen aber auch Bedrohungsgefühle oder andere negative Effekte bei den Teilnehmenden aus. Bei diesen Emotionen handelt es sich oft auch um Konsequenzen bzw. Effekte erlebter Freiheit. In meinen Daten sind diese negativen oder zum Teil ambivalenten Gefühle aber eng mit der Aushandlung der Grenzen von Freiheit verknüpft, weshalb es sinnvoll erscheint, diese gemeinsam zu analysieren. Die Aushandlung von Grenzen stellt jedoch eher eine Reaktion auf Freiheit dar, als einen ›bloßen‹ Effekt, weshalb ich diese in einem eigenen Unterkapitel behandle.

Bevor ich jedoch zur Analyse der Daten übergehe, skizziere ich kurz, wie Grenzen und Freiheit in wissenschaftlichen Beiträgen thematisiert werden: Petersen und Mayer (2005) argumentieren, dass die Frage, »welche Werte und Prinzipien eine Gesellschaft leiten sollten, [...] immer auch mit der Frage nach den Grenzen der Reichweite dieser Prinzipien verknüpft [sei]«, denn eine kompromisslose Anwendung führe »zu absurden Zuständen« (ebd.: 103). Diese Frage stelle sich demnach auch mit Blick auf den Wert der Freiheit. Antworten auf die Frage, wo Grenzen der Freiheitsausübung liegen, sind bereits

Angesichts dessen ist meines Erachtens auch die Überschrift des gesamten Kapitels (»Die Folgen persönlicher Freiheit«, ebd.: 81) irreführend. Denn die von den Autoren erstellten deskriptiven Tabellen lassen lediglich Aussagen über potentielle Zusammenhänge zu, nicht aber über Einflüsse. Außerdem ließe sich kritisch hinterfragen, inwiefern die Beobachtung von Glücksindikatoren in einem Interview Rückschlüsse auf die generelle Lebenszufriedenheit zulassen (und nicht nur auf den jeweiligen Kontext).

im Grundgesetz verankert, und zwar in den einzelnen die verschiedenen Freiheiten gewährleistenden Artikeln (Art. 2, Art. 4, Art. 5, GG). Der Freiheitsausübung werden dabei dann Grenzen gesetzt, wenn diese gegen die Rechte anderer, gegen die verfassungsmäßige Ordnung, gegen gesetzliche Regelungen oder auch gegen Sittengesetze verstößt. In empirischen Untersuchungen stehen insbesondere die staatlichen Regelungen im Fokus (z.B. Bittner 2017 oder Petersen/Mayer 2005), vielleicht auch, weil diese relativ klar definiert sind, wohingegen in Bezug auf das Sittengesetz ein gewisser Spielrahmen in der Auslegung bleibt, da es sich hier nicht um festgeschriebene, sondern um sozial und kulturell ausgehandelte Normen handelt (vgl. Pieper 2013: 10), die im Einzelfall unterschiedlich ausgelegt werden können.

Vor diesem Hintergrund ließe sich annehmen, dass sich die Äußerungen meiner Studienteilnehmenden insbesondere auf gesetzliche Grenzziehungen beziehen, zumal ja meine Frage nach »Deutschland« die Assoziation zu vom Staat gesetzten Grenzen befördern könnte. Dies ist jedoch nicht der Fall, zumindest nicht ausschließlich: vielmehr geben die Ausführungen der Teilnehmenden Einblicke in Grenzziehungen, die sich nicht zuletzt auch auf kulturell ausgehandelte Freiheiten beziehen und können somit die existierenden Forschungsbefunde um eine zusätzliche Perspektive ergänzen.

Die Grenzziehungen, die von den Teilnehmenden thematisiert werden, erweisen sich als sehr vielfältig, und zwar einmal, was die Position angeht, die die Teilnehmenden einnehmen, also ob sie selbst eine Grenze ziehen oder aber, ob sie sich mit einer Grenze konfrontiert sehen oder eine Grenzziehung vermissen. Zudem spielt es eine Rolle, auf welcher Ebene die Grenzziehungen verhandelt werden, also ob sich diese auf die Makro- oder die Meso- bzw. Mikroebene beziehen.

Reflexionen zu Grenzziehungen aus Sicht derer, die Grenzen ziehen (können)

Zur Veranschaulichung der Reflexions- und Verhandlungsprozesse, was das Ziehen von Grenzen angeht, eignen sich *Jonny Raketes* Ausführungen zum Tragen des Kopftuchs. Er scheint darum bemüht, möglichst differenziert aufzuzeigen, in welchem Rahmen und in welchem Ausmaß er das Tragen des Kopftuchs und damit die Ausübung der Religionsfreiheit akzeptiert und wo er Grenzen sieht. Diese arbeite ich im Folgenden heraus, wobei vorab noch darauf hingewiesen sei, dass den gezogenen Grenzen eine mehr oder minder explizit geäußerte Befürchtung zugrunde zu liegen scheint, auf die ich ebenfalls eingehen werde.

Grenzziehung bzgl. des Rahmens der Ausübung der Religionsfreiheit

Die erste Grenzziehung betrifft den Rahmen, in dem *Jonny Rakete* das Tragen des Kopftuchs und damit die Ausübung der Religionsfreiheit als akzeptabel bzw. nicht mehr akzeptabel erachtet. Dabei macht er die Grenze an der Art der beruflichen Tätigkeit fest: Wenn eine Frau in einer öffentlichen Institution wie dem Rathaus oder als Lehrerin arbeite, dann sei das Tragen eines Kopftuchs »nicht angebracht« (Z. 429, *Jonny Rakete* 2017). Wieso hier seiner Meinung nach eine Grenze liegt, führt *Jonny Rakete* nicht näher aus, deshalb ziehe ich zur weiteren Konturierung wissenschaftliche Beiträge heran. Diese arbeiten unter anderem anhand entsprechender Gerichtsurteile heraus, dass die Befürchtung besteht, das Tragen des Kopftuchs könne die erforderliche Neutralität

gefährden und/oder kopftuchtragende Frauen könnten die ihnen anvertrauten Kinder ›negativ beeinflussen‹ (Barskanmaz 2015: 376; Fehr 2015: 157; Mahrenholz 2015: 202). Deshalb, so die nachgezeichnete Argumentation, müsse die positive Religionsfreiheit der Lehrerin hinter die negative Glaubensfreiheit der Kinder zurücktreten (Sacksofsky 2015: 157). Vereinfacht gesagt scheint also die Befürchtung zu bestehen, kopftuchtragende Lehrkräfte würden versuchen, die Schülerinnen und Schüler zum Islam zu bekehren.

Grenzziehung bzgl. des Ausmaßes der Ausübung der Religionsfreiheit

Neben einer tätigkeitsbezogenen Einschränkung nimmt *Jonny Rakete* noch eine weitere Grenzziehung vor, und zwar eine, mit der er das Ausmaß definiert, in dem aus seiner Sicht die Verschleierung noch akzeptabel erscheint:

[...] Und solche Vollverschleierung, ähm, die quasi die Identi-, Identität auch verschlei-ert, ähm, die (2) find ich (.) ähm bin ich auch nicht dafür. Ähm, (2) also ich, wir hatten da mal ne Szene am Flughafen. Äh, bei der Passkontrolle mussten die halt doch mal quasi ihr Gesicht zeigen und dann ist es aber auch so dass quasi der Mann dann äh: des anhebt und also, ich find da wird a weng a Getuh drumgemacht. (2) Ähm und es is sozusagen, ich find, (.) wenn man in der Öffentlichkeit is dann (.) äh: isses auch (.) äh ge-, dann isses auch quasi äh im Sinne der Gleichheit fair und äh auch (.) richtig, wenn ma seine Identität im Sinne seines Gesichtes äh (.) preisgibt. [...] (Jonny Rakete 2017)

Jonny Rakete leitet seine Ausführungen mit dem Schlagwort der »Vollverschleierung« ein (Z. 429), wobei sein Beispiel von der Passkontrolle am Flughafen vermuten lässt, dass er damit das Tragen eines Niqab meint, also eines Schleiers, der große Teile des Gesichts verdeckt. Anders als bei der ersten Grenzziehung (s.o.) macht *Jonny Rakete* hier aber deutlich, weshalb er diese Art der Verschleierung ablehnt: Seiner Meinung nach würde dadurch die »Identität auch verschleiert« (Z. 429f.). Indem der Gesichtsschleier mit einer Verschleierung der Identität gleichgesetzt wird, weist dies dem Gesicht eine zentrale Rolle in Bezug auf die eigene Identität zu. Die Gesichtszüge, die Größe und Form des Mundes und der Nase sowie die Mimik (usw.) scheinen diesem Verständnis zufolge (zumindest für *Jonny Rakete*) Aufschluss darüber zu geben, wer jemand ist. Diese Sichtweise spiegelt sich in gesetzlichen Regelungen wie dem *Vermummungsverbot* (§ 17a Abs. 2 VersammlG) wider: Dieses wendet letztlich – bezogen auf Demonstrant*innen – dieselbe Argumentationslogik an.

In diesem Zusammenhang scheint auch die von *Jonny Rakete* gewählte Formulierung des *Gesicht Preisgebens* (Z. 436f.) interessant: Dadurch entsteht der Eindruck, als könne eine Frau, die ihr Gesicht nicht zeigt, möglicherweise etwas zu verbergen haben, etwas, was sie nicht preisgeben möchte, vielleicht, weil sie etwas ›Böses‹ im Schilde führt. Diese Assoziation wird sicherlich auch durch Bilder von verschleierten Terroristinnen hervorgerufen, die im Zusammenhang mit meist islamistisch motivierten Terroranschlägen zum Teil in den Medien propagiert werden (Dietze 2009: 182; Maier/Balz 2010: 93)³⁷. *Jon-*

37 Diese Verknüpfung scheint weltweit mittlerweile derart dominant und aufgeladen, dass Sri Lanka im April 2019 nach Anschlägen islamistischer Terroristen ein Vermummungsverbot verhängte, das sich zwar nicht explizit auf das Kopftuch bezog, dieses aber mit einschloss, so dass diese Assoziation zumindest angenommen werden kann (vgl. z.B. Zeit online/dpa/KNA et al. 2019)

ny *Rakete* distanziert sich zwar im weiteren Verlauf seiner Ausführungen von einer derartigen Kopplung aus Kopftuch und Terrorismus, aufgrund der medialen Präsenz dieser Verbindung scheint es jedoch nicht ausgeschlossen, dass diese Assoziation hier zumindest mitschwingt. Gleichzeitig enthält der Begriff des Preisgebens auch eine Art schutzloses sich der Öffentlichkeit oder öffentlichen Blicken Stellens, das möglicherweise auch für Nicht-Kopftuchtragende nicht immer angenehm ist. Dennoch fordert *Jonny Rakete* das Preisgeben des Gesichts ein, weil es eine mehrheitlich ausgehandelte Praktik darstellt, die seiner Meinung nach aus Fairnessgründen für alle gelten sollte. Dass *Jonny Rakete* hier von »fair« (Z. 435, *Jonny Rakete* 2017) spricht, scheint insofern interessant, als es suggeriert, aus dem Zeigen des Gesichts könne jemandem ein Nachteil entstehen bzw. das Verdecken des Gesichts könne (in diesem Fall) der Frau zu einem Vorteil gereichen. Dass im Hinblick auf das Tragen des Kopftuchs eher das Gegenteil der Fall ist, verdeutlichen *Rachidas* und *Aminas* Ausführungen (so berichtet beispielsweise *Rachida* davon, sich um ein Praktikum in einer Apotheke beworben zu haben, das sie aber nur bekommen hätte, wenn sie bereit gewesen wäre, ihr Kopftuch bei der Arbeit abzulegen). Dennoch verweist die Äußerung auf eine – im Migrationsdiskurs nicht selten mitschwingende Befürchtung – nämlich, dass ›Zugeständnisse‹ oder ein Entgegenkommen gegenüber Migrant*innen mit Nachteilen für die Mehrheitsbevölkerung einhergehen.³⁸

Somit steht zu vermuten, dass die von *Jonny Rakete* gezogene Grenze auf einem Gefühl der relativen Deprivation fußt (Spears/Tausch 2014: 535; siehe auch S. 172), demzufolge die Minderheit gegenüber der Mehrheit Vorteile erhält bzw. die Mehrheit (vermeintlich) benachteiligt wird.

Grenzziehung bzgl. Freiwilligkeit vs. Zwang bei der Ausübung der Religionsfreiheit

Neben den beiden bisher genannten Grenzen, die *Jonny Rakete* in Bezug auf die Religionsfreiheit zieht, skizziert er noch eine dritte Einschränkung, die ich anhand des folgenden Zitats herausarbeiten möchte:

[...] Ähm, (.) äh ich find alles is eine Unterdrückung, dann wenn ma halt gezwungen is es so zu machen. Also, (.) wenn eine Frau den Wunsch hat ein Kopftuch zu tragen, (.) dann ist das in Ordnung. Also wenn das wirklich nen eigener Wunsch is und kein, äh: wie soll man sagen aufoktroiertes, äh: (2) aus der Familie kommendes Relikt, (.) ähm was man halt quasi, in des sie so reingewachsen is oder wenn des sonst was is, was zum Beispiel aus Schmuck oder um sich vor Wind zu schützen wie es zum Beispiel mei Oma früher auch gemacht hat. Die hat auch ein Kopf-, ein Meicherla äh:m//@(.).@//aufgehabt, (.)

38 So hat in den vergangenen Jahren der Trend in Schulen und Kindergärten keine Gerichte mit Schweinefleisch mehr anzubieten (was als Entgegenkommen gegenüber muslimischen Kindern zu verstehen ist oder zumindest so gedeutet wird) immer wieder zu Protesten geführt. Dabei werden neben Äußerungen der AfD, dass es sich hierbei um eine »kulturelle Unterwerfung« handle (vgl. z.B. dpa 2019), auch vermeintlich fachlich begründete Argumente gegen den Schweinefleischverzicht angeführt: So äußert im Jahr 2016 der damals amtierende Bundesminister für Ernährung und Landwirtschaft, Christian Schmidt, die Befürchtung, der Verzicht auf Schweinefleisch könne auf Kosten einer gesunden Ernährung der nicht-muslimischen Kinder gehen (vgl. dpa 2016). An den genannten Beispielen lässt sich die ideologisch aufgeladene Debatte verdeutlichen, bei der neben (vermeintlich) sachlichen Motiven sicherlich auch Bedrohungsgefühle, vielleicht zum Teil auch rassistische Motive mitschwingen.

ähm, aber wenn man damit irgendwie so (.) extrovertiert, äh, (.) ähm, (.) also wenn man entweder des macht, weil ma, weils von einem erwartet wird und nicht weil mas will oder wenn man damit extrovertiert äh so nen bisschen (.) polarisieren will dann äh des is, wärs, isses für mich ein negatives Symbol. Also Unterdrückung im Sinne von äh da, jemand wird dazu gezwungen das zu machen, obwohl ers eigentlich nicht will [...] (Jonny Rakete 2017)

In der obigen Textpassage macht *Jonny Rakete* durch mehrfache Wiederholungen sehr deutlich, dass er das Tragen des Kopftuchs nur dann »in Ordnung« (Z. 468) findet, wenn die Frau das Kopftuch tragen will und nicht dazu gezwungen wird. Damit rekurriert er auf einen sehr dominanten Diskurs (vgl. z.B. Kanitz 2017: 168), der auch in den obigen Ausführungen bereits angeklungen ist: Demnach tragen muslimische Frauen das Kopftuch nicht aus freien Stücken, sondern werden dazu gezwungen, womit das Kopftuch letztlich ein Symbol der Unterdrückung der Frau und eben nicht der gelebten Religionsfreiheit darstellt. Was *Jonny Rakete* in diesem Kontext unter »freiem Willen« versteht, deutet er an: Eine gewohnheitsmäßige Praxis, in die die Frauen »reingewachsen« (Z. 470) sind, lässt er nicht als freien Willen gelten. Eine freie Entscheidung scheint für ihn also vorauszusetzen, dass sich die Frauen aktiv mit der Frage, ob sie ein Kopftuch tragen wollen, auseinandersetzen und sich dann bewusst (und ohne Einflussnahme von außen) dafür oder dagegen entscheiden³⁹.

Konfrontation mit Grenzen und vermisste Grenzziehungen

Die Differenziertheit, mit der *Jonny Rakete* sich um eine Grenzziehung in Bezug auf das Tragen des Kopftuchs bemüht, scheint sich kopftuchtragenden Frauen nicht unbedingt zu transportieren. Vielmehr erleben *Rachida* und *Amina* die Grenze als deutlich starrer und pauschaler wie folgender Interviewausschnitt verdeutlicht.

und ich versteh nicht warum hier zum Beispiel wenn ein Frau, äh, mit äh zum Beispiel ungefähr keine Kleidung tragen, okay ich respektiere (.) sie, das ist Freiheit. Aber wenn ich ein Kopftuch trage, das ist nicht Freiheit. Das ist Terrorismus. Warum glei-, sie sind doch gleich, sie hat nicht, ungefähr nichts ge-, äh, Kleidung getragt und okay, alles okay, du kannst Universität gehen und was in die Stadt, äh, alles normal, aber wenn du ein Kopftuch, äh, aber auch die beide sind Freiheit. Wenn du respektier sie, du musst mir auch respektieren. Ich, ich versteh das nicht (Rachida 2016)

Rachida (und *Amina*) sehen sich in Bezug auf das Tragen des Kopftuchs mit einer Grenze der (Bekleidungs-)Freiheit konfrontiert, weil das Kopftuch – wie die beiden Frauen vermuten – als Symbol für den islamistischen Terrorismus und damit wohl als potentielle Bedrohung angesehen wird.

39 *Jonny Raketes* Ausführungen enthalten noch weitere Überlegungen dazu, in welchen Fällen er das Tragen des Kopftuchs für akzeptabel erachtet (z.B. aus modischen oder aus praktischen Gründen) und in welchen nicht (wenn das Kopftuch als Provokation eingesetzt wird). Da diese Überlegungen jedoch keine direkte Verbindung zur Religionsfreiheit aufweisen, belasse ich es an dieser Stelle bei deren Erwähnung.

Dabei scheint *Rachida* sehr irritiert über diese Grenze der Bekleidungsfreiheit, wobei sich die Irritation offenbar dadurch verstärkt, dass sie eine starke Diskrepanz erlebt: Während das Tragen des Kopftuchs aus o.g. Gründen nicht »respektiert« wird, würden anderen Kleidungsvarianten keine vergleichbaren Grenzen gesetzt: D.h. Frauen, die »ungefähr keine Kleidung tragen« (Z. 753) dürften diese Form der Kleidungsfreiheit für sich beanspruchen. Dabei deutet sich in der Art der Formulierung »ungefähr keine Kleidung«, die die Assoziation zu Nacktheit aufkommen lässt, sowie angesichts der Wiederholungen (Z. 753 u. 755) an, dass *Rachida* nicht nur über die Diskrepanz in der Grenzziehung, sondern auch über den Kleidungsstil als solchen irritiert ist. Das wiederum lässt vermuten, dass sie zwar darum bemüht ist, den Kleidungsstil, wie sie selbst sagt, zu respektieren, dass für sie aber persönlich eine Grenze der Bekleidungsfreiheit liege. Hier scheint wiederum auch die bereits andernorts diskutierte Tatsache eine Rolle zu spielen, dass bestimmte Kleidungsstile in Deutschland offenbar situationsübergreifend bzw. -unabhängig akzeptiert sind.

Doch nicht nur bei *Amina* und *Rachida* lösen fehlende Grenzziehungen Irritation aus: *Sunny* zeigt sich ebenfalls irritiert, wenn auch bei ihr der Auslöser ein anderer ist, wie sie am Beispiel eines Besuchs am Tag der offenen Tür einer Musikschule herausarbeiten lässt:

[...] Also zum Beispiel hier meine Freundin (.) einfach in sportliche Kleidung (.) trinkt Saft, //mhm//, während der, also °ähm° klassische Musik spielt //mhm, mhm// Äh, äh für mich war das ein bisschen (2) komisch (Sunny 2017)

Auf dem Foto, das den Aufhänger für die obigen Ausführungen bildet, ist *Sunnys* Freundin mit einem T-Shirt und einer Strickjacke zu sehen, ein Bekleidungsstil, den *Sunny* als »sportlich« bezeichnet. Die Frau sitzt und hält eine Spezifflasche (von *Sunny* als Saft bezeichnet, Z. 466) mit Strohhalme in der Hand. Zur Zeit der Aufnahme wird offenbar klassische Musik gespielt. Das beschriebene Setting wirkt auf *Sunny*, wie sie nach kurzem Zögern sagt, »komisch« (Z. 468), später fügt sie an, das habe ihr (und auch ihrer Freundin) »nicht gefallen« (Z. 473). *Sunny* empfindet es also als wenig angemessen, ein »Konzert«⁴⁰ (Z. 26) »frei« (Z. 41) statt »offiziell gekleidet« (Z. 42) zu besuchen⁴¹. Die sich hier andeutenden Ambivalenzen und Gefühle der Ablehnung scheinen aus einem anderen kulturellen Verständnis der Bedeutung und Rolle von Bekleidung zu resultieren. *Sunny*, die sich eine (stärker) situationsangepasste Kleidung wünscht, vermisst hier entsprechende Grenzziehungen. Noch eindrücklicher zeigen sich Ablehnung und Unverständnis über ausbleibende Grenzen an einem weiteren Beispiel, das ebenfalls *Sunny* schildert:

40 Bei der Veranstaltung handelt es sich, wie *Sunny* selbst an anderer Stelle sagt, um einen Tag der offenen Tür. *Sunny* weist jedoch an anderer Stelle darauf hin, dass in der Ukraine auch ein Tag der offenen Tür anders ablaufen würde, vermutlich eher wie ein Konzert, weshalb sie hier den Begriff verwendet.

41 Hier drängt sich die Frage auf, warum *Sunnys* Freundin (und vermutlich auch sie selbst) »sportlich gekleidet« kommen, wo sie es doch offenbar für diesen Anlass als unangemessen erachten: Allerdings scheint hier der Wunsch, nicht (negativ) aufzufallen noch stärker im Vordergrund zu stehen: *Sunnys* Freundin hat sich offenbar vorher nach dem »Dresscode« erkundigt (vgl. Sunny 2017).

[...] und auch äh ich versteh, dass das ist Democratic Republic und gibt es hier Frauen leben mit Frauen, Männer lebe, leben mit Männer, aber bitte, nich schauen das (.) für alle. Mein Sohn versteht es nicht//mhm//. Er hat einmal gesehen äh zwei Mädchen kü=küssen und äh also (.) so viele Sachen machen in C-Stadt//mhm//und er fragt, Mama warum so? Und ich kann nicht erklären, weil er weiß schon Mama und Papa, also Mann und Frau und also gibts hier Frau und Frau und (.) sie hat keine Angst und keine also Respekt. Ich denke das ist Respektlichkeit für andere Leute//mhm//. Sie fü-, andere Leute fühlen sich nicht gut in der Nähe für diese zwei Frauen oder zwei Männer//mhm//. Also das gefällt mir nicht//mhm//, weil gibt es viele Kinder, sie verstehen jetzt nicht und was auch gefällt mir nicht, dass in der Schule die Kinder auch lernen das//mhm//. Also ich weiß ja, mein Sohn wird zum Schule gehen und er wird dort lernen, dass die Frauen können leben mit Frauen und Männer mit Männer und ich weiß nicht wie kann ich das erklären. Weil immer ich sage: »@Nein! Es ist nicht möglich!@«//@/(.)@//Also ich muss sagen, da ja, das ist möglich, aber ich hoffe, aber ich habe Angst vor das sagen, weil dann er kann kümmern sich: »Okay ich kann mit andere Männer le=leben oder ich kann andere Junge (.) äh lieb-, also ä:h lieben, to love«//mhm//. Also das gefällt mir nich [...] (Sunny 2016)

Sunny leitet ihre Ausführungen damit ein, dass Deutschland ein demokratisches Land sei, woraus sie möglicherweise zunächst eine grundlegende Berechtigung für homosexuelle Partnerschaften ableitet, so lange diese Form zu leben mehrheitlich akzeptiert ist. Gleichzeitig offenbart sich aber in ihren Ausführungen, wie ambivalent bis ablehnend *Sunny* dem öffentlichen ›Zur-Schau-Stellen‹ (›nich schauen (.) das für alle«, Z. 318f.) einer homosexuellen Beziehung gegenübersteht. Dabei scheint der befürchtete Effekt auf Kinder und vor allem auf das eigene Kind eine entscheidende Rolle für diese ablehnende Haltung zu spielen. So führt *Sunny* aus, ihr Sohn wisse, dass Männer und Frauen zusammenleben (*Sunny* verwendet hier kein Verb, was den Spielraum dessen, was das Verhältnis zwischen Männern und Frauen ausmacht, relativ breit anlegt: vom Zusammensein übers sich Lieben bis hin zum ›Zusammengehören‹ sind hier verschiedenste Varianten des Miteinanders denkbar). Vor diesem Hintergrund scheint die Beobachtung, wie zwei Frauen sich küssen, bei *Sunnys* Sohn für Erklärungsbedarf zu sorgen, denn das öffentliche Zeigen von Intimitäten homosexueller Paare stellt das bis dahin als ›normal‹ erlebte und vielleicht auch propagierte Beziehungskonzept in Frage. *Sunny* wiederum scheint die Nachfrage ihres Sohnes in ein Dilemma zu bringen. Ihr ist bekannt, dass Homosexualität in Deutschland ›erlaubt‹ ist und auch in der Schule als normal vermittelt⁴² wird, und sie scheint an sich den Anspruch zu stellen, ihren Sohn im Sinne der in Deutschland geteilten Überzeugungen zu erziehen (letztlich im Sinne einer Anpassung). Aufgrund ihrer offenbar vorherrschenden Ablehnung homosexueller Beziehungen gelingt es ihr

42 Wie eine Analyse des Wissenschaftlichen Diensts des Bundestags zeigt, ist das Thema ›sexuelle Vielfalt‹ letztlich in allen Lehrplänen bundesweit verankert, wenn auch in unterschiedlicher Intensität behandelt (wobei hinzuzufügen ist, dass die genannte Analyse auf die Lehrpläne der Grundschule fokussiert, weil es hierzu die intensivsten gesellschaftlichen Auseinandersetzungen gibt), wobei beispielsweise die Lehrpläne der Länder Berlin, Brandenburg, Bremen und Mecklenburg-Vorpommern explizit eine Beschäftigung mit hetero- und homosexuellen Lebensweisen vorsehen (Wissenschaftlicher Dienst des Deutschen Bundestags 2006: 8).

aber nicht, dem eigenen Anspruch gerecht zu werden. Hier spielt wohl auch die emotionale Ebene eine große Rolle: So scheint *Sunny* Angst davor zu haben, dass ihr Sohn selbst schwul werden könnte, wenn er Homosexualität als etwas Normales und ein mögliches Modell des Zusammenlebens kennenlernt⁴³. Woraus sich diese Angst speist, wird aus *Sunnys* Ausführungen nicht deutlich, allerdings ist meiner Erfahrung nach diese Angst auch in manchen deutschen Familien präsent⁴⁴. In einem Beitrag zur Beratung homosexueller Jugendlicher und deren Eltern (Rauchfleisch 1996) klingen mögliche Gründe an, woraus sich diese Angst speisen könnte: So haben die Eltern Angst um das eigene Kind, dass dieses für seine Homosexualität diskriminiert werden oder sich mit HIV infizieren könnte. Außerdem schreibt Rauchfleisch, dass sich die Eltern »von etlichen Wunschvorstellungen über die Zukunft der Kinder« (ebd.: 168) verabschieden müssten, womit er vermutlich auf den Wunsch vieler Menschen anspielt, später selbst Großeltern zu werden und/oder das Fortbestehen der Familie zu sichern.

Zum anderen macht *Sunny* deutlich, dass andere Menschen und sie sich nicht wohl fühlen würden in der Nähe von zwei homosexuellen Frauen. Dieses Unwohlsein resultiert möglicherweise daraus, dass Homosexualität für *Sunny* etwas Ungewohntes darstellt, vielleicht schwingt darin aber auch ein gewisses Gefühl der Bedrohung und der Angst mit (s.o.).

Zudem scheint *Sunny* ein Gefühl des Unverständnisses zu empfinden, nämlich Unverständnis dafür, dass homosexuelle Paare öffentlich ihre Beziehung zeigen würden, was sie als respektlos bezeichnet. Hier spielt jedoch ein weiterer Aspekt mit hinein, der im Vorfeld des obigen Interviewauszugs angesprochen wurde: *Sunny* erachtet das Zeigen von Intimitäten (ganz unabhängig davon, wer dies tut) in der Öffentlichkeit grundsätzlich als unangemessen und grenzüberschreitend. Dabei berichtet sie von einer Szene, bei der sich ein junges Paar im Bus geküsst hat, ohne dass die Umsitzenden Anstoß genommen hätten (zumindest hat niemand etwas gesagt). Diese Kusszene empfindet *Sunny* so, als würden die Menschen in der Öffentlichkeit Sex haben (»als diese Paar war geküsst, ein Sex machen, ja etwa äh es war sehr sexy«, Z. 310f.). Welche Form von Intimitäten die beiden wirklich ausgetauscht haben, konkretisiert *Sunny* nicht. Allerdings ist davon auszugehen ist, dass die beiden sich intensiv berührt und wohl auch Zungenküsse ausgetauscht haben, weitere Intimitäten hätten die Umsitzenden – meiner Einschätzung zufolge – wohl auch nicht unkommentiert bzw. »unsanktioniert« gelassen. Hier scheint also Privates in die Öffentlichkeit getragen zu werden, was – *Sunnys* Ansicht nach – im

43 Anders als von *Sunny* vermutet, deuten Studien, die sich mit der Entwicklung der sexuellen Orientierung befassen, darauf hin, dass eine Wechselwirkung aus zeitlich aufeinanderfolgenden Einflüssen und Phasen für die Herausbildung der jeweiligen sexuellen Orientierung verantwortlich ist. Dabei scheint geschlechtsrollenkonformem bzw. nicht-geschlechtsrollenkonformem Verhalten in der Kindheit eine wichtige Rolle zuzukommen (z.B. Rieger/Linsenmeier/Cyx et al.: 2008, für einen Forschungsüberblick zur Entwicklung der sexuellen Orientierung: Fiedler 2007: 78–99)

44 So kenne ich sowohl explizite als auch implizite Äußerungen und Unterhaltungen zu diesem Thema. Letztere kreisen oft um die Frage, ob und inwieweit Eltern es gutheißen, wenn ihre Söhne sich beispielsweise mit Röcken kleiden oder schminken möchten. Hier schwingt meinem Empfinden nach die Angst, der Sohn könne schwul werden oder zumindest für schwul gehalten werden, stark mit (ich schreibe hier bewusst von »Söhnen«, da ich diese Debatte auf Mädchen bezogen weniger stark kenne).

Privaten bleiben sollte. Damit überschreitet die individuelle Freiheit, private Intimitäten auch im öffentlichen Raum auszuleben, für *Sunny* eine Grenze, sie scheint sich durch die öffentlich gezeigten Intimitäten derart behelligt zu fühlen, dass sie sogar von einem Schockerlebnis spricht.

In Deutschland (zumindest in dem Ort, in dem *Sunny* lebt) scheint also für das Zeigen von Intimitäten im öffentlichen Raum ein größerer (gesellschaftlich verhandelter) Spielraum zu bestehen, als *Sunny* das aus ihrem Herkunftsland gewohnt ist. Und auch die Freiheiten in Bezug auf das Führen und Zeigen nicht-heterosexueller Beziehungen scheinen in Deutschland stärker ausgeprägt. Während nun die Einen die gesellschaftlich ausgehandelten Freiheiten wahrnehmen, kann dies bei denen, die an dieser Aushandlung nicht beteiligt waren bzw. die damit nicht konformgehen, sehr negative emotionale Zustände hervorrufen. Die oben nachgezeichnete Ambivalenz, die von Gefühlen der Angst und Bedrohung begleitet wird, geht also insbesondere auf andere kulturelle (Wert-)Vorstellungen zurück.

Neben *Sunny* äußert sich auch *Mona* ambivalent über Freiheit, die bei ihr aber wohl daher rührt, dass sie sich durch die Freiheitsausübung ihrer Peers in ihrer körperlichen Unversehrtheit bedroht fühlt. Um diese Bedrohungsgefühle nachzuzeichnen, werde ich zunächst das von ihr fotografierte Bild (s.u.) analysieren und im Anschluss ihre Interviewaussagen einbeziehen.

Abbildung 17: Junge mit Kapuzenpulli



Foto Nr. 9; Mona 2016

Das Foto stellt eine Nahaufnahme eines jungen Mannes mit schwarzer Jacke und Kapuzenpulli dar, zu sehen sind Teile des Oberkörpers und Kopfes. Der Oberkörper und Kopf reichen von der rechten unteren bis zur linken oberen Bildhälfte, d.h. sie gehen von rechts unten nach schräg links oben. Der Kopf ist am linken Bildrand abgeschnitten, so

dass ein Teil der Stirn und des Haaransatzes nicht mehr zu sehen sind. Der Junge befindet sich vor einem gelben Hintergrund, der durch die Oberflächenstruktur wie eine gelb verputzte Hauswand wirkt, an die sich der junge Mann möglicherweise anlehnt. Da allerdings die Körperhaltung (in der Ausrichtung des Fotos) physikalisch so nicht möglich erscheint (selbst dann nicht, wenn der junge Mann springt oder an der Hauswand lehnt), steht anzunehmen, dass es sich hier um einen Schnappschuss handelt, der etwas »verwackelt« ist. Dafür spricht zudem, dass der junge Mann nicht direkt in die Kamera schaut.

Der Junge selbst ist – abgesehen von einem weißen T-Shirt, das durch die geöffneten Jacken zum Teil zu sehen ist – schwarz bzw. dunkel gekleidet. Er trägt eine schwarze Kapuzenjacke, deren Kapuze er aufhat, wobei diese nur den Hinterkopf bedeckt. Über dem Kapuzenpulli bzw. der -jacke trägt der Junge eine dunkelblaue Jacke bzw. eine Art Blouson, die fast wie eine Bomberjacke wirkt, zumindest drängt sich der Eindruck in Kombination mit der Kapuzenjacke auf: Dieses Erscheinungsbild erinnert an Demonstrant*innen des schwarzen Blocks, was wiederum eine gewisse Aggressivität und Gewaltbereitschaft suggeriert (vgl. Golova 2014: 319f.). Dieser Eindruck wird jedoch durch mehrere Aspekte abgeschwächt: der abgebildete junge Mann hat die Kapuze nicht vollständig auf, er trägt die Jacke offen, darunter ist ein weißes T-Shirt zu sehen, was dem Jungen einen »lässigen« Eindruck verleiht. Das Gesicht des jungen Mannes ist zudem gut erkennbar, wobei der Gesichtsausdruck entspannt wirkt. Bei linksautonomen Demonstrant*innen des schwarzen Blocks steht hingegen das Unkenntlich Machen des Einzelnen durch Vermummungsmittel wie Kapuzen, Sonnenbrillen oder Schals im Vordergrund (ebd.: 320). Vor diesem Hintergrund kann gefolgert werden, dass der Jugendliche zur Zeit der Aufnahme sicherlich nicht an einer Demonstration teilnimmt, denkbar wäre zudem, dass das Outfit des abgebildeten jungen Mannes lediglich vom linksautonomen Stil inspiriert ist. Dafür spricht, dass das Auftreten in den 2010er Jahren auch modisch vereinnahmt wird und zur Inszenierung besonderer Coolness und in gewisser Weise auch Arroganz dient. So trägt der als gutausehend und arrogant gezeichnete Hauptdarsteller in der Jugendserie *Druck* (Staffel 1, Folge 3, Auftritt in Minute 08:58) ein sehr ähnliches Outfit⁴⁵. Das Erscheinungsbild des auf dem Foto abgebildeten Jugendlichen bewegt sich also irgendwo zwischen Coolness und subtil inszenierter (politisch motivierter) Gewaltbereitschaft.

Und auch wenn das Bild einen – so womöglich nicht beabsichtigten – Schnappschuss darstellt, so scheint es doch interessant, den derart eingefangenen Moment in der Analyse zu berücksichtigen. So verleiht die vermeintlich schiefe Körperhaltung dem Bild eine gewisse Dynamik, auch wenn der fotografierte Junge sich im Moment der Aufnahme

45 Zu der Serie und dem hier angestregten Vergleich sind verschiedene Punkte anzumerken: Die Serie ist ein Jahr, nachdem *Mona* die Fotos aufgenommen hat, erschienen, so dass das Foto älter ist als die Serie. Manche Modetrends halten aber erfahrungsgemäß länger an, als ein Jahr. Außerdem übernimmt – streng genommen – Alexander, so heißt die Figur, erst in der zweiten Staffel der Serie eine Hauptrolle. Allerdings hat er in der genannten Szene bereits einen ersten Auftritt. Da er in der Szene aus einem teuren Sportwagen aussteigt, und wie sich auch im weiteren Verlauf der Serie zeigt, kann eine Verortung im linksautonomen Milieu als unwahrscheinlich angenommen werden.

offenbar nicht bewegt⁴⁶. Gleichzeitig wirkt es ein wenig so, als würde der Junge, bildlich gesprochen »aus dem Rahmen« fallen, sei es aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes (das aber bei Jugendlichen wie oben herausgearbeitet, wohl nicht besonders negativ auffallen dürfte) oder sei es aufgrund eines bestimmten Verhaltens. An dieser Stelle und um den Bezug zu diesem Kapitel noch klarer herauszuarbeiten, beziehe ich den Interviewausschnitt zu diesem Foto mit ein. *Mona* hatte diesen mit der Aussage eingeleitet, dass das Bild die Jugend von heute zeige, was mich zur Nachfrage veranlasst, inwiefern, woraufhin sie folgende Antwort gibt:

Wie die rumspinnen teilweise. Wie sie sich aufführn und so. (.) Ja, weil da warn wir ja grad so, das war ja so a Moment da:s war ja eher so Spontanmoment, da won i derwischt hab//ehe//. Da warn wir au so draußen//ehe//und ham so alle so miteinand a rumgesponne und so. (.) Ja. (.) Also die Jugend is frei (.) sozusagen. Die spinnen halt draußen rum, was woas nimmer was @(.).@//@(.).@ W=wie sieht denn das Spinnen aus? Wie muss i mir das vorstelln? @(.).@//Mh. (.) Rumhüpfen. Son bissel @miteinand a schlägern. Sich gegenseitig auslachen@ (Mona 2016)

Im Zuge ihrer Ausführungen resümiert *Mona* »die Jugend is frei« (Z. 174), was zunächst die Assoziation zu dem Lied »Die Gedanken sind frei« weckt bzw. zu der gleichlautenden und wiederholt vorkommenden Textzeile in diesem Lied. In diesem/r wird die Tatsache, dass Gedanken nicht eingeschränkt und verfolgt werden können, als positiv hervorgehoben. *Monas* Anpassung und Verwendung des Ausspruchs verleiht diesem hingegen eine deutlich negative oder zumindest ambivalente Konnotation. Für sie repräsentiert der eingefangene »Spontanmoment« (Z. 172) eine Situation, die sich offenbar so öfter ereignet, wie die Formulierung im Präsens (»die spinnen halt draußen rum«, Z. 174) vermuten lässt: Dabei Jugendlichen hüpfen herum und machen sich übereinander lustig, wobei es auch zu (spielerischen) körperlichen Auseinandersetzungen zu kommen scheint. *Mona* bezeichnet dieses Verhalten als »Rumspinnen« (Z. 171), aber auch als »aufführn« (Z. 171), das offenbar keine Grenzen kennt, zumindest aber sprachlich nur schwer zu fassen scheint, wie die Formulierung »was woas nimmer was« vermuten lässt. Dieses sich Aufführen und aus dem Rahmen Fallen wirkt auf *Mona* womöglich (latent) bedrohlich, was ich an der Art festmache, wie sie über das Verhalten spricht, aber auch daran, dass das Lachen, das ihre Ausführungen begleitet, eher nervös und unsicher wirkt. Möglicherweise hat *Mona* Angst davor, selbst ausgelacht zu werden, oder als Unbeteiligte in die Schlägerei zu geraten, und offenbar scheint in dem Jugendzentrum, in dem die Jugendlichen sich regelmäßig treffen, auch niemand zu sein, der den Freiheiten der Jugend Grenzen setzt, was möglicherweise das *Rumspinnen* nur einmal mehr befördert.

Wie bereits eingangs erwähnt verhandeln die Teilnehmenden an meiner Studie die Grenzen der Freiheit vor allem mit Blick auf gesellschaftliche Grenzziehungen (die sich zum Teil auch in gesetzlichen Regelungen widerspiegeln). Anders als in der Studie von Petersen und Mayer (2005), in der sich die Befragten eine stärkere Grenzziehung durch

46 Diese These leite ich aus der sonstigen Körperhaltung ab, die eher statisch wirkt. Um einen Sprung nach schräg links oben auszuführen, braucht es meines Erachtens zumindest eine Unterstützung durch die Arme, zudem wäre wohl auch in den Gesichtszügen eine gewisse Anspannung abzulesen.

den Staat wünschen, erwähnen die Teilnehmenden an meiner Untersuchung keinerlei Freiheitseinschränkungen, die vom deutschen Staat ausgehen. Die Studienteilnehmenden offenbar keine Menschen waren, die jeglicher Einschränkung (bürgerlicher) Freiheiten durch den Staat kritisch gegenüberstehen; sonst wäre dieses Thema im Kontext der Deutschlandbilder vermutlich angeführt worden. Dass dies nicht der Fall ist, sagt einmal was über die befragten Teilnehmenden aus, lässt aber vielleicht auch den vorsichtigen Schluss zu, dass der Staat gemeinhin nicht als besonders freiheitseinschränkend erlebt wird, weder bei den geflüchteten (die diesbezüglich vermutlich auch über andere Erfahrungen verfügen) noch bei den nicht-geflüchteten Teilnehmenden. Allerdings hat der Staat offenbar insofern einen Effekt auf die Einschätzung der Teilnehmenden, als es *Sunny* leichter zu fallen scheint, Grenzüberschreitungen (zumindest als solche erlebte) zu akzeptieren, wenn es sich dabei um gesetzlich legitimierte Freiheiten handelt.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass die Teilnehmenden an meiner Untersuchung dann Grenzen der Freiheit ziehen (möchten), wenn das Verhalten des Gegenübers (für sie) gewohnte, kulturell ausgehandelte Werte, Normen und/oder Praktiken »verletzt«. Dabei scheinen Vertreter*innen der Mehrheit sich eher in der Position zu fühlen, Grenzen der Freiheit zu ver- bzw. auszuhandeln und dabei auch festzulegen, wo eine Akzeptanz der Freiheitsausübung akzeptabel erscheint und wo nicht, wobei hier stärker die Meso- und Makroperspektive im Fokus stehen. Vertreter*innen der Minderheit hingegen verhandeln die Grenzziehungen eher auf individueller Ebene, sie scheinen für sich persönlich zu überlegen, wo ihnen eine Anpassung gelingt und wo sie trotz allem Grenzen der Freiheitsausübung ziehen, dann aber eben in einem deutlich kleineren und umgrenzten Bereich.

2.3.4 Sanktionierungen und deren Ausbleiben

Theoretische Einlassung

Ich verwende im Folgenden den Begriff der »Sanktion« bzw. »Sanktionierung«, auch wenn dieser in den 2000er Jahren eine eher traurige Popularität erlangt hat, da die umstrittenen Kürzungen von ALGII-Leistungen (bekannt als Hartz IV) bei »Pflichtverstößen« auch als Sanktionierungen bezeichnet werden. Aus zwei Gründen verwende ich den Begriff dennoch: Erstens erscheinen andere Begriffe wie das Synonym der »Bestrafung« noch weniger adäquat, um die individuellen wie gesellschaftlichen Reaktionen auf Überschreitungen sozialer Grenzziehungen zu beschreiben. Zum anderen handelt es sich bei dem Begriff der Sanktion bzw. Sanktionierung um einen soziologischen Begriff, dessen Definition das im Folgenden nachgezeichnete Phänomen sehr gut zu beschreiben vermag. So verstehen Peuckert und Kolleg*innen (2003: 294) unter Sanktionierung ein Element sozialer Kontrolle, bei dem Verhalten, das von den sozialen Normen abweicht, bestraft wird. Damit stellt Sanktionierung letztlich ein Mittel zur Verhaltenssteuerung dar, das auf die Schaffung von Konformität abzielt.

Mit diesem Verständnis von Sanktionierung besteht eine enge Verbindung zu den oben ausgeführten Grenzen und Grenzziehungen, wobei Letztere die Basis bilden, auf

der Sanktionierungen erfolgen. D.h. ein Verhalten wird dann sanktioniert, wenn eine ausgehandelte Grenze überschritten wird, mit dem Ziel, dass das Verhalten entsprechend angepasst wird. Sanktionierungen sollen also für die Einhaltung von Grenzen sorgen und stellen eine Art (aktionale) Reaktion auf deren Überschreitung dar. Die folgenden Ausführungen skizzieren verschiedene von den Teilnehmenden angeführte Sanktionierungen, wobei bei der Darstellung nach Sanktionierungsgraden unterschieden wird, beginnend mit subtileren Formen bis hin zu expliziten, offenen Formen der Sanktionierung.

Subtile Formen der Sanktionierung

Eine subtile Form der Sanktionierung klingt in *Sophies* Ausführungen an: Als Aufhänger hierfür dienen *Sophies* Erlebnisse in Chile (dort hat sie ein freiwilliges soziales ›Halbjahr‹ verbracht), wo sie ein Haus mitgestrichen hat, allerdings ohne vorheriges Abkleben, was bei ihr zu einer gewissen Irritation führte und wozu sie sich wie folgt äußert:

[...] also das würde sich bei uns irgendwie (.) niemand trauen irgendwas ohne Abkleben, dass man keine geraden Kanten hat, //mhm//sondern irgendwie so frei. Is dann doch äh ziemlich selten eben, dass dann irgendwas nich äh ne gerade Kante oder rechter Winkel oder so ist. Ja @genau@. Das hat auch also, das hat auch irgendwie, ich, es kommt alles aufs Gleiche raus irgendwie [...] (Sophie 2016)

Auch wenn nach *Sophies* Ansicht das Streichergebnis letztlich dasselbe ist, so würde sich in Deutschland – ihrer Einschätzung zufolge – »niemand trauen« (Z. 188) zu streichen, ohne vorher die Kanten abgeklebt zu haben, damit diese am Ende gerade sind. Dass dies niemand wagt, hat vermutlich mit einer gefürchteten Sanktionierung zu tun: D.h., dass diejenigen, die gegen diese kulturell ausgehandelte Norm verstoßen, mit Sanktionierung durch die Öffentlichkeit rechnen müssen. Die im konkreten Fall so aussehen könnte, dass Passant*innen vor dem Haus stehenbleiben und sich, um es umgangssprachlich auszudrücken ›das Maul über die schlampige Arbeitsweise zerreißen‹. Sanktionierung erfolgt hier also in einer eher indirekten Form des *Redens über*.

Eine weitere indirekte Form der Sanktionierung klingt im Kontext der Grenzen an, die in Bezug auf das Tragen des Kopftuchs gezogen werden. So berichten *Rachida* und *Amina* von den Blicken älterer Passant*innen auf der Straße, deren Ausmaß sie als unangemessen empfinden (›gucken zu viel‹, Z. 281, *Rachida & Amina* 2016). Den Grund dafür sehen sie wiederum in der Ablehnung ihres Kopftuchs. Nun ließe sich zwar argumentieren, dass *Amina* und *Rachida* deshalb Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil das Bild einer kopftuchtragenden Frau für viele – insbesondere die hier angesprochenen älteren Menschen – (immer noch) ungewohnt ist, dass damit aber noch keine Sanktionsabsicht verbunden ist. *Rachida* und *Amina* scheinen die langen Blicken aber so zu empfinden, als zielten diese auf eine Änderung ab (was wiederum ein Merkmal der Sanktionierung ist); zumindest lässt dies ihr Hinweis vermuten, sie könnten das Tragen des Kopftuchs nicht ändern, weil es Teil ihrer Religion sei.

Explizite verbale Formen der Sanktionierung

Neben diesen subtilen Formen sprechen *Rachida* und *Amina* aber auch deutlich direktere Sanktionierungen an: So erzählen sie davon, von Passanten auf der Straße beschimpft worden zu sein. Wobei hier darauf hinzuweisen ist, dass aus den Schilderungen nicht hervorgeht, ob die Beschimpfungen eine auf das Tragen des Kopftuchs gerichtete Sanktionierung darstellen, oder nicht doch auf einen rassistisch motivierten Übergriff verweisen.

Abgesehen davon werden verbale Sanktionierungen von den Teilnehmenden eher als eine Art negativer Gegenhorizont herangezogen: D.h. die Teilnehmenden verweisen auf explizite verbale Formen der Sanktionierungen, die sie in ihren Heimatländern erlebt haben, und heben davon die Situation in Deutschland positiv ab, da es dort eben keine vergleichbaren Sanktionierungen gäbe. Allerdings werden die Sanktionierungen in den jeweiligen Heimatländern nur angedeutet, nicht aber genauer erläutert. *Samira* erzählt beispielsweise im Zusammenhang mit der von ihr erlebten Bekleidungsfreiheit in Deutschland, wie ihre Mutter reagierte, wenn sie kurze Röcke tragen wollte; nämlich mit verbalen Sanktionierungen. Wobei hier auf den bereits diskutierten (s.o.) Umstand hinzuweisen ist, dass der ›Gegenstand‹ der von *Samiras* Mutter sanktioniert wurde, also die zu kurzen Röcke ihrer Tochter, auch in Deutschland zum Gegenstand von Auseinandersetzungen wird und auch im öffentlichen Diskurs (vgl. z.B. Schnitzler 2013) Beachtung findet. Ähnlich wie *Samira* thematisiert auch *Sunny* das Ausbleiben von Sanktionierungen in Deutschland, und zwar im Zusammenhang mit der von ihr erlebten ›Freiheit von Rollenerwartungen‹. Ihr zufolge kommt es in Deutschland eben nicht zu »Ärger« oder »Beschwerden« (Z. 60, Sunny 2017), wenn junge Menschen den Spielplatz nutzen würden. Neben diesen emotional gefärbten, direkten Formen der Sanktionierung klingen in *Sunnys* Ausführungen noch andere verbale Sanktionierungsformen an, nämlich Zuschreibungen und Stigmatisierungen, die *Sunny* als Bewertungen bezeichnet: In der Ukraine würden Erwachsene für »verrückt« erklärt, wenn sie auf einem Spielplatz spielen würden (Z. 54, Sunny 2017).

Aktionale Formen der Sanktionierung

Neben den geschilderten verbalen Sanktionierungsformen finden aber auch Varianten Einsatz, die sich durch noch stärker aktional basierte Komponenten auszeichnen. Ein Beispiel hierfür liefert *Sunny*, wobei sie darin selbst diejenige ist, die zum Mittel der Sanktionierung greift: Konkret handelt es sich hierbei um das bereits an anderer Stelle behandelte öffentlichen Zeigen von Intimitäten, an dem sich die von *Sunny* vorgenommene Sanktionierung gut illustrieren lässt:

[...] Also alle Leute äh haben gesetzt und mit keine Wort sagen und diese Paar war geküsst, ein Sex machen, ja etwa äh es war sehr sexy. Okay und äh ich habe zu dieser Paar gekommen mit meine Handy. (.) Also ich habe nur als äh Joke gemacht. Also ich mochte mache die Foto und sie begonnen streiten: ›Was machst du?/@(.)/Und ich sage ›okay, Sie küssen, Sie machen Sex//@ (7) @//in Publikum//@(.)/in das Publikum. Warum kann ich nicht @von, von deinem Sex machen keine Foto?‹ (Sunny 2016)

Während die Umsitzenden offenbar keine Reaktionen auf das intensiv ›knutschende‹ junge Paar zeigen, geht *Sunny* zu dem Paar und tut so, als würde sie dieses mit ihrem Smartphone fotografieren. Das, wenn auch nur angedeutete (*Sunny* spricht von einem »Joke«, Z. 311), Machen eines Fotos, ist von *Sunny* als Sanktion intendiert, wird von den jungen Leuten aber eher als ›übergriffig‹ erlebt, wie der Hinweis auf die Reaktion des jungen Paares (»sie begonnen streiten«, Z. 312) vermuten lässt.

Dass *Sunny* das Verhalten sanktioniert, verweist – wie bereits angeklungen – sicherlich auf ein anderes Verständnis davon, inwiefern das Ausleben und Zeigen von Intimitäten im öffentlichen Raum angemessen oder auch erlaubt ist, aber auch, wie sich Menschen im öffentlichen Raum zueinander verhalten (sollten). *Sunny* bezeichnet die Personen, die sich im öffentlichen Raum bewegen (in diesem Zusammenhang) als »Publikum«⁴⁷ (*Sunny* 2017, Z. 313) und damit als Zuschauer*innen oder auch als (potentielle) ›Voyeure‹. Somit kann er oder die Einzelne entscheiden, was das Publikum zu sehen bekommt. Wer sich – wie das junge Paar – dafür entscheidet, Intimitäten im öffentlichen Raum auszutauschen, muss – dieser Logik zufolge – auch damit rechnen, dass die Umstehenden/Umsitzenden diese beobachten. Das Fotografieren als Form der Sanktionierung setzt an diesem Verständnis an und treibt es auf die Spitze, quasi als ironische Übertreibung des zugrunde gelegten Situationsverständnisses. Im ›deutschen‹ Kontext scheint demgegenüber die unausgesprochene Übereinkunft zu bestehen, dass – wenn auch innerhalb eines ausgehandelten Rahmens (Geschlechtsverkehr beispielsweise würde sicher nicht geduldet werden) – die Privatsphäre aller Akteure gewahrt wird, und zwar durch dezentes Wegschauen (oder zumindest unauffälliges Hinschauen). Hier steht also die Freiheit des Einzelnen – im Sinne einer Circumstantial Freedom – im Vordergrund, die nur dann funktioniert, wenn sich die Anderen möglichst nicht einmischen. Dies scheint aber auch nur dann zu gelten, wenn sich die von jemandem beanspruchten Freiheiten innerhalb des als gesellschaftlich akzeptierten Rahmens bewegen: Das Tragen eines Kopftuchs in der Öffentlichkeit gehört, wie oben herausgearbeitet, offenbar nicht unbedingt (zumindest nicht vorbehaltlos) dazu.

Abgesehen von *Sunnys* ›inszenierter aktionaler‹ Sanktionierung zeichnet sich in den Daten noch eine weitere aktional basierte Form ab, nämlich physische Sanktionierungen. Diese werden bisweilen nur angedeutet und von den Teilnehmenden zum Teil auch in anderen Kontexten als dem Freiheitskontext verortet, passen aber inhaltlich und von deren Struktur in die Gruppe der hier erörterten Sanktionierungen. Dabei handelt es sich einmal um (die Andeutung von) Schläge(n)⁴⁸, die *Kaffee schwarz* erhielt, wenn er Kontakt zu seinen katholischen Freunden hatte und damit die mit Rollenerwartungen verbundenen Grenzen überschritt (vgl. S. 223). Im anderen Beispiel wird der (wenn auch

47 Da *Sunny* im Interview wiederholt englische Wörter verwendet sowie englische Wörter ›eindeutsch‹, ist nicht auszuschließen, dass hier das englische Wort ›public‹ für Öffentlichkeit herangezogen und ins Deutsche übertragen wird. Die Tatsache, dass *Sunny* vorgibt, ein Foto mit ihrem Smartphone zu machen, bekräftigt jedoch das Bild des »Publikums« und spricht für ein daraus ableitbares Verständnis von Öffentlichkeit (unabhängig davon, ob *Sunny* das Wort bewusst oder unbewusst verwendet).

48 *Kaffee schwarz* spricht in der hier zitierten Interviewstelle nur von Bestrafung. Im Rahmen einer längeren Unterhaltung, die ich im Anschluss an das Interview mit *Kaffee schwarz* hatte, weiß ich allerdings, dass die Bestrafungen seines (Stief-)Vaters auch mit Schlägen verbunden waren.

konstruierte) Fall von Kindern in der Ukraine gezeichnet, die im öffentlichen Raum Steine auf Menschen werfen, um die Überschreitung von Grenzen der Religions- und Bekleidungsfreiheit zu sanktionieren (siehe dazu auch: S. 298). Die hier skizzierten körperlichen Sanktionierungen werden dabei als Gegenhorizont zur in Deutschland erlebten Situation entworfen, bezogen auf Deutschland werden keine vergleichbaren Sanktionsformen angeführt.

Staatliche Sanktionierungen

Eine weitere ebenfalls drastische Form der Sanktionierung klingt in den Ausführungen von HA an, die er ebenfalls als negativen Gegenhorizont zu den Erlebnissen in Deutschland einführt: Er hat eine Frau fotografiert, die auf einem Gehweg läuft und sagt dazu, dass es im Iran verboten sei, sich als Frau im öffentlichen Raum ohne Kopftuch zu bewegen. Wer sich nicht daran halte, werde von der Polizei verhaftet (07:28- 08:18 Min). Demgegenüber bewertet er die Situation in Deutschland als sehr positiv, weil es eben keine vergleichbaren Sanktionierungen gäbe und sich Frauen ohne Angst im öffentlichen Raum bewegen könnten. Diese Ansicht scheint insofern von den anderen Teilnehmenden geteilt zu werden, als sich im gesamten Datenset keine Äußerungen zu staatlichen Sanktionierungen in Deutschland finden. Die existierenden staatlichen Sanktionierungen scheinen also nicht als unangemessen freiheitseinschränkend wahrgenommen zu werden. Allerdings gilt hier zu berücksichtigen, dass die Daten in den Jahren 2016 bzw. 2017 und damit vor der Corona-Pandemie erhoben wurden. Möglicherweise hätten sich gerade manche ›deutsche‹ Teilnehmende in der Hochzeit der Pandemie, in denen zum Schutz des Gemeinwohls individuelle Freiheiten eingeschränkt wurden und auch verschiedene staatliche Sanktionierungen Einsatz fanden, anders geäußert. Allerdings möchte ich in diesem Zusammenhang anmerken, dass die zu dieser Zeit geführten Freiheitsdebatten⁴⁹ auf mich zum Teil hysterisch wirkten, nicht zuletzt, weil die Freiheitseinschränkungen und Sanktionierungen aus dem Kontext gelöst wurden und Deutschland als Diktatur gezeichnet wurde. Ein Bild, das angesichts von Berichten über die Situation in Diktaturen oder auch Autokratien (z.B. Brunner 2021; Thumann 2022; Vahid-Moghtada 2022) abstrus erscheint.

Bevor ich abschließend eine theoretische Einbettung der hier nachgezeichneten Sanktionierungen vornehme, drödle ich noch auf, wer sich zu den Sanktionierungen äußert, von wem diese ausgehen und in welchem Kontext diese erfolgen. Zunächst zeigt sich, dass die Teilnehmenden, die Sanktionierungen ansprechen, bisweilen selbst mit diesen konfrontiert sind oder waren. Sanktionierungen gehen dabei meist von ›der Gesellschaft‹ aus, gemeint ist damit: sie werden von (eigentlich) Unbeteiligten im öffentlichen Raum vorgenommen. Zum Teil werden aber auch Sanktionierungen im innerfamiliären Kontext im Rahmen der Erziehung angesprochen. Manche Teilnehmende greifen darüber hinaus auch selbst zum Mittel der Sanktionierung, wenn die (aus ihrer Sicht bestehenden) Grenzen der Freiheiten überschritten werden. Einige der angeführten Sanktionierungsbeispiele werden im Sinne eines Gegenhorizonts eingeführt, d.h. sie werden herangezogen um hervorzuheben, wie sich die Situation in Deutschland ausgestaltet und warum diese als positiv (seltener negativ) erlebt

49 Zum Freiheitsverständnis der Querdenker*innen siehe z.B. Lang (2021)

wird, und wie sich diese in anderen Ländern gestaltet. Als Vergleichsbasis dienen dann meist die Herkunftsländer der geflüchteten Teilnehmenden, d.h. oft sind es diese, die auf Sanktionierungen zu sprechen kommen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sich nicht auch in Deutschland Sanktionierungen ereigneten. Es scheint sogar eine gewisse Bandbreite an Sanktionierungen (von subtilen bis hin zu deutlich expliziteren Formen) zu existieren, die länderunabhängig, also quasi transnational, Einsatz finden. Einzig physische oder als unangemessen erlebte staatliche Sanktionierungen werden bezogen auf Deutschland nicht thematisiert. Wenn nun aber bezogen auf Deutschland (oder in Abgrenzung dazu) Sanktionierungen behandelt werden, dann stehen meist weniger die Sanktionierungen als die sanktionierten Phänomene im Vordergrund, da diese (aus Sicht der Teilnehmenden) von Land zu Land zu variieren scheinen. Was wiederum die Intensität oder auch den ›Schweregrad‹ der Sanktionierung angeht, so scheinen diese zuzunehmen, wenn es sich bei den überschrittenen Freiheitsgrenzen um besonders tief verankerte und emotional basierte Wertvorstellungen handelt.

Theoretische Einbettung

In seinem Buch *Bürger sein* nimmt Bittner (2017) eine Unterscheidung in moralische und gesetzliche Regelungen vor und konstatiert, dass Erstere letztlich weniger behindernd bzw. freiheitseinschränkend seien als rechtliche: »denn anders als die des Rechts, drohen [sie] dem, der sie verletzen will, nicht mit Übeln. Sie sagen ihm nur, was zu tun recht ist. [...] Aber das moralische Gebot stützt sich nicht darauf, dass im Fall des Ungehorsams wahrscheinlich unerwünschte Folgen eintreten. Es hat keine Druckmittel in der Hand, mit denen es Unwillige dazu bringen kann, sich zu fügen« (ebd.: 37). Vor dem Hintergrund der obigen Auswertungen scheint die These, dass moralische Gebote weniger freiheitseinschränkend seien als rechtliche nur schwerlich haltbar. Vielmehr zeigt sich in den Ausführungen der Teilnehmenden, dass Sanktionierungen gar nicht erst ›nötig‹ werden, weil die moralischen Gebote so stark internalisiert sind, dass die Freiheits-einschränkungen ohne tiefere Reflexion akzeptiert werden. Interessanterweise scheinen aber implizit wirkende Freiheits-einschränkungen nur bei ›den Anderen‹ verortet zu werden, wie *Jonny Raketes* Überlegungen zum Kopftuchzwang vermuten lassen (vgl. S. 230)⁵⁰. *Sophies* Schilderungen zu Abklebezwängen beim Streichen von Hauswänden verdeutlichen jedoch, dass unbewusste Freiheits-einschränkungen durchaus auch bei ›Deutschen‹ wirksam werden. Dabei verlieren die Einschränkungen ihre Wirksamkeit oft auch dann nicht, wenn sie bewusst werden, eben weil die Druckmittel (direkte und indirekte Sanktionierungen), die zur Verfügung stehen, für das menschliche Erleben, Denken und Handeln der Sanktionierten sehr wohl bedeutsam sind. Daraus lässt sich wiederum ein Plädoyer ableiten für eine stärkere Integration psychologischer Aspekte in Freiheitskonzeptionen.

50 Mit deutlich expliziteren Aussagen in diese Richtung wurde ich vor Jahren in einem von mir durchgeführten Interkulturellen Seminar konfrontiert. Einige Teilnehmerinnen konstatierten, Frauen aus anderen Kulturkreisen würden die Freiheits-einschränkungen, denen sie unterliegen, nur einfach nicht bemerken, weil sie das so gewohnt seien; vergleichbar mit einem Vogel in einem Käfig, der seine Gefangenschaft auch nicht bemerke.

Gesetzliche Regelungen scheinen allerdings insofern von Bedeutung, als sie selbst initiierten Sanktionierungen Einhalt gebieten können. So sanktioniert *Sunny* zwar das junge Paar, das die (gesellschaftlich ausgehandelte und moralisch legitimierte) Freiheit nutzt, Intimitäten im öffentlichen Raum zu zeigen, die aber gegen *Sunnys* Verständnis von Intimitäten im öffentlichen Raum verstößt. Gegen die gesetzlich legitimierte Freiheit homosexuelle Partnerschaften einzugehen und dies auch im öffentlichen Raum zu zeigen scheint *Sunny* jedoch keine sanktionierenden Handlungen anzustrengen (zumindest spricht sie davon nicht). Sie verzichtet sogar darauf, ihrem Sohn gegenüber klar Position zu beziehen, obwohl diese Form der Freiheit sehr stark an persönliche Grenzen rührt, wie an anderer Stelle gezeigt wurde (vgl. S. 233ff.). Moralisch ausgehandelte Freiheiten scheinen hingegen schwerer zu erschließen oder aber auch als weniger verbindlich erlebt zu werden. Für erstere Lesart, dass diese schwieriger zu erschließen sind, spricht, dass sich *Sunny* zwar darüber wundert, dass die im Bus sitzenden Passagiere nicht intervenieren, ihr aber nicht klar zu sein scheint, warum diese sich so verhalten.

Freiheit und Angst vor deren Beschneidung

Im Zuge der Ausführungen zu den Ambivalenzen der Freiheit (vgl. Kap. V. 2.3.3) wurden Gefühle der Bedrohung und Angst herausgearbeitet, die bei den Befragten dadurch ausgelöst werden, dass andere Menschen von den existierenden Freiheiten Gebrauch machen. *Sophie* wiederum äußert Ängste in Bezug auf die Einschränkung von Freiheiten. Den Aufhänger hierfür bildet der zunehmende Rechtspopulismus in Deutschland und Europa, der ihr Angst macht:

[...] ja weil i vuile Diskussionen ähm au fast überflüssig oder zu überzogen find//mhm, mhm//, weil ähm: ja weil des alles so dramatisiert und äh eigentlich (.) si a einmal so bissl besinnen muss, was dann doch guad is eigentlich nur//mhm//. Und wo i ja hoff, dass des so bleibt und äh, weils scho a bissl a beängstigend is eben, was alles so rum passiert und ähm (2) grad wenn i an irgendwelche Wahlen und an irgendwelche (.) ähm: Rechts- ähm:, (.) rechte Parteien oder so dann doch äh vuil Stimmen krägen. Und (.) das is scho so a bissl ähm: beängstigend, wo i mer dann a denk und die ja a meistens einfach olles ändern wolln//mhm//oder (.) olles is schlecht, wir machen des vui besser und (.) da fällt mir dann scho manchmal mehra auf einfach (1) ja (.) was (.) jetzt guad is im Moment//mhm//in Deutschland und dass i (.) des auf jeden Fall net geändert haben möchte aus meiner Sicht jetzt.[...] (*Sophie* 2018)

Sophie bewertet die Diskussionen, die in Deutschland geführt werden, als überflüssig und überzogen, weil ihrer Meinung nach »alles« dramatischer dargestellt wird, als es ist (Z. 275). Welche Diskussionen sie konkret meint, führt sie nicht näher aus, allerdings steht zu vermuten, dass sie auf die »Flüchtlingsdebatte« anspielt, die zur Zeit des Interviews und in den Monaten davor (und auch danach) in Deutschland sehr intensiv geführt wird. Dabei kreisen die Diskussionen unter anderem um eine »Obergrenze« (vgl. z.B. dpa 2017) für die Aufnahme von Geflüchteten, angeheizt durch Vorfälle wie den Anschlag auf den Weihnachtsmarkt am Berliner Breitscheidplatz im Dezember 2016 (vgl. z.B. Schulz 2016). *Sophies* Verweis auf die Wahlerfolge rechter Parteien (die die Fluchtbewegungen nach Europa zum Hauptthema ihres Wahlprogramms machen) scheint die-

se Vermutung zu bestätigen, wobei *Sophie* nicht allein Deutschland im Blick hat, wie die Aussage »alles so rum passiert« (Z. 277) vermuten lässt. Dafür spricht, dass Anfang des Jahres 2017 vermehrt über einen Rechtsruck in Europa (vgl. z.B. Dobovisek 2017) berichtet wird, was auch damit zu tun haben mag, dass in vielen europäischen Ländern Parlamentswahlen erfolgen, bei denen rechtspopulistischen Parteien hohe Stimmenanteile prognostiziert werden bzw. diese zum Teil auch hohe Wahlergebnisse erzielen: So unterliegt zwar im März 2017 die rechtsnationale Partei von Geert Wilders bei den Parlamentswahlen in den Niederlanden, in den Wahlprognosen lag die Partei jedoch lange Zeit gleichauf mit der regierenden rechtsliberalen Partei VVD (vgl. z.B. Nienhuysen 2017). Bei der Präsidentschaftswahl in Frankreich erreicht Marine le Pen von der rechtspopulistischen Front National im ersten Wahlgang (im April 2017) das zweithöchste Wahlergebnis und kommt somit in die Stichwahl. In Österreich zeichnen sich Neuwahlen ab, und es deutet sich an, dass Stefan Kurz, der Spitzenkandidat der ÖVP, mit einer Koalition mit der rechtspopulistischen FPÖ liebäugelt (vgl. z.B. Kazim 2017).

Vor diesem Hintergrund liest sich *Sophies* Bewertung der Diskussionen als »überflüssig« und »überzogen« (Z. 274 u. 275, *Sophie* 2017) gleichsam als Versuch einer Rahmung, vielleicht auch um die eigenen aufkeimenden Ängste (s.u.) zu bewältigen. Dabei führt *Sophie* weiter aus, dass die rechtspopulistischen Parteien – ihrem Eindruck zufolge – die Situation so darstellen, als sei alles schlecht, womöglich um dann mit einem »Heilsversprechen« und der Behauptung aufzuwarten, alles ändern zu wollen. Anders als bei vielen anderen Mitbürger*innen (zumindest, wenn man es an den Zustimmungswerten für rechtspopulistische Parteien festmachen möchte) hat diese Stimmungsmache auf *Sophie* jedoch nicht den (vermutlich) gewünschten Effekt. Sie scheint sich dadurch vielmehr darüber bewusst zu werden, was ihrer Meinung nach gut ist und was sie eben nicht ändern, sondern beibehalten möchte: Wie *Sophie* im Vorfeld erläutert (vgl. S. 201, 204) sind das nicht zuletzt die Meinungsfreiheit, die Demokratie, die Mitbestimmung, die Freizügigkeit. Daher wirken die Bekundungen rechtspopulistischer Parteien, mit ihnen würde sich grundlegend etwas ändern, eher beängstigend auf *Sophie*. Sie hat Angst, Rechte zu verlieren, die sie im Moment genießt und plädiert daher dafür, sich auf das zu besinnen, was eigentlich gut ist (also wohl Freizügigkeit, Demokratie und Mitbestimmung, s.o.).

Neben *Sophie* scheint auch *Ferhat* (2016) die Freiheiten in Deutschland als etwas Besonderes und Erhaltenswertes zu erleben, er formuliert dies sogar als Verpflichtung: »wir [...] müssen äh frei bleiben« (Z. 834). Welche Form der Freiheit er damit konkret meint, wird nicht ganz deutlich, im Interview klingen jedoch verschiedene Aspekte an: In dem Kontext, in dem die Aussage erfolgt, spricht er über Geflüchtete, die ihre Vorstellungen von der Bewegungsfreiheit der Frau mit nach Deutschland nehmen und nicht die Bereitschaft aufbringen, sich den Gegebenheiten in Deutschland anzupassen. Gleichzeitig scheint er aber auch Angst davor zu haben, dass die Freiheit in Deutschland darunter leiden könnte, wenn (islamistische) Terroristen den Terror nach Deutschland bringen⁵¹. Deshalb sieht sich *Ferhat* in der Pflicht, die Freiheit mit zu erhalten, weshalb er propagiert: »wi:r müssen (.) alle Polizei helfen« (Z. 834f.). *Ferhat* scheint also die Polizei

51 Hierzu gibt es eine längere Sequenz, deren Aufhänger das Foto eines Feuerwehreinsatzes in einer Straße in S-Stadt war. *Ferhat* sah nur die vielen Einsatzwagen und wusste nicht, was vorgefallen war, weshalb er Angst hatte, dass es sich um einen Terroranschlag handeln könne.

in Deutschland als eine ›Hüterin‹ der Freiheit wahrzunehmen, während es die Aufgabe der Bürger ist, die Polizei dabei zu unterstützen. Wie genau diese Unterstützung konkret aussehen könnte, expliziert *Ferhat* allerdings nicht. Im Zusammenhang mit der vorher thematisierten Terrorgefahr wäre es denkbar, dass *Ferhat* sich verpflichtet fühlt, Verdächtige/s (wer oder was das auch immer konkret sein mag), der Polizei zu melden. Abgesehen davon scheint in diesem Zusammenhang das wiederholt verwendete Personalpronomen *wir* von Interesse, das darauf hindeutet, dass es *Ferhat* hier um den Erhalt einer Art ›kollektiven Freiheit‹ geht, zu dem alle in Deutschland lebenden Menschen ihren Beitrag leisten müssen (»wi:r müssen (.) alle Polizei helfen«, Z. 834f., »wir [...] müssen frei bleiben«). Diese Wahrnehmung steht in einem deutlichen Kontrast zu den in Deutschland geführten Diskussionen, in denen die Polizei zum Teil eher als Bedrohung für die Freiheit (allerdings vor allem für die Freiheit der Einzelnen) wahrgenommen wird. Für Bayern, wo *Ferhat* lebt, lässt sich dies beispielsweise an den Befürchtungen veranschaulichen, die im Zuge der Erweiterung des Polizeiaufgabengesetzes laut wurden (vgl. z.B. Knipper 2018). Schlussfolgernd steht zu vermuten, dass *Ferhats* Einschätzung auf einer anderen Vergleichsbasis zustande kommt: Möglicherweise hat er mit der Polizei- bzw. Staatsgewalt im Irak oder (wie er im Interview andeutet) in der Türkei deutlich schlechtere Erfahrungen gemacht, weshalb er die Polizei in Deutschland eher als ›Hüterin‹ der Freiheit wahrnimmt.

2.3 Zusammenfassung und theoretischer Rückbezug

Viele Teilnehmende erleben in Deutschland verschiedene Formen von Freiheit, wie Bewegungs- bzw. Reisefreiheit, Kleidungsfreiheit oder auch Meinungsfreiheit, um nur einzelne zu nennen. Den meisten Freiheitsformen ist dabei gemein, dass die Menschen darin die Möglichkeit sehen, ihre Bedürfnisse sowie ihre Überzeugungen auszuleben, sei es im Rahmen eines Lebensentwurfs, aber auch spontan bzw. zu selbst gewählten Zeitpunkten. Darüber hinaus werden zum Teil auch demokratische Prinzipien wie die Möglichkeit zur Mitbestimmung im Zusammenhang mit Freiheit angeführt.

Die erlebten Freiheiten lassen sich entweder im zwischenmenschlichen Miteinander, also auf Mikroebene oder aber im Sinne staatlich gewährleisteter Freiheiten und damit auf Makroebene beschreiben und verorten. Dabei deuten sich in Bezug darauf, wer auf welcher Ebene Freiheit(en) erlebt, gewisse Unterschiede an: So scheinen persönliche Hintergründe, wie die berufliche Sozialisation, das Milieu, aber auch das Alter dazu beizutragen, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet wird. Aber auch ein Unterschied zwischen Neuangekommenen und in Deutschland geborenen und aufgewachsenen Menschen deutet sich an: Während Erstere eher auf den zwischenmenschlichen Bereich fokussieren, berichten Menschen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, eher von Freiheiten der Makroebene. Hier mag der öffentliche Diskurs eine Rolle spielen, in dem Freiheit – zumal im Hinblick auf Deutschland – vor allem bezogen auf die freiheitlich demokratische Grundordnung Beachtung findet. Gleichzeitig steht anzunehmen, dass gerade kulturell ausgehandelte Freiheiten oft als selbstverständlich erachtet und erst dann bewusst und reflektiert werden, wenn eine Konfrontation mit anderen Konzepten erfolgt und die Freiheiten dann noch zusätzlich als bedroht wahrgenommen werden.

nommen werden. Für Menschen, die hingegen neu nach Deutschland kommen, scheinen eben diese kulturell bedingten Freiheitserlebnisse besonders eindrücklich.

Die Inanspruchnahme der Freiheiten geht (was vielen ebenfalls nicht bewusst scheint) mit der Verpflichtung einher, Verantwortung für sich, die eigenen Handlungen, ja das eigene Leben zu übernehmen. Die Teilnehmenden empfinden die erlebten Freiheiten überwiegend als positiv, und zwar auch dann oder gerade dann, wenn sie damit erstmals konfrontiert werden. Die Freiheiten tragen insbesondere zum Wohlbefinden, genauer zu positiven Affekten bei den Teilnehmenden bei. Freiheiten können aber auch zu Ambivalenzen und Bedrohungsgefühlen führen. Dies scheint vor allem dann der Fall zu sein, wenn Andere Freiheiten für sich beanspruchen und dabei den (bislang bekannten) kulturell ausgehandelten und als (noch) normal erachteten Rahmen überschreiten. Dies kann bei den betreffenden Personen Gefühle der Bedrohung (der eigenen Überzeugungen oder auch physisch) oder Benachteiligung auslösen. Das macht wiederum eine Neuverhandlung der Grenzen nötig, wobei diese vor allem von Vertreter*innen der ›Mehrheit‹ initiiert werden; vielleicht auch, weil diese sich in der entsprechenden Position wähnen. Abgesehen davon können Grenzüberschreitungen zu individuellen oder gesellschaftlichen Sanktionen führen, deren Ausmaß wiederum auch vom Ausmaß der empfundenen Bedrohung abzuhängen scheint.

Die im Zuge der Analysen herausgearbeiteten, inhaltlich beschreibbaren Freiheitsformen, die in Deutschland erlebt werden, wurden im Zuge der Analysen mit den von Westcott definierten Teilvarianten der Freiheit abgeglichen, wobei eine Zuordnung an manchen Stellen nicht oder nur schwer möglich erschien. Allerdings stellt sich auch die Frage, inwiefern diese Zuordnungen überhaupt einen Mehrwert ergeben; denn eine wirkliche Systematik, was das Auftreten der jeweiligen Freiheitsvarianten in unterschiedlichen Kontexten angeht, oder auch im Hinblick auf sich manifestierende Unterschiede, ist nicht erkennbar. Lediglich an einer Stelle, nämlich bei der Frage um das Tragen des Kopftuchs zeichnen sich Unterschiede ab: Während die ›deutschen‹ Teilnehmenden vermuten, kopftuchtragende Frauen seien mit einer fehlenden Freiheit von Druck konfrontiert, sprechen diese davon, dass es in ihrem Herkunftsland an einer Freiheit von Restriktionen gefehlt habe.

Daher möchte ich nun – wie eingangs bereits angekündigt – nochmal auf Westcotts Definition der Freiheit zurückkommen, um diese mit den Ergebnissen meiner Analysen abzugleichen und bei Bedarf bezogen auf meinen Forschungsgegenstand abzuändern. Hier aber nochmal Westcotts Freiheitsdefinition zur Erinnerung:

Freedom »lies in the making of committed choices in keeping with one's own conception of one's nature, accepting responsibility for these choices and their consequences, and pursuing some degree of perfection in a chosen realm« (Westcott 1992: 85).

Bereits in der Auftaktformulierung lassen sich in meinen Analysen Abweichungen ausmachen, die darauf zurückzuführen sind, dass sich Westcotts Freiheitsdefinition auf biographische Lebensentwürfe bezieht, während Freiheit in meiner Untersuchung im Kontext des Lebens in Deutschland eine Rolle spielt: In Ersterem spielt das Treffen verantwortlicher Entscheidungen, bei denen sich die Menschen selbst treu bleiben, eine wichtige Rolle. Im Kontext der in Deutschland erlebten Freiheiten geht es für die Men-

schen jedoch weniger um das Treffen von Entscheidungen, sondern um die Frage nach den Gestaltungsmöglichkeiten des Lebens. Freiheit heißt in diesem Kontext die Möglichkeit zu haben, bedürfnisbezogen bzw. gemäß den eigenen Vorstellungen und Interessen zu handeln, ohne gravierende gesellschaftliche oder gesetzliche Einschränkungen zu erfahren. Deutschland bildet in diesem Zusammenhang den Rahmen oder Raum, in dem diese Möglichkeiten gegeben sind. Deutschland als Staat wird dabei vor allem insofern thematisiert als dieser – auch durch die Einbindung in die EU und den Schengenraum, die nötigen gesetzlichen, aber auch ökonomischen Rahmenbedingungen schafft, damit diese Entfaltung möglich wird. Nur sehr vereinzelt klingt an, dass auch das Freiheit bedeutet, nicht vom Staat eingeschränkt zu werden.

Anders als das Treffen von Entscheidungen wird der Aspekt der *Verantwortungsübernahme* auch von meinen Teilnehmenden thematisiert, wenn auch nur vereinzelt, was aber auch daran liegen kann, dass für viele Menschen die Verantwortungsübernahme ähnlich selbstverständlich ist wie die Freiheit selbst.

Der letzte Aspekt, den Westcotts (1992) Definition beinhaltet, ist das Erlangen einer gewissen Perfektion in einem gewählten Bereich. Dieser Punkt spielt in den Ausführungen der Teilnehmenden im Kontext der Freiheiten in Deutschland keine Rolle. Vielmehr scheint es für das gemeinsame Zusammenleben von Bedeutung zu sein, dass die Möglichkeiten und Grenzen innerhalb der jeweiligen Freiheitsformen kulturell ausgehandelt werden.

Vor diesem Hintergrund könnte eine Definition, die auf erlebte Freiheiten im Kontext Deutschlands bezogen ist, wie folgt lauten:

Als Freiheit wird die Möglichkeit erlebt, gemäß der eigenen Bedürfnisse, Interessen und Überzeugungen zu handeln ohne dafür sanktioniert zu werden. Diese Freiheit umfasst einzelne (spontane) Handlungen bis hin zum gesamten Lebensentwurf und schließt die Verantwortungsübernahme für diese Handlungen mit ein. Die Freiheit(en) wirkt/en sich positiv auf das Wohlbefinden derer aus, die sie für sich in Anspruch nehmen. Und dennoch haben die Freiheiten auch Grenzen, die kulturell ausgehandelt werden und zum Teil auch gesetzlich verankert sind oder werden. Werden die ausgehandelten Grenzen überschritten, kann dies Bedrohungsgefühle sowie Sanktionierungen hervorrufen.

Angelehnt an Westcott (1992) mit Modifikationen durch Verf.

In den Interviews meiner Untersuchung kommen mehrere Teilnehmende auf das – aus ihrer Sicht – gelingende Zusammenleben in Vielfalt in Deutschland zu sprechen (u.a. Sunny 2017; Leo 2017). Diese Kategorie bildet den Aufhänger für die folgenden beiden Kapitel, die sich jedoch im Zuge der Auswertungen in die zwei Themenblöcke Diversität (V. 3.) und Integration (V. 4.) auffächern, die über die ursprüngliche Kategorie des Zusammenlebens in Vielfalt weit hinausreichen.

3. Diversität

3.1 Heuristischer Rahmen

Zur theoretischen Fundierung der von den Teilnehmenden thematisierten Vielfalt in Deutschland kann auf eine sehr umfangreiche wissenschaftliche Literatur zurückgegriffen werden. In dieser werden die Begriffe *Diversity*, *Diversität*, *Vielfalt*, *Heterogenität*, *Pluralität* und *Multikulturalismus* verwendet, die – vereinfacht gesagt – allesamt den Umstand bezeichnen, dass ein wie auch immer geartetes Phänomen über mannigfaltige sowie unterschiedliche Ausprägungen verfügen kann. Welcher Begriff erscheint nun für die vorliegende Arbeit am geeignetsten? Da keiner der Begriffe in der Psychologie einschlägig ist und die genannten Begriffe zudem in wissenschaftlichen Publikationen oft synonym verwendet werden (vgl. Emmerich/Hormel 2013: 153), helfen diese Überlegungen nicht weiter. Eine Möglichkeit wäre – wie von manchen Autor*innen praktiziert – die Entscheidung daran festzumachen, welche Begriffe am wenigsten normativ oder affirmativ aufgeladen sind. Norbert Wenning (2013: 121) erachtet beispielsweise den Heterogenitätsbegriff als neutraler, weshalb er diesem gegenüber dem Diversitätsbegriff den Vorzug gibt. Laura Dobusch (2015: 30) spricht sich wiederum für den Diversitätsbegriff aus, weil sie diesen – im Vergleich zum Diversity- oder Vielfaltsbegriff – als weniger affirmativ konnotiert ansieht. Robert Dahl (1978: 191) hingegen bezeichnet den Diversitybegriff im Vergleich zum Pluralismusbegriff als neutraler (entscheidet sich aber aus anderen Gründen für eine Beibehaltung des Pluralismusbegriffs). Die vorgenommenen Abstufungen erfolgen jedoch meist ohne weitere (oder zumindest tiefergehende) Begriffsexplikation, wie Wenning selbst einräumt, wenn er seine Entscheidung für den Heterogenitätsbegriff als weniger »handfester« (Wenning 2013: 141) Natur bezeichnet als sich eher mit den Begriffskonnotationen begründend. Zudem können zu diesen unterschiedlichen Einschätzungen auch disziplinspezifische Vorprägungen sowie ein zeitlicher Bedeutungswandel beitragen.

Vor diesem Hintergrund scheint es daher sinnvoller, theoretisch informiert bei der Begriffswahl vorzugehen. Dieses Kapitel leistet einen Beitrag zur Differenzierung der Begrifflichkeiten, wobei ich zunächst auf die disziplinären Verankerungen der einzelnen Begriffe eingehe und darauf, wie sich deren Erforschung entwickelte.

3.1.1 Disziplinäre Verankerungen und historische Entwicklungen

Streng genommen lässt sich keiner der eingangs genannten Begriffe eindeutig und ausschließlich einer Disziplin zuordnen. Das liegt auch daran, dass die Begriffe im Sinne von *travelling concepts* (Bal 2002) von deren ursprünglichen Disziplinen in andere übertragen wurden und werden: So wurde das Diversitykonzept aus dem unternehmenskonnotierten Kontext in die Erziehungswissenschaften und andere sozialwissenschaftliche Disziplinen übernommen (vgl. z.B. Nausikaa 2018: 10; Walgenbach 2017: 92). Darüber hinaus werden bisweilen sogar explizite Bemühungen unternommen, einen neuen Begriff in einer Disziplin zu etablieren und den dort gängigen zu ersetzen: Bernhard Grümme, Thomas Schlag und Norbert Ricken (2020) geben beispielsweise ein Sammelwerk zur Heterogenität heraus, in dem sich Bernhard Grümme dafür stark macht, den Pluralitätsbegriff in der Religionspädagogik durch den Heterogenitätsbegriff zu ersetzen, weil ersterer an seine Grenzen gekommen sei (Grümme 2020: u.a. 18f.).

Trotz dieser »Reisebewegungen« lassen sich bei den meisten Begriffen eine oder mehrere disziplinäre Verankerungen ausmachen (siehe dazu auch Emmerich/Hormel 2013: 183), die sich im Begriffsverständnis sowie in der Verwendung der Begriffe niederschlagen. Daher scheint es sinnvoll, diese Verortungen kurz zu skizzieren, wobei ich hier bewusst von einer *Skizze* spreche: Die genannten Begriffe erfreuen sich einer derart virulenten wissenschaftlichen Diskussion, dass hier nicht der Anspruch erhoben wird, diese auch nur annähernd in all ihren Facetten abzubilden. Vielmehr soll herausgearbeitet werden, vor welchem Hintergrund welche Begriffe in welchen Disziplinen entstanden sind, weil damit oft auch bestimmte Forschungsanliegen und Herangehensweisen verbunden sind. Diese gilt es zu kennen, gerade auch im Hinblick auf die Auswahl eines geeigneten Begriffs für die Verwendung in vorliegender Arbeit.

Heterogenität

Der Begriff der *Heterogenität* wird insbesondere im erziehungswissenschaftlichen Kontext verwendet und bezieht sich einerseits auf kognitions- und lernbezogene Unterschiede und andererseits auf soziale Differenzen (Emmerich/Hormel 2013: 10). Diese Unterschiede werden allerdings nicht erst »seit kurzem« (ebd.: 108) untersucht, sondern erfreuen sich einer langen Forschungstradition, deren Anfänge meist im frühen 19. Jahrhundert verortet werden (Boller/Rosowski/Stroot 2007). Als Beleg für die Berücksichtigung der Unterschiedlichkeit von Schülerinnen und Schülern gelten Aussagen von Herbart, der von der *Verschiedenheit der Köpfe* sprach, oder von Trapp, der den Unterricht auf die *Mittelköpfe* zugeschnitten wissen wollte (vgl. Budde 2017: 15; Boller/Rosowski/Stroot 2007: 12). Der Heterogenitätsbegriff wurde dann um die Jahrhundertwende geprägt und erfährt seitdem vor allem in der schulpädagogischen Forschung Aufmerksamkeit (Walgenbach 2017: 12).

Diversity

Während beim Heterogenitätsdiskurs schulbezogene oder schulisch relevante Unterschiede im Vordergrund stehen, ist der *Diversity*begriff stärker im Unternehmenskontext verankert. Außerdem wird der Diversitybegriff meist im Zusammenhang mit dem Diversity-Management-Konzept verwendet. Dessen Ursprung liegt in der US-ame-

rikanischen Bürgerrechtsbewegung (Vedder 2006: 3), in der sich zunächst Schwarze, später dann auch Frauen und andere benachteiligte Gruppen gegen gesellschaftliche Diskriminierungen zur Wehr setzten. Diese Bewegung(en) erhielt(en) mit dem Civil Rights Act eine gesetzliche Grundlage, auf der benachteiligte Gruppen und Personen rechtliche Schritte gegen Diskriminierungen einleiten konnten und können (ebd.: 3). Dies hatte vor allem Auswirkungen auf den Unternehmenskontext, in dem allerdings zunächst »nur« passive Antidiskriminierungsmaßnahmen angestrengt wurden. Im Laufe der Jahre erfolgten dann einige konzeptuelle Veränderungen bzw. Paradigmenwechsel (Thomas/Ely 1996), bei denen zunehmend die Frage nach einer produktiven und gewinnbringenden Nutzung von Diversity an Bedeutung gewann (ebd.: 83), was zu einer affirmativen Aufladung des Diversitybegriffs (s.u.) beigetragen hat. Mitte der 1990er Jahre entstand dann ein weiteres Paradigma, das des voneinander Lernens (ebd.: 85). Ungeachtet dieses letzten Paradigmas changierte das Diversity Management lange Zeit zwischen einer Organisationsentwicklungsstrategie mit dem Ziel, Diversity effektiv (und oft auch profitorientiert) zu nutzen und dem Anspruch, Diskriminierungen in Organisationen zu verhindern und die (gleichberechtigte) Teilhabe aller zu gewährleisten (Vedder 2006: 6f.). Und während die meisten Diversitybegriffe jegliche menschlichen Unterschiede umfassen, findet sich in der Realität (in Forschung wie Praxis) meist eine Fokussierung auf die Kategorien Geschlecht, Religion, Nationalität und »race«¹ (vgl. Dobusch 2015: 31) zum Teil noch ergänzt um bzw. variiert mit Alter, Behinderung und sexueller Orientierung (Vedder 2006: 11).

Wie deutlich wurde, handelt es sich beim Diversity Management um einen fest etablierten Fachbegriff, weshalb es wenig verwunderlich erscheint, wenn deutschsprachige Veröffentlichungen in diesem Themengebiet die englischen Begriffe (Diversity und Diversity Management) beibehalten (z.B. Krell/Wächter 2006; Genkova/Ringeisen 2015). Ähnlich handhabe ich es daher in dieser Arbeit, d.h., wenn ich den Diversitybegriff verwende, dann verweist dies auf dessen Verortung im entsprechenden Diskurs.

Vielfalt und Diversität

Neben dem Heterogenitäts- und dem Diversitybegriff sind die Begriffe *Vielfalt* und *Diversität* im wissenschaftlichen Kontext einschlägig. Sie werden insbesondere in der soziologischen und philosophischen Forschung gebraucht. Ähnlich wie bei der Heterogenitätsforschung (s.o.) gibt es auch hier eine lange Historie, was die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema als solchem angeht: Monika Salzbrunn (2014) spricht sogar davon, dass sich Soziologie und Philosophie »seit jeher« (ebd.: 13) mit Vielfalt beschäftigen würden. Allerdings ist es auch hier so, dass vor allem das Phänomen schon lange untersucht wird, während – Salzbrunn zufolge – die explizite Verwendung der Begriffe Vielfalt/

1 Im angloamerikanischen Raum, in dem das Diversity Management verortet ist, stellt »race« eine gängige Analysekategorie dar (Hanappi-Egger/Müller-Camen/Schuhbeck 2015: 150). Der deutschsprachige Begriff *Rasse* ist aber nicht zuletzt vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Rassenideologie nicht tragbar, weshalb in deutschsprachigen Publikationen oft das englische Wort *race* Verwendung findet (ebd.). Zum Teil, und auch weil es sich im deutschsprachigen Kontext um einen anderen Diskurs handelt, werden andere Begrifflichkeiten wie *Nation*, *Kultur* oder auch *Ethnizität* verwendet, auch wenn damit begriffliche und konzeptuelle Vermischungen einhergehen (ebd.: 151), die – zu Recht – ebenfalls kritisch diskutiert werden.

Diversität noch relativ jung sei (Salzbrunn 2014: 13). Der soziologische Blick richtet sich dabei vor allem auf gesellschaftliche Differenzierungsprozesse und deren Analyse (ebd.: 13) und fokussiert damit anders als der Heterogenitäts- und der Diversitybegriff stärker die Makroebene. Neben diesen soziologischen Abhandlungen zu den synonym verwendeten Begriffen Vielfalt/Diversität zeichnen sich die darüber hinausgehenden wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zum Schlagwort Diversität durch starke Interdisziplinarität aus. Davon zeugt beispielsweise das Herausgeberwerk *Diversität* von André Blum, Nina Zschocke, Hans-Jörg Rheinberger und Vincent Barras (2016b), in dem neben zahlreichen Beiträgen von Kunsthistoriker*innen und Wissenschaftshistoriker*innen unter anderem auch Beiträge von Politikwissenschaftler*innen, Philosoph*innen und Biolog*innen versammelt sind. Diversität wird hier also sehr breit gefasst und beleuchtet. Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass der Vielfalts- und zum Teil auch der Diversitätsbegriff gleichsam »quer« zu allen anderen hier besprochenen (Diversity, Heterogenität, Pluralität/Pluralismus, Multikulturalismus) zu liegen scheint, was sich wohl damit begründet, dass der Begriff der Vielfalt im alltäglichen Sprachgebrauch gängig ist und deshalb seltener als *theoretischer Begriff* erachtet wird, sondern eher synonym zu den jeweiligen Fachbegriffen (Diversity, Heterogenität usw.) verwendet wird.

Im Folgenden gehe ich nun noch auf Multikulturalismus und Pluralität bzw. Pluralismus ein. Anders als Diversity- und Heterogenitätsbegriffe, dafür aber ähnlich wie der Vielfaltsbegriff setzen diese auch eher auf der Makroebene an.

Multikulturalismus

Wie das Diversity Management (s.o.) hat auch der Multikulturalismus seine Wurzeln in der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung (Goldberg 1994: 6), aber eben mit Fokus auf der Makroebene, genauer gesagt setzt dieser insbesondere am Politikstil an: Angestoßen durch die Bürgerrechtsbewegung in den 1960er Jahren und mit dem Ziel, Intergruppenkonflikte zu reduzieren und interethnische Beziehungen zu verbessern, sollte sich die bis dahin in den USA vorherrschende Melting-Pot-Ideologie hin zu einer integrativeren Politik, dem sog. Multikulturalismus, wenden.

Diese gemeinsamen Ursprünge tragen vielleicht dazu bei, dass verschiedene Beiträge Bezüge zwischen Diversity und Multikulturalismus herstellen und deren Verhältnis zueinander ausloten (z.B. Faist 2009; Berry 2019), wobei sich die Kernaussage auf die bereits konstatierte Ebeneneinteilung herunterbrechen lässt, nämlich, dass der Multikulturalismus auf der Makroebene und der im Unternehmenskontext propagierte Diversitybegriff auf der Mesoebene ansetzt.

Im angloamerikanischen Sprachraum erfährt das Multikulturalismus-Konzept vor allem auch in der psychologischen Migrationsforschung Beachtung (z.B. Berry 2019: 23; Ward/Gale/Staerklé et al. 2018: 839), wobei Berry (2019) drei verschiedene Bedeutungen herausarbeitet: Multikulturalismus beschreibe erstens einen demographischen Fakt, d.h. die meisten Gesellschaften weltweit würden sich heute durch kulturelle Diversität auszeichnen. Zweitens sei Multikulturalismus eine Ideologie, Menschen hätten eine Haltung gegenüber kultureller Diversität (bzw. der Tatsache, dass diese existiert), würden diese ablehnen oder akzeptieren. Drittens würden Regierungen politische Konzepte und Programme entwickeln, um die Akzeptanz von Diversity zu fördern (Berry 2019: 24). Berry betont zudem die Rolle der Gleichheit bzw. gleichen Partizipation, die seines

Erachtens eine zentrale Komponente des Multikulturalismus darstelle, eine Sichtweise, die an meine Ausführungen im Kapitel zur Integration (vgl. V. 4.) anschlussfähig ist und dort nochmal aufgegriffen wird. Im deutschsprachigen Kontext wird Multikulturalismus vornehmlich als Ideologie angesehen (s.u.), was den Begriff als theoretische Basis für diese Arbeit schwierig macht.

Pluralität und Pluralismus

Die Begriffe Pluralität und Pluralismus werden zwar nicht immer konsistent gebraucht (s.u.), aber es zeichnen sich zumindest disziplinspezifisch bestimmte Verwendungsweisen und Begriffsverständnisse ab: In der Philosophie und den Politikwissenschaften wird der Begriff des *Pluralismus* als Fachbegriff verwendet, er dient zur Bezeichnung einer politischen Strategie (s.u.). Der Begriff der *Pluralität* wird hingegen herangezogen, um auf die Vielheit eines Phänomens hinzuweisen. Anders jedoch im religionswissenschaftlichen Diskurs, in dem der Begriff der Pluralität üblicher scheint. Darüber hinaus verhält es sich mit dem Pluralismusbegriff ähnlich wie mit denen der Vielfalt und Diversität, d.h. er setzt an der Makroebene an.

In der philosophischen Forschung erfreut sich der Pluralismus einer langen Forschungstradition. Welsch (1988: 28f.) sieht dessen Anfänge im 18. Jahrhundert bei Kant, gefolgt von Abhandlungen der Philosophen Hegel und Husserl. Gegenstand der Arbeiten sei dabei die Frage nach der Vielheit von *Rationalitätstypen* gewesen, wobei sich die genannten Philosophen – Welsch zufolge – eher kritisch gegenüber einer möglichen Pluralität positionierten und vielmehr ein »Einheitsdekret« (ebd.: 29) der Vernunft propagierten. Davon ausgehend zeichnet Welsch nach, wie sich über Nietzsche und den französischen Philosophen Bachelard bis hin zur Postmoderne (als wichtigen Vertreter nennt er hier Lyotard) ein »Denken, das von grundsätzlicher Pluralität ausgeht« (Welsch 1988: 34), etablierte.

Im wechselseitigen Austausch mit philosophischen Überlegungen befasst sich auch die politikwissenschaftliche Forschung mit Pluralität und kann dabei ebenfalls auf eine gewisse Forschungshistorie zurückblicken. Erstmals verwendet wurde der Begriff des *Pluralismus* wohl 1915 von Harold Laski (vgl. Quaritsch 1980: 29), wobei einige Autoren die Ursprünge deutlich früher sehen²: So hätte sich eine der frühesten politischen Schriften der Vereinigten Staaten, die sog. Federalist Papers, bereits 1787/88 mit den unterschiedlichen Interessen in der Gesellschaft und den daraus entstehenden Gruppenbildungen befasst (Steinberg 1973: 394). In Großbritannien hätte wiederum das britische Recht durch die sog. Corporation und Voluntary Association schon früh (im 17. Jhd.) gesellschaftliche Selbstorganisation ermöglicht und damit zur Pluralisierung beigetragen. Der Ausgangspunkt politikwissenschaftlicher Pluralitätsforschung ist also – vereinfacht gesagt – die Frage, wie politische Systeme mit (wachsender) gesellschaftlicher Pluralität umgehen können. Der Begriff der Pluralität, zum Teil auch als »empirische Pluralität«

2 Dass hier einmal mehr nur US-amerikanische und europäische Entwicklungen zitiert werden können, ist weniger Anzeichen dafür, dass es hierzu in anderen Teilen dieser Erde keine Überlegungen oder Diskussionen gegeben hätte, sondern einfach nur dafür, dass diese in der ›westlich‹ dominierten Forschungslandschaft so nicht vorkommen bzw. nicht rezipiert werden.

(Wintermantel 2020: 258) bezeichnet, beschreibt dabei die Tatsache, dass aufgrund vielfältiger sozialer Gruppenzugehörigkeiten gesellschaftliche Pluralität entsteht, die sich dann in unterschiedlichen Interessen, Ansichten und Positionen, in sog. Meinungspluralität offenbart (ebd.: 258). Liberale Demokratien reagieren auf diese empirische Pluralität mit dem normativen Grundsatz des Pluralismus, der besagt, dass »allen Mitgliedern einer Gesellschaft, unabhängig von ihren sozialen Zugehörigkeiten, dieselben politischen und gesellschaftlichen Teilhaberechte und Lebenschancen« (Wintermantel 2020: 258) gewährleistet werden müssen. Damit zielt Pluralismus auf ein »friedliches und demokratisch gestaltetes Zusammenleben« (Schweitzer 2020: 33) ab und trägt, durch eine positive Rahmung der Vielfalt, zudem zu einem Freiheitsgewinn bei (ebd.: 33).

Wenn auch vielleicht nicht mit einer vergleichbar langen Forschungshistorie, dafür aber mit reger Forschungstätigkeit, widmen sich auch die Religionswissenschaften dem Phänomen der Pluralität (z.B. Boeckh 2015; Klutz 2016; Kumher 2008). Als Spezifikum dieses Bereichs stellt Sebastian Gäb (2020) heraus, dass Religionen konkurrierende Wahrheitsansprüche vertreten würden, weshalb die »Pluralität der Religionen auch eine Pluralität miteinander inkompatibler Weltdeutungen« sei (ebd.: 11). Aus diesem Problem der inkompatiblen Wahrheitsansprüche würden – so Gäb weiter – alle weiteren Fragen im Kontext religiöser Pluralität erwachsen (ebd.: 11).

Darüber hinaus taucht der Pluralitätsbegriff in erziehungswissenschaftlichen (z.B. Gogolin/Krüger-Potratz/Meyer 1998; Rosenberg/Geimer 2014), medienwissenschaftlichen (z.B. Bär 2005; Henningsen 2020) und soziologischen Arbeiten auf. In diesen Disziplinen lässt sich aber kein vergleichbar intensiver Diskurs nachzeichnen, bzw. was die Soziologie angeht, scheinen andere Begriffe wie der Diversitätsbegriff aktuell mehr Aufmerksamkeit zu erfahren (siehe z.B. Klimke/Lautmann/Stäheli et al. 2020³). Deshalb belasse ich es hier mit dem Hinweis auf die Begriffsverwendung in diesen Disziplinen, ohne jedoch eine nähere Analyse durchzuführen.

Aus den obigen Ausführungen kann gefolgert werden, dass sich der Pluralitätsbegriff sowohl was dessen inhaltliche Ausrichtung als auch, was die Disziplinen angeht, die von diesem Gebrauch machen, durch eine große Bandbreite auszeichnet. Das lässt den Begriff (wenn auch vielleicht nur auf den ersten Blick) etwas vage anmuten, schafft aber gleichzeitig eine hohe trans- und interdisziplinäre Anschlussfähigkeit.

3.1.2 Vielfalt in der Psychologie

In den obigen Ausführungen wurde aufgezeigt, in welchen Disziplinen die verschiedenen theoretischen Vielfaltsbegriffe verortet sind und unter welchen Prämissen und Vorannahmen diese dort erforscht werden. Wie dabei deutlich wurde, lässt sich keiner der Begriffe originär in der Psychologie verorten. Da meine Arbeit jedoch eine dezidiert psychologische Ausrichtung hat, wird an dieser Stelle kurz aufgezeigt, welche Bezüge die genannten Begriffe zur psychologischen Forschung aufweisen. Dabei sei vorausgeschickt, dass das Thema als solches der Psychologie keineswegs »fremd« ist. Vielmehr

3 Bei der angeführten Quelle handelt es sich um ein Lexikon der Soziologie. In diesem werden für die Begriffe Vielfalt oder Pluralität keine Definitionen geliefert, wohl aber für den Begriff der Diversität (mit Verweis auf Diversity).

ist nicht zuletzt die sozialpsychologische Forschung traditionell mit Themen befasst, die häufig im Zusammenhang mit Diversität verhandelt werden, wie beispielsweise Stereotype, Diskriminierung, Soziale Identität und Inter- sowie Intragruppenprozesse (vgl. z.B. Stürmer/Siem 2020).

Allerdings wird außer dem Heterogenitätsbegriff keiner der hier diskutierten Begriffe in einem einschlägigen psychologischen Wörterbuch wie dem *Dorsch* (Wirtz 2021b) definiert. Dieses Phänomen ist bei ähnlichen Begrifflichkeiten ebenfalls beobachtbar (z.B. beim Differenzbegriff, siehe Utler 2018: 94), was darauf hindeutet, dass diese – vielleicht auch, weil sie in der Psychologie als selbstverständlich erachtet werden – nicht als theoretisch reflexions- oder zumindest definitionsbedürftig angesehen werden.

Um jedoch einen Einblick zu erhalten, welche der genannten Begriffe in psychologischen Arbeiten verwendet werden und in welchen Kontexten diese auftauchen, stelle ich im Folgenden die Ergebnisse einer OPAC-Recherche in den Katalogen der Universitäten Bayreuth und Regensburg⁴ dar, die wie folgt aufgebaut ist: Ich tippe die jeweiligen Begriffe (Heterogenität, Vielfalt, Diversität, Diversity, Pluralität und Multikulturalismus) einzeln in die Leiste *Titel* ein und starte die Suche. Von der erscheinenden Ergebnisliste halte ich zunächst die Gesamttrefferanzahl in den beiden Katalogen fest und wähle in einem nächsten Schritt unter der Kategorie *Treffer eingrenzen* das Fach *Psychologie*. Die dann erscheinenden Beiträge unterziehe ich einer inhaltlichen Überprüfung (welches Themengebiet behandeln die Beiträge, zeichnen sich Bezüge zu anderen Disziplinen ab, wie ist das Inhaltsverzeichnis aufgebaut?).

Die Recherche für den Begriff *Heterogenität* liefert im Regensburger Katalog 362, im Bayreuther Katalog 186 Treffer. Wird die Facheinschränkung *Psychologie* vorgenommen, verbleiben in beiden Katalogen je vier Treffer, was sehr deutlich zeigt, dass der Heterogenitätsbegriff in der psychologischen Forschung eine untergeordnete Rolle spielt. Die meisten der vier Treffer weisen einen deutlichen Bezug zum schulischen Kontext auf (Biederbeck 2013; Rebel 2011; Steiger 2019), was einmal mehr die Verortung des Begriffs im erziehungswissenschaftlichen bzw. schulpädagogischen Diskurs demonstriert. Die anderen beiden Beiträge (die Treffer in den beiden Katalogen sind nicht identisch) verwenden den Heterogenitätsbegriff einmal zur Bezeichnung des Spannungsfelds kindlicher Entwicklung zwischen Normierung und Heterogenität (Kelle/Tervooren 2008) und einmal zur Beschreibung von wertbezogenen Unterschieden im Kulturvergleich (Brinkmann 2020), wobei sich die jeweils zugrunde gelegten Begriffsverständnisse voneinander unterscheiden: Brinkmann bezeichnet als Heterogenität unterschiedliche Werteausprägungen (ein Gebrauch, der sich sonst eher für den Vielfaltsbegriff feststellen lässt, s.u.), während sich die Beiträge im Herausgeberwerk von Kelle und Tervooren (2008) an das ›klassische‹ Begriffsverständnis anlehnen und Unterschiede als Abweichung zur Norm entwerfen.

4 Da an der Universität Bayreuth, an der diese Schrift entstand, kein reguläres Psychologiestudium möglich ist, ergänze ich die OPAC-Recherche im Bayreuther Katalog (Stand: 25.05.2020) um eine Recherche an einer Universität mit grundständigem psychologischen Studium. Dass ich mich dabei für die Universität Regensburg entscheide, begründet sich damit, dass ich aufgrund meines Psychologiestudiums an der Regensburger Universität weiß, dass die dortige Bibliothek über einen gut sortierten Bestand psychologischer Literatur verfügt.

Vielfalt als Suchbegriff ergibt mit der Facheinschränkung *Psychologie* insgesamt 30 (im Regensburger OPAC, gesamt: 1338) bzw. 14 Treffer (im Bayreuther OPAC, gesamt: 908): Die Beiträge behandeln zum einen »klassische« Diversitythemen (z.B. geschlechtliche Vielfalt oder kulturbezogene Vielfalt, s.u.), zum anderen umfassen die gefundenen Ergebnisse Arbeiten, in denen ein bestimmtes Phänomen im Vordergrund steht, das aber in mannigfaltigen Ausprägungen existiert, z.B. die Vielfalt von Abbrüchen in der Psychotherapie (Cinkaya 2016), der professionellen Trauerarbeit (Wehner 2014) bis hin zu Meditationsformen (Malinowski 2019). In diesen Arbeiten wird der Vielfaltsbegriff jedoch nicht als theoretischer Fachbegriff verhandelt.

Die OPAC-Recherche zum Begriff *Diversität* für das Fach Psychologie ergibt fünf bzw. sieben Treffer (von 167 bzw. 258 Gesamt Treffern), ein Teil davon weist Bezüge zur unternehmensbezogenen (Krause/Vedder 2016; Winkler 2011), der andere Teil zur pädagogischen Forschung (Schrittesser 2019; Stenger/Edelmann/Nolte et al. 2017) auf. Das deutet auf eine stärkere disziplinäre Auffächerung des Begriffs der Diversität hin (vgl. S. 252) als dies bei den anderen Begriffen der Fall war.

Die meisten Resultate erzielt die Recherche zum Begriff *Diversity*: für das Fach Psychologie ergibt sie 65 Treffer im Regensburger und 42 Treffer im Bayreuther Katalog und damit in absoluten Zahlen mehr Treffer als bei allen anderen Begriffen, wobei hier anzumerken ist, dass die Gesamtzahl der Treffer mit 1573 und 1477 im Großen und Ganzen deutlich höher ist als die Gesamtzahl der Treffer für die anderen Begriffe. Konkret handelt es sich bei den psychologischen Beiträgen vor allem um Publikationen zum Diversity Management. Dies begründet sich vermutlich damit, dass es sich hierbei um eine Organisationsentwicklungsstrategie handelt, für die es in der Psychologie mit der Arbeits- und Organisationspsychologie eine eigene Teildisziplin gibt.

Zudem zeigt sich, dass einige der aktuelleren angloamerikanischen Publikationen, die sich sowohl in der »klassischen« Sozialpsychologie als auch in der psychologischen Migrationsforschung verorten lassen, nunmehr den Diversitybegriff verwenden. Das führt bisweilen jedoch dazu, dass zwar der Diversitybegriff als Buchtitel gewählt wird, im Buch selbst dann aber Inhalte im Vordergrund stehen, die eher den gängigen Inhalten sozialpsychologischer Lehrbücher entsprechen, wie Vorurteile und Stereotype (z.B. Blaine/McClure Brenchley 2018). Ganz ähnlich scheint es sich auch mit der Verwendung des Diversitybegriffs in der psychologischen Migrationsforschung zu verhalten: Berry verfasst beispielsweise einen Beitrag zu Diversity, in dem er den Begriff mit gängigen Akkulturationskonzepten in Beziehung setzt, allerdings ohne den Diversitybegriff selbst einer eingehenderen theoretischen Reflexion zu unterziehen (vgl. z.B. Berry 2019: u.a. 23, 27, 31). Diversity scheint also auch eine Art Modewort darzustellen, von dessen Verwendung sich die Autor*innen möglicherweise eine höhere Aufmerksamkeit für ihre Themen erhoffen.

Die Recherche zum Begriff *Pluralität* liefert insgesamt 135 Treffer (im Regensburger Katalog) und 74 (im Bayreuther Katalog), die sich mit der Fachauswahl *Psychologie* stark reduzieren, auf vier bzw. einen Treffer. Drei der vier Beiträge stammen dabei aus dem Bereich der Psychoanalyse, wobei hier der Begriff der *Pluralität* – wie auch im Fall der Vielfalt – zur Beschreibung der Mannigfaltigkeit von Phänomenen, hier wissenschaftlicher Pluralität, verwendet wird (Bohleber 2019; Leuzinger-Bohleber/Benecke/Hau 2015), aber ansonsten nicht näher definiert wird. Die andere Publikation, die sowohl im Bay-

reuther als auch im Regensburger Katalog verzeichnet ist, ist das Buch *Sphären der Gerechtigkeit* von Michael Walzer (1992), in dem er eine philosophisch basierte Theorie der Verteilungsgerechtigkeit entwirft, in der Pluralität insofern eine Rolle spielt, als Walzer dafür plädiert, Gleichheit nicht wörtlich zu nehmen, sondern soziale Güter in verschiedenen Sphären nach spezifischen Kriterien zu verteilen. In dem Buch werden zwar psychologisch anschlussfähige Konzepte behandelt (z.B. Liebe oder Erziehung), die aber eben aus philosophischer und nicht aus psychologischer Perspektive beleuchtet werden, so dass letztlich unklar bleibt, inwiefern es sich hier um ein psychologisches Werk handelt. Pluralität wird wiederum – wenn auch etwas differenzierter reflektiert – ähnlich wie in den psychoanalytischen Beiträgen als Komplexität bzw. Mannigfaltigkeit verstanden.

Die Recherche mit dem Schlagwort *Multikulturalismus* ergibt 26 bzw. 23 Treffer (Regensburger bzw. Bayreuther Katalog), wobei keiner der gefundenen Treffer dem Fach der Psychologie zugeordnet werden kann. Ein ähnliches Ergebnis bekomme ich auch mit einer Variation des Suchbegriffs: Wenn ich das Adjektiv *multikulturell* verwende, erhalte ich zehn bzw. acht Treffer, von denen sich jeweils einer dem Fach Psychologie zuordnen lässt⁵. Multikulturalismus scheint also in der deutschsprachigen Psychologie keine oder nur eine untergeordnete Rolle zu spielen. Das lässt sich sicherlich auf den ambivalenten bis schlechten Ruf zurückführen, den der Multikulturalismus im deutschsprachigen und europäischen Raum genießt (vgl. z.B. Geißler 1991: 19; Malik 2015), wo dieser nicht selten als ›linke und gescheiterte‹ Ideologie abgetan wird (vgl. Caritasverband für das Erzbistum Paderborn e.V. 2008: 62), während dieser im angloamerikanischen Kontext stärker als (politisches) Konzept ernstgenommen wird (vgl. S. 252). So überrascht es nicht, dass die Recherche mit dem englischen Begriff *multiculturalism* deutlich mehr Treffer liefert, nämlich 157 (Regensburger OPAC) bzw. 150 (Bayreuther OPAC). Darunter sind auch zwei (Regensburg) bzw. vier (Bayreuth) Treffer im Fachbereich Psychologie.

Aus den Ausführungen der vorausgegangenen Teilkapitel lässt sich folgern, dass Vielfalt eines der zentralen Themen menschlichen Daseins darstellt: Individuen, Gruppen und Gesellschaften sind vielfältig und werden in diversen Feldern und Kontexten mit Vielfalt konfrontiert, müssen sich mit dieser auseinandersetzen, und zu dieser verhalten. So gesehen überrascht es wenig, wenn sich diese Vielfalt auch in einer Vielheit der theoretischen Begrifflichkeiten, Forschungszugänge und -themen widerspiegelt. In den kurzen Synopsen der einzelnen Disziplinen zeichnet sich jedoch auch ein Wechselspiel aus Vereinheitlichung und monistischen Tendenzen einerseits und Vielfalt andererseits ab, wobei erstere oft von Letzteren eingeholt zu werden scheinen. Außerdem lässt sich ein gewisser Trend zur Diversitätsforschung beobachten. Von den oben behandelten Diversitätsbegriffen ist keiner in der psychologischen Forschung dominant und doch weist die Psychologie vielfältige Anknüpfungspunkte zu den verschiedenen Forschungsthemen und Begriffsverständnissen auf. Deshalb unternehme ich im folgenden

5 Es existiert ein Sammelband mit dem Titel *Psychologie und multikulturelle Gesellschaft*, der von Alexander Thomas 1996 herausgegeben wurde. Mit den o.g. Schlagwörtern wird dieser Band allerdings nicht aufgefunden. Das skizzierte Ergebnis ist aber sicher nicht nur auf Probleme mit der richtigen Formulierung des Suchbegriffs rückführbar. Das zeigt schon die Tatsache, dass der Sammelband von Thomas im Handel vergriffen ist und nicht wieder aufgelegt wird.

Teilkapitel eine transdisziplinäre Begriffskonturierung, zu der ich verschiedene Arbeiten zum Diversitätsverständnis heranziehe, aus denen ich Bedeutungs determinanten herausarbeite, um im Anschluss auf die Annahmen zur Entstehung und Aushandlung von Diversität einzugehen. Die Ausführungen bilden den heuristischen Rahmen für die nachfolgenden empirischen Analysen.

3.1.3 Konturierung des Begriffs

Die Definitionen der verschiedenen Diversitätsbegriffe (Heterogenität, Diversität usw.) bzw. die dazugehörigen Ausführungen enthalten verschiedene Ansätze, mithilfe derer ich den Begriff für diese Arbeit konturieren möchte.

Semantische Unterscheidung: Vielfalt und Verschiedenheit

Eine wichtige, wenn auch theoretisch eher seltener reflektierte Differenzierung des Diversitätsbegriffs ist eine semantisch basierte, die davon ausgeht, dass sich Vielfaltsphänomene durch zwei Facetten auszeichnen bzw. aus zwei Blickwinkeln betrachtet werden (können): einmal im Sinne einer Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit und zum anderen als Unterschiedlichkeit bzw. Verschiedenheit (Leenen/Groß/Grosch et al. 2014: 31; Di Blasi 2016: 29). Erstere bezeichnet eine Fülle von verschiedenen Formen (Salzbrunn 2014: 8), wohingegen bei letzterer der Fokus auf den verschiedenartigen Teilen liegt, aus denen etwas besteht (Blum/Zschocke/Rheinberger et al. 2016a: 409). Dieser Unterscheidung trägt Di Blasi auch begrifflich Rechnung, indem er das Gesamtphänomen als *Diversität* bezeichnet und dann Unterdifferenzierungen in Vielfalt (im Sinne einer Mannigfaltigkeit) und Verschiedenheit vornimmt. Diese Verwendung der Begriffe hebt sich von den meist gängigen Synonymverwendungen ab und bringt gleichzeitig einen semantischen Mehrwert, weshalb sie auch für diese Arbeit übernommen werden soll.

Ergänzend arbeite ich an dieser Stelle noch heraus, welche Schwerpunktsetzungen sich bei den Heterogenitäts-, Diversity- und Vielfaltskonzepten abzeichnen.

Das Nomen *Heterogenität* bzw. das Adjektiv heterogen stammen aus dem Griechischen und setzen sich aus den Begriffen *héteros* und *génos* zusammen, wobei ersterer so viel bedeutet wie *verschieden*, *anders*, während unter letzterem *Klasse* oder *Art* zu verstehen ist (Kluge/Seebold 2011). In heutigen Verwendungskontexten beschreibt der Begriff der Heterogenität insbesondere Unterschiede zwischen Individuen oder Gruppen und fokussiert damit deutlich den Aspekt der Verschiedenheit.

Der angloamerikanische *Diversity*begriff nimmt ganz ähnlich oder vielleicht sogar noch etwas dezidiierter Unterschiede zwischen Individuen und Gruppen in den Blick, wie sich an folgender Definition verdeutlichen lässt: »Diversity is the presence of difference. However, the most common usages of diversity refer to social difference, or differences among people« (Blaine/McClure/Brenchley 2018: 2; ähnlich: Jones/Dovidio/Vietze 2014: 6). Während der Aspekt der Unterschiede gesetzt scheint, lässt die Definition Spielraum dafür, um welche Art von Unterschieden es sich handelt, wenn auch mit dem Hinweis auf die gebräuchlichsten: soziale (also auf Gruppen bezogen) oder personenbezogene.

Der Begriff der *Vielfalt* hingegen wird im Alltagsverständnis stärker mit Vielfältigkeit und Mannigfaltigkeit assoziiert, eine Assoziation, die sich auch sprachgeschichtlich ent-

sprechend fundieren und nachzeichnen lässt (vgl. Salzbrunn 2014: 8). Ähnliches gilt für den Pluralitätsbegriff (vgl. Schweitzer 2020: 33), d.h. auch dieser hebt auf die Vielgestaltigkeit eines Phänomens und weniger auf mögliche Unterschiede ab, bezieht sich dabei aber insbesondere auf Phänomene auf der Makroebene.

Da es kaum tiefergehende theoretische Auseinandersetzungen mit den beiden Diversitätsvarianten gibt, scheint es wenig überraschend, dass auch die Frage danach, wie sich diese zueinander verhalten, nicht näher behandelt wird. Die Ausnahme bildet auch hier Di Blasis Beitrag, in dem er konstatiert, dass die beiden Bedeutungsdimensionen eine Art Spannungsfeld erzeugen, da sich Vielfalt durch eine reflexiv depolitisierende Ausrichtung auszeichne (Di Blasi 2016: 29), während Verschiedenheit eine politisierende Konnotation aufweise. Daran mag sich die Frage anschließen, ob hier nicht auch andere Varianten denkbar wären (siehe Kap. V. 3.2.1, 3.2.7).

Ebenenbezogene Unterscheidung: Mikro- Meso- und Makroebene

Einen weiteren Ansatz zur Bestimmung des Diversitätsbegriffs liefert Faist (2009: 174), der anhand einer – wie er es selbst nennt – vorläufigen (engl. »preliminary«, ebd.: 174) Begriffsanalyse drei Bedeutungsebenen herausarbeitet, die an die Aufteilung in Makro-, Meso- und Mikroebene erinnern: auf der ersten Ebene ist Diversity ein Synonym für den kulturellen Pluralismus der Gesellschaft, der multikulturelle Politik erfordere. Die zweite Ebene beschreibt Vielfalt in Organisationen, beispielsweise wenn Unternehmen Vielfalt in ihren Routinen und Praktiken berücksichtigen. Auf der letzten, der individuellen Ebene, äußere sich Vielfalt in Form von interkultureller Kompetenz (ebd.: 174).

Diese Ebenen ließen sich – auch wenn Faist (2009) dies nicht explizit tut – in einer Art Modell zusammenführen, das die Komplexität des Phänomens, aber auch des Forschungsdiskurses abbildet (wenn auch vereinfacht). Gleichzeitig könnte ein derartiges Modell dazu ermuntern, die dem Phänomen zugrundeliegenden Gemeinsamkeiten und Querverbindungen nicht aus dem Blick zu verlieren, worin meines Erachtens die Stärke eines solchen Modells liegen könnte.

Allerdings wären an einzelnen Stellen noch Konkretisierungen oder Ergänzungen hilfreich, und zwar zunächst bezogen auf die Semantik der drei Ebenen, da sich diese wie folgt unterscheidet: Während bei der ersten Ebene Vielfalt als Gegebenheit skizziert wird, ist bei den Ebenen zwei und drei nicht das bloße Vorhandensein von Vielfalt Thema, sondern es ist von *Berücksichtigung* der Vielfalt oder sogar von darauf bezogener *Kompetenz* die Rede. Hier erschiene es also sinnvoll zu konkretisieren, ob das Konzept nur das Vorhandensein von Vielfalt auf verschiedenen Ebenen abbilden soll oder ob über diese deskriptive Ebene hinausgehend auch die Berücksichtigung und ggf. Aushandlung sowie die Effekte von Vielfalt in den Blick genommen werden (sollen). Hinzu kommt, dass Faists (2009) Begriffsanalyse nur kulturelle Diversität in den Blick nimmt. Hier wäre überlegenswert, ob einem Modell nicht auch ein breiteres Vielfaltsverständnis zugrunde gelegt werden könnte (wie es Faist übrigens in seinem Artikel ohnehin vertritt), was auch dessen Geltungsanspruch erhöhen würde. Das würde dann entsprechende Erweiterungen auf der Makro- und Mikroebene erfordern: Was beispielsweise die individuelle

Ebene angeht, müsste die interkulturelle Kompetenz⁶ um andere Kompetenzvarianten ergänzt werden, z.B. soziale oder auch globale Kompetenz.

Gegenstandsbezogene Unterscheidung: Formen sach- und lebewesenbezogener Diversität

Die meisten Ausführungen und Abhandlungen zu Diversität beziehen sich – mal mehr mal weniger explizit – auf menschliche Vielfalt, und zwar im Sinne einer auf *Menschen bezogenen* Vielfalt. Dass Vielfalt sich aber auch auf andere Lebewesen sowie auf Gegenstände, Themen, Bereiche usw. beziehen kann, scheint dabei bisweilen in Vergessenheit zu geraten oder zumindest nicht näher zu interessieren (für eine Ausnahme siehe Blum/Zschocke/Rheinberger et al. 2016b). Für die vorliegende Arbeit ist jedoch eine Berücksichtigung beider Varianten von Bedeutung, da Vielfalt von den Teilnehmenden nicht nur bezogen auf den Menschen thematisiert wird. Allerdings mag sich die grundlegende Frage stellen, ob und warum es sinnvoll ist, quasi a priori eine Differenzierung zwischen sachbezogener und menschlicher oder auch auf Lebewesen bezogener Vielfalt vorzunehmen. Denn bei derartigen Vorabunterscheidungen besteht immer die Gefahr, Unterschiede erst zu generieren und damit (potentielle) Gemeinsamkeiten aus dem Blick zu verlieren (u.a. aufgrund der selektiven Aufmerksamkeit: Hagendorf/Krummenacher/Müller et al. 2011). Dass hier dennoch eine Vorabdifferenzierung vorgeschlagen wird, begründet sich insbesondere mit den theoretischen Vorannahmen zur Entstehung von Diversität (s.u.). Denn bei sozialer Diversität spielen die zwischenmenschlichen Aushandlungen eine zentrale Rolle: Vielfalt entsteht auch dadurch, dass Menschen auf Zuschreibungen reagieren, diese interaktiv aushandeln und Veränderungen vornehmen. Und auch Diskriminierungen (die im Zusammenhang mit Diversität oft untersucht werden) stellen letztlich keine einseitigen »Behandlungen« dar, sondern sind eingebettet in Interaktionen, d.h. diskriminierte Menschen reagieren auf die Diskriminierungen, indem sie sich beispielsweise zur Wehr setzen, sich nicht zu Opfern machen lassen o.ä. Dieser interaktive Charakter fehlt bei sachbezogener Vielfalt, zwar ist auch diese oft menschengemacht und kann sich verändern, aber eine Reaktion der vielfältigen Dinge bleibt aus.

Was wiederum andere Lebewesen (und ich fasse darunter auch die Natur) angeht, so gehe ich hier von einer Art Zwischenform bezüglich der Reaktion auf »Behandlungen« aus: Diese erfolgt vielleicht weniger gezielt, bewusst und im Sinne menschlicher Kognition reflektiert oder durchdacht, aber auch andere Lebewesen reagieren. Als Beispiel hierfür sei auf menschliche Eingriffe verwiesen, die im komplexen Ökosystem stets Reaktionen hervorrufen, auch wenn diese vom Menschen so oft nicht vorhergesehen werden (vgl. z.B. Weber 2018, Teil V). Vor dem Hintergrund der obigen Ausführungen scheint also eine binäre Unterscheidung weniger zielführend, vielmehr bietet sich eine graduelle Einteilung an, die ich als »Formen sach- und lebewesenbezogener Diversität« bezeichne. Darüber hinaus deuten sich enge Verflechtungen der verschiedenen gegenstands-

6 Zudem müsste das Verständnis von interkultureller Kompetenz expliziert werden, nicht zuletzt, weil Faist in seinen Ausführungen »Multilingualität« (Faist 2009: 174) als Beispiel für interkulturelle Kompetenz anführt, was allerdings – wie an anderer Stelle erörtert (vgl. Utler 2020) – schwierig erscheint.

bezogenen Diversitätsformen an, die ich hier am Beispiel des Zusammenspiels sachbezogener und menschlicher Diversität in künstlerischen Kontexten illustrieren möchte: Künstlerische Schaffensprozesse behandeln oft soziale Diversität, wobei soziale Diversität den Anstoß oder auch den Gegenstand künstlerischen Tuns bilden kann, in die auch die Diskurse um die Entstehung und Aushandlung sozialer Vielfalt Eingang finden, die ihrerseits durch künstlerisches Tun weiterentwickelt werden. Zudem zeichnen sich sowohl die Rezipient*innen als auch die Kunstschaffenden selbst durch soziale Diversität aus. Letztere wiederum trägt auch zu einer Diversität ›künstlerischer Produkte‹ bei (Zschocke 2016: 259).

Unterscheidung nach geteilter Basis vs. Unvereinbarkeit

Im Pluralitätsdiskurs findet sich eine weitere Unterscheidung, die von Welsch (1988) mit dem Schlagwort der *radikalen Pluralität* bezeichnet wird und die er vom *Pluralismus* abgrenzt (wie erwähnt weicht sein Verständnis von Pluralität und Pluralismus von den gängigen ab. Der hier skizzierten Überlegung tut dies jedoch keinen Abbruch). Während es sich beim *Pluralismus* um ein Zwei-Stufen-Modell mit einer Basis aus gemeinsamen Überzeugungen handle (ebd.: 37), zeichne sich *radikale Pluralität* durch Grunddissense, Unvereinbarkeiten und Widerstreit aus (Welsch 1988: 38). Zentrale Annahme des Zwei-Stufen-Modells ist, dass die geteilten Überzeugungen sowie entsprechende Institutionen, die die erste Stufe kennzeichnen, eine so starke verbindende Basis bilden, dass »man sich dann zweitens Pluralität leisten« könne (Welsch 1988: 37). Zur Konkretisierung dessen, was *radikale Pluralität* ausmacht, liefert Welsch wiederum nur wenige konkrete Beispiele. An einer Stelle erwähnt er, dass mittlerweile unterschiedliche Partnerschaftsmodelle erprobt würden, unter anderem auch gleichgeschlechtliche (Welsch 1988: 38). Inwiefern dieses Beispiel eine grundlegende Unvereinbarkeit abbildet, wäre meines Erachtens zu fragen, schließlich unterscheiden sich gleich- und gemischtgeschlechtliche Partnerschaften oft gar nicht so stark voneinander, wie sich am Wunsch zu heiraten und eine Familie zu gründen (den ja gleich- und gemischtgeschlechtliche Beziehungen oft gleichermaßen teilen, wenn auch vielleicht unterschiedlich stark ausgeprägt) verdeutlichen lässt. Hier gälte also zu eruieren, ob sich die von Welsch vorgenommene Unterscheidung auch als empirisch tragfähig erweist.

Die vier skizzierten Ansätze leisten einen Beitrag zur Bestimmung bzw. Konturierung des Diversitätsbegriffs. Dabei schließen sich die angeführten Varianten nicht aus, vielmehr können diese – je nach Gegenstand und Kontext – einzeln oder auch gemeinsam herangezogen werden. Im Folgenden erörtere ich, wie Diversität entsteht (3.1.4) und wie sie ausgehandelt (3.1.5) wird, wobei auch diese beiden Aspekte ineinandergreifen.

3.1.4 Entstehung: Konstruktion vs. Ausdifferenzierung

Die Frage, wie Diversität entsteht, wird meist nicht näher oder nur beiläufig behandelt. Gerade aber angesichts existierender Essentialisierungstendenzen erscheint es sinnvoll, den Entstehungsprozess theoretisch stärker zu fundieren. Deshalb integriere ich hierzu ein Teilkapitel, dessen Ausgangspunkt die Ausführungen von Martin Fuchs (2007) bilden. Ihm zufolge resultiert Diversität aus Differenzierungen, genauer *Differenzhandlungen* (ebd.: 17), die sich durch zwei Varianten auszeichnen.

Bei der ersten Variante werden Menschen zum Objekt von Differenzierungshandlungen anderer und damit letztlich »Opfer« sozialer Kategorisierungen (Fuchs 2007: 18). Dabei spielen – Fuchs zufolge – Machtbeziehungen eine wichtige Rolle (ebd.: 21). Ganz ähnlich äußert sich Budde zu dieser Entstehungsform, geht dabei allerdings noch stärker auf den zugrundeliegenden Wahrnehmungsprozess ein, indem er darauf verweist, dass so »ziemlich jede menschliche Wahrnehmung von Sachverhalten, Personen [...]« (Budde 2017: 13) mit Vergleichen einhergehe, die wiederum in Kategorisierungen und Unterscheidungen münden würden.

Die zweite Entstehungsvariante beschreibt wiederum Differenzhandlungen, bei denen Individuen Dinge neu denken, anders denken als andere, woraus andere Weltbilder, andere Sozialpraktiken und (kulturelle) Lebensformen und damit (soziale) Vielfalt resultieren (Fuchs 2007: 17). Dieses Neu-Denken bedarf aber entsprechend ermöglichender Settings, wie Wolfgang Welsch (1988) in seinen philosophisch begründeten Ausführungen verdeutlicht: Er konstatiert, die Moderne habe eine Situation geschaffen, in der viele verschiedene Lebensentwürfe möglich seien und es – allgemeiner gesprochen – »auf jede Frage mehrere gleichberechtigte Antworten« (Welsch 1988: 27) gebe. Vergleichbare Überlegungen finden sich in soziologischen Arbeiten, die argumentieren, die Moderne habe neben segmentalen vermehrt funktionale Differenzierungen generiert, was zur gesellschaftlichen Ausdifferenzierung beigetragen habe (Hahn 1997)⁷. Hierfür bedarf es aber, wie von Alleman-Ghionda (2011: 25) beiläufig erwähnt und von politikwissenschaftlichen Beiträgen konkret benannt (Quaritsch 1980: 29), entsprechender Gesetze sowie einer institutionellen Praxis. Somit ist der Pluralismus (der ja letztlich eine derartige Norm repräsentiert), nicht nur eine Antwort auf eine zunehmende gesellschaftliche Vielfalt, sondern trägt auch zu deren Entstehung und Aufrechterhaltung bei. Darüber hinaus wird sowohl in erziehungswissenschaftlichen als auch in politikwissenschaftlichen Arbeiten auf die Rolle individueller Faktoren hingewiesen, die – seien sie angeboren oder erworben – ebenfalls zur Entstehung von Diversität beitragen (Alleman-Ghionda 2011: 25; Steinberg 1973: 394).

Diversität kommt also einerseits durch Kategorisierungen und Konstruktionen zustande und kann andererseits ein Resultat von Ausdifferenzierungen sein, wobei Fuchs daraufhinweist, dass die beiden Entstehungsvarianten nicht getrennt voneinander existieren, sondern einander überlagern (Fuchs 2007: 18). Diese Überlagerung kommt mit dadurch zustande, dass das individuelle, aber auch kollektive Selbstverständnis – ganz im Sinne des symbolischen Interaktionismus – davon beeinflusst wird wie andere einen sowie die eigene Lebenswelt sehen. Daraus lässt sich folgern, dass das eingangs genannte *neu denken* nie unbeeinflusst von anderen erfolgt (ebd.: 20).

7 Hier sei auf folgende Unterschiede hingewiesen: Hahns soziologischer Blick fokussiert darauf, dass Ausdifferenzierungsprozesse die Entstehung verschiedener *Identitäten* bedingen, während Fuchs und Welsch 1988 die Ausdifferenzierung von *Lebensentwürfen/-stilen* beschreiben. Zwar mag es hier wechselseitige Überlagerungen geben, weil beispielsweise Lebensstile die Grundlage für die Formation von Identitäten bilden können und Identitäten nicht selten auch Lebensstile nahelegen, eine Gleichsetzung würde jedoch die Unterschiede verschwimmen lassen, nämlich, dass Identitäten deutlich stärker als ›bloße‹ Lebensstile zu Zuschreibungen führen können.

In der wissenschaftlichen Debatte erfährt das Phänomen der Ausdifferenzierung im Sinne eines Neu-Denkens deutlich weniger Aufmerksamkeit, so dass meine Ergebnisauswertungen hierzu neue Erkenntnisse liefern können. Zu Kategorisierungen und Markierungen von Differenzen und deren weiterer Aushandlung existieren wiederum zahlreiche Abhandlungen, auf die ich im folgenden Kapitel näher eingehe. Meine Ergebnisauswertungen können ergänzend aufzeigen, wie sich die beiden Varianten zueinander verhalten.

Darüber hinaus sei hier noch ein weiterer Aspekt angesprochen, der ebenfalls im Zuge dieser Arbeit näher behandelt werden kann (vgl. S. 258f.): Die dargestellten Entstehungsvarianten könnten – so meine Vermutung – in unterschiedliche Diversitätsformen münden: Die Ausdifferenzierung könnte eher in Vielfalt resultieren, während die vergleichsbasierten Unterscheidungen auf Verschiedenheit hinauslaufen. Hierzu sind mir allerdings keine weiteren theoretischen Arbeiten bekannt, weshalb diese Frage ebenfalls im Zuge der Auswertung und der damit einhergehenden Analysen berücksichtigt wird.

Abschließend sei noch auf einen letzten Aspekt, den der Veränderung und Dynamik hingewiesen, der von Fuchs (2007) ebenfalls thematisiert wird und der in den obigen Ausführungen schon anklang: Weder die jeweiligen Lebenswelten noch die Vielfalt selbst sind – so Fuchs – statisch, sondern ändern sich kontinuierlich. Deshalb plädiert Fuchs dafür, Vielfalt, aber auch Kulturen prozesshaft und interaktiv zu verstehen und diese auch so zu erfassen (Fuchs 2007: 21; aber auch ansatzweise Bukow 2011: 38). Diese Herangehensweise beuge zudem der Gefahr vor, Vielfalt und Kulturen zu essentialisieren. Dies wird in meiner Arbeit insofern gewährleistet, als ich an den von den Teilnehmenden initiierten Diversitätsschilderungen und -erlebnissen ansetze und rekonstruiere, wie sie Vielfalt in Deutschland erleben und sich dazu in Bezug setzen. Dabei kann ich anhand der Bilder und Erzählungen der Teilnehmenden auch (zumindest ansatzweise) nachzeichnen, wie Vielfalt entsteht.

3.1.5 Aushandlungen von Diversität

Dieses Teilkapitel widmet sich den Aushandlungen von Diversität. Den zentralen Bezugspunkt hierfür bildet der bereits erwähnte Artikel von Di Blasi (2016), in dem der Autor anhand von drei Phänomenen (Markierte vs. Unmarkierte, binäres Denken, Exklusion vs. Inklusion) herausarbeitet, wie sich das konstatierte Spannungsfeld zwischen Vielfalt und Verschiedenheit konstituiert. Im Folgenden lege ich zunächst Di Blasis Argumentation dar, wobei ich dieser dann Überlegungen und theoretische Erkenntnisse (vornehmlich aus der Psychologie) zur Seite bzw. gegenüberstelle, mittels derer erste vorsichtige Sondierungen im Hinblick auf die Frage vorgenommen werden, ob sich das Verhältnis von Vielfalt und Verschiedenheit nicht auch anders als in Form eines Spannungsfelds ausgestalten könnte. Diese theoretischen Vorarbeiten bilden die Grundlage für die späteren empirischen Auswertungen.

Markierte vs. Unmarkierte

Den Begriff der *Unmarkierten* verwendet Di Blasi (2016: 29) für diejenigen, die im Diversitydiskurs letztlich nicht näher thematisiert werden, da sie – wie der oft zitierte weiße heterosexuelle Mann – eben nicht stigmatisiert und diskriminiert werden. Diese Un-

markierten oder »Anderen der Verschiedenen« (ebd.: 30) geraten aus dem Blickwinkel der Verschiedenheit, wohingegen sie bei Vielfaltskonzepten, die sich durch Inklusivität auszeichnen, mitgedacht werden (ebd.: 29).

Im Kontext der Verschiedenheit scheint die Unmarkiertheit für diejenigen, die nicht markiert sind, als Normalität, für die Markierten hingegen als Ausnahme – ein Umstand, der vermehrt zu kritischen politischen Diskussionen geführt hat und führt (Di Blasi 2016: 30 u. 32). Vermeintlich aufgelöst wird die (Un-)Markiertheit durch die Kernannahme der Systemtheorie, derzufolge jede Beobachtung aus einer unmarkierten Position heraus erfolgt und einen blinden Fleck reproduziert, d.h. der*die Beobachtende kann nicht sehen, was sie*er nicht sehen kann. Die Tatsache, dass dieser blinde Fleck bei allen Beobachtenden vorliege, egal ob privilegiert oder nicht privilegiert, mache nun jedoch die Systemtheorie gerade für Erstere attraktiv, weil sie dabei helfe, Unterschiede zu nivellieren und somit bestehende Macht-Asymmetrien unsichtbar zu machen. Das wiederum nehme dem Verschiedenheitsdiskurs die politische Sprengkraft (Di Blasi 2016: 32). Um dem Problem des blinden Flecks beizukommen, werde aus systemtheoretischer Sicht empfohlen, eine Korrektur durch Reflexion und eine Beobachtung der*s Beobachtenden vorzunehmen. Allerdings sieht Di Blasi auch den Lösungsansatz kritisch: Auf diese Art werde die Geschontheit durch »immer neue reflexive Formen der Beobachtung höherer Ordnung« (Di Blasi 2016: 32) invisibilisiert.

Die von Di Blasi nachgezeichnete Problematik der Markierung wird in fast allen diversitybezogenen Wissenschaftsdiskursen behandelt und problematisiert: Im Diversitydiskurs richtet sich die Kritik darauf, dass sich die zusammengetragenen Diversitymerkmale nur bei bestimmten Individuen verorten lassen, womit suggeriert wird, diese seien »divers« (Ely 1995). Dadurch entstehe für die dominanten Gruppen keine Notwendigkeit zur Veränderung, wodurch die existierenden Machtmechanismen fortbestünden (ebd.: 162).

Im Heterogenitätsdiskurs bezieht sich die Kritik zunächst auf die Verwendung der sozialen Norm als Bezugsgröße. Das führe dazu, dass die Verhaltensweisen derjenigen, die nicht der dominanten Gruppe angehören, als abweichend charakterisiert würden (z.B. Brügelmann 2002: 31f.; Wenning 2007: 28). Darüber hinaus klingt aber auch Kritik an der Markierung als solcher an: Der pädagogische Blick richte sich auf Schüler*innen »als TrägerInnen spezifischer Merkmale/Merkmalsskombinationen« (Rabenstein/Steinwand 2013: 84) und unterscheide »diese damit von jenen, die die Merkmale nicht, weniger markant oder in einer anderen Ausprägung aufweisen« (Rabenstein/Steinwand 2013: 84). Dadurch – so die Folgerung der Autorinnen – werden die Differenzen, die eigentlich bearbeitet werden sollen, (re-)produziert (ebd.: 94), zumal soziale Disparitäten häufig zu individuellen Merkmalen »umgedeutet« würden (ebd.: 89).

Welche Lösungsvorschläge liefern nun die verschiedenen Ansätze, um den Problemen beizukommen, die mit der Markierung einhergehen? Di Blasi befasst sich nicht näher mit möglichen Lösungen zu diesem Einzelaspekt, vermutlich auch, weil es ihm eher um das Gesamtphänomen, also das Spannungsfeld zwischen Vielfalt und Verschiedenheit geht, die Überlegungen zur Markierung liefern hierfür nur den Auftakt. Im Diversitydiskurs finden sich hingegen Bemühungen um konzeptuelle Veränderungen. Dabei wird die Annahme, dass Diversity nicht a priori bestehe, aufgegriffen und weitergedacht: Ein Individuum oder eine Gruppe können für sich genommen keine Diversity »haben«

(Harrison/Hock-Peng 2006), sondern Diversity stelle eine »condition of relationship« dar (Ely 1995: 162). Diese relationale Perspektive erachtet Dobusch als zentral, um »differenzbasierte(n) Platzzuweisungen« zu analysieren (Dobusch 2015: 37). Im Heterogenitätsdiskurs, und hier insbesondere im Zweig der Ungleichheitsforschung, liegt ein Fokus auf den benachteiligten Gruppen und der Dekonstruktion der Zuschreibungen und (institutioneller) Diskriminierungen (z.B. Gomolla 2013), denen diese begegnen. Andere Diskursstränge zur Heterogenität schlagen hingegen eine Analyse und Rekonstruktion der Differenzkonstruktionen vor, und zwar, indem gefragt wird, auf welche Differenzen die Blicke gerichtet werden und warum (Rabenstein/Steinwand 2013: 95). Darüber hinaus wird angeregt, die Beobachtungen nicht von sozialen Differenzkategorien leiten zu lassen (ebd.: 95), ein Vorschlag, dem ich auch in vorliegender Arbeit folge (vgl. u.a. S. 15).

Diese existierenden Überlegungen ergänzend möchte ich abschließend noch einen weiteren möglichen Ansatzpunkt diskutieren, der seinen Ausgang im Prozess des Beobachtens nimmt: Wie eingangs erwähnt, ist die Gruppe der weißen heterosexuellen Männer gleichsam das Sinnbild für die Gruppe der Privilegierten, sie ist wiederum auch diejenige, die beobachtet und dabei die »Anderen« markiert. Indem nun die ohnehin Privilegierten beobachten und markieren, werden bestehende Machtasymmetrien bestätigt, reproduziert und aufrechterhalten. Das wirft in letzter Konsequenz die Frage auf, warum diese Dynamik nicht durch ein Ansetzen an den Beobachtenden aufgebrochen wird. Dies könnte sich wie folgt ausgestalten: Wird die Vielfalt der Beobachtenden erhöht, relativiert sich einerseits die Machtposition der Privilegierten (sie sind nicht mehr die alleinigen Beobachtenden) und es eröffnen sich andererseits neue Perspektiven, womit sich auch die Position der Markierten verändert (wenn die Privilegierten nicht mehr ausschließlich beobachten, können sie ebenfalls zu Markierten werden). Damit würde zwar keine – wie sonst meist üblich – Dekonstruktion der Machtposition(en) vorgenommen, dafür erfolgt aber eine Art empirische Dekonstruktion. Eben dieser Versuch wird in vorliegender Studie unternommen: So bin ich als Forschende nicht die alleinige Beobachterin, sondern die Teilnehmenden begeben sich ebenfalls in diese Rolle, und zwar sowohl aufgrund der Fragestellung, die ich ihnen mit auf den Weg gebe (*Wie siehst du Deutschland?*), als auch dadurch, dass sie selbst Fotos davon aufnehmen, wie sie Deutschland sehen. Bei der Auswertung arbeite ich darüber hinaus mit Interpretationsgruppen, in denen die Teilnehmenden ebenfalls eine Art Beobachtendenrolle einnehmen, indem sie die Fotos gemeinsam analysieren. Die Vielfalt wird wiederum durch eine vielfältige Zusammensetzung der Gruppen (innerhalb der Gruppe aber auch gruppenübergreifend) hergestellt.

Binäres Denken

Das binäre Denken erörtert Di Blasi (2016: u.a. 35f.) in enger Verknüpfung mit dem Aspekt der Exklusion bzw. Inklusion. Ich entscheide mich dafür, die Exklusion bzw. Inklusion auszukoppeln und sie gesondert zu diskutieren, weil ich diese einmal für diese Arbeit als besonders wichtig erachte und weil ich zudem – aus psychologischer Sicht – zwei verschiedene Phänomene ausmache: Binäres Denken verweist auf Kategorisierungen, die aus psychologischer Sicht die Vorstufe oder den Ausgangspunkt für ausschließende Handlungen bilden (können).

Die Ausführungen im vorangegangenen Teilkapitel zu *den Privilegierten* und *den Benachteiligten* weisen eine binäre Grundstruktur auf. Di Blasi ist sich dessen ebenfalls bewusst und problematisiert dieses binäre Denken, nicht zuletzt weil dadurch Hierarchisierungen legitimiert würden: Denn auch wenn die »Binärismen« (Di Blasi 2016: 34) in Frage gestellt und dekonstruiert würden, so würden diese doch in invertierter Form reproduziert, da in derselben binären Logik verblieben wird. Gleichzeitig sieht Di Blasi aber kaum Auswege aus diesem Dilemma, da die bloße Infragestellung binärer Hierarchien einer anarchistischen Auflösung der Ordnung gleichkäme, die in niemandes Interesse sein könne. Unter Rückgriff auf Derrida (1967) plädiert Di Blasi daher dafür, die asymmetrischen Unterscheidungen im Sinne eines Kampfes der Schwächeren zu invertieren (beispielsweise durch positive Diskriminierungen der Schwächeren, s.u.).

Aus psychologischer wie aus Vielfaltssicht mag hier gefragt werden, ob das binäre Denken dadurch nicht verfestigt wird und ob es nicht auch Ansätze gäbe, die über diese binären Kategorisierungen hinausweisen. Hier lassen sich Erkenntnisse aus der Intergruppenforschung einbinden (siehe Brown 2000): So können binäre Kategorisierungen unter anderem durch übergeordnete (z. B. Gaertner/Mann/Murrell et al. 1989) oder überlappende Kategorisierungen (Brown 2000: 344f.) aufgebrochen werden, in denen übergreifende und/oder – wie beim Grundgedanken der Intersektionalitätsforschung (Yuval-Davis 2006) – »quer« laufende Gemeinsamkeiten zwischen Gruppen ausgemacht und hervorgehoben werden. So gehören Männer nie nur der Gruppe der Männer an, sondern haben auch andere Zugehörigkeiten, beispielsweise regionale (Franke, Oberpfälzer o.ä.), die sie mitunter mit mancher Frau teilen usw. Außerdem existieren im Normalfall Gruppenzugehörigkeiten, die gleichsam »übergeordnet« sind, im Sinne von »auf alle zutreffend«, z. B. – mit Blick auf den vorliegenden Forschungsgegenstand –, dass die teilnehmenden Personen alle in Deutschland leben. Je nach Kontext könnten nun also geeignete (im Sinne von salient werdenden) überlappende oder übergeordnete Zugehörigkeiten gesucht und bewusstsgemacht werden.

Vergleichbare Überlegungen stellt Anil Bhatti (2019) an, wobei er sich auf die gesellschaftliche Ebene und nicht auf konkrete interpersonale oder Intergruppeninteraktionen bezieht. Auch er spricht sich für eine Überwindung gängiger Dualismen aus, indem Überlappungen sowie Ähnlichkeiten ins Bewusstsein gerufen werden (Bhatti 2019: u. a. 343).

Dieser Ansatz löst zwar die eingangs angeführten Binaritäten nicht auf, entwirft aber ein kaleidoskopartiges, vielfältigeres Bild von Gruppenzugehörigkeiten und daraus abgeleiteten oder damit einhergehenden Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Damit stellt sich wiederum die Frage, ob Verschiedenheit unter bestimmten Voraussetzungen in Vielfalt »überführt« werden kann, ein Gedanke, der in Di Blasis Ausführungen so nicht enthalten ist; er plädiert vielmehr für die Aufrechterhaltung der Spannung (s.u.).

Exklusion vs. Inklusion

Das oben konstatierte Spannungsverhältnis manifestiert sich – Di Blasi zufolge – auch bezogen auf Inklusion und Exklusion: Während Vielfalt als *inklusiv* erachtet wird, wird Verschiedenheit als exkludierend angesehen. Die inklusive Form der Vielfalt, bei der ein Antagonist fehle, würde dazu tendieren, »jeden Zusammenhalt zu verlieren« (Di Blasi 2016: 36). Dieses Postulat wirft jedoch die Frage auf, ob Zusammenhalt wirklich zwangs-

läufig des Ausschlusses bedarf? Psychologische Studien weisen in eine andere Richtung: So zeigen zahlreiche Untersuchungen zur Kontakthypothese, dass unter bestimmten Bedingungen durchaus Kooperation und gruppenübergreifender Zusammenhalt möglich sind (Pettigrew 1998), und zwar ohne dass damit zwangsläufig eine Abgrenzung von anderen Gruppen einhergehen müsste. Und auch erste Studien, die gezielt den Diversitätsaspekt einbeziehen, deuten darauf hin, dass Diversität sich insofern positiv auswirkt, als sich die Möglichkeiten, miteinander in Kontakt zu kommen, für Mitglieder verschiedener Gruppen erhöhen. Das wiederum hat – wenn der Kontakt positiv verläuft – einen positiven Effekt auf die Intergruppeneinstellungen⁸ (Hewstone 2015).

Di Blasis Lösungsvorschläge, um Ausschluss zu begegnen, setzen einmal mehr an der politischen Dimension an, wobei er (strukturellen) Rassismus als Beispiel und Aufhänger wählt. Im Vordergrund steht also der Ausschluss marginalisierter Gruppen durch die *Dominanten*, wobei hier – in kleiner Abwandlung zu vorherigen Ausführungen – auf den weißen, »westlich[en]« (anstelle von heterosexuellen) Mann verwiesen wird (ebd.: 34). Um diesen Formen des Ausschlusses zu begegnen, wird eine Inversion des Ausschlusses thematisiert, also ein »rassistischer« Kampf gegen die rassistischen Unterdrücker. Dem (möglichen) Einwand, Rassismus rechtfertige keinen »Gegen«-Rassismus, setzt Di Blasi entgegen, dass eine Gleichsetzung der ausschließenden Antwort mit dem Ausschluss selbst die Unterschiede abstrakt auflöse und neutralisiere, was einer bewussten oder unbewussten Depolitisierung im Sinne der Privilegierten gleichkäme (Di Blasi 2016: 37f.). Gleichzeitig verweist Di Blasi aber auch darauf, dass die »Inversion und Perpetuierung eines Übels, das kritisiert wird, [...] durch Verweis auf einen zu erreichenden Zustand der Gleichberechtigung oder Chancengleichheit gerechtfertigt« werde (ebd.: 40). Auf politischer Ebene mögen diese Überlegungen wichtig und zutreffend erscheinen, aus psychologischer Perspektive und an der individuellen Ebene ansetzend, mag ich aber zu bedenken geben, dass die emotionale Ebene hier nicht zu vernachlässigen ist. Potentielle Gefühle der Bedrohung, der Zurückweisung, der Benachteiligung, der Wut entstehen auch unabhängig davon, ob eine Person der dominanten Gruppe angehört oder nicht. Hinzu kommt, dass oft auch schon das Gefühl der Benachteiligung zu genügen scheint, damit diese Gefühle entstehen (Spears/Tausch 2014: 535). Deshalb scheint es – zumindest was die emotionale Ebene angeht – fraglich, ob und inwiefern es Sinn macht, Gefühle in eine Angemessenheits- oder auch Intensitäts-Hierarchie zu bringen: Wer würde entscheiden wollen, ob die (negativen) Gefühle einer Person gerechtfertigter und intensiver sind als die einer anderen? Zumal Individuen auch sehr unterschiedlich auf Erlebnisse reagieren, Erfahrungen unterschiedlich einordnen und verarbeiten. Während sich eine Person bereits bei vermeintlichen »Kleinigkeiten« (z.B. ein Blick) zurückgewiesen oder verletzt

8 Hier sei angemerkt, dass die sozialpsychologische Intergruppenforschung vor allem Faktoren wie Intergruppeneinstellungen und damit assoziiert Vorurteilen oder Bedrohung untersucht. In soziologisch sowie politikwissenschaftlich ausgerichteten Arbeiten steht hingegen eher der Zusammenhalt im Vordergrund. Angesichts dieser unterschiedlichen Zielrichtungen können Erkenntnisse aus dem einen Bereich nicht unesehen auf den anderen übertragen werden: Ratsam wäre daher die Durchführung sonderender Studien, um die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Konzepten zu beleuchten.

fühlen kann, kann eine andere bei »gravierenderen« Anlässen (z.B. verbalen Beleidigungen) noch keine vergleichbaren Gefühle empfinden (siehe z.B. zu unterschiedlichen Reaktionen auf Diskriminierungen: Smart Richman/Leary 2009).

Gleichzeitig bleiben aber negative Gefühle nicht folgenlos, sondern können auch politische Konsequenzen mit sich bringen (z.B. Rico/Guinjoan/Anduiza 2017), womit wiederum die – von Di Blasi ohnehin als Illusion formulierte – Idee einer friedvollen Vielfalt einmal mehr in eine unerreichbare Ferne rückt.

Wie in den obigen Ausführungen deutlich wurde, zeigt Di Blasi zahlreiche Schnittstellen auf, an denen er das Spannungsfeld zwischen Vielfalt und Verschiedenheit festmacht. Dabei plädiert er dafür, diese Spannung offen- und auszuhalten und der »Versuchung zu widerstehen, sie in die ein oder andere Richtung aufzulösen« (Di Blasi 2016: 30), mehr noch, er spricht sich dafür aus, diese Spannung zu bejahren (ebd.: 41). Diese Forderung ist begrüßenswert, nicht alle Spannungen und Ambivalenzen müssen aufgelöst werden, ganz abgesehen davon, dass sie möglicherweise gar nicht aufgelöst werden können. Vielmehr scheint es insbesondere im Kontext der Vielfalt empfehlenswert, das Aushalten von Ambivalenzen auch als Kompetenz zu begreifen (vgl. auch Utler 2014a: 351).

Di Blasis Überlegungen zur konkreten Ausgestaltung dieser Spannung lauten hingegen wie folgt: »Die Diversität als politisierende Verschiedenheit kommt nicht ohne den Horizont einer Diversität im Sinne einer befriedeten Vielfalt« aus (Di Blasi 2016: 41). Diese befriedete Vielfalt scheint für Di Blasi allerdings eher eine Art Illusion darzustellen, einen – wie er selbst schreibt – »messianische(n) Horizont« (ebd.: 41), der zwar als Gegenfolie zur Verschiedenheit benötigt wird, aber letztlich unerreichbar ist. Diese Einschätzung mag auch darauf basieren, dass Di Blasi die inklusive Vielfalt als ohnehin nicht realisierbar einstuft, da ihr der Zusammenhalt fehle (s.o., Di Blasi 2016: 36).

Zur Ausleuchtung der Stellen in Di Blasis Überlegungen, an denen ich ein Potential für dezidiert konstruktiv verbindende Ergänzungen und Erweiterungen sehe, können meine empirischen Analysen beitragen: Sie helfen auszuloten, inwiefern sich die theoretischen Überlegungen und die hier vorgeschlagenen Ergänzungen als tragfähig erweisen. Dabei gilt es jedoch auch, die verschiedenen Diversitätsebenen zu berücksichtigen (s.u.): Di Blasis Überlegungen setzen vor allem an der politischen Ebene an, während meine Analysen stärker die individuelle Perspektive abbilden, selbst wenn sich die Ausführungen der Teilnehmenden zum Teil auf die gesellschaftlich-politische Ebene beziehen. Hier gilt zu klären, ob Überlegungen, die in Bezug auf eine Ebene angestellt werden, auch auf andere Ebenen übertragbar sind.

In diesem Zusammenhang sei noch ein letzter Aspekt, genauer ein zentrales Spannungsfeld thematisiert, das in Di Blasis Überlegungen anklingt, andernorts aber intensiver diskutiert wird: Die Herstellung von Analogien.

Herstellung von Analogien

Die Herstellung von Analogien, also das Aufzeigen von Ähnlichkeiten (vgl. Bhatti 2019), stellt nicht nur eine Form der Aushandlung von Diversität dar, sondern wird auch als Möglichkeit erachtet, um binäres Denken zu überwinden. Allerdings befürchten manche Autor*innen, dass dadurch Unterschiede zwischen den jeweiligen Kategorien verschwimmen oder unsichtbar gemacht werden, wie sich an einem Beispiel von Andreas

Foitzik (2010: 271) veranschaulichen lässt: Foitzik reflektiert seine interkulturelle Trainertätigkeit und erläutert, dass er die Teilnehmenden zur Verdeutlichung von Migrationserlebnissen von eigenen Erfahrungen berichten lasse. Dies könne jedoch den Eindruck erwecken, Umzüge wie solche vom Dorf in die Stadt seien identisch mit Migrationserfahrungen. Da letztere aber nicht selten mit Rassismuserfahrungen einhergehen, erstere hingegen nicht, könne das zu einer Verharmlosung des Rassismus beitragen. Dieser unerwünschte Nebeneffekt sollte natürlich vermieden werden, allerdings deutet sich in Foitziks Argumentation eine a priori *Anderssetzung* bestimmter Migrationserfahrungen (je nach Migrationsverständnis kann auch ein Umzug vom Dorf in die Stadt als Migration bezeichnet werden) an, die ebenfalls problematisch ist. Denn diese läuft wiederum Gefahr, das ohnehin bestehende Othering bestimmter Gruppen zu reproduzieren und damit *Wir-Die*-Einteilungen zu verfestigen. Vielleicht könnte eine Lösung dieses Dilemmas so aussehen, dass Analogien hergestellt werden, um auch die Anschlussfähigkeit an andere Erfahrungen zu gewährleisten, dass darüber hinaus aber auch Differenzierungen vorgenommen werden, um aufzuzeigen, dass Erfahrungen nicht vorschnell und unbedenken gleichgesetzt werden können.

Vielfalt und Gleichheit/Heterogenität und Homogenität

Die bisher unter dem Aspekt der Aushandlung besprochenen Punkte gehen allesamt auf den Artikel von Di Blasi (2016) zurück. In diesem Unterpunkt möchte ich jedoch eine Ergänzung um einen weiteren Punkt vornehmen, der zwar bei Di Blasis Ausführungen anklingt, aber nicht vergleichbar intensiv behandelt wird, wie dies in anderen Abhandlungen der Fall ist: Gleichheit und Vielfalt. Grundlegend für diesen Punkt ist die Annahme, dass die Konstruktionen von Vielfalt einerseits mit Konstruktion von Gleichheit andererseits einhergehen. Budde weist in seinen Ausführungen zur Heterogenität darauf hin, dass durch Vergleiche, die zur Konstruktion von Differenz beitragen, auch Gleichheit entstehe (Budde 2013: 8), wobei Letztere »eine Form der Übereinstimmung zwischen Verschiedenen« (Prenzel 2019: 22) bezeichnet. In Bezug auf das Merkmal, das für den Vergleich ausgewählt wurde, stimmen manche Individuen also überein (=Gleichheit) und unterscheiden sich gleichzeitig – bezogen auf dieses Merkmal – von anderen Individuen (=Verschiedenheit). Auf diese Art werden also Heterogenität und Gleichheit erzeugt, auch wenn auf Basis einzelner Vergleiche nie Aussagen über alle Relationen oder generelle Beziehungen getroffen werden können, sondern immer nur über partielle Verhältnisse (Prenzel 2019: 25). Die Überlegungen zum Verhältnis von Gleichheit und Verschiedenheit finden sich insbesondere in pädagogischen Zusammenhängen, was sicherlich auch mit dem Problembewusstsein in Bezug auf mögliche Essentialisierungen von Gruppenzugehörigkeiten zu tun hat, das gerade im pädagogisch-erziehungswissenschaftlichen Kontext sehr stark ausgeprägt ist.

Kategorisierungen nach Gleichheit und Verschiedenheit finden sich bei sachbezogener Vielfalt ebenfalls, wobei hier auch das Ziel bzw. die Funktion der Einteilungen expliziert wird: Dinge werden in Gleiches und Ungleiches eingeteilt, um Ordnung herzustellen (Rheinberger 2016: 14). Ordnungsgesichtspunkte spielen allerdings bei sozialer bzw. menschlicher Diversität keine oder eine untergeordnete Rolle, was sich vermutlich damit begründet, dass die Gefahr besteht, hierarchische Ordnungen zwischen Menschen(-gruppen) zu (re-)produzieren, was einmal mehr Rassismus und Diskriminierungen zur

Folge hätte. Zudem werden bei menschlicher Diversität, um Essentialisierungen zu vermeiden, stets die Unterschiede betont, die auch innerhalb einer Gruppe von Gleichen bestehen, bezogen auf sachliche Diversität scheinen derartige Überlegungen nachrangig, vielmehr werden die »in einer solchen Gruppe vereinigten Dinge für nicht voneinander verschieden« (Rheinberger 2016: 14) erklärt.

3.1.6 Normative, (positiv) wertende Aufladung von Diversität

Wie vielleicht schon an manchen Stellen deutlich wurde, ist der Diversitätsdiskurs gekennzeichnet durch eine starke normative sowie affirmative Aufladung, die sich zum Teil bereits in den jeweiligen Definitionen offenbart. So formulieren manche Diversitydefinitionen die Wertschätzung und Anerkennung (sozialer) Gruppenmerkmale explizit als Ziel (»Diversity zielt auf die Wertschätzung sozialer Gruppenmerkmale«, Walgenbach 2017: 92). Und selbst wenn die positive Wertung nicht in der Definition enthalten ist, so kommt sie nicht zuletzt über die Nähe zum Diversity Management ins Spiel, mit dem auf eine Wertschätzung von Diversity hingewirkt wird. Im Heterogenitätsdiskurs gibt es zwar (im Vergleich dazu) häufiger Arbeiten, in denen Heterogenität als belastend verhandelt oder zumindest die Herausforderungen von Heterogenität herausgestellt werden (Walgenbach 2017: 26). Allerdings lassen sich auch hier vermehrt normative und positiv wertende Tendenzen ausmachen. Jürgen Budde (2013) spricht – etwas überspitzt – sogar von »Euphoriesemantiken« (ebd.: 11), in denen Heterogenität gleichsam »verklärt« (ebd.: 11) werde⁹. Die oben skizzierte positive normative Aufladung bzw. die Hinwendung dazu mögen auch auf einen entsprechenden Wandel im gesellschaftlichen Verständnis zurückzuführen sein. Dass das Vorhandensein von Diversität (mittlerweile) als Common Sense erachtet und auch positiv konnotiert wird, ist vielleicht auch daran erkennbar, dass selbst die Neue Rechte das Paradigma der Vielfalt (und deren Wertschätzung) nicht grundlegend in Frage stellt, sondern vielmehr für einen »Ethnopluralismus« plädiert, wenn auch freilich ideologiekonform gependet (Priester 2003: 247ff.).

Angesichts dieser stark normativen Aufladung kann leicht die Frage aus dem Blick geraten, wie sich diejenigen, die Diversität erleben, selbst dazu positionieren. Hier erscheinen wiederum zwei Manifestationsebenen relevant: einerseits die Haltung, mit der Individuen (oder auch Gruppen) dem Phänomen der Vielfalt begegnen, sowie andererseits die Effekte, die Diversität in diesen auslöst, wobei anzunehmen ist, dass hier eine Wechselwirkung vorliegt. Auf mögliche Effekte gehe ich im folgenden Teilkapitel ein (vgl. V. 3.1.7), zur Abbildung der Haltung verweise ich wiederum auf ein psychologisches Modell von Horenczyk und Kolleg*innen, das diese für den institutionellen bzw. schulischen Kontext entwickelt haben (Horenczyk/Tatar 2011; Gutentag/Horenczyk/Tatar 2018). Das Modell geht von vier unterschiedlichen Wahrnehmungen und Haltungen gegenüber Di-

9 Wie sich in Buddes Formulierung bereits andeutet, steht er diesen Euphoriesemantiken nicht vorbehaltlos positiv gegenüber. Das liegt jedoch nicht daran, dass er die Heterogenität als solche problematisch sieht, vielmehr könne Heterogenität seines Erachtens nach nicht wertneutral als egalitäre Differenz beschrieben werden, sondern müsse stets in Beziehung zum Feld der Macht analysiert werden (Budde 2017: 21).

versität aus: Diversität wird entweder als Gewinn, als Problem, als Herausforderung oder als nicht relevant (*nonissue*) erachtet (Gutentag/Horenczyk/Tatar 2018: 409).

3.1.7 Effekte der Vielfalt

Mögliche Auswirkungen und Effekte von Diversität klangen bereits im Kontext der Auseinandersetzungen an, werden aber auch darüber hinaus in den verschiedenen Disziplinen behandelt, wenn auch mal mehr und mal weniger explizit. So wird im Kontext soziologischer Arbeiten selten von einem ›Einfluss‹ gesprochen (zumindest nicht im deduktiv-nomologischen Sinne), wobei die Frage, ob Diversität *zu* Zusammenhalt führt (oder eben auch nicht), die meisten Untersuchungen zu begleiten scheint. Dies lässt sich beispielsweise daran illustrieren, dass Ludger Pries seinen Sammelband zum Thema Vielfalt mit der Frage *Zusammenhalt durch Vielfalt?* überschreibt (Pries 2013). In Arbeiten, die Diversity im Kontext von Unternehmen und Organisationen in den Blick nehmen, werden die Effekte wiederum gezielt erforscht und damit auch explizit formuliert. Dabei wird beispielsweise untersucht, ob sich Diversity – getreu der Logik des Diversity Managements (s.o.) – (positiv) auf die Leistungen von Arbeitsgruppen oder Unternehmen auswirkt (z.B. Kochan/Bezrukova/Ely et al. 2003; Shaw/Barrett-Power 1998).

Die Intergruppenforschung interessiert sich wiederum stärker für die Frage, ob ethnische oder nationale Diversität zu vermehrten Bedrohungsgefühlen oder auch Vorurteilen führt (z.B. Major/Blodorn/Major Blascovich 2018; Craig/Rucker/Richeson 2018). Damit rückt, anders als bei anderen Arbeiten, auch die individuelle Perspektive in den Vordergrund, also die Frage danach, welche individuellen Reaktionen und Emotionen das Erleben von und der Umgang mit Diversität beim Einzelnen auslösen können. Dieser Aspekt scheint nicht zuletzt für die vorliegende Studie von Interesse. Die Intergruppenforschung greift zur Erklärung des Auftretens von Bedrohungsgefühlen und Vorurteilen unter anderem auf die Theorie der Sozialen Identität zurück, wobei angenommen wird, dass sich Menschen, die ihrer ethnischen Zugehörigkeit eine hohe Bedeutung beimessen, von steigender Diversität bedroht fühlen (z.B. Major/Blodorn/Major Blascovich 2018: 933 u. 935). Hierbei handelt es sich um einen sehr spezifischen und eng mit der sozialen Identität verknüpften Erklärungsansatz, der sich zudem nur auf die Entstehung von Bedrohungsgefühlen bezieht. Fuchs wiederum liefert einen deutlich breiter angelegten Erklärungsversuch, den er aus seinen Grundannahmen zum Phänomen der Vielfalt ableitet und der stärker am individuellen Erleben ansetzt: Ihm zufolge könne eine (bewusste) Konfrontation mit neuen Möglichkeiten und Alternativen unterschiedliche Reaktionen hervorrufen. Je nachdem, wie die Vielfalt verarbeitet wird, entsteht ein Gefühl der Bedrohung oder auch der Bereicherung, was Fuchs wie folgt erläutert: »Die von Anderen repräsentierten Möglichkeiten besiedeln den Raum des Latenten und es mag bisweilen scheinen, als würden sie diesen Raum zusehends ausfüllen. Es erscheint dann so, als bildeten Alternativen Bedrohungen und nicht Erweiterungen oder Weiterentwicklungen des Eigenen« (Fuchs 2007: 19). Gelingt es hingegen, die Alternativen nicht als Bedrohung, sondern als Option für die eigene Lebenswelt zu sehen, kann Vielfalt auch ein Potential entwickeln (ebd.: 20).

Ausgehend von den hier dargestellten Ergebnissen und Erklärungsansätzen kann meine Untersuchung weitere Erkenntnisse dazu liefern, wie sich das Erleben von Vielfalt oder auch Verschiedenheit auswirkt (vgl. Kap. V. 3.2.5).

3.1.8 Forschungsstand

Angesichts der oben dargelegten Breite des Forschungsfelds erscheint es schwierig, einen »vollständigen« Forschungsstand zum Thema Diversität zu liefern. Für die einzelnen Bereiche und Schlagwörter liegen wiederum zum Teil sehr umfangreiche und systematische Beschreibungen des Forschungsstands vor (z. B. zur Erforschung von Diversity in Unternehmen: Lindau 2011: 11ff.; oder zur Heterogenitätsforschung in der Schule: Tillmann/Wischer 2006). Daher – und weil ich im Zuge der bisherigen Ausführungen bereits Forschungsarbeiten und deren Ergebnisse einbezogen habe – beschränke ich mich an dieser Stelle auf eine sehr selektive Auswahl und Vorstellung einzelner Studien, die für meine Untersuchung von Interesse und Relevanz erscheinen.

Eine dieser Forschungsarbeiten ist im Unternehmens- bzw. Organisationskontext verortet und untersucht die »Inklusions- und Exklusionspraktiken von als diversity-relevant markierten Diskurs-Praktiken [...] in ihrem (alltäglichen) Vollzug« (Dobusch 2015: 110). Die Studie ist deshalb von Interesse, weil im Zuge der Erhebungen – anders als in den meisten Forschungsarbeiten der Fall – auch nach der Vorstellung der Teilnehmenden von Diversity gefragt wird. Dobusch tut dies, um einen Einblick in die Wissensbestände und Bedeutungsbezüge des Diversity (Management) Dispositivs zu erhalten. Für vorliegende Studie sind die Ergebnisse nun insofern relevant, als die so erhobenen Wissensbestände als Vergleichshorizont für die Analyse der von meinen Teilnehmenden geäußerten Diversitätsbeispiele im Zusammenhang mit Deutschland dienen können. Im Unterschied zur oben genannten Studie initiieren die Teilnehmenden meiner Untersuchung das Thema allerdings von sich aus, was möglicherweise dazu beiträgt, dass die Teilnehmenden ihr persönliches Verständnis von Vielfalt (im Kontext Deutschlands) darlegen (können), das sich potentiell vielfältiger darstellt als in den Kontexten, in denen bereits Diversitykonzepte existieren, die dann (explizit oder implizit) abgefragt werden.

Neben Dobuschs Untersuchung sind für die vorliegende Arbeit noch die Untersuchungen des Soziolog*innenteams um Bernd Rebstein und Bernt Schnettler (Schnettler/Rebstein/Pusoma 2013; Rebstein/Schnettler 2017) von Interesse: Dieses erforscht und beschreibt Milieu(s), die sich über den Topos der (kulturellen) Vielfalt definieren. In diesem Milieu, das die Forschenden als »kommunikatives« (Schnettler/Rebstein/Pusoma 2013: 338) bzw. als »fremdkulturelles Vermittlungsmilieu« (Rebstein/Schnettler 2017: 249) bezeichnen, werden Vielfalt und »Buntheit« (als Variation von Vielfalt, ebd.: 350) als soziale Wirklichkeit verstanden, die als bereichernd gezeichnet wird. Die Forschenden sehen jedoch die Gefahr, dass dieser Vielfaltstopos die kulturelle Exotisierung der in Deutschland lebenden »Ausländer« (Schnettler/Rebstein/Pusoma 2013: 340) befördert. Zudem würde eine Haltung der Pluralitätstoleranz auch von Migrant*innen eingefordert, gleichsam

als Beweis ihrer Integration (ebd.: 340)¹⁰. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob die Teilnehmenden an meiner Studie ebenfalls eine Exotisierung der Vielfalt in Deutschland wahrnehmen oder diese womöglich sogar selbst (re-)produzieren? Diese Frage soll im Zuge der Auswertungen (mit-)berücksichtigt werden.

3.2 Empirische Analysen

Den Aufhänger der folgenden Analysen bilden die Thematisierungen von Vielfalt und Verschiedenheit durch die Teilnehmenden. Aus diesen Äußerungen kann rekonstruiert werden, welche Varianten von Diversität die Teilnehmenden in Deutschland erleben (V. 3.2.1) und auch, wie diese entstehen (V. 3.2.2). Darüber hinaus werde ich nachzeichnen, wie Diversität ausgehandelt wird (V. 3.2.3), welche Effekte das Erleben von Diversität hat (V. 3.2.5) und wie mit Diversität in Deutschland umgegangen wird (V. 3.2.4).

3.2.1 Diversität: Varianten und deren Ausprägungen

In diesem Teilkapitel widme ich mich den verschiedenen Formen und Varianten von Diversität, die von den Teilnehmenden in Deutschland erlebt werden. Dabei geht es nicht allein um die bloße Beschreibung der verschiedenen Varianten, sondern auch darum nachzuzeichnen, wie sich diese manifestieren und unter welchen Bedingungen die verschiedenen Formen als Diversität wahrgenommen werden. Dabei zeigt sich, dass die verschiedenen Varianten eng verbunden sind mit den Faktoren, die Diversität bzw. Ausdifferenzierungsprozesse auslösen sowie damit, wie sich Diversität auswirkt. Um eine bessere Übersichtlichkeit zu gewährleisten, gehe ich auf die jeweiligen Aspekte getrennt ein, achte aber darauf, die Zusammenhänge und Interaktionen mit zu rekonstruieren.

Kulinarische Vielfalt

Sowohl *Jonny Rakete* als auch *Tobias* verweisen auf eine kulinarische Vielfalt in Deutschland, die sie auch entsprechend bildlich festhalten. Eines dieser Fotos wähle ich nun als Auftakt meiner Analysen zu dieser Variante der Diversität. Es handelt sich dabei um das Foto einer Wursttheke, die *Jonny Rakete* im Jahr 2017 aufgenommen hat. Die Beschreibungen fokussieren auf die Auslage in der Wursttheke (die auch das 1. Segment darstellt), da sich insbesondere anhand dieser die Diversität herausarbeiten lässt.

10 Schnettler und Kolleg*innen (2013) konstatieren, dass sich die Exotisierung aus den im Beitrag vorgenommenen empirischen Analysen ableiten ließe. Diese Folgerung hätte im Artikel noch etwas stärker anhand des Datenmaterials veranschaulicht werden können.

Abbildung 18: Wursttheke



Foto Nr. 12; Jonny Rakete 2017

Das Foto lässt sich in zwei Hälften einteilen, die Trennlinie bildet eine ungefähr in der Mitte verlaufende waagrechte Linie (die vom oberen Ende einer Glastheke gebildet wird). Die untere Hälfte des Bildes wird von einer glasvertäfelten Wursttheke (1. Segment) eingenommen, in deren Auslage sich verschiedene Wurstsorten sowie Salate befinden. In der oberen Bildhälfte (2. Segment) sind zwei Waagen sowie eine Wurstschneidemaschine zu sehen. Den Hintergrund bildet eine fliesenvertäfelte Wand, vor der sich ein Metallgestänge befindet, an dem weitere Würste hängen.

Im Zentrum des ersten Segments befinden sich mehr als 50 runde Würste, die in drei leicht ansteigenden Reihen angeordnet sind. In jeder der drei Reihen sind die Würste nebeneinander sowie zum Teil auch übereinander aufgeschichtet. Die Würste sind größtenteils angeschnitten, wobei die angeschnittenen Seiten zur Betrachterin zeigen. Durchmesser und Farbe der Würste variieren von hell- bis dunkel- bzw. rötlich braun, es handelt sich also offenbar um verschiedene Wurstsorten, wobei von einer Sorte meist mehrere Würste vorhanden sind. An sechs Stellen – hinter den jeweiligen Würsten, aber unregelmäßig verteilt – befinden sich beschriftete Plastik- oder Papierschilder, auf denen vermutlich die Bezeichnung der Wurst sowie der Preis geschrieben stehen. Rechts von den im Zentrum befindlichen Würsten macht die Wursttheke einen Knick hin zur Betrachterin. In dieser abgewinkelten Hälfte liegen ebenfalls Würste in der Auslage: diese sind zum Teil ebenfalls angeschnitten, allerdings sind auch andere, längere und leicht gebogene Würste mit kleinerem Durchmesser auf dieser Seite, von denen mehrere übereinandergelegt sind. Außerdem scheinen auf der rechten Seite auch rohe, nicht weiterverarbeitete Fleischstücke in der Auslage zu liegen. Anders als in der Mitte und der rechten Hälfte des ersten Segments sind auf der linken Hälfte Nahrungsmittel, die eher an Aufstriche oder Salate erinnern. So befinden sich links direkt im Anschluss an die Wurstrei-

hen zwei senkrecht zur Betrachterin liegende Reihen von fünf durchsichtigen Plastikbehältern mit Deckel, die mit einer weißen Masse (vielleicht Wurstsalat) gefüllt sind. Wiederum links neben den Plastikbehältern stehen fünf schwarze deutlich größere Gefäße, auf denen sich kein Deckel befindet. Diese Gefäße sind mit unterschiedlich farbigen (gelben, rötlichen, dunkelgrünen) Salaten, Aufstrichen oder eingelegtem Gemüse gefüllt, wie vielleicht Kartoffelsalat (wie die gelbe Farbe vermuten lässt) oder Obatzda¹¹ (wie die rötlich-orange Farbe vermuten lässt). Jede Schüssel ist mit einem Schild beschriftet, außerdem befindet sich jeweils ein großer Löffel darin, was darauf hindeutet, dass der Inhalt der Gefäße nicht als Ganzes verkauft wird, sondern, dass aus den Gefäßen etwas in kleinere Schüsselchen umgefüllt wird. Am linken Rand (und auf der Aufnahme nur schlecht erkennbar) befinden sich quaderartige sowie rundlich-ovale Produkte, die zum Teil vollständig verpackt zu sein scheinen, und bei denen es sich vermutlich um Milchprodukte wie Butter und Käse handeln könnte. Am vorderen unteren Rand der glasvertäfelten Wursttheke sind in zwei Reihen übereinander Schilder angebracht, auf denen vermutlich ebenfalls Informationen zu Wurstsorten und Preisen stehen. Unterhalb der Glas vertäfelten Wursttheke sind Verzierung zu sehen, die wie halb herausstehende Quader wirken.

Im zweiten Segment sind zwei weiße Bretter sowie zwei Waagen und eine Wurstschneidemaschine zu sehen, die vermutlich zum Aufschneiden und Abwiegen der Fleisch- und Wurstwaren dienen. Außerdem befindet sich dort mehrere Metallgestänge, an denen weitere Wurstwaren hängen. Die Wände sind gefliest, was vermutlich dazu dient, die Reinigung zu erleichtern und hygienische Arbeitsbedingungen zu garantieren.

Die Glasscheibe, die sich vor dem Wurstarrangement befindet, gewährt den Betrachenden zwar einen ungehinderten Blick auf die Auslage, verhindert aber gleichzeitig, dass die Personen, die sich auf der anderen Seite der Theke befinden (wie der Fotograf), die Produkte anfassen oder herausnehmen können. Die Vielfalt wird demnach in der Auslage inszeniert, ist aber (sofern kein Kauf erfolgt) nur zum Anschauen und nicht zum Anfassen da. Die vielfältige Auslage steht aber auch für Kompetenz: Wurstproduktion ist aufwändig und erfordert handwerkliches Know-how, das in einer mehrjährigen Metzgerausbildung vermittelt wird. Die Herstellung zahlreicher arbeitsintensiver Wurstsorten und deren Verkauf (und die Beratung) durch eigens dafür ausgebildetes Fachpersonal ist zudem kostenintensiv, insofern bildet sich in der Auslage auch Wohlstand ab: ein Wohlstand, der sich auch in den aufwändigen Wandverzierungen unterhalb der Wurstauslage widerspiegelt. Diese mutet gleichzeitig aber auch etwas älter an (in neueren Geschäften werden meist weniger Aufwand und Detailliebe in die Inneneinrichtung gesteckt, zumindest nicht, wenn es sich um Geschäfte des alltäglichen Bedarfs handelt).

11 Obatzda ist eine bayerische Spezialität, die nicht deutschlandweit bekannt ist. Die Vermutung, dass eine der Schüsseln mit Obatzda befüllt sein könnte, begründet sich jedoch wie folgt: Die Aufnahme wurde in Bayern gemacht, und Obatzda wird dort nicht selten auch in Metzgereien verkauft.

So gesehen, und weil mit zunehmender Ungleichverteilung des Wohlstands in Deutschland die Tendenz zum Kauf von Billigfleisch vom Discounter einerseits sowie zu Luxusprodukten andererseits geht, ließe sich hier auch von einem »in die Jahre gekommenen Wohlstand« sprechen.

Die Vielfalt der Wurstwaren entfaltet eine durchaus beeindruckende Wirkung (vgl. S. 303), fast schon könnte sich die betrachtende Person davon »erschlagen« fühlen, allerdings wirkt das ordentliche Arrangement der Würste diesem Eindruck entgegen. Zudem tragen die Rahmenbedingungen zur Ordnung bei: Mit der Schneidemaschine kann die gewählte Wurst in der gewünschten Dicke zurechtgeschnitten werden, die Waage garantiert, dass die gewünschte Menge zubereitet wird und dass der Preis auf der Grundlage des abgewogenen Produkts ermittelt werden kann und der Handel somit sowohl für Käufer*in als auch Verkäufer*in gerecht ist.

Im Interview betont *Jonny Rakete* den oben herausgearbeiteten Aspekt des Fachgeschäfts: »beim Metzger, dem Fachmann für Wurst und da ham mir ja in Deutschland eine (...) unglaubliche äh: Vielfalt an Wurstwaren.« (Z. 335f., Jonny Rakete 2017). Die Bedeutung, die *Jonny Rakete* dabei dem *Fachmann* beimisst, wird nicht nur an der Betonung des Wortes, sondern auch an dem in der Folge aufgemachten negativen Gegenhorizont deutlich: die Vielfalt in »Ramschläden« (Z. 494, Jonny Rakete 2017) oder auch Supermärkten bzw. Discountern. Diese Vielfalt hält *Jonny Rakete* ebenfalls fotografisch fest, wobei die unten abgebildeten Fotos hier nun kurz mit der Aufnahme in der Metzgerei kontrastiert werden sollen. Da er in seinen Ausführungen keinen Unterschied zwischen Nahrungsmitteln und anderen Konsumgütern macht, beziehe ich hier das Bild, das *Jonny Rakete* von der Auslage eines »Ein-Euro-Shops« (Z. 492, Jonny Rakete 2017) gemacht hat, ebenfalls mit ein.

Abbildung 19: Verkaufskörbe im Supermarkt

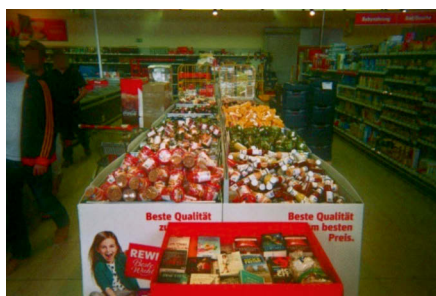


Foto Nr. 17, Jonny Rakete 2016

Abbildung 20: Verkaufskörbe im Straßenverkauf

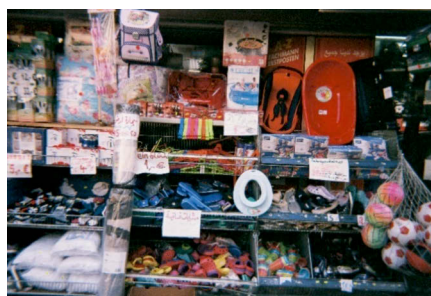


Foto Nr. 8, Jonny Rakete 2017

Anders als die Produkte, die in der Metzgerei in der Wurst- und Fleischtheke liegen, befinden sich die Produkte, die auf den Fotos Nr. 17 (2016) und Nr. 8 (2017) im Fokus stehen, in Körben und sind nicht feinsäuberlich aufgeschichtet, sondern wirken wie achtlos hineingeworfen, so dass ein eher chaotischer Eindruck entsteht. Der Vergleich mit den ordentlichen Wurstreihen verstärkt diesen »völlig überfrachteten« (Z. 496) Eindruck, auch wenn hier die Produktarten – wie auch die Wurstsorten – ebenfalls vonein-

ander getrennt aufbewahrt werden. Hier wird also Vielfalt nicht als überschaubare und geordnete, hochwertige Vielfalt inszeniert, sondern es steht die Menge bzw. die Masse der Produkte im Vordergrund.

Die Art, wie die Produkte im Supermarkt sowie im »Ein-Euro-Shop« präsentiert werden, erinnert ein wenig an einen »Wühltisch«; also das deutsche Symbol für einen Verkaufstisch, auf dem Restposten billig zum Kauf angeboten werden. Anders als im Fachgeschäft ist diese Vielfalt dabei nicht nur zum Anschauen, sondern auch zum Anfassen, ja zum »Wühlen« da.

Auffallend ist aber auch, dass das Merkmal der *Qualität*, die das Fachgeschäft ohne Worte inszeniert, auch bei dieser Form der Vielfalt bemüht wird, vielmehr wird in beiden Fotos sogar explizit die Qualität der Produkte hervorgehoben: Die Werbeaufschrift der Körbe im Supermarkt verdeutlicht, dass es sich zwar um Angebote zum »besten Preis« (also vermutlich billig) handelt, was aber nicht auf Kosten der Qualität gehe, sondern es handle sich zusätzlich um Produkte »beste[r] Qualität«. Und der »Ein-Euro-Shop« hat ein Schild (rechte obere Bildhälfte) aufgehängt, auf dem steht, dass Restposten vom Fachmann verkauft werden. Beide Geschäfte werben also damit, günstige, aber dennoch qualitativ hochwertige Produkte zu verkaufen. Eben diesen Zusammenhang zweifelt *Jonny Rakete* an: Für ihn repräsentieren Supermarktangebote sowie Discounter und »Ein-Euro-Shops«, die er auch als »Ramschläden« bezeichnet (Z. 494, *Jonny Rakete* 2017), eine »Billigmentalität«, eine »neue Kultur«, die er als sehr negativ bewertet, wohingegen er Fachgeschäfte wie die Metzgerei mit Qualität assoziiert. Qualität wird somit auch mit am Preis festgemacht: Aus den höheren Preisen im Vergleich zur Supermarktware leitet sich deren Qualität ab und umgekehrt. Die Vielfalt von Konsumgütern wird von *Jonny Rakete* also dann positiv bewertet, wenn sie sich durch eine reichhaltige, wenn auch geordnete und qualitativ hochwertige Vielfalt auszeichnet, wobei er letztere an einem entsprechenden Preis festmacht.

Neben der oben skizzierten Essensvielfalt wird von *Jonny Rakete* sowie von *Tobias* eine weitere kulinarische Vielfalt in Deutschland angesprochen, nämlich die Vielfalt des Bieres. *Jonny Rakete* hebt dabei vor allem auf die Anzahl der Biersorten ab, die er auf über fünftausend beziffert (»Wir haben ja glaub ich über fünftausend Biersorten«, Z. 253–254, *Jonny Rakete* 2016), geht sonst aber nicht näher auf das Thema ein, da er sich nach eigener Aussage nicht für Bier interessiert. *Tobias* hingegen zeichnet ein differenziertes Bild der Bierdiversität, bei der sowohl Verschiedenheit als auch Vielfalt anklingen. Erstere steht im Vordergrund, wenn *Tobias* darauf eingeht, dass im Norden Deutschlands Pils, im Süden hingegen eher Helles oder Lager getrunken werde. Darüber hinaus äußert er sich zu den verschiedenen Zutaten (Hopfensorten mit unterschiedlichen Geschmacksrichtungen), dem variierenden Alkoholgehalt als auch zu verschiedenen Geschmacksrichtungen des Bieres. In den Ausführungen zu den Bierzutaten und Biersorten verschwimmen die Diversitätsvarianten der Verschiedenheit und der Vielfalt, da *Tobias* einerseits Verschiedenheit anspricht, beispielsweise, wenn er auf die verschiedenen Geschmacksrichtungen des verwendeten Hopfens hinweist, letztlich geht es in den Ausführungen aber vor allem um die »Bandbreite« des Bieres und somit eher um Vielfalt.

(Berufliche) Möglichkeiten

Soleil erlebt in Deutschland eine Vielfalt an Möglichkeiten und zwar insbesondere, was die Berufswahl angeht. Um diese Vielfalt zu symbolisieren, hat *Soleil* zwei Aufnahmen einer Baumkrone gemacht, zu denen sie sich wie folgt äußert:

[.] dann hab ich hier zwei ähm Aufnahmen von Baumkronen, die kahl sind. (.) Das ähm zeigt für mich so 'n bisschen, dass egal in welche Richtung man geht, dass sich alles irgendwie extrem aufspaltet. Also, dass ähm nicht nur bei der Berufswahl zum Beispiel, dass es dann, meinetwegen den Beruf Arzt gibt, sondern dann gibt es irgendwie tausend Studiengänge, die man irgendwie so damit verbunden machen kann. Oder auch sonst was für, für Ärzte kann man//mhm, mhm//@(.)@ kann man werden. Oder auch eben vor allen Dingen jetzt äh °so° in Sachen Medien gibt's extrem viele Wege. (*Soleil* 2018)

Soleil beschreibt die beruflichen Möglichkeiten in Deutschland – um im Bild des Baumes zu bleiben – als weit verzweigt. Bei jeder Richtung, die eingeschlagen werde, ergäben sich zahlreiche weitere Optionen, wie *Soleil* am Beispiel medizinischer Berufe aufzeigt: So könne jemand Arzt werden, es gäbe aber auch darüber hinaus zahlreiche Studiengänge, die damit »verbunden« (Z. 124) – also wohl im medizinischen Bereich – absolviert werden könnten. Und auch innerhalb der jeweiligen Berufe weist *Soleil* auf Weiterverzweigungen hin, wie der Hinweis auf Spezialisierungen innerhalb des Arztberufes zeigt. Ähnlich viele Optionen sieht *Soleil* auch in anderen Bereichen, wobei sie als Beispiel den Bereich der »Medien« (Z. 126) nennt. Bei den von *Soleil* angeführten Beispielen handelt es sich vornehmlich um Berufe, die ein Studium erfordern; was vermutlich damit zu tun hat, dass sie selbst studiert hat. Folgerichtig verweist *Soleil* nicht nur auf die vielfältigen Berufs-, sondern auch Studienmöglichkeiten, wobei sie hier stärker die hohe Anzahl an Studiengängen betont (»irgendwie tausend«, Z. 123f.).

Die Vielzahl an beruflichen Möglichkeiten nimmt *Soleil* »nach wie vor« (Z. 136) in Deutschland wahr, diese scheint es ihrer Meinung nach also bereits länger zu geben. Gleichzeitig lässt die Floskel vermuten, dass die Existenz dieser Vielfalt für *Soleil* keine unabänderliche Tatsache darstellt. Worauf es für den Fortbestand dieser Vielfalt ankommt, darauf geht *Soleil* allerdings nicht näher ein. Hinweise auf mögliche Gründe für Entstehen und Fortbestand der vielfältigen Möglichkeiten finden sich hingegen in *Gretchen Müllers* Ausführungen. Sie führt – ebenfalls mit Verweis auf eine Vielfalt der Möglichkeiten – die zahlreichen Autos an, die ihre Familie besitzt, sowie die Verfügbarkeit vielfältiger Materialien, aus denen sie in den letzten Jahren zahlreiche Puppen gefertigt habe. Da sich die textilen Materialien, und vor allem die Autos durch einen hohen materiellen Wert auszeichnen, verweist die Vielfalt auf einen gesellschaftlichen wie individuellen Wohlstand (dank des gesellschaftlichen Wohlstands sind vielfältige Waren verfügbar, die sich *Gretchen Müller* aufgrund eines individuellen Wohlstands auch leisten kann).

Ob die Vielfalt der Möglichkeiten erlebt wird, scheint aber nicht nur vom – um mit Bourdieu (1992) zu sprechen – ökonomischen Kapital, sondern auch vom kulturellen abzuhängen. So beschreibt *Fatmir*, der aus einem bildungsfernen Milieu stammt und der zur Zeit der Befragung Schüler einer Fachoberschule ist, die Wege in Deutschland als

steinig (Fatmir 2016). Die Steine erlebt er dabei als Hindernisse, die aus eigener Anstrengung überwunden werden müssten. Bildung und Berufswahl können also als ›bunter Strauß vielfältiger Möglichkeiten‹ oder als ›harter Weg‹ erlebt werden. Wie eingangs angedeutet, vermute ich, dass die Einschätzung auch milieubedingt ist: *Soleil*, die aus einem bildungsaffinen Milieu kommt, scheint eher den Eindruck haben, dass ihr alle Möglichkeiten offenstehen. *Fatmir* hingegen hat den Eindruck, sich den Weg erst ›freiräumen‹ zu müssen. Hinzu kommt, dass Angehörige bildungsaffiner Milieus wohl auch eher über das Wissen verfügen, welche Möglichkeiten es überhaupt gibt.

Bei den oben ausgearbeiteten und von den Teilnehmenden thematisierten Formen der Vielfalt handelt es sich um eine sachbezogene Vielfalt (vgl. S. 260f.), also eine Diversität, die nicht an Personen festgemacht wird. Gleichzeitig werden – wie schon im Theorieteil erörtert – die engen Verflechtungen zwischen sach- und personenbezogener Vielfalt deutlich: Denn menschliche Vielfalt kann erst entstehen, wenn es auch die entsprechenden Möglichkeiten gibt, um die eigenen Vorlieben und Interessen zu verwirklichen. Und die vielfältigen menschlichen Interessen bilden ihrerseits auch wieder den Ausgangspunkt für Ausdifferenzierungen sachbezogener Vielfalt.

Pflanzliche Diversität

Wie oben erläutert wurde im Theorieteil eine gegenstandsbezogene Unterscheidung in sachbezogene und menschliche Diversität eingeführt, wobei letztere im Zuge der dazu angestellten Überlegungen auf sämtliche Lebewesen erweitert wurde und somit auch Tiere und die Umwelt mit einschließt. Bei einzelnen Teilnehmenden finden sich Äußerungen, die die vorgenommene Erweiterung stützen, wie sich an folgender Aussage von *Jonny Rakete* veranschaulichen lässt:

Ähm, das is ja auch was find ich. Also was wir an Bäumen ham. Das ist schon auch (.) schön. Äh, gibt natürlich irgendwelche riesigen Mammutbäume, die äh die deutsche Eiche in den Schatten stellen, aber ich mein jetzt einfach eine Vielfalt von ähm Nadel- und Laubbäumen, Bäumen, die kommt find ich in Deutschland gut zusammen [...]. (Jonny Rakete 2016)

Jonny Rakete nimmt in der obigen Passage einen direkten Vergleich vor, der sich auf folgende Aussage herunterbrechen lässt: Während die Bäume in anderen Ländern wie den USA besonders alt und groß sind (und damit auch deutlich größer und älter als vergleichbare Bäume in Deutschland), zeichnet sich Deutschland durch eine Vielfalt an Bäumen aus, also dadurch, dass es viele verschiedene Baumarten wie Nadel- oder Laubbäume gibt. Dabei scheint es einmal mehr die Zusammensetzung zu sein, die für *Jonny Rakete* bedeutsam ist (Z. 307) und nicht etwa die Verschiedenheit der Bäume.

Lebensstile

Jonny Rakete fotografiert bei beiden Erhebungen einen Teil seines Freundeskreises und bezeichnet diesen im Zuge der ersten Befragung als sein »privates Deutschland« (Z. 117, *Jonny Rakete* 2016). In den weiteren Ausführungen erörtert er dann die verschiedenen ›Lebensstile‹ des abgebildeten Freundeskreises:

Also dieser Freundeskreis der is sehr heterogen. Ähm, sowohl was die äh Berufe angeht als auch die Lebenssituationen. Da gibt's den (3) üäh man kann ja rausschneiden, was man will. Da gibts den vierunddreißig-jährigen aktuell Single, der sich im K-Stadt, F-Viertel ähm jetzt jedes Wochenende durch die Gegend vögelt.//@(.).@//. Äh, es gibt den spießigen Familienpapa mit zwei Kindern und der äh Musterfamilie, der äh Geschäftsführer von einm Franchise-Unternehmen is. Ähm, (.) es gibt einen der schon mit siebzehn Papa gworden is und jetzt irgendwo als Lichttechniker arbeit also das is, es is sehr breit gestreut. @Und vielleicht wenn mal will@ mich jetzt alsch jetzt-wieder-Student, also auch wieder was ganz Andres [...] (Jonny Rakete 2016)

Jonny Rakete zeigt am Beispiel seines Freundeskreises auf, wie sehr sich die Lebensstile in Deutschland lebender Menschen voneinander unterscheiden (können). Die Art, wie Jonny Rakete über die Lebensstile spricht, unterscheidet sich jedoch ein wenig von seinen Ausführungen über Diversitätsvarianten wie die der Wurstwaren (s.o.): Während er bei Letzteren deren Vielfalt hervorgehoben hat, bezeichnet er seinen Freundeskreis als »heterogen« (Z. 131) und weist auf dessen sehr breite Streuung hin. Und ganz im statistischen Verständnis der Streuung (*Jonny Rakete* studiert Mathematik, weshalb anzunehmen ist, dass er den Begriff der Streuung nicht nur alltagssprachlich begreift), deutet sich auch in *Jonnys* Ausführungen eine Art Mittelwert, genauer eine soziale Bezugsnorm an, um die herum die Streuung erfolgt: hier ist es der »spießige(n) Familienpapa« (Z. 134) mit »Musterfamilie« (Z. 135). Mit der Metapher der Musterfamilie rekurriert *Jonny Rakete* auf den »normalen« Lebensstil, der – wie das dem Familienvater beigelegte Adjektiv andeutet – als spießig angesehen werden mag, aber eben den gesellschaftlichen Erwartungen entspricht bzw. besonders häufig ist. Anhand der von *Jonny Rakete* gelieferten Beispiele zu den Lebensstilen seiner Freunde lässt sich herausarbeiten, inwiefern diese vom Standardmodell abweichen und an welchen »Kriterien« und damit einhergehenden altersbezogenen Vorstellungen sich dies festmachen lässt.

Einmal handelt es sich um verschiedene Familien- bzw. Lebensmodelle. Das Konzept der *Musterfamilie* repräsentiert zunächst die »klassische« Vorstellung, die in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten sicherlich dominant war und größtenteils immer noch ist, nämlich, die Organisation des Zusammenlebens in Kernfamilien, die auf monogamen, heterosexuellen Partnerschaften beruhen. Die Familiengründung erfolgt meist im Alter zwischen 30 und 40 Jahren (wobei Frauen zum Teil etwas jünger sind). Diese »üblichen« Lebensmodelle hat *Jonny Rakete* vermutlich im Sinn, wenn er darauf hinweist, dass ein Freund »schon« mit 17 Jahren, also deutlich früher als in Deutschland üblich (vgl. Hochgürtel 2017: 66f.), Vater geworden sei. Ein anderer Freund weicht wiederum vom Konzept der monogamen Partnerschaft ab, da er – zum Zeitpunkt der Erhebung – im Alter von 34 Jahren in keiner festen Beziehung ist, sondern wechselnde Sexualkontakte hat. Statt also eine Familie zu gründen – wie es im »klassischen« Modell in dem Alter üblich wäre – vergnügt sich dieser Freund und lässt sich (ob gewollt oder nicht) auf keine feste Beziehung ein. *Jonny Raketes* flapsige Formulierung, der Freund würde sich »durch die Gegend [...]vögel[n]« (Z. 134), lässt dabei vermuten, dass *Jonny Rakete* dieses Modell nicht unbedingt gutheißt.

Neben den gesellschaftlichen Vorstellungen zu den Formen menschlichen Zusammenlebens lassen sich aus *Jonny Raketes* Äußerungen auch Erwerbsmodelle und die

gängigen Vorstellungen dazu rekonstruieren. Die Bezugsnorm scheint hier auch wieder durch den *spießigen Familienpapa* repräsentiert zu werden, der Geschäftsführer eines Franchise-Unternehmens ist. Darin wird das Idealbild ›deutscher‹ Erwerbstätigkeit deutlich: nämlich beruflichen Erfolg zu haben, möglichst in Form einer Führungsposition mit Verantwortung in einem angesehenen Unternehmen mit geregelter, sicheren Einkommen. Die Annahme, dass das Unternehmen angesehen und das Einkommen sicher ist, leite ich aus dem Hinweis auf das Franchise-Unternehmen ab: Meist handelt es sich um große, weltweit tätige Firmen wie McDonald's, die ihren Namen und ihr Konzept zur Verfügung stellen, so dass trotz selbstständiger Tätigkeit der Franchisenehmenden eine gewisse Sicherheit garantiert ist. Und auch hier macht *Jonny Rakete* die Streuungen um die Bezugsnorm deutlich: Der Verweis auf den Freund, der als Lichttechniker »irgendwo« (Z. 136) tätig sei, zeigt, dass dessen Arbeitsstelle weniger (be-)merkens- oder nennenswert ist als das Franchise-Unternehmen¹². Darüber hinaus weicht auch *Jonny Rakete* vom Standard ab, da er zum Zeitpunkt der Befragung nicht erwerbstätig ist, sondern seinen Job gekündigt und nochmal zu studieren begonnen hat, um Lehrer zu werden. Hier wird einmal mehr die altersbezogene Normierung deutlich: Die Abweichung kommt nicht durch das Studium zustande, sondern durch den Zeitpunkt, an dem dieses begonnen wird. Als ›normal‹ gilt, wenn Menschen nach dem Abitur (allenfalls mit einer kleinen Pause von ein bis max. zwei Jahren) anfangen zu studieren, also ungefähr im Alter von Anfang bis Mitte/Ende 20 Jahren. Wer aber später ein Studium beginnt, beispielsweise nach einer Berufsausbildung und/oder mehreren Jahren Berufstätigkeit, weicht von dieser Norm ab.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass *Jonny Rakete* Verschiedenheit im Kontext der Lebensstile an Erwerbstätigkeit, Partnerschaft und Familiengründung festmacht, die wiederum mit altersbezogenen Erwartungen einhergehen. Und obwohl es in *Jonny Raketes* Freundeskreis (sowie in der gesamten deutschen Gesellschaft) eine große ›Streuung‹ und somit im Grunde Vielfalt gibt, herrschen Vorstellungen darüber vor, was das jeweils ›normale‹ bzw. ›klassische‹, d.h. gesellschaftlich am meisten befürwortete Modell darstellt. Ungeachtet dieser Verschiedenheit, gelingt es, wie *Jonny Rakete* in seinen Ausführungen verdeutlicht, dass es hier eben nicht zu Exklusionen kommt. Worauf das zurückgeführt werden kann, wird in den Ausführungen zum Umgang mit Diversität erörtert (vgl. IV. 3.2.4).

Charakter- und interessenbezogene Diversität

Diversität in Deutschland kann sich auch in Form von charakter- und interessenbezogener Diversität äußern. Diese Variante wird insbesondere von *Mona* (2016) thematisiert, die dazu mehrere Aufnahmen in dem Jugendtreff gemacht hat, in dem sie und andere Jugendliche von mir die Kamera erhalten haben. Die Fotos, die *Mona* dort aufgenommen hat, wirken ein wenig so, als sei sie durchs Jugendzentrum gegangen, habe an verschiedenen Stellen Halt gemacht und Schnappschüsse von den anderen Besucher*innen

12 Zwar nennt *Jonny Rakete* auch den Namen des Franchise-Unternehmens nicht, was ich aber eher auf die Wahrung einer gewissen Anonymität sowie auf das Vermeiden von ›Schleichwerbung‹ zurückführe. Das mache ich daran fest, dass in der Art, wie er von dem Franchise-Unternehmen spricht, eher Bewunderung mitzuschwingen scheint.

aufgenommen¹³. Insgesamt sind im (und vor dem) Jugendzentrum neun von zwölf Fotos entstanden, von denen *Mona* vier in den Kontext der Diversität stellt. Drei der vier Fotos¹⁴ sind unten abgebildet, alle vier werden (in der Reihenfolge der Aufnahme und Besprechung im Interview) kurz beschrieben und analysiert. Ich beginne zunächst mit einer Beschreibung des Sets und gehe dann auf die jeweiligen Einzelbilder ein.

Drei der vier Fotos (Nr. 4 bis 6) wurden in den Innenräumen des Jugendzentrums aufgenommen, das andere (Nr. 7) vermutlich im Freien und abends, wie der dunkle Hintergrund vermuten lässt. Auf zwei Fotos sind jeweils zwei Jugendliche abgebildet (Nr. 6 u. 7), auf den beiden anderen Fotos (Nr. 4 u. 5) ist jeweils nur ein Jugendlicher zu sehen. Die Jugendlichen werden entweder (miteinander) interagierend (Nr. 6 u. z.T. Nr. 7) oder sich alleine beschäftigend fotografiert, wobei auf zwei Fotos (Nr. 4 u. 6) Spiel- bzw. Sportgeräte (ein Boxsack, ein Kickerkasten, ein Brettspiel) zu sehen sind.

Abbildung 21: Junger Mann am Boxsack



Foto Nr. 4, *Mona* (2016)

Abbildung 22: Grimassenschneidender junger Mann

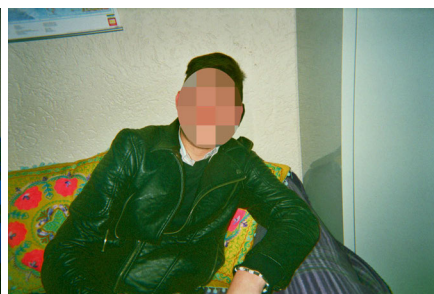


Foto Nr. 5, *Mona* (2016)

13 Hier ließe sich kritisch einwenden, dass *Mona* ohne groß nachzudenken, einfach ein paar Bilder »geknipst« hat, um dem Auftrag zu fotografieren nachzukommen. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, dass *Mona* bemüht ist, Fotos zu machen (auch wenn explizit keine Mindestzahl an Fotos von mir gefordert wurde) und dass dies vor allem (sie hat auch anderswo Aufnahmen gemacht) deshalb im Jugendzentrum geschieht, weil sie dort die Kamera von mir erhalten hat. Allerdings stellt sie im Interview bei allen Fotos einen unmittelbaren Bezug zu Deutschland her, was deutlich macht, dass sie sich beim Fotografieren durchaus an den von mir gestellten Fragen »Wie siehst Du Deutschland? Was verbindetst Du mit Deutschland?« orientiert hat, auch wenn sie die intensive kognitive Auseinandersetzung mit der Frage, warum sie die Fotos gemacht hat, nach eigener Aussage anstrengend empfindet.

14 Da die auf Foto Nummer 7 abgebildeten jungen Frauen wenig darüber erfreut scheinen, dass sie fotografiert werden, verzichte ich hier – trotz der stets vorgenommenen Anonymisierungen – auf die Abbildung des Fotos.

Abbildung 23: Junge Männer beim Brettspiel

Foto Nr. 6, *Mona* (2016)

Wie die obige Kurzbeschreibung der Fotos verdeutlicht, stehen den Besucher*innen des Jugendzentrums diverse Beschäftigungsmöglichkeiten zur Verfügung, die je nach Interesse und Gemütslage genutzt werden (können): D.h. sie können mit anderen oder allein Zeit verbringen, sich sportlich oder spielerisch betätigen oder sich auch »einfach nur« mit anderen austauschen. Das vielfältige Angebot ermöglicht dabei auch eine Ausdifferenzierung der Interessen. Gleichzeitig wird der Diversität der Interessen mit diversen Beschäftigungsmöglichkeiten begegnet. Hier scheint also ein Wechselverhältnis aus Entstehung und Ausdifferenzierung von Diversität zu bestehen, das an anderer Stelle nochmal aufgegriffen wird (vgl. S. 289).

Neben den vielfältigen Beschäftigungsmöglichkeiten zeichnen sich in den Fotos auch vielfältige Reaktionen auf das Fotografiert-Werden ab, die im Folgenden etwas genauer analysiert werden sollen, wobei ich die Fotos in der Reihenfolge ihrer Aufnahme heranziehe:

Auf Foto Nummer 4 ist ein Junge zu sehen, der neben einem Boxsack steht und dabei lächelnd in die Kamera blickt. Sein Körper ist zur Kamera gedreht, wobei die linke Körperhälfte (von der Betrachterin aus gesehen) leicht nach hinten versetzt ist. Das verleiht dem Erscheinungsbild des jungen Mannes eine gewisse Dynamik, die durch seine Arm- bzw. Handhaltung unterstützt wird. Die Arme sind abgewinkelt, die beiden Hände zu Fäusten geballt, er hält diese auf verschiedener Höhe und versetzt vor seinen Oberkörper, fast so, als wäre er jeden Moment bereit zuzuschlagen. Da der junge Mann aber lächelt, wirkt er nicht aggressiv, sondern eher so, als würde er eine Pose einnehmen. Links von dem Jungen befindet sich ein an der Decke befestigter Boxsack, der aber nicht gerade nach unten hängt, sondern leicht schräg ist, was vermuten lässt, dass dieser zum Zeitpunkt der Aufnahme in Bewegung ist.

Womöglich ist der Junge also gerade mit Boxübungen beschäftigt, als *Mona* ihn fragt, ob sie ihn fotografieren könne. Daraufhin wendet er sich *Mona* zu und posiert für das Foto.

Foto Nummer 5 zeigt einen auf der Couch sitzenden Jugendlichen, der das Fotografiert-Werden eher ins Lächerliche zu ziehen scheint, indem er eine Grimasse zieht (d.h.

er schließt die Augen, zieht die Augenbrauen nach oben und beißt mit den oberen Zähnen auf die Unterlippe bzw. zieht die Unterlippe unter die obere Zahnreihe).

Foto Nummer 6 zeigt zwei junge Männer, die an einem Tisch sitzen und (wie sich im Interview herausstellt) Backgammon spielen. Einer der beiden Männer sitzt mit dem Rücken zur Kamera und ist nur von hinten zu sehen. Der andere sitzt seitlich zur Betrachterin. Er blickt auf das Spiel, der linke Arm ist ausgestreckt, als würde er damit gerade einen Spielzug machen.

Da die Männer weder in die Kamera blicken noch aufschauen, wirkt es, als seien sie sehr in das Spiel vertieft und wollten sich nicht aus der Ruhe bringen lassen. Es ist aber auch denkbar, dass sie – ähnlich wie der junge Mann auf Foto Nummer 4 – eine Pose einnehmen, und zwar die der konzentrierten Backgammon-Spieler.

Auf Foto Nummer 7 sind zwei junge Frauen abgebildet, die vermutlich nebeneinander sitzen, auch wenn sie aufgrund der Perspektive, in der die Aufnahme erfolgte, auf dem Foto leicht versetzt hintereinander zu sehen sind. Die im Vordergrund sitzende junge Frau wirkt eher genervt oder sogar provoziert (sie hat den Mund leicht offen, der rechte Mundwinkel ist etwas nach unten gezogen, die Augen scheinen leicht verengt, Kopf und Kinn sind leicht nach oben gerichtet), mit einem Blick, als ob sie fragte, was die Fotografin überhaupt von ihr wolle. Die im Hintergrund sitzende junge Frau schaut (erst) gar nicht in die Kamera und wirkt so, als würde sie gerade mit anderen Umstehenden oder Umsitzenden reden und lachen und sich auch von der Fotografin nicht ablenken lassen (wollen).

Diese doch sehr unterschiedlichen Reaktionen auf *Monas* »Fototour« ergeben in der Summe ein sehr vielfältiges Gesamtbild, in dem persönliche wie situative Faktoren zum Tragen kommen: So deuten die Reaktionen, die von fröhlich über lustig, sich selbst inszenierend und gleichgültig bis hin zu latent genervt reichen, auf unterschiedliche Charaktere der Fotografierten hin. Gleichzeitig ist anzunehmen, dass sich nicht jede*r gleich gern fotografieren lässt, zumal vielleicht nicht alle Abgebildeten genau wussten, weshalb *Mona* überhaupt mit einer Einmalkamera im Jugendzentrum fotografiert. Außerdem könnte sich das Verhältnis, das *Mona* zu den Fotografierten hat, auf die Reaktion auswirken, d.h. die Reaktion ist nicht nur eine auf das Fotografiertwerden, sondern auch auf die Fotografin.

Mona selbst hebt im Interview vor allem die personalen Faktoren hervor. Sie erläutert, wie unterschiedlich ihrer Meinung nach die Charaktere sind: Während manche Menschen eher lustig seien, seien andere eher ernst und dann gäbe es noch diejenigen, die »komplett rumspinnen« (Z. 76f.), vielleicht, weil sie »Quatsch« und Späße (über sich und andere) machen.

Geographische und regionale Verschiedenheit

In manchen Ausführungen klingt eine weitere Form der Diversität an, die ich als geographische Diversität bezeichne und die von den Teilnehmenden vornehmlich im Sinne von Verschiedenheit behandelt wird: So thematisieren beispielsweise *Mona* (2016) und *Soleil*

(2018) Unterschiede zwischen Stadt und Land, während *Tobias* (2017) auf Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland hinweist. Im Zuge der weiteren Ausführungen wird dann deutlich, wie sich diese Unterscheidung begründet, bzw. woran diese konkret festgemacht wird. Für *Mona* und *Soleil* zeichnen sich Stadt und Land durch eine andere Lebensweise und Lebensrhythmus aus: die Stadt sei lebendiger, das Land ruhiger. Damit sprechen sie also eigentlich kulturelle Unterschiede an, die wohl durch die unterschiedliche Bevölkerungsdichte und somit durch geographische Begebenheiten hervorgerufen werden (vgl. S. 291). *Tobias* hingegen führt kulinarische oder modische Unterschiede und damit ebenfalls kulturelle, aber auch Unterschiede in der Religionszugehörigkeit sowie in der Art der betriebenen Landwirtschaft an, wobei erstere auf historische Entwicklungen und letztere auf landschaftliche Gegebenheiten zurückgehen. Hier bilden also geographische Unterschiede den Auslöser für kulturelle und soziale Ausdifferenzierungsprozesse.

Interessant an den obigen Ausführungen ist, dass hier Verschiedenheit erörtert wird und zudem kategoriale Unterscheidungen, also in Nord- und Süddeutschland oder in Stadt und Land, den Aufhänger für die Ausführungen bilden. Erst im nächsten Schritt wird darauf eingegangen, was sich dabei konkret unterscheidet. Die Kategorien werden also erst im Anschluss mit Inhalten gefüllt, semantisch ausdifferenziert. Bei den meisten Beispielen, die davor behandelt wurden, wurde die Diversität an konkreten Beispielen veranschaulicht und erst dann mit möglichen kategorialen Unterscheidungen plausibilisiert. Hier wäre nun zu klären, worauf diese zwei verschiedenen Darstellungsvarianten zurückzuführen sind, und ob sich darin unterschiedliche Funktionen oder Zielsetzungen abzeichnen. Ich greife diese Frage am Ende des Kapitels nochmals auf (vgl. Kap. V. 3.2.7).

Vielfalt von Nationen, Religionen, Kulturen

In öffentlichen sowie wissenschaftlichen Diskursen wird Diversität nicht selten im Hinblick auf kulturelle bzw. ethnische Vielfalt verhandelt, und das nicht nur in Deutschland (z. B. Busch 2011; Eriksen 2006). Daher scheint es wenig überraschend, dass auch die Teilnehmenden an meiner Untersuchung national-kulturelle bzw. ethnisch-kulturelle Vielfalt thematisieren. Im Folgenden skizziere ich, welche Bezeichnungen für diese Form der Vielfalt gewählt werden, wie diese dargestellt wird und welche Überzeugungen und Bedeutungszuschreibungen sich darin abzeichnen.

Zunächst fällt auf, dass die Begriffe häufig in Kombination miteinander verwendet werden, wobei entweder von verschiedenen Kulturen und Ländern oder von verschiedenen Religionen und Nationalitäten die Rede ist. *Yavur* spricht beispielsweise davon, dass er und die anderen Geflüchteten, mit denen er im Jahr 2016 in einer Unterkunft lebt, aus verschiedenen Ländern kämen und dass sie verschiedene Religionszugehörigkeiten hätten (Yavur 2016). *Leo* hingegen beschreibt (denselben Umstand) wie folgt: »die sind von verschiedenen Länder. Natürlich das heißt, die sind von verschiedene Kulturen (.) gekommen« (Z. 1021, Leo 2017). Im ersten Beispiel werden Religionen und Nationalitäten im Sinne einer Aufzählung angeführt, d.h. es werden zwei verschiedene Kategorien genannt, die in sich Unterschiede beinhalten und in der Kombination eine religiöse und nationale Vielfalt ergeben. *Leo* hingegen verweist zunächst auf die verschiedenen Länder, aus denen seine Mitbewohner*innen (mit denen er im Vorjahr in der Asylunterkunft leb-

te) kamen, was für ihn aber zu implizieren scheint, dass die Menschen auch ›aus‹ unterschiedlichen ›Kulturen‹ kommen. Für ihn scheint also die nationale Herkunft mit einer kulturellen Zugehörigkeit einherzugehen.

Die von *Leo* und *Yavur* angeführten Beispiele kultureller bzw. nationaler und religiöser Vielfalt stammen aus ihrem Lebensumfeld, d.h. sie sind – gerade im ersten Jahr der Erhebung – unmittelbar mit kultureller und nationaler Diversität konfrontiert, da sie meist mit zahlreichen anderen Geflüchteten aus verschiedenen Ländern in einer Asylunterkunft untergebracht sind. Die ›deutschen‹ Teilnehmenden beziehen sich hingegen eher auf die – auf gesellschaftlicher Ebene feststellbare – kulturelle Vielfalt, wobei sie – ähnlich wie *Leo* – ebenfalls eine Verbindung zu ethnisch- bzw. nationalkultureller Vielfalt herstellen. So spricht *Flora* davon, dass in Deutschland *viele verschiedene Kulturen aufeinandertreffen*, und verweist dann auf die geflüchteten Menschen, die nach Deutschland kommen bzw. gekommen sind (Flora 2016).

Abgesehen von den oben skizzierten Aussagen zu nationaler, kultureller und/oder religiöser Diversität, nehmen die Teilnehmenden eher selten nähere Charakterisierungen vor, stattdessen steht der Umgang mit den genannten Diversitätsformen im Vordergrund der Ausführungen (vgl. Kap. V. 3.2.4). Anhand einzelner Beispiele kann aber ansatzweise konkretisiert werden, was (zumindest) kulturelle Vielfalt ausmacht bzw. ausmachen kann: So hat *Johannes* ein Foto des Berliner Fernsehturms gemacht (das er als eine Art Symbol oder auch Aushängeschild für Deutschland verwendet) und bezeichnet Berlin im Interview als »sehr multikulti« (z.B. Z. 163, Johannes 2017). Das Adjektiv *multikulti* steht – so mutet die Formulierung in Kombination mit dem Motiv an – für ein lockeres, ungezwungenes und, ja in gewisser Weise auch ›cooles‹ und ›chaotisches‹ kulturelles Miteinander. Dass *Johannes* dieses *Multikulti* in Berlin verortet (er selbst wohnt mehrere hundert Kilometer von Berlin entfernt), dem ein ganz ähnliches Image anhaftet, ist vermutlich kein Zufall. Andererseits wird *multikulti* gesamtgesellschaftlich als gescheiterte Ideologie angesehen. So ließe sich überlegen, ob in der Verortung des Multikulturellen in Berlin (und damit weit weg von *Johannes'* Wohnort) nicht in gewisser Weise das von Di Blasi konstatierte Spannungsfeld aus Vielfalt und Verschiedenheit anklingt, zumal Multikulturalismus im öffentlichen Diskurs durchaus ambivalent bzw. kritisch diskutiert wird (vgl. S. 257).

Altersbezogene Diversität

Im Zuge des ersten Kodierdurchgangs (vgl. III. 2.) nahm ich keine Zuordnung altersbezogener Interviewaussagen zur Kategorie der Vielfalt vor, was zeigt, dass die Teilnehmenden keine expliziten Bezüge herstellen. Da jedoch das Merkmal Alter mit zu den gängigsten Diversitätskennzeichen gehört (vgl. Vedder 2006: 11), habe ich in einem weiteren Kodierdurchgang das Material speziell nach Aussagen durchsucht, die mit Alter und Diversität in Verbindung gebracht werden können. Bei den dabei gefundenen Äußerungen, die sich mit altersbezogener Diversität assoziieren lassen, zeichnen sich die Diversitätsvarianten Vielfalt sowie Verschiedenheit ab.

Einige Teilnehmende sprechen – zum Teil wiederholt – davon, dass es in Deutschland so viele ältere Menschen (und im Vergleich dazu zu wenig junge Menschen) gäbe (Statistik 2016 u. 2017; Wrong 2017; Samira 2016; Sophie 2016; Soleil 2017). Zur Versinnbildlichung dieses Eindrucks fotografieren mehrere Teilnehmende ältere Menschen,

die sich alleine bzw. ohne Begleitung jüngerer Menschen auf der Straße bewegen (z.B. Statistik 2017; Wrong 2016). Dieses ›Straßenbild‹ fällt vor allem – wenn auch nicht ausnahmslos – geflüchteten Teilnehmenden auf. Diese Überrepräsentation älterer Menschen in Deutschland lässt sich anhand eines Vergleichs des Durchschnittsalters – genauer gesagt des Medians – der Bevölkerung belegen, der im Jahr 2015 für Deutschland auf 44,7 Jahre und für Syrien auf 18,3 Jahre geschätzt wurde (UN Department of Economic and Social Affairs 2022). Daran zeigt sich, dass der Anteil älterer Menschen in Deutschland deutlich höher ist als in Syrien, was gleichzeitig vermuten lassen könnte, dass in Deutschland eine geringere altersbezogene Vielfalt existiert, als das beispielsweise in Syrien der Fall ist. Der Einbezug der Lebenserwartung, die in Deutschland im Jahr 2015 bei 80,6 Jahren und in Syrien bei 65,1 Jahren liegt (ebd.), zeigt jedoch, dass streng genommen die altersbezogene Vielfalt in Deutschland sogar größer ist, weil die Streuung breiter ist, während in Syrien die jüngeren Bevölkerungsschichten überrepräsentiert sind. Die mangelnde Diversität, die in den Ausführungen mancher Teilnehmender anklingt, scheint sich allerdings weniger auf die Altersverteilung in der Gesellschaft zu beziehen als auf einen anderen Umstand: Die Teilnehmenden beobachten in Deutschland oft ältere Menschen, die alleine (oder in Begleitung eines Hundes) auf der Straße unterwegs sind, während in den Herkunftsländern der Teilnehmenden Ältere oft in Begleitung ihrer Enkelkinder unterwegs sind¹⁵. Es wird also eine Art altershomogenisierende Gruppenbildung wahrgenommen, zumindest, was Bewegung und Kontakte im öffentlichen Raum angeht.

Neben diesem Aspekt mangelnder Vielfalt beziehen sich manche Äußerungen auf die Verschiedenheit zwischen den Generationen, wobei die Art der genannten Unterschiede ein wenig an gängige Stereotype erinnert: So konstatiert Tobias (2017) alte Leute würden sich eher für Volksmusik, also für das Traditionelle begeistern, während die jungen Leute eher Partymusik bevorzugen. Soleil (2017) assoziiert die von ihr skizzierten Unterschiede zwischen Innovation und starren Denkmustern unter anderem auch mit dem Alter, d.h. sie erlebt jüngere Menschen im Vergleich zu älteren als kreativer und innovativer.

Während in diesen Aussagen konkrete Beispiele altersbezogener Verschiedenheit angeführt werden, scheinen manche Geflüchtete, aber auch Jugendliche mit Migrationsgeschichte eine gewisse Verschiedenheit für gegeben (und damit vielleicht für gar nicht weiter erwähnenswert) zu erachten. Dies mache ich beispielsweise daran fest, dass sie einen ›angemessenen‹ Umgang mit älteren Menschen in Deutschland zu vermissen scheinen: So empfindet Samira (2016) es als sehr unhöflich, wenn für ältere Menschen im Bus kein Platz freigemacht wird. Samiras Erwartung liegt vermutlich die Annahme zugrunde, für ältere Menschen könne es anstrengender sein, im Bus stehen zu müssen als für jüngere. Diese Annahme der Verschiedenheit und die damit einhergehende Handlungsimplication (also das Platzfreimachen im Bus für ältere Menschen) gibt es auch in Deutschland. Allerdings zeichnen sich hier Veränderungen ab, die vermutlich auch mit einem geänderten Bild des ›Altseins‹ einhergehen: So etabliert sich zunehmend das (Ideal-)Bild ›jung gebliebener und fitter älterer Menschen‹, die ihren Lebensabend mit Reisen und anderen Aktivitäten verbringen. Gleichzeitig besteht der Anspruch,

15 Auf mögliche kulturelle Einflussfaktoren, die das beobachtete Phänomen erklären können, gehe ich an anderer Stelle ein (vgl. S. 391).

möglichst lang möglichst jung auszusehen. Das hat dann zur Folge, dass sich ältere Menschen auch ›auf den Schlipps getreten‹ fühlen (können), wenn ihnen im Bus ein Sitz angeboten und somit Verschiedenheit ›unterstellt‹ wird. In Deutschland scheinen sich also altersbezogene Unterschiede zu reduzieren oder zumindest der Wunsch zu bestehen, diese möglichst zu reduzieren.

Diversität sexueller Orientierungen

Im Zuge der wissenschaftlichen wie öffentlichen Auseinandersetzung mit Diversität erfahren sexuelle Orientierungen zunehmend Aufmerksamkeit (Köllen 2012). Die an meiner Studie Teilnehmenden äußern sich allerdings – mit wenigen Ausnahmen (s.u.) – nicht zu sexuellen Orientierungen; Deutschland scheint also nicht in besonderem Maße mit sexueller Diversität verknüpft zu werden, oder das Thema hat für die Teilnehmenden keine Relevanz. Ausnahmen, was die Thematisierung sexueller Orientierungen angeht, stammen von *Sunny* und *Leo*.

Wie an anderer Stelle bereits erörtert (vgl. S. 233), behandelt *Sunny* die sexuelle Orientierung weniger im Lichte der Diversität als im Kontext der Freiheit. Was Diversität angeht, deutet sich in ihren Ausführungen an, dass sie homosexuelle Orientierungen eher im Sinne einer Verschiedenheit erlebt, und zwar einer, die für sie einer Abweichung von der gewünschten Norm entspricht. *Leo* hingegen äußert sich expliziter zu sexuellen Orientierungen, wobei der Aufhänger ein Foto ist, das er von dem Schild eines Vereins homosexueller Menschen gemacht hat, unter dem ein weiteres Schild mit der Aufschrift *gay community* angebracht ist. *Leo* geht im Interview weniger auf die Diversität sexueller Orientierungen ein als auf den Umgang mit homosexuellen Menschen in Deutschland (vgl. S. 301). Deshalb belasse ich es an dieser Stelle mit einem kurzen Kommentar zu dem fotografierten Schriftzug *gay community*: Die Rede ist hier von einer Gemeinschaft homosexueller Menschen, also einer Gruppe, die sich aufgrund ihrer sexuellen Orientierung zusammengefunden hat, so dass die Gruppe sich – zumindest was dieses Merkmal angeht – nicht durch Diversität, sondern durch Homogenität auszeichnet. Die Diversität kommt im Grunde erst dann und dadurch zustande, dass sich der Zusammenschluss zu einer *gay community* vermutlich mit der diesbezüglichen Verschiedenheit von der ›heterosexuellen Mehrheitsbevölkerung‹ begründet, was vielleicht das Bedürfnis nach einer entsprechenden Vergemeinschaftung weckt u.a. um gemeinsame Erfahrungen auszutauschen.

3.2.2 Auslöser von Ausdifferenzierungsprozessen

Im theoretischen Hintergrund wurde bereits erläutert, wie Ausdifferenzierungsprozesse – ganz grundsätzlich – zustande kommen. Anhand der Ausführungen meiner Teilnehmenden können hier nun einige Beispiele herausgearbeitet werden, die illustrieren, wodurch diese Ausdifferenzierungsprozesse – bezogen auf Diversität innerhalb Deutschlands – ganz konkret ausgelöst werden können.

Landschaftliche, geographische Gegebenheiten

Tobias (2016), der mehrere Diversitätsvarianten in Deutschland anführt, weist auch immer wieder auf Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland hin, wobei die ange-

führten Unterschiede nicht zuletzt auf unterschiedliche landschaftliche Begebenheiten zurückgeführt werden (können). So spricht er über unterschiedliche Landwirtschaftsformen bzw. Erzeugnisse innerhalb Deutschlands und führt als Beispiele den Hopfenanbau in Bayern und die Schifffahrt und Fischerei im Norden an¹⁶. Die genannten (wenn auch sicherlich etwas ›klischeehaft‹ und überspitzt ausstaffierten) Unterschiede resultieren aus der Tatsache, dass Deutschland im Norden an Nord- und Ostsee angrenzt und dabei über eine ca. 1.200 Kilometer (deutschland.de 2024) lange Küste verfügt, während sich in manchen Teilen Bayerns Boden und klimatische Bedingungen gut für den Hopfenanbau eignen.

Historisch-politische Entwicklungen

In anderen Beispielen, die *Tobias* (2016) anführt, lässt sich die angedeutete Ausdifferenzierung auf andere Faktoren wie beispielsweise die historisch-politische Entwicklung zurückführen. So spricht er die unterschiedliche Verteilung der Katholik*innen und Protestant*innen in Deutschland an. Die Auslöser dieser Ausdifferenzierung, die oft mit dem Dreißigjährigen Krieg assoziiert wird, reichen dabei bis ins 16. Jahrhundert zurück, als das Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland noch in mehrere Fürstentümer aufgeteilt war und die Bewohner*innen den Glauben ihres Fürsten annehmen mussten (Schmidt 2018).

Geschmäcker, Interessen und Anlässe

Dass Geschmäcker, aber auch Interessen zu Ausdifferenzierungsprozessen führen können, wird von den Teilnehmenden (ebenfalls) nicht explizit angesprochen, ist aber aus den Daten rekonstruierbar. So kann aus der von *Jonny Rakete* fotografierten Wurstvielfalt abgeleitet werden, dass das vielfältige Angebot auch deshalb entsteht, weil die Käufer*innen unterschiedliche Geschmäcker haben. Die vielfältigen Wurstwaren in der Auslage des Fachgeschäfts deuten darauf hin, dass die Metzgerei möglichst für jeden Geschmack etwas im Angebot haben möchte (vgl. Funktion), was dann zur Ausdifferenzierung der Wurstsorten führt. Möglich wird diese Ausdifferenzierung – wie bereits diskutiert (vgl. S. 276) – aber erst dank entsprechender Rahmenbedingungen (wie dem Wohlstand in Deutschland), ohne die weder die Produktion noch der Konsum vielfältiger (Wurst-)Waren möglich wären.

Für weitere Ausdifferenzierungen sachbezogener Vielfalt scheinen wiederum unterschiedliche Interessen mit verantwortlich zu sein. Zumindest lässt sich dies aus den Äußerungen zur Vielfalt beruflicher Möglichkeiten (vgl. S. 278f.) oder auch zu den vielfäl-

16 Hier sei noch kurz auf die etwas klischeehaft anmutende Unterscheidung in »Nord-Süd« eingegangen, die *Tobias* vornimmt. Schließlich beschränkt sich ›der‹ Norden Deutschlands nicht auf die Küstenregion, sondern umfasst auch Landstriche ohne Zugang zum Meer, so dass nicht überall Fischfang und Schifffahrt betrieben werden (können). Gleiches gilt auch für ›den Süden‹: Das Hopfenanbaugebiet beschränkt sich auf einen nur kleinen Landstrich in Bayern, weil es für den Hopfenanbau einer besonderen Bodenbeschaffenheit sowie geeigneter klimatischer Bedingungen bedarf (Bayerische Landesanstalt für Landwirtschaft 2011), die es auch in Süddeutschland nicht flächendeckend gibt. *Tobias'* These würde aber vermutlich auch bei größerer Ausdifferenzierung funktionieren, auch wenn *Tobias* (vielleicht zugunsten einer entsprechenden Pointierung) darauf verzichtet.

tigen Beschäftigungsmöglichkeiten im Jugendzentrum (vgl. S. 283) ableiten. Neben persönlichen Präferenzen zeichnet sich aber auch ab, dass – zumindest sachbezogene – Diversität aus situativen Faktoren (und deren Diversität) erwächst. Denn wie in den Ausführungen deutlich wird, trägt zur Vielfalt der Abfüllformen auch eine Vielfalt an Anlässen bei: Bei Festen, bei denen mehr Bier konsumiert wird, bietet sich deshalb eine Abfüllung in Fässern an, während für den Individualkonsum die Flaschenabfüllung adäquater erscheint.

Nischen und Trends

Weitere Ausdifferenzierungsfaktoren sind Nischen und Trends, die sich aus Tobias' Ausführungen zur Biervielfalt ableiten lassen:

[...] und die zwa Pale Ales hob i dann eben no fotografiert weil es is ja jetzt so a Trend (.) und ganz viel kleinere Brauereien zum Beispiel a die XY- Brauerei oder so ähm die m- machen jetzt immer weniger so Helles oder so sondern die machen immer=mehr Pale Ales und probiern immer mehra=aus mit verschiedenen Hopfensorten und oimol machen s=as bissl hochprozentiger dann is a bissl bitterer dann nehmen=s irgendan oragen Hopfen her oder sowos ähm oder Hopfen mit Orangengeschmack bessersagt und ähm des verbreit- also verbreitet si=ja immer mehrer in Deitschland und ähm ja genau desweng hob i des jetzt a: selber (.) also wenn i da an Deitschland assoziiert eigentlich als erstes meistens scho a Bier so (.) (Tobias 2016)

Zunächst erläutert Tobias, dass aktuelle Trends zur Herstellung neuer Biersorten wie Pale Ale (die wiederum für die Biervielfalt sorgen) beitragen. Moden und Trends können sich also ebenfalls begünstigend auf Ausdifferenzierungsprozesse auswirken. Tobias geht in seinen weiteren Ausführungen aber noch auf die Rolle kleinerer Brauereien ein: So würden nicht nur Großproduzenten Bier herstellen, sondern vor allem auch kleinere Brauereien, die – seiner Ansicht nach – vermehrt Neues ausprobieren. Diese offenbar zunehmende (wie die Formulierung *immer mehr* vermuten lässt) Entwicklung führt zu einer Vielfalt an Biersorten, die sich beispielsweise durch unterschiedliche Alkoholgehalte und Geschmacksrichtungen auszeichnet. Einen Grund für diese »Experimentierfreudigkeit« kleinerer Brauereien führt Tobias nicht an, allerdings denke ich bei der Unterscheidung in Groß- und Kleinbrauereien an das im öffentlichen Diskurs häufig thematisierte Brauereisterben, das auch mit auf die von Großbrauereien ausgehende Konkurrenz zurückgeführt wird, der kleinere Brauereien nicht standhalten. In dieser Logik bleibend könnte argumentiert werden, dass Großbrauereien sich zwar auf Massenproduktion spezialisiert haben, wodurch wiederum Nischen für kleinere Brauereien und deren Experimentierfreudigkeit entstehen, was sich in letzter Konsequenz positiv auf die Biervielfalt auswirkt.

Bevölkerungsdichte, Stadtgröße und -attraktivität

Die von den Teilnehmenden angesprochenen Unterschiede zwischen Stadt und Land (vgl. S. 285), nämlich, dass es auf dem Land ruhiger und in der Stadt »mehr los« sei, kommen – auch wenn sie etwas stereotypisch anmuten – wohl durch die unterschiedliche Bevölkerungsdichte in Städten und Dörfern zustande: In der Stadt leben mehr Menschen

auf engerem Raum zusammen, während Dörfer dünner besiedelt sind¹⁷. Wenn nun aber viele Menschen zusammenleben, differenzieren sich sowohl die Freizeitangebote (u. a. kulturelle und sportliche) aus wie auch das Angebot an Einkaufsmöglichkeiten, Cafés und Restaurants usw.

Zusätzlich zur Bevölkerungsdichte lassen sich noch weitere Faktoren herausarbeiten, die mit dieser zusammenwirken könnten. Dies kann anhand der von *Johannes* vorgenommenen Charakterisierung Berlins als »multikulti« (Z. 163, *Johannes* 2017) veranschaulicht werden. Auch hier begründet sich die Vielfalt als solche zunächst durch die Größe der Stadt: eine gewisse Anzahl an Menschen bringt gleichsam »automatisch« Vielfalt mit sich, einfach nur deshalb, weil nicht alle Menschen gleich sind. Allerdings ist damit noch nicht erklärt, warum *Johannes* Berlin mit (vermutlich) *ethnisch* kultureller Vielfalt assoziiert. Möglicherweise liegt dem die Annahme zugrunde, größere Städte würden, zumal wenn es sich – wie im angeführten Beispiel – um die Hauptstadt eines Landes handelt, Menschen »aus aller Welt« anziehen. Dafür spricht, dass *Johannes* mit dem Fernsehturm (der als Aufhänger für die Aussagen dient) eine Sehenswürdigkeit (vgl. *Berliner Fernsehturm* 2024) fotografiert hat, die eine Art Sinnbild Berlins darstellt, das weltweit bekannt und fester Bestandteil touristischer Stadtrundfahrten (z. B. BerlinOnline Stadtportal 2024, Stadtrundfahrt.com 2021) ist. Die weltweite Anziehungskraft Berlins erstreckt sich aber vermutlich nicht nur auf Tourist*innen, sondern auch auf andere Zielgruppen (z. B. Arbeitnehmer*innen, Selbstständige, Künstler*innen, Aktivist*innen usw.). Die Attraktivität einer Stadt trägt also wohl, ergänzend zu deren Größe, zu einem wie auch immer gearteten internationalen Miteinander bei, wofür Berlin als Symbol dient.

3.2.3 Charakterisierungen und Aushandlungen von Diversität

Dieses Teilkapitel widmet sich der Frage, wie Diversität – über die konkreten Charakterisierungen hinausgehend – von den Teilnehmenden gerahmt wird. Bei den folgenden Analysen greife ich insbesondere auf die theoretischen Überlegungen zurück, die im Kapitel zu den Aushandlungen von Diversität (vgl. Kap. V. 3.1.5) angestellt wurden.

Vielfalt mit grundlegender Gemeinsamkeit

Manche Teilnehmende weisen, wenn sie über kulturelle Vielfalt in Deutschland sprechen, darauf hin, »dass das halt eigentlich alles dasselbe« (Z. 89, *Flora* 2016) sei oder, wie *Wrong* es formuliert: »Leute sind Leute« (Z. 72f., *Wrong* 2016). Es wird also hervorgehoben, dass jenseits nationaler oder kultureller Unterschiedlichkeit alle Menschen das Menschsein teilen. Die Betonung dieser grundlegenden Gemeinsamkeit trägt zur Relativierung der genannten Unterschiede bei, bzw. verhindert deren »Überdramatisierung«. Dieses Verständnis von nationaler bzw. kultureller oder religiöser Diversität ist an einen ausgeprägten öffentlichen Diskurs anschlussfähig, der seit einigen Jahren in Deutschland geführt wird und der auf eine Dekonstruktion der zum Teil als unüberwindbar kon-

17 *Mona* lebt in einer Region, in der die Bevölkerungsdichte bei 100 bis 150 Einwohner*innen pro km² liegt, während *Sonne* in einer Stadt mit 1.000 bis 4.790 Einwohner*innen pro km² lebt (Bundesamt für Bevölkerungsforschung 2020).

struierten (und damit als Grundlage für rassistische Diskriminierungen dienenden) Unterschiede hinarbeitet.

Diese Charakterisierung von Vielfalt findet sich jedoch nicht nur bezogen auf menschliche Diversität, sondern lässt sich auch im Hinblick auf sachbezogene Vielfalt rekonstruieren. So arbeitet Tobias in seinen Ausführungen zu verschiedenen Ausprägungen innerhalb Deutschlands auch immer die grundlegende Gemeinsamkeit mit heraus, beispielsweise die geteilte lange landwirtschaftliche Familientradition. Die Teilnehmenden scheinen also keine Formen *radikaler Pluralität* (Welsch 1988) in Deutschland zu erleben, vielleicht erfüllt diese Grundannahme aber auch eine zentrale Funktion, indem sie eine wichtige Grundlage für ein gelingendes Miteinander verschafft, nämlich das Verbindende nicht erst über das gemeinsame Tun zu schaffen, sondern bereits als Ausgangspunkt oder gemeinsame Basis zu erleben.

Kulturelle/Nationale Vielfalt als eine von vielen

Während Flora oder Wrong hervorheben, dass jenseits jeglicher kultureller Vielfalt der Mensch Mensch sei, betten sich Monas Ausführungen zur Vielfalt in einen Kanon aus Unterschiedlichkeit ein. Wie in den vorausgegangenen Teilabschnitten herausgearbeitet, zeigt Mona zahlreiche charakter- und interessenbezogene Unterschiede auf. Neben diesen Unterschieden geht sie auch auf Gruppen ein, die sich nach nationaler Zugehörigkeit bilden. Nachdem sie diese vielfältigen Unterschiede erörtert hat, konkludiert Mona am Ende des Interviews: »Deutschland ist unterschiedlich« (Z. 175 u. Z. 205–206, Mona 2016). Damit nimmt sie weder Hierarchisierungen noch sonstige Differenzierungen zwischen den jeweiligen Unterschieden vor, so dass die Vielfalt der Gruppenzugehörigkeiten letztlich eine unter vielen darstellt. Das scheint insofern interessant, als die Vielfalt der Gruppenzugehörigkeiten bzw. die kulturelle Vielfalt dadurch potentiell die Dominanz verlieren könn(t)en, mit der sie derzeit die öffentliche Wahrnehmung beeinflussen. Gleichzeitig gilt es, die Bedenken, wie sie vornehmlich in der Heterogenitätsforschung geäußert werden, nicht außer Acht zu lassen: Denn Budde (2017) sieht in der hier zu beobachtenden Ausblendung der Machtperspektive die Gefahr, »Heterogenität simplifizierend mit Buntheit gleichzusetzen und damit Unterschiedliches rein additiv nebeneinander zu stellen« (ebd.: 21). Und tatsächlich lassen sich in Monas Ausführungen auch Hierarchisierungen gegenüber der Gruppe bulgarischstämmiger Migrant*innen (vgl. S. 301) nachzeichnen, was die Haltbarkeit meiner obigen These zunächst fraglich erscheinen lässt. Wie ich allerdings an anderer Stelle herausarbeiten kann, scheint die Kombination einer allgemeinen Diversitätsperspektive und einer wertschätzenden Perspektive gegenüber Vielfalt das Potential zu bergen, ein Gegengewicht zu Hierarchisierungen und Abwertungen liefern zu können (vgl. S. 373).

Die beiden oben erörterten Annahmen, nämlich, dass es bei aller kultureller Vielfalt eine grundlegende Gemeinsamkeit gibt, das Menschsein, und dass kulturelle Unterschiede lediglich einen Aspekt einer vielfältigen Unterschiedlichkeit darstellen, werden von den Teilnehmenden zwar nicht gemeinsam erörtert, scheinen einander aber nicht zwangsläufig auszuschließen. Vielmehr noch, erst durch eine Kombination dieser beiden Annahmen scheint ein differenzierteres Verständnis von kultureller Vielfalt möglich.

3.2.4 Umgang mit Diversität

Der in Deutschland erlebte Umgang mit Vielfalt bzw. Unterschiedlichkeit scheint für die Teilnehmenden einen wichtigen Grundpfeiler für ein gelingendes Zusammenleben zu bilden. Dies lässt zumindest die Tatsache vermuten, dass kulturelle und andere Diversitätsformen nicht selten im Zusammenhang mit einem (friedlichen) Zusammenleben thematisiert werden, wenn auch vor allem von geflüchteten Teilnehmenden (z.B. Yavur 2016; Leo 2017; Sunny 2017). Das entscheidende Moment wird darin gesehen, dass einzelne Gruppenzugehörigkeiten deutlich weniger Aufmerksamkeit erfahren, als die Teilnehmenden das aus ihren Herkunftsländern gewohnt sind. In den Aussagen zeichnen sich allerdings verschiedene Varianten ab: So heben die einen hervor, dass die Gemeinsamkeiten deutlich bedeutsamer sind, während andere den Eindruck haben, dass Unterschiede in Deutschland eher als Privatsache behandelt und angesehen werden. Diese beiden Varianten werden im Folgenden näher beleuchtet.

Gemeinsames als verbindendes Element

Im Zuge der theoretischen Ausführungen zur Aushandlung von Diversität wurde Di Blasis These, derzufolge binäre Unterscheidungen fast unüberwindbar sind, bereits kritisch hinterfragt. Meine empirischen Auswertungen verdeutlichen nun ergänzend, dass Gemeinsames im Kontext der Diversität in vielerlei Hinsicht ein verbindendes Element darstellen kann: Und zwar sowohl, wenn das Gemeinsame über eine neue, gemeinsame Identität oder zumindest Zugehörigkeit hergestellt wird als auch über gemeinsames Tun. Ersteres lässt sich an einer Äußerung von Yavur nachvollziehen:

[...] He is a refugee. He is a refugee er, he is the son for a, for Maria. She's refugee, she is from Nigeria, and here refugee too with me. Yeah (.) and er he birth here in Germany//mhm//. Yeah, and I like to play with him always and something. And this is maybe °I take picture°//mhm//. Yeah, about this picture. (.) About this picture: This two person, they are Syrian//mhm//and I am from Iraq. (.) Er, here in this Heim, like how I were, can't tell. We are brother together, we don't have any different, because I think you heard in Iraq we have two religion like this is Sunna, this is Shia, this is Christian, this is, this is the problems, the big problems in Iraq. Here we never found something like that. Everything, er, ev-, ev-, er, all, el-, all of us together, same thing, now we don't have any different [...] (Yavur 2016)

Yavur äußert sich in der obigen Passage zu zwei seiner Fotos, auf denen Menschen zu sehen sind, die mit ihm und seinem Sohn in einer Geflüchtetenunterkunft leben. Dabei geht er zunächst auf die Herkunft und im weiteren Verlauf auch auf die Religionszugehörigkeit der Abgebildeten (einschließlich seiner selbst) ein. Die deutlich werdenden Unterschiede werden in seinen Ausführungen gerahmt und aufgefangen von dem, was alle verbindet: Alle sind, wie Yavur wiederholt betont, Geflüchtete. Durch diese Gemeinsamkeit scheinen sämtliche Unterschiede (nationale wie religiöse) in den Hintergrund zu treten oder sogar ganz zu verschwinden (»we don't have any different«, Z. 16). Statt-

dessen entstehen familienähnliche enge Beziehungen (»we are brother¹⁸ together«, Z. 16). Ähnlich äußert sich auch *Leo*, der im Jahr 2016 in derselben Flüchtlingsunterkunft lebt: Er bezeichnet sich und die anderen Geflüchteten (darunter auch die nigerianische Frau mit ihrem Kind) als »family« (Leo 2016, Z. 71 u. 75) und nimmt damit im Grunde eine Rekategorisierung vor. Diese könnte darauf zurückzuführen sein, dass die Geflüchteten dasselbe Schicksal teilen. *Yavur* weist jedoch auch darauf hin, dass er die Unterscheidungen, die er aus dem Irak gekannt hat, hier so nicht vorfindet. Möglicherweise leisten also auch ein förderliches soziales Klima oder normative Regelungen einen Beitrag dazu, dass (nationale oder religiöse) Zugehörigkeiten keine alles dominierende Rolle spielen. So scheint dies auch *Leo* zu sehen, der bei der zweiten Erhebung erneut auf das Thema zu sprechen kommt und dabei betont, dass in Deutschland die Regierung und die Religion getrennt seien (Leo 2017, s.u.).

Doch nicht nur gemeinsame Identitäten, sondern auch gemeinsame Interessen und Aktivitäten scheinen das Potential zu haben, heterogene Gruppen zu einen. *Jonny Rakete* veranschaulicht dies für seinen Freundeskreis wie folgt:

Da steckt noch was dahinter, was jetzt natürlich auf dem Bild nicht rauskommt, aber des, äh, es gibt so nen Rollenspiel, was wir seit (.) auch also (.) in Teilen schon seit über zwanzig Jahren und in der Besetzung jetzt samer mal seit schon seit über fünfzehn Jahren äh machen. Das heißt *das schwarze Auge* ähm, das is so nen Fantasy- äh Rollenspiel, wo man einen bestimmten Charakter spielt und es gibt einen Spielleiter, der quasi äh, wie kann man sagen, Regisseur, Kameramann, äh, alles in einem is, der quasi die ganze Welt darstellt und jeder Spieler spielt seinen Helden. [...] (Jonny Rakete 2017)

Nachdem *Jonny Rakete* im Vorfeld ausführlich erläutert hat, weshalb er seinen Freundeskreis als sehr heterogen empfindet (vgl. S. 280), geht er in der obigen (direkt daran anschließenden) Passage darauf ein, warum er und seine Freunde dennoch so eng miteinander verbunden sind. Auch hier gibt es ein verbindendes gemeinsames Element, und zwar eines, das *Jonny Rakete* als von außen nicht erkennbar einstuft (»was jetzt natürlich auf dem Bild nicht rauskommt«, Z. 142). Dieses gemeinsame Element, das *Jonny Rakete* zufolge »dahinter steckt« (Z. 142), was fast schon wie ein heimliches Band anmutet, ist ein Rollenspiel, das die Freunde seit zwanzig bzw. seit fünfzehn Jahren miteinander spielen. Das gemeinsame Interesse gepaart mit der langjährigen Praxis ist also das, was den Freundeskreis eint. Vor dem Hintergrund der sehr unterschiedlichen Lebensentwürfe scheint dabei interessant, dass das Verbindende ausgerechnet ein Rollenspiel ist, bei dem jede*r eine imaginäre Person, mehr noch, einen persönlichen Helden spielt, also jemanden, die man bewundert oder der frau vielleicht sogar gerne sein würde, aber im realen Leben nicht ist.

Neben diesen geteilten Interessen scheinen auch gemeinsame Ziele das Potential zu haben, Menschen mit verschiedenen Hintergründen zu vereinen. So macht *Leo* (2017) von

18 Für eine differenzierte Einordnung dieser Äußerung sei jedoch darauf hingewiesen, dass im deutschen Kontext und Sprachgebrauch das Wort *Bruder* meist leiblichen Verwandtschaften sowie familiären Beziehungen vorbehalten ist. Im arabischen Kontext dient die Bezeichnung *habibi* für Bruder jedoch – neben weiteren Funktionen – vor allem auch der Pflege engerer zwischenmenschlicher Beziehungen (vgl. Naama 2016: 36).

seinem Deutschkurs ein Foto, bei dessen Beschreibung er die vielen verschiedenen Länder hervorhebt, aus denen die Teilnehmenden kommen, aber eben auch das gemeinsame Ziel oder auch das Tun betont, nämlich, dass sie alle Deutsch lernen würden. Und auch hier scheinen der Umgebung und dem sozialen Klima eine wichtige Rolle zuzukommen: So betont *Leo*, dass S-Stadt (eine Mittelstadt in Bayern) genau die richtige Größe habe, nicht zu groß und nicht zu klein sei: Er scheint also davon überzeugt, dass es einer gewissen Anzahl an Personen bedarf, damit sich überhaupt Kontaktmöglichkeiten eröffnen, wobei ein ›Überangebot‹ an Möglichkeiten den Kontaktaufbau eher wieder erschwert. Darüber hinaus weist *Leo* darauf hin, dass Menschen aus der ganzen Welt in S-Stadt leben würden, weshalb man sich nicht fremd fühle. Diversität eröffnet also dem*er Einzelnen Anknüpfungspunkte, wodurch Fremdheitsgefühle reduziert werden. Zu guter Letzt geht *Leo* noch auf die staatliche Unterstützung beim Deutschlernen und der Jobsuche ein, worin einmal mehr die Bedeutung staatlicher Fürsorge deutlich wird (vgl. S. 153).

Während in den obigen Ausführungen das Verbindende zu einem Miteinander führt, zeigt sich in den Äußerungen anderer Teilnehmender, dass Gemeinsamkeiten nicht zwangsläufig in einem *Miteinander* münden müssen, aber dennoch ein gemeinschaftliches Gefühl entstehen kann. Dies lässt sich an *Tobias'* Schilderungen des lokalen Volksfests illustrieren:

[...] wenn man das a siekt, äh, bei uns (.) die, t-, vor allem a die Jugend, aba a die älteren Leut, also des is, (.) is ja komplett quer durch des gemischte Publikum. Ähm, die begeistern sich alle dafür, die freien sich alle (.) ähm (2) ja und dann (.) am Sonntag wahrscheinlich dann in der Vormittag eher die älteren Leute mit der Volksmusik//mhm @(.)@//. Ähm, am Freitag, Samstagabend dann eher die jungen Leit, aba jeda gfreit si, jeda geht hi, (.) jeda zieht dazu sei Tracht o [...] (*Tobias* 2017)

Tobias führt aus, dass das örtliche Volksfest von einem sehr gemischten Publikum besucht werde, wobei er das »gemischt[e]« (Z. 153) vor allem am Alter festmacht. Dieses Publikum eint wiederum die gemeinsame Begeisterung an dem Volksfest, das alle besuchen und anlässlich dessen sich – *Tobias* zufolge – jeder (»jeda«, Z. 156) in Tracht kleiden würde. Gleichzeitig wird jedoch deutlich, dass die gemeinsame Begeisterung nicht zu einem *Miteinander* von Alt und Jung führt, sondern dass alte wie junge Menschen ihre jeweiligen ›Räume‹ für sich haben, in denen sie ihren spezifischen Interessen nachgehen. Hier bedeutet das konkret, dass die jungen Menschen das Bierzelt am Samstagabend besuchen, wenn Partymusik gespielt wird, während ältere Menschen am Sonntagvormittag (wenn die jungen Menschen vermutlich noch ausschlafen) das Bierzelt besuchen, wenn Volksmusik gespielt wird. Jung wie alt scheinen also auch sehr unterschiedliche Arten des Feierns zu bevorzugen. *Tobias* führt dies zwar nicht näher aus, aber eigene Erfahrungen mit Volksfesten (in Bayern) rufen in mir Bilder von feiernden jungen Menschen hervor, die auf Bierbänken stehen, während ich Volksmusik eher mit Menschen assoziiere, die auf Bierbänken sitzen und schunkeln und demnach etwas ›gesitteter‹ und weniger ausgelassen feiern.

Diese hier skizzierte Form des Miteinanders, die streng genommen eigentlich eher ein Nebeneinander ist, kann mit Ackermanns Verständnis eines Pluralitätsmodells in

Verbindung gebracht werden, das er – wenn auch bezogen auf Gesellschaften – wie folgt skizziert:

»Die gesellschaftliche Organisation von kultureller Vielfalt umfasst ein breites Spektrum, von symbiotischen Systemen bei vorindustriellen Gesellschaften, über Vielvölkerreiche bis hin zu multikulturell verfassten komplexen Gesellschaften [...]. Gemeinsames Strukturmerkmal solcher Pluralitätsmodelle ist zumeist der Versuch, die verschiedenen Gruppen nicht gemischt, sondern nebeneinander her leben zu lassen, die Gruppengrenzen [...] aufrechtzuerhalten, nicht hingegen, sie aufzulösen.« (Ackermann 2011: 142)

Das, was Ackermann hier mit Blick auf Gesellschaften erörtert, nämlich ein Nebeneinander, bei dem es zu keinem Austausch zwischen den verschiedenen Gruppen kommt, ist letztlich genau das, was *Tobias* auch mit Blick auf die Besucher*innen des Volksfests formuliert. Wichtig scheint hier jedoch, dass *Tobias* diese Form des Nebeneinanders offenbar nicht als negativ erlebt. Vielmehr scheint die gemeinsame Begeisterung für und vielleicht auch die Identifikation mit dem lokalen und traditionsreichen Volksfest als so verbindend empfunden zu werden, dass offenbar nicht das Bedürfnis nach *Interaktion* be- oder entsteht.

Dieses Ergebnis wirft in Bezug auf ein gelingendes gesellschaftliches Zusammenleben folgende Frage auf: Warum werden plurale Gesellschaften, wenn sich das Verhältnis zwischen Migrant*innen und »der Aufnahmegesellschaft« mehr durch ein Neben- als ein Miteinander auszeichnet (oder dies zumindest so empfunden wird), in der öffentlichen Wahrnehmung negativ gelabelt, während das Nebeneinander anderer Gruppen doch offenbar nicht vergleichbar negativ erscheint? Hat das damit zu tun, dass Migrant*innen nicht selten als latente Gefahr für das »Eigene« erlebt bzw. konstruiert werden, Vertreter*innen anderer Gruppen (z.B. ältere Menschen) hingegen nicht? Spielt dabei auch – wie oben herausgearbeitet – das gemeinsame Identifikationsmoment eine Rolle? Ohne dieses scheint das Nebeneinander Gefahr zu laufen, als bedrohlich empfunden zu werden, während eine geteilte Begeisterung für ein und dieselbe Sache offenbar als verbindend erlebt wird. Dieses gemeinsame Identifikationsmoment fehlt möglicherweise in Bezug auf Migrationsgesellschaften bzw. wird zu wenig gefördert oder gar nicht erst erkannt.

Allerdings muss wohl auch berücksichtigt werden, dass die Gruppen älterer und jüngerer Menschen nicht in allen Kontexten getrennt voneinander sind, sondern durchaus enge Kontakte bestehen, wie beispielsweise im familiären Kontext. Es herrscht also nicht in allen Lebensbereichen ein Nebeneinander vor. Hier ließe sich jedoch einwenden, dass eine vollständige Trennung der Lebenskontexte auch bei Migrant*innen und Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft nicht existiert, da ja auch in Schulen oder am Arbeitsplatz Begegnungen stattfinden und Beziehungen entstehen. Diese Begegnungen zeichnen sich aber möglicherweise nicht notwendigerweise durch eine vergleichbare Nähe aus, wie das im familiären Kontext der Fall ist.

Unterschiede als Privatsache

Neben dem Gemeinsamen, das für die Vielfalt des Zusammenlebens von Bedeutung erscheint, zeigt sich, dass das Nichteingehen, ja zum Teil auch das Nichtbeachten von (kulturellen) Unterschieden für ein gelingendes Zusammenleben als wichtig wahrgenommen werden.

Dies lässt sich an zwei sehr unterschiedlichen Fotos (und den Ausführungen dazu) von *Sunny* und *Leo* illustrieren.

Abbildung 24: Buddhistische Mönche in einer Fußgängerzone



Foto Nr. 6, *Sunny* (2017)

Abbildung 25: Mittagstisch



Foto Nr. 26, *Leo* (2017)

Auf dem einen Foto ist eine Szene im öffentlichen und auf dem anderen eine im privaten Raum zu sehen.

Das Foto im öffentlichen Raum hat *Sunny* aufgenommen, es ist womöglich in einer Fußgängerzone oder am Rande einer Bushaltestelle (oder eines vergleichbaren Wartebereichs) entstanden, wie die schmale Überdachung am linken Bildrand und die darunter stehenden, nach links gewandten Personen vermuten lassen. Im Fokus des Fotos stehen zwei (hintereinandergehende) Menschen, die rot-orange hochgezogene Socken, einen orangefarbenen wadenlangen Umhang und eine Mütze tragen. Die beiden Personen wurden von hinten fotografiert, was die Vermutung nahelegt, dass *Sunny* die beiden Personen nicht kennt.

Anders als auf *Sunnys* Foto blicken die drei Personen auf *Leos* Aufnahme, die an einem gedeckten Tisch mit beladenen Tellern sitzen, direkt in die Kamera. Da auf dem Tisch ein Saft in einem Tetra-Pack steht (was in einem bewirteten Restaurant eher unüblich wäre) und im Hintergrund eine Couch zu erkennen ist, steht zu vermuten, dass es sich hier um ein freundschaftliches Mittag-/Abendessen in privaten Räumen handelt.

Während *Sunny* in der Szene im öffentlichen Raum lediglich eine Beobachterin zu sein scheint, die mit den Abgebildeten nicht unmittelbar interagiert, ist *Leo* Teil der abgebildeten Szene, er sitzt (von der Betrachterin aus gesehen) rechts. Diese auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen Fotos symbolisieren für *Sunny* und *Leo* den gelingenden Umgang mit Diversität in Deutschland.

Im Interview konkretisieren die beiden, was diesen gelingenden Umgang ihrer Meinung nach auszeichnet. *Sunny* formuliert dies wie folgt:

[...] und was gefällt mir dass äh verschiedene Kulturen, verschiedene Religionen leben zusammen in Deutschland und keine Person sagt oder lacht für Anderen[...] (*Sunny* 2016)

Für *Sunny* scheint sich das Zusammenleben in Diversität in Deutschland durch das Ausbleiben negativer Handlungen auszuzeichnen, nämlich, dass sich die Menschen nicht übereinander lustig machen oder einander beschimpfen (»keine Person sagt«, Z. 111). Aus der Formulierung *keine Person sagt* geht nicht hervor, ob *Sunny* hier übereinander reden oder einander (be-)schimpfen meint. Für die Lesart des Beschimpfens spricht, dass *Sunny* (2016) später schildert, Frauen mit Kopftuch würden in ihrem Herkunftsland von Kindern mit Eiern oder Steinen beworfen¹⁹. In der überwiegend christlich geprägten Ukraine²⁰ scheint also das öffentliche Zeigen andersreligiöser Symbole durch »Mehrheitsvertreter*innen« sanktioniert zu werden, vielleicht, weil der Islam bzw. Muslime und Muslimas als bedrohlich erlebt werden (ein Phänomen, das seit den Anschlägen am 11. September 2001 weltweit zu beobachten ist, vgl. Velasco González/Verkuyten/Weesie et al. 2008; Raiya/Pargament/Mahoney et al. 2008). Ergänzend zu *Sunnys* Aussagen lassen sich auch aus dem Foto noch weitere Informationen darüber herausarbeiten, wie mit Diversität umgegangen wird. Hierfür nehme ich jedoch zunächst eine kurze Analyse des Gesamtsettings vor: Die beiden Männer, die *Sunny* fotografiert hat, »stechen« auf dem Bild hervor, und zwar in zweierlei Hinsicht: Einmal was ihr unmittelbares Erscheinungsbild angeht, zum anderen aber auch aufgrund der (daraus ableitbaren) Religionszugehörigkeit. Was Ersteres angeht, so sind die anderen Menschen, die auf dem Foto zu sehen sind, überwiegend in dunklen, gedeckten Farben mit langen Jeans oder anderen Hosen und (Winter-)Jacken gekleidet. Deren Kleidungsstil unterscheidet sich damit deutlich von den orangen Umhängen, die die beiden Personen im Zentrum tragen. Doch nicht nur die Farbe der Umhänge, sondern auch deren Stil ist auffallend: Sie reichen nicht ganz bis zu den Socken und geben einen Blick auf die nackten Waden frei. Die Bekleidung lässt vermuten, dass es sich um buddhistische Mönche handelt. Da in Deutschland aber nur eine kleine buddhistische Minderheit lebt, gehören Mönche eher nicht zum »üblichen Straßenbild«.

Vor diesem Hintergrund steht anzunehmen, dass die vorbeigehenden Mönche für die übrigen Passant*innen ebenfalls ungewöhnlich sein könnten, um so auffallender ist

19 Es handelt sich hier um Erfahrungen, die *Sunny* machte, als sie noch in der Ukraine lebte. Diese sind somit zwangsläufig zeit- und ortsgebunden, d.h. eine Generalisierung auf die »Jetztzeit« scheint nur schwer möglich. Das verdeutlichen auch die Aussagen einer ukrainischen Interpretationsgruppenteilnehmerin, die 2022 nach Deutschland geflohen ist: Sie lebte in einer Hafenstadt am Schwarzen Meer und hat keine vergleichbaren Übergriffe auf religiöse Minderheiten in der Ukraine erlebt.

20 Laut einer Statistik der Universität Luzern (2015), die die Datenbasis »Swiss Metadatabase of Religious Affiliation in Europe« betreibt, beläuft sich der Anteil der christlichen Bevölkerung in der Ukraine im Zeitraum von 2006 bis 2015 auf 83,1 %.

es daher, dass die Umstehenden keine Notiz von den beiden Männern zu nehmen scheinen, bzw. wenn die beiden Männer ihnen auffallen, dann werfen sie nur verstohlene Blicke auf diese. Für Letzteres also, dass Aufmerksamkeit erzeugt wird, die aber so wenig wie möglich offen gezeigt wird, um den jeweiligen Personen nicht »zu nahe zu treten«, spricht ein weiteres Foto, das *Sunny* aus weiterer Entfernung von den Mönchen aufgenommen hat: Auf diesem sind – neben den beiden Mönchen – noch zwei weitere Passant*innen zu sehen, die sich ebenfalls in einer gewissen Distanz zu den beiden Männern befinden und die doch relativ offensichtlich auf die Mönche blicken. Unverhohlene Blicke werden also nur aus einer »sicheren« Entfernung geworfen, ansonsten wird (allenfalls) verstohlen geschaut. Dieses Verhalten fußt auf dem Wert der Distanzregulierung (vgl. Schroll-Machl 2016: 154). Doch auch wenn dieser sich eines breiten gesellschaftlichen Konsenses erfreut, gibt es immer auch Menschen, die sich (wenn auch vielleicht abhängig vom jeweiligen Kontext) nicht daran halten.

Hier wird nun die Perspektive derer relevant, die »angeschaut« werden: Denn im Grunde genügen einzelne schauende Personen, um ein Gefühl des Unbehagens, der Bedrohung, vielleicht auch der Verärgerung o.ä. hervorzurufen. Wenn diese Erfahrung wiederholt und andauernd gemacht wird, entwickeln die betroffenen Personen vermutlich bestimmte Erwartungen und Reaktionsmuster. Das lässt auch folgendes Erlebnis vermuten, von dem *Sunny* erzählt und das sich am Vortag (also am Tag, bevor sie das Foto der Mönche macht) ereignete: *Sunny* wollte ein Foto von einer verschleierte schwarz gekleideten Frau aufnehmen, die daraufhin begann, mit ihr zu »streiten« (Z. 119, *Sunny* 2016), wohl auch, weil die Frau und deren Mann (der ebenfalls involviert war) nicht verstanden, warum *Sunny* Fotos machte²¹. Die Reaktion lässt vermuten, dass die Frau (vielleicht auch deshalb, weil sie Muslima ist und das Kopftuch im öffentlichen Diskurs besonders kritisch diskutiert wird) eine Vielzahl an negativen Erfahrungen in der Öffentlichkeit macht (vgl. z.B. Kreutzer 2015), weshalb sie in dieser Situation so sensibel reagiert. Vertreter*innen als »anders« markierter Gruppen werden also auch in Deutschland mit Diskriminierungs- sowie rassistischen Erfahrungen konfrontiert. Demnach ist *Sunnys* Einschätzung, dass sich Angehörige religiöser Minderheiten in Deutschland als »regular person« (Z. 115, *Sunny* 2016) fühlen können, in Relation zu den (Vor-)Erfahrungen aus ihrem Herkunftsland zu lesen (in dem die Reaktionen wohl deutlich massiver ausfallen) und nicht als »Absolutsetzung« der Situation in Deutschland.

Das von *Sunny* geschilderte Beispiel des »Nicht-Beachtens« von (kultureller) Diversität bezieht sich auf den öffentlichen Raum, scheint aber nicht auf diesen beschränkt zu sein. Dies soll anhand der untenstehenden Passage aus dem Interview mit *Leo* veranschaulicht werden. Zu deren Verständnis ist jedoch folgende Zusatzinformation nötig: *Leo* hat, kurz bevor er zum zweiten Mal an meiner Studie teilnimmt, durch Zufall erfahren, dass ein Bekannter, den er im März 2017 etwas länger als ein Jahr kennt, Pfarrer ist.

21 *Sunny* hat zur Erklärung, warum sie fotografiert, das Schreiben vorgezeigt, das ich für meine Teilnehmenden erstellt habe (vgl. S. 89). Die Frau hat das Schreiben aber offenbar nicht verstanden und wollte den Zettel »wegschmeißen« (Z. 124). Die Situation scheint so viel Aufmerksamkeit geweckt zu haben, dass sich auch Passant*innen eingemischt haben, die *Sunny* zu Hilfe kommen wollten, was aber offenbar die Frau und ihren Mann auch nicht beruhigen konnte oder vielleicht sogar noch weiter aufbrachte.

Leo zeigt sich darüber sehr überrascht und führt im Interview aus, dass und warum er dieses ›Nicht-Mitteilen‹ des befreundeten Pfarrers gut findet:

[...] Aber, er hat niemand, lie=niemals mir äh gesagt, ähm, (.) so ist äh unser Religion. Oder diese er, er betet auf mich äh christlich zu sein oder sowas und er behandelt mich immer äh als Mensch, nicht als Muslim oder als christlicher oder als so, sowas (.) und das finde ich (.) ga:nz toll in dieses Mann. Mh, natürlich es gibt manche religiöse Leute, die:, (.) die nicht wie [R-Name] sind. Okay? [Räuspern] (.) ja, aba, (.) aba (.) es ist äh:m (2) es ist se:hr mh, he, (.) wie kann man das beschreiben? Es war (3) ganz besonders für mich//mhm//. Äh, unglaublich und ich hab auch (.) meine Freunde erzählt äh:m (.) wie, wie das hier funktioniert und wie de, der Religion (.) ist ähm, mit de, zum Beispiel die Religion mit der, mit der Regierung (.) getrennt//mhm, mhm//und die Religion mit de Freundschaft getrennt. De Religion mit de. (.) Das ist sehr, sehr, sehr, sehr wichtig. Sehr wichtig, der, der, richtige Gesellschaft zu aufbauen. (.) Bei uns die Religion mit de:r Regierung gemischt, mit der Freundschaft gemischt, mit de, mit de alles, mit de: Verhalten die Leute, wie sisch verhalten (.) gemischt. Ich hab (.) einem Jahr, ich hab das nicht ähm, äh bemerkt, äh, dass er äh: Pfarrer ist//mhm//. Er war (.) ga:nz normaler Mensch//mhm, mhm//. Ganz normaler Mensch. Und das hat mir (.) sehr gut gefallen [...]. (Leo 2017)

Leo erlebt in Deutschland nicht nur eine Trennung von Religion und Staat, sondern auch von Religion und Freundschaft. D.h. Religion wird weder auf der Makro- noch auf der Mikroebene mit anderen Phänomenen vermischt, auch wenn, bezogen auf die Makroebene, darauf hingewiesen sei, dass das Grundgesetz keine strikte Trennung von Staat und Kirche vorsieht (vgl. Bundesministerium des Innern und für Heimat 2023). Die Grundrechte wie das Recht auf Religionsfreiheit (vgl. S. 219) sowie das Neutralitätsgebot gewährleisten allerdings durchaus, dass alle Menschen ihre Religion frei ausüben können und dass der Staat gegenüber allen Weltanschauungs- und Religionsgruppen Toleranz zeigt. Das wiederum mag zu *Leos* Wahrnehmung der Trennung von Staat und Religion beitragen. Im weiteren Verlauf des Interviews konkretisiert er dann, woran sich die Trennung für ihn festzumachen scheint, nämlich daran, dass die Menschen einander nicht als Vertreter*innen ihrer religiösen Gruppe wahrnehmen und behandeln, sondern den Menschen im Gegenüber sehen, weshalb Freundschaften auch (leichter) ›religionsübergreifend‹ entstehen können. Zudem scheint für *Leo* wichtig, dass in Deutschland seiner Erfahrung nach nicht versucht wird, ›Andersgläubige‹ zum ›dominanten‹, also – in diesem Fall – christlichen Glauben zu bekehren.

Das Prinzip, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe nicht zu einer Andersbehandlung der jeweiligen Menschen führt, scheint *Leo* (2017) wiederum nicht nur bezogen auf kulturelle oder Religionszugehörigkeiten, sondern auch im Umgang mit Menschen anderer Gruppenzugehörigkeiten wahrzunehmen. So spricht er davon, dass homosexuelle Menschen in Deutschland (ebenfalls) nicht anders behandelt würden.

Abwertungen und Deindividuationen

Während die bisherigen Beispiele solche waren, in denen die Teilnehmenden über einen – aus ihrer Sicht – positiven Umgang mit Diversität sprechen, lassen sich aus den Interviewaussagen auch weniger gelingende Formen des Umgangs mit Diversität her-

ausarbeiten, wie ich anhand einer Äußerung von *Mona* aufzeigen möchte. Die folgende Passage ist die Antwort auf eine immanente Nachfrage meinerseits, mit der ich Bezug nehme auf eine – wegen einer Unterbrechung nicht weiter ausgeführte – Äußerung von *Mona*, in der sie sagt: »die han ja eigentlich ja überall so, wenn man nachschaut in L-Stadt die han überall« (Z. 63).

Weil die halt überall in L-Stadt sind einfach. Die, also, es gibt ja, es gibt ja massenweise von denen hier und so und egal wo ma eigentlich hischaut oder so. Die werden jetzt grad ma in den Jugendtreff oder so san. Die san einfach (.) überall sag ich mal so. Es gibt so ganz kleine Gruppen von denen und dann ham sie mal gleich so ne Gruppen und dann gingen sie immer schon in L-Stadt rum//mhm//. °()°. Wenn man die halt einfach au fast jeden Tag draußen siekt und so. Deswegen hab ichs fotografiert. [...] (*Mona* 2016)

Wer nicht weiß, dass *Mona* sich auf eine Gruppe bulgarischstämmiger²² junger Menschen (wobei auf dem Foto, das den Anstoß für die Schilderungen liefert, ausschließlich junge Frauen zu sehen sind) bezieht, könnte annehmen, sie spräche hier von einer lästigen Tierplage. Der Eindruck, *Mona* könne von Tieren sprechen, entsteht aufgrund der ausschließlich von ihr verwendeten *die*-Konstruktionen, und weil sie an manchen Stellen die deutlich unpersönlichere und passivere Daseinsform »es gibt« (Z. 86) statt »sie sind« verwendet. Der Eindruck der »Plage« entsteht wiederum aufgrund von Formulierungen wie »massenweise«, die suggerieren, L-Stadt würde – überspitzt formuliert – von einer Art Invasion »heimgesucht«. Zwar relativiert *Mona* im weiteren Verlauf das eingangs verwendete »massenweise«, indem sie auch von kleineren Gruppen spricht, der anfängliche Eindruck der Abwertung wird aber dadurch verstärkt, dass sie eine räumliche und zeitliche »Omnipräsenz« der jungen Menschen zeichnet: So spricht sie davon, dass diese »überall« seien (Z. 63, 64, 86, 88) und »immer« (Z. 89) sowie »fast jeden Tag« (Z. 90) angetroffen werden könnten. Diese Form der abwertenden Beschreibung scheint mit einem Gefühl der Bedrohung einherzugehen (vgl. S. 305), das vielleicht auch erst dazu führt, dass so vehemente Abwertungen vorgenommen werden. Gleichzeitig konterkariert *Mona* ihre Äußerungen selbst, indem sie eine Art handlungsleitende Maxime des Miteinanders entwirft: Im Prinzip sei es das Wichtigste, dass alle miteinander auskämen, was im Jugendtreff (*Mona* 2016, Z. 94–95 u. 98–99), aber auch in Deutschland der Fall sei (*Mona* 2016, Z. 213–214). Diese positive kognitive Grundhaltung, die mit der ebenfalls bereits skizzierten Betonung »vielfältiger Diversitäten« einhergeht, bildet auf den ersten Blick einen Widerspruch zu den (für *Mona*) negativ konnotierten bzw. gezeichneten Erlebnissen mit den bulgarischstämmigen Jugendlichen. Darin könnte sich aber das – von Di Blasi konstatierte – Spannungsfeld zwischen Vielfalt und Verschiedenheit abzeichnen: In diesem repräsentiert Vielfalt die Sehnsucht nach einem befriedenden Ort, der (u.a.) als »messianische(r) Horizont in der Zukunft« liegt (Di Blasi 2016: 41), während

22 *Mona* spricht an keiner Stelle über die Herkunft der jungen Menschen. Die hier geschilderte Gruppenbildung ist jedoch auch in einem anderen Interview Thema, in dem die Jugendlichen wiederum davon sprechen, dass es sich um »Bulgaren« (Z. 90, Malik u. Enes 2016) handle.

sich Verschiedenheit als konfliktiv darstellt. In *Monas* Ausführungen ist der befrieden-de jedoch kein messianischer Horizont in der Zukunft, sondern ein konkreter Ort in der Gegenwart, vielmehr zwei konkrete »Orte«: das Jugendzentrum und Deutschland. Insbesondere das Jugendzentrum scheint dabei ein wichtiges Gegengewicht zu den latenten Konflikten mit den Jugendlichen zu bilden.

Interaktive Dynamiken

Im vorausgegangenen Teilkapitel wurden – als eine Form des Umgangs mit Diversität – Abwertungen und Deindividuationen nachgezeichnet. In *Monas* weiteren (aus ihren Aussagen ließen sich die Abwertungen ableiten) Ausführungen deutet sich jedoch an, dass diese Formen des Umgangs mit Diversität eingebettet sind in komplexere interaktive Dynamiken. Diese werden nun, wenn auch nur ansatzweise (weil dazu nur wenig Datenmaterial vorhanden ist), rekonstruiert. Als Auftakt hierfür eignet sich ein Foto, das *Mona* von der Gruppe bulgarischstämmiger junger Frauen aufgenommen hat und das den Aufhänger für ihre Schilderungen bildet²³.

Auf dem Foto sind mehrere Personen abgebildet (sie bilden das zweite von zwei Segmenten), die allerdings aufgrund der schlechten Bildqualität nur schemenhaft erkennbar sind. Die Personen, bei denen es sich ausschließlich um junge Frauen handelt, stehen dicht in einem Halbkreis beisammen, so dass ein leicht pulkartiger Eindruck entsteht. Zwei der abgebildeten jungen Frauen sind der Kamera zugewandt, eine steht seitlich. Die junge Frau, die sich im Zentrum dieses Segments befindet, blickt frontal in die Kamera, aber ohne zu lächeln oder gar zu lachen. Ihr Blick wirkt etwas provokativ (was ich an dem ernsten Ausdruck mit eher weit geöffneten Augen und leicht verzogenen Mundwinkeln festmache). Dieser Gesichtsausdruck wird durch die Geste unterstützt, die die junge Frau macht. Sie hält die Hand fast auf Schulterhöhe und spreizt Daumen, Zeige- und Mittelfinger, als würde sie einen (unsichtbaren) kleinen Ball halten. Der Handrücken schaut zur Betrachterin.

Geste und Gesichtsausdruck erwecken den Eindruck, als frage die Fotografierte – nicht ganz ohne Aggression – was *Mona* eigentlich von ihr wolle. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, dass die junge Frau fest in die Gruppe eingebunden scheint und zudem auch die Reaktion der anderen Teilnehmenden nicht besonders freundlich wirkt (s.u.). *Mona* könnte sich also durch die Reaktion der Fotografierten eingeschüchtert fühlen. Gleichzeitig ist es nicht unwahrscheinlich, dass die fotografierten jungen Frauen sich ihrerseits provoziert und vielleicht auch bedroht fühlen: Möglicherweise wissen sie nicht, warum *Mona* die Fotos macht, und denken, *Mona* fotografiere sie nur, um sie zu ärgern. Dafür spricht, dass am linken Bildrand eine junge Frau zu sehen ist, die scheinbar abwehrend ihre Hände hebt. Insofern zeichnet sich der Umgang mit Verschiedenheit hier auch durch eine Dynamik einander wechselseitig bedingender und beim Gegenüber jeweils als Bedrohung und Provokation erlebter Verhaltensweisen aus.

23 Wie schon an anderer Stelle (vgl. Foto Nr. 7, *Mona* 2016), so verzichte ich auch hier auf die Abbildung des Fotos, da auch die auf Foto Nummer 10 zu sehenden jungen Frauen das Fotografiertwerden abzulehnen scheinen.

3.2.5 Effekte der Vielfalt und des Umgangs damit

Im theoretischen Teil wurde erörtert, dass der Topos der Diversität im wissenschaftlichen wie öffentlichen Diskurs zunächst eine positiv normative Wertung erfährt. Gleichzeitig wurde aber auch deutlich, dass die Überlegungen zu konkreten Effekten von Diversität – vor allem, was die individuelle Ebene angeht – noch um empirische Erkenntnisse angereichert werden könnten.

In meinen Daten zeichnet sich nun eine relativ große Bandbreite an möglichen Effekten ab, wobei die Art der Diversität sowie verschiedene Einflussfaktoren in Wechselwirkung zu treten scheinen. Hinzu kommt, dass einmal unmittelbare Effekte der Vielfalt angesprochen werden, darüber hinaus klingen aber auch Effekte an, die nicht auf die Vielfalt als solche, sondern auf den in Deutschland erlebten Umgang damit zurückzuführen sind. Beide Varianten werden nun in diesem Teilkapitel erläutert.

Gelingendes Zusammenleben

Der Grundtenor vieler Äußerungen zum Umgang mit menschlicher Vielfalt in Deutschland ist, dass die Art, wie in Deutschland mit (insbesondere religiöser und kultureller) Vielfalt umgegangen wird, ein friedliches und gelingendes Zusammenleben gewährleistet, auf Makro- wie auch auf Mikroebene. So trägt aus *Leos* Sicht die Tatsache, dass Gruppenzugehörigkeiten keinen Einfluss auf den Umgang miteinander haben, einerseits zur Entstehung von (intergruppalen) Freundschaften, aber auch zum Aufbau der, wie er es nennt, »richtige[n]« Gesellschaft bei (Z. 874, Leo 2017). Zwar konkretisiert *Leo* an dieser Stelle nicht, was diese *richtige* Gesellschaft genau ausmacht, in anderen Zusammenhängen – in denen er sich ebenfalls positiv über die Gesellschaft in Deutschland äußert, wird jedoch deutlich, dass für ihn darunter beispielsweise gegenseitige Rücksichtnahme oder Fürsorge fallen. Die konkrete Einschätzung hängt aber auch von der jeweiligen relationalen Perspektive ab, weshalb auch die Wahrung körperlicher Unversehrtheit als Teil eines gelingenden Zusammenlebens gesehen werden kann (nämlich dann, wenn beispielsweise im Herkunftsland diesbezüglich negative Erfahrungen gesammelt wurden).

Beeindrucktsein, Bereicherung

Was sachbezogene Diversität angeht, kann diese oft sogar überschwängliche Emotionen auslösen wie Beeindrucktsein oder Bereicherung.

So entfaltet die von *Jonny Rakete* fotografierte Vielfalt an Wurst- und (in einem anderen Bild) Backwaren – nicht zuletzt dadurch, dass sie die ganze Bildbreite einnimmt – eine beeindruckende Wirkung auf die Betrachter*in. Die Vielfalt an beruflichen Möglichkeiten, die *Soleil* in Deutschland erlebt, ruft bei ihr ganz ähnliche Gefühle hervor, wie sich anhand folgender Ausführungen²⁴ herausarbeiten lässt:

[...] Und irgendwie steht man dann vor so ›m riesigen Baum und (.) und man sieht, guckt nur nach oben und sieht dann irgendwie so tausend Möglichkeiten. Und eigentlich ist es ja auch schön, aber gleichzeitig weiß man dann auch überhaupt nicht, welches ist

24 *Sonne* (2017) hat eine Baumkrone fotografiert, die sie dann im Interview beschreibt. Das Bild selbst wurde leider nicht entwickelt.

denn jetzt mein Zweig//mhm, mhm//und wie weit will ich jetzt diesen Zweig bis zum Ende durchgehen. Wie viel ja Praktika oder wie viele Studienabschlüsse mach ich denn jetzt. Und ähm kann ich überhaupt dann auch nochmal von dem einen Zweig auf den andern kommen//mhm//, wenn ich jetzt schon so weit auf dem einen gegangen bin (.) [...]

(Soleil 2018)

Am Bild der Baumkrone, das *Soleil* als Symbol wählt, lässt sich gut nachempfinden, wie die Vielfalt an beruflichen Möglichkeiten auf sie wirkt. Auch hier manifestiert sich – ähnlich wie oben bereits herausgearbeitet – ein Gefühl des Beeindrucktseins, aufgrund der offensichtlichen Vielfalt und der vielen Möglichkeiten der Verzweigung und Abzweigung. Bei der Übertragung auf die eigene Lebenssituation stellen sich für *Soleil* aber wohl zunächst Ratlosigkeit und vielleicht auch ein Gefühl der Überforderung ein, wie sich in der von ihr aufgeworfenen Frage »welches ist denn jetzt mein Zweig« (Z. 128f., *Soleil* 2018) andeutet. Wenn es also darum geht, aus dieser Vielfalt an Zweigen den auszuwählen, der zu den eigenen Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen passt, dann kann dieses Gefühl der Beeindruckung schnell in Überforderung umschlagen. In Bezug auf die beruflichen Möglichkeiten wird auch deutlich, woran das liegt: Für *Soleil* stellt sich die Frage, ob einmal getroffene Entscheidungen rückgängig gemacht werden können oder ob ein Zweig bis zum Ende gegangen werden muss.

Und auch *Jonny Raketes* positive Gefühle sind nicht frei von Ambivalenzen, was bei ihm jedoch eher auf weitere Einflussfaktoren zurückzuführen ist, weshalb ich diesem Aspekt im Folgenden einen eigenen Unterpunkt widme.

Einschub: Einflussfaktoren

Jonny Raketes Begeisterung für Wurst ist, wie im vorausgegangenen Kapitel angedeutet, ambivalent, was sich schon daran zeigt, wie er seine Ausführungen zur Wurst einleitet, nämlich mit »ich muss selber auch zugeben« (Z. 336, *Jonny Rakete* 2017). Diese Formulierung mutet schuldbewusst und wie ein Geständnis an, was wohl auch an den gesellschaftlichen Debatten um den Wurst- bzw. Fleischkonsum liegt, der in den letzten Jahren eine kritische Wendung erfahren hat. Kritisch einmal, weil gesunde Ernährung einen zunehmend hohen Stellenwert genießt und Wurst und »rotes Fleisch« als besonders ungesund gelten, da sie Forschungserkenntnissen zufolge das Krebsrisiko erhöhen (International Agency for Research on Cancer 2015). Zum anderen rücken Themen rund um Tier- und Klimaschutz vermehrt in den Vordergrund, d.h. es wird immer wieder über die Massentierhaltung und deren negative Folgen berichtet, nicht nur für die Tiere, sondern auch für Mensch und Klima (vgl. rme/aerzteblatt.de 2013; Wahnbaeck 2016). *Jonny Rakete* (2017) verweist zwar nicht direkt auf diese Debatten (er macht eher den Unterschied zwischen Billigfleisch und Fleisch vom Fachgeschäft auf), fragt mich allerdings schon an einer früheren Stelle, ob ich Vegetarierin sei. Demnach steht anzunehmen, dass er in mir eine Vertreterin eines fleischkritischen Diskurses sieht, was womöglich das von ihm erlebte Dilemma (Liebe zu Fleisch und Wurst vs. Wissen um Massentierhaltung) noch verstärkt. Das Plädoyer für Fleischprodukte vom Fachgeschäft stellt möglicherweise einen Ansatz zur Auflösung des skizzierten Dilemmas dar. Diesem Zweck dient vielleicht auch die (weitere) Bedingung, die für *Jonny Rakete* erfüllt sein muss, damit er die Vielfalt

von Nahrungsmitteln schätzen kann: Er bewertet die Vielfalt nur dann positiv, wenn sie mit einer (für ihn am Preis festzumachenden) Qualität des Produkts einhergeht.

Dass die Rahmenbedingungen nicht nur in diesem Fall, sondern generell einen Einfluss auf die Einschätzungen und Emotionen haben, deutet sich in den Ausführungen anderer Teilnehmender an. Neben kontext- bzw. situativen Faktoren scheinen dabei auch individuelle eine Rolle zu spielen. So äußern sich sowohl *Soleil* als auch *Leo* und *Mona* über Stadt-Landphänomene (also über Verschiedenheit), wobei alle insbesondere der Umgebung etwas abgewinnen können, in der sie eben nicht leben: *Mona*, die selbst in einer eher ländlich geprägten Umgebung lebt, bezeichnet das Land zwar als schön, aber »eintönig« (Z. 44, *Mona* 2016), ähnlich wie *Leo* (2016), der die Leere auf dem Dorf beklagt, in dem seine Unterkunft ist. *Soleil* (2016), die in einer großen Stadt in Norddeutschland lebt, hat hingegen mehrere ländliche Motive fotografiert und berichtet im Interview davon, sich auf dem Land wohlfühlen, nicht zuletzt, weil sie dort besser schlafen könne. Darüber hinaus scheint auch bezogen auf die Ausgestaltung der Vielfalt der Kontext bedeutsam zu sein, wobei sich hier ebenfalls ein Zusammenspiel aus individuellen und Kontextfaktoren andeutet: So wird Vielfalt dann als positiv empfunden, wenn sich diese in Form einer deutschlandweiten Ausdifferenzierung manifestiert aber auch, wenn die Vielfalt der Befriedigung persönlicher Bedürfnisse oder Interessen dient.

Und auch die Art, wie Vielfalt – durch Institutionen – gerahmt wird, scheint einen wichtigen Einflussfaktor darzustellen. So deutet sich in *Monas* Ausführungen an, dass das Jugendzentrum einen Raum darstellt, in dem ein Klima des »guten Miteinander Auskommens« herrscht (vgl. S. 373f.), das sozial förderlich ist. Hinzu kommt möglicherweise, dass dort durch die Möglichkeit interpersonellen und -gruppalen Kontaktaufbaus Bedrohungsgefühle konterkariert, relativiert oder abgeschwächt werden können, was wichtig für den Abbau von Vorurteilen ist.

Bedrohung

In dem von *Mona* (2016) gelieferten Beispiel (zum Verhältnis zu den bulgarischstämmigen jungen Frauen) lassen sich neben Abwertungen und Deindividuationen (vgl. S. 301) auch Bedrohungsgefühle herausarbeiten, die zwar nicht explizit thematisiert werden, dafür aber latent mitschwingen. Die Bedrohungsgefühle scheinen dabei vor allem durch die – so empfundene – zeitliche und räumliche Omnipräsenz der für *Mona* fremden Gruppe zu entstehen, zu der aufgrund der Sprachhürde (es weisen mehrere Jugendliche darauf hin, dass die bulgarischstämmigen Jugendlichen nur schlecht Deutsch sprechen) kaum interpersonelle Kontakte bestehen oder etabliert werden können. Diese Bedrohungsgefühle mögen wiederum dadurch verstärkt werden, dass die Gruppe bulgarischstämmiger Menschen auch im öffentlichen Diskurs in L-Stadt sehr präsent ist²⁵.

Mangelnde Vielfalt: Vereinsamung

In den obigen Ausführungen wurde skizziert, wie sich Diversität auswirken kann. In den Ausführungen der Teilnehmenden klingen aber auch Effekte mangelnder Diversität an, beispielsweise im Kontext zwischenmenschlicher altershomogener Beziehungsstrukturen. Für *Samira* führt altersbezogene Homogenität in Freundesgruppen gerade bei älte-

25 Dieser ist mir aus zahlreichen persönlichen Gesprächen vor Ort bekannt.

ren Menschen dazu, dass diese allein sind und sich einsam fühlen, was sie nicht zuletzt an einem erhöhten Redebedürfnis älterer Menschen festmacht. *Samira* (2016) leitet daraus Fragen zur besseren Integration älterer Menschen in die Gesellschaft ab, womit sich eine weitere Verbindung zwischen der Vielfalts- und der Integrationsthematik auftut, die an anderer Stelle eingehender behandelt wird (vgl. S. 421).

3.2.6 Funktionen von Diversität

Bei der Analyse der Ausdifferenzierungen deutete sich an, dass diese oft eine konkrete Funktion erfüllen: So führen beispielsweise verschiedene Geschmäcker oder Interessen zu einer Ausdifferenzierung des Angebots an Wurstsorten oder Studiengängen, um damit Kund*innen oder Studierende anzusprechen. Bei sachbezogener Diversität scheint es also auch deshalb zu Ausdifferenzierungen zu kommen, weil diese einem bestimmten Zweck dienen.

Bei menschlicher Diversität zeichnen sich hingegen andere Zusammenhänge ab: Hier scheint eher der Umgang mit Diversität eine Funktion zu erfüllen bzw. einen bestimmten Effekt erzielen zu wollen; ein Umstand, der sich nicht nur in meinen Daten, sondern auch bereits in den theoretischen Zugängen zeigt: So stellt das normative Konzept des Pluralismus eine Form des Umgangs mit zunehmender gesellschaftlicher Diversität dar, mit dem Ziel, ein gutes, friedliches Zusammenleben zu gewährleisten (vgl. S. 253). Dies lässt sich auch aus meinen Daten herausarbeiten, beispielsweise, wenn die Teilnehmenden hervorheben, Unterschiede bzw. verschiedene Gruppenzugehörigkeiten würden nicht zum Anlass für Übergriffe genommen, sondern vielmehr im Privaten verortet. Hier kann zumindest angenommen werden, dass sich diese Form des Umgangs nicht ganz grundlos oder »uneigennützig« etabliert hat (gleich ob bewusst oder unbewusst entstanden), sondern eben die Funktion erfüllt, ein gutes Zusammenleben zu gewährleisten.

3.3. Zusammenfassung und Fazit

Die Auswertungen und Analysen dieses – dritten – Kapitels führe ich in einem Diversitätsmodell zusammen, das wie folgt aussieht:

Abbildung 26: Rahmenmodell zur in Deutschland erlebten Diversität



Quelle: eigene Darstellung

Auslöser von Ausdifferenzierungen

Die Ausführungen der Teilnehmenden zur in Deutschland erlebten Diversität enthalten zahlreiche (manifeste und latente) Hinweise darauf, wie Diversität zustande kommt, genauer, welche Faktoren Ausdifferenzierungen auslösen. Dabei wird jedoch auch deutlich, dass es sich um keine erschöpfende Sammlung von Auslösern handelt, sondern vielmehr um eine Auflistung, die erweiterbar ist und nach Diversitätsform und Kontext variiert. Lebewesenbezogene Diversität kommt beispielsweise vornehmlich durch historische, geographische, ökonomische oder politische Entwicklungen und Gegebenheiten zustande, während das Spektrum der Faktoren, die zur Entstehung sachbezogener Diversität beitragen, noch etwas breiter angelegt zu sein scheint (zumindest in meinen Daten). Wichtig ist zudem, dass sich in den Beispielen sehr enge Wechselwirkungen ausmachen lassen, und zwar insofern, als Ausdifferenzierungen meist eine bestimmte Funktion erfüllen, wenn auch vornehmlich bei sachbezogener Diversität. So führen beispielsweise verschiedene Interessen und Fähigkeiten zu einer Ausdifferenzierung des Studienangebots, was wiederum Rückwirkungen auf die Interessen hat, die sich angesichts eines vielfältigen Studienangebots (noch weiter) ausdifferenzieren können.

Varianten von Diversität

Die Ausdifferenzierungen münden in Diversitätsformen, die auf unterschiedliche Art und Weise klassifiziert werden können und gleichzeitig auch an die im Theorieteil getroffenen Unterscheidungen anschlussfähig sind. So wird Diversität in Deutschland auf

allen drei Ebenen, also der Makro-, der Meso-, aber auch der Mikroebene erlebt. Außerdem lassen sich die Diversitätsbeispiele sowohl semantisch anhand der Einteilung in Verschiedenheit und Vielfalt als auch gegenstandsbezogen anhand der Kategorien lebewesen- vs. sachbezogen beschreiben. Die gegenstandsbezogene Einteilung kann – wie ich im Zuge der Auswertungen aufzeige – noch weiter ausdifferenziert werden, indem inhaltlich beschreibende (Unter-)Kategorien gebildet werden (z.B. kulinarisch, ...). Darüber hinaus deutet sich im Zuge der Auswertungen eine weitere Einteilungsmöglichkeit an, nämlich: kategoriale und qualitative Diversität. Bei kategorialer Diversität bildet die Einteilung in verschiedene Gruppen bzw. Kategorien den Aufhänger, erst in einem nächsten Schritt werden inhaltliche Beschreibungen vorgenommen: So erfolgt beispielsweise eine Unterscheidung zwischen Nord- und Süddeutschland, die dann mit Bezug zu unterschiedlichen Landwirtschaftszweigen illustriert wird. Bei qualitativer Diversität bilden hingegen vielfältige oder verschiedene Ausprägungen eines Phänomens den Ausgangspunkt, die erst in einem zweiten Schritt (wenn überhaupt) mit kategorialen Unterscheidungen verknüpft werden. Diese Beschreibungsvariante repräsentiert eine weitere mögliche Betrachtungsweise von Diversität, die ebenfalls mit den anderen kombiniert werden kann bzw. diese ergänzt.

Verschiedenheit und Vielfalt als Frage des Blickwinkels

Anknüpfend an die oben skizzierten Diversitätsvarianten kann insbesondere die Unterscheidung in Vielfalt und Verschiedenheit noch weiter spezifiziert werden. Gemäß den theoretischen Vorarbeiten existiert hier ein Spannungsfeld, das diverse Aushandlungen bedingt. In meinen empirischen Analysen lässt sich dieses Spannungsfeld zunächst nicht rekonstruieren, zumindest nicht, was die bloße Einteilung angeht.

Vielmehr scheint es so, als handle es sich bei den Varianten der Verschiedenheit und Vielfalt zunächst um zwei verschiedene Blickwinkel oder Betrachtungsweisen, die sich zudem nicht immer trennscharf voneinander abheben. Die Vielfaltsperspektive nimmt dabei mehrere Ausprägungen eines Phänomens in den Blick, während aus dem Verschiedenheitsblickwinkel stärker auf die Unterschiede zwischen den jeweiligen Ausprägungen eingegangen wird. Beide Perspektiven scheinen (zunächst) neutral, ob nun die eine oder die andere eingenommen wird, hängt dabei auch von der Aussageintention ab: So geht Tobias vor allem deshalb auf die Unterschiede innerhalb Deutschlands (z.B. zwischen Nord- und Süddeutschland) ein, weil er damit verdeutlicht, dass es auch innerhalb Deutschlands Unterschiede gibt, genauer gesagt verschiedene Spielarten eines Phänomens, die aber dieselbe Basis haben.

Darstellungen der Vielfalt als Mannigfaltigkeit scheinen wiederum auch dazu zu dienen, Deutschland positiv von anderen Ländern abzuheben bzw. um Alleinstellungsmerkmale hervorzuheben: So wird die Brotvielfalt in Deutschland positiv betont und von anderen Ländern abgegrenzt, in denen es »nur« Toast gibt, oder die pflanzliche Vielfalt wird als Alleinstellungsmerkmal herausgearbeitet. Die so entstehenden Diversitätsvarianten lassen sich dann aber noch näher charakterisieren.

Charakterisierung der Verschiedenheit

Wird Diversität im Sinne von Verschiedenheit erörtert, so geschieht dies bisweilen unter Hinzunahme einer verbindlichen Bezugsgröße, wie sich anhand eines Beispiels von *Jonny Rakete* veranschaulichen lässt: Er schildert die unterschiedlichen Lebensstile, die in einem seiner Freundeskreise vereint sind und wählt als Vergleichsgrundlage einen ›typischen Lebensentwurf‹, der sich an den gesellschaftlichen Vorstellungen zur Familiengründung, Berufstätigkeit usw. orientiert. Die anderen Lebensstile bzw. -entwürfe werden dann mit diesem kontrastiert. Allerdings übernimmt *Jonny Rakete* diese Bezugsnorm nicht unhinterfragt oder unkritisch, sondern bricht sie ironisch auf, indem er beispielsweise überspitzt von einer *Musterfamilie* spricht und damit verdeutlicht, dass er sich über die Klischeehaftigkeit des Modells im Klaren ist.

Andere Verschiedenheitsdarstellungen zeichnen sich wiederum durch eine Gegenüberstellung zweier Kategorien aus, also beispielsweise *alt vs. jung* (vgl. S. 286) oder *heterosexuell vs. homosexuell* (vgl. S. 288). Da die Teilnehmenden diese Themen aber nur sehr oberflächlich oder allenfalls kurz streifen, lassen sich dazu keine weiteren Analysen anstellen, weshalb hier lediglich Forschungsdesiderate und kursorische Überlegungen formuliert seien: In weiteren Untersuchungen gilt es zu klären, ob diese – letztlich polarisierenden – binären Einteilungen (die eine etwas starke Vereinfachung darstellen, vernachlässigt doch beispielsweise die alt-jung-Gegenüberstellung die vielen Phasen menschlicher Entwicklung) daraus resultieren, dass die gesellschaftlichen Diskurse entsprechend binär aufgeladen sind. Alternativ wäre denkbar, dass eine binäre Einteilung vorgenommen wird, um die (vermeintlichen) Unterschiede pointiert aufzuzeigen.

Charakterisierung der Vielfalt

Das von Di Blasi (2016) beschriebene Spannungsfeld aus Verschiedenheit und Vielfalt, bei dem letztere einen unerreichbaren Horizont darstellt, lässt sich in meinen Daten nur stellenweise rekonstruieren. Demgegenüber spricht viel dafür, dass Vielfalt durchaus ›reale‹ Formen annehmen kann. Für die Teilnehmenden scheint sich Vielfalt nicht nur dadurch auszuzeichnen, dass es vielfältige Ausprägungen eines Phänomens gibt (also z.B. eine Vielfalt der Wurst), sondern auch durch eine Vielfalt an kategorialen Einteilungen. Gleichzeitig scheinen manche Teilnehmende der Sichtweise etwas abgewinnen zu können, dass sich gerade die menschliche Vielfalt, bei aller Diversität, eben auch durch eine grundlegende Gemeinsamkeit auszeichnet: das Menschsein. Formen *radikaler Pluralität* (vgl. Welsch 1988) lassen sich also im Datenmaterial nicht ausmachen. Das Hervorheben der grundlegenden Gemeinsamkeit scheint aber im Hinblick auf ein gelingendes Zusammenleben eine wichtige Funktion zu erfüllen, da damit gleichsam ein gemeinsamer verbindender Nenner geschaffen wird.

Abschließend sei ein letzter Aspekt thematisiert, der sich aus den Daten zur Charakterisierung von Diversität herausarbeiten lässt: *Veränderbarkeit*. Vielfalt (was aber auch auf Verschiedenheit übertragbar scheint) wird nicht als statisch wahrgenommen, sondern als potentiell veränderlich. Thematisiert wird dabei zunächst eine quantitative Veränderung, d.h., die Möglichkeit, dass Diversität abnehmen (oder ggf. auch zunehmen) könnte. Darüber hinaus legt die Vielzahl der gesammelten Auslöser für Ausdifferenzie-

rungsprozesse nahe (vgl. Kap. V. 3.2.2), dass nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Veränderungen und (Weiter-)Entwicklungen denkbar sind und sich sogar fortwährend ereignen.

Umgang mit Diversität

Auf die Frage, wie mit Diversität umgegangen wird, gibt es keine allgemeingültige Antwort. Vielmehr scheint es, als wäre für die Art des Umgangs auch die Diversitätsform von Bedeutung, wobei sich abhängig von der jeweiligen gegenstandsbezogenen, aber auch semantischen Diversitätsvariante unterschiedliche Strategien ausmachen lassen. In den Daten zeichnen sich folgende Strategien im Umgang mit menschlicher Diversität ab: Die Behandlung von Unterschieden als Privatsache, Gemeinsames als Verbindendes, aber auch Abwertungen und Deindividuationen, die eng in interaktive Dynamiken eingebunden scheinen. Die ersten beiden bilden aus Sicht der Teilnehmenden einen gelungenen Umgang mit Diversität ab. Was den Punkt *Unterschiede als Privatsache* angeht, so meint dies, dass zwischenmenschlicher Kontakt nicht davon abhängig gemacht wird, welcher Gruppe bzw. welchen Gruppen das Gegenüber angehört, d.h. dass zwischenmenschliche Kontakte unabhängig von der Gruppenzugehörigkeit entstehen (können) und dass das Gegenüber nicht anders behandelt wird, wenn es einer anderen Gruppe angehört. Mehr noch, Gruppenzugehörigkeiten wie beispielsweise die Religionszugehörigkeit werden nicht offensiv, sondern höchstens anlassbezogen thematisiert, ohne aber die Mitmenschen »missionieren« zu wollen.

Ergänzend erweist sich – wie im Theorieteil konstatiert (vgl. S. 266) – eine wie auch immer geartete gemeinsame Verbindung als wichtig. Diese kann auf vielfältige Weise hergestellt werden und entsteht im weitesten Sinne über gemeinsames Tun, gemeinsame Begeisterung für oder auch Identifikation mit etwas, beispielsweise mit Traditionen. In meinen Analysen entfaltet beispielsweise das gemeinschaftliche Spielen eines Rollenspiels zusammen mit der gemeinsamen Begeisterung dafür oder auch ein gemeinsames Essen diese Verbindung. Was Letzteres angeht, so scheint das Interessante, dass auf dem Foto eine Essensszene zu sehen ist, bei der ein traditionelles Gericht aus dem Irak serviert wird. Da um den Tisch zwei »Deutsche« und der Teilnehmer aus dem Irak sitzen, könnte das Gericht auch potentiell Verschiedenheit induzieren oder als solche konstruiert werden. Dies ist aber nicht der Fall, eher im Gegenteil: Das Essen scheint alle Beteiligten (erst) »an einen Tisch« zu bringen und fungiert somit als verbindendes Element. Für diese gemeinsame Tätigkeit muss also nicht notwendigerweise ein Gericht gewählt werden, das alle gewohnt sind, sondern es können auch Gerichte serviert werden, die nur für eine Gruppe »typisch«, für die andere aber fremd (im Sinne von unvertraut) sind (das Essen ist hier nur ein Beispiel, das sicherlich auch auf andere Aktivitäten wie sportliche, künstlerische usw. übertragbar ist).

Hier könnte aber auch folgende sich abzeichnende Wechselseitigkeit von Bedeutung sein: Die Aufnahme im Jahr 2017 wirkt wie die Nachfolgeaufnahme einer Essensszene, die *Leo* im Vorjahr aufgenommen hatte und bei der ebenfalls *Sebastian* und er anwesend waren. Im Vorjahr war *Leo* allerdings zu Gast bei *Sebastian* und es gab ein traditionelles deutsches Gericht. Damit lässt sich zumindest die Vermutung aufstellen, dass Verbindungen vor allem dann gut funktionieren, wenn sie sich wechselnd aus den Besonder-

heiten (wobei sicherlich auch Alltägliches ginge) der jeweiligen Gruppen bedienen, was aber auch eines gegenseitigen Interesses und Offenheit bedarf.

Meine Auswertungen legen darüber hinaus nahe, dass eine Verbindung auch ohne wirkliche Interaktion entstehen kann, wie das Beispiel des generationenverbindenden Volksfests verdeutlicht, bei dem das Gemeinsame eher daraus erwächst, dass Jung und Alt dorthin gehen und sich für dieses traditionelle Fest begeistern, sich womöglich auch damit identifizieren.

Neben diesen von den Teilnehmenden als gelingend erachteten Umgangsstrategien mit Diversität lassen sich in den Daten auch Abwertungen und Deindividuationen rekonstruieren, Strategien, die anschlussfähig sind an Di Blasis Diversitätsüberlegungen (vgl. Kap. V. 3.1.5, 3.2.3). Allerdings legen meine Daten nahe, dass diese Formen des Umgangs nicht zwangsläufig und automatisch angestrengt werden und auch nicht ausschließlich auf Machtverhältnisse rückführbar sind (zumindest nicht was die Mikroebene angeht): Vielmehr bedarf es entsprechender Rahmenbedingungen sowie interaktiver Dynamiken, damit der Umgang mit Diversität eine derart negative Wendung annimmt: Hier scheinen wechselseitige Bedrohungsgefühle sowie eine (als solche empfundene) zeitliche und räumliche Omnipräsenz einer ›fremden‹ Gruppe ausschlaggebend zu sein, wobei ein Kontaktaufnehmen durch Sprachhürden erschwert ist.

Im Hinblick auf sachbezogene Diversität scheint das Ordnen eine zentrale Umgangsform darzustellen, die wiederum dazu beiträgt, dass Diversität als positiv wahrgenommen wird. Am Besten lässt sich das Moment der Ordnung an den in der Wursttheke aufgeschichteten Würsten veranschaulichen, womit trotz aller Vielfalt eine gewisse Übersichtlichkeit und Überschaubarkeit hergestellt werden. Hier wird nun einmal mehr deutlich, dass sachliche und menschliche Vielfalt nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden können: Denn während sich das Platz-Zuweisen und Ordnen bei Dingen gut als Umgangsstrategie mit Vielfalt eignet, ist dies in Bezug auf menschliche Vielfalt nur schwer vorstellbar; tun sich dadurch doch nicht zuletzt ethische Fragen auf: Wer darf mit welchem Recht anderen einen Platz zuweisen? Liefe ein Verharren an zugewiesenen Orten (wie es der Wurst zweifelsohne möglich ist) nicht dem Wesen aller Lebewesen (und eigentlich auch der Natur) zuwider, die grundsätzlich auf Beweglichkeit (und dass diese möglich ist, wenn gewünscht) ausgelegt ist? So mag sich der Ordnungsgedanke zwar in ethnoculturalistischen Weltvorstellungen wiederfinden, scheint aber bezogen auf menschliche Diversität weder realisierbar noch ethisch vertretbar.

Effekte von Diversität

Was die Diversitätseffekte angeht, so ist zunächst zu differenzieren zwischen solchen, die durch die Diversität selbst ausgelöst werden, und zwischen Effekten, die durch den – in Deutschland erlebten – Umgang mit Diversität hervorgerufen werden. Darüber hinaus lassen sich die Effekte auf aktionaler sowie emotionaler Ebene verorten. Dass die kognitive Ebene fehlt, soll nicht heißen, Diversität bzw. der Umgang damit hätten auf diese Ebene keinen Einfluss. Bezogen auf meinen Forschungsgegenstand bzw. in meinen Daten deuten sich mögliche Effekte aber lediglich an: So scheint es, als hätte eine positive Grundhaltung zu Diversität (die sich im Umgang mit dieser zeigt) auch einen Einfluss

darauf, wie Diversitätserlebnisse in letzter Konsequenz gerahmt werden, so dass sich die Einstellung bestätigt und/oder die Teilnehmenden sich ihrer selbst vergewissern (vgl. S. 373).

Was nun die emotionale Ebene angeht, zeigt sich zunächst ein positiver Grundtenor bezüglich Diversität (wenn auch sicherlich stärker bezogen auf die Variante der Vielfalt). Vielfalt löst Gefühle der Bereicherung aus, beeindruckt die Teilnehmenden aber auch. Allerdings lassen sich auch immer wieder Ambivalenzen ausmachen und es wird deutlich, wie schnell Diversität Gefühle der Überforderung und Bedrohung hervorrufen kann. Welche Gefühle ausgelöst werden, das scheint nicht zuletzt vom gewählten Umgang mit Diversität, aber auch von Einflussfaktoren wie den Rahmenbedingungen abzuhängen.

4. Integration: Teilhabe, Gleichheit und Anerkennung

Wie im vorausgegangenen Kapitel deutlich wurde, erleben viele Teilnehmende – und zwar insbesondere Neuangekommene – den Umgang mit Diversität in Deutschland als gelungen. Diese Äußerungen basieren allerdings (zumindest im Jahr 2016) vorwiegend auf *Beobachtungen* des Zusammenlebens und weniger auf konkreten persönlichen Erfahrungen. Denn im Jahr 2016, in dem viele Geflüchtete erst seit wenigen Monaten in Deutschland leben, haben die meisten noch kaum Kontakte auf Mikroebene etablieren können, weshalb mehrere Teilnehmende Deutschland auch mit Einsamkeit verbinden (Leo 2016; Statistik 2016). Daraus resultiert wiederum ein starkes Kontakt- und Teilhabebedürfnis, das einige Teilnehmende wiederholt thematisieren. Diese Situation ändert sich zwischen den zwei Erhebungszeitpunkten: Im darauffolgenden Jahr kommt den neu etablierten bzw. sich etablierenden Kontakten in den Deutschlandbildern zum Teil große Bedeutung zu. Damit liefern meine Daten Erkenntnisse zu Integrationsprozessen und -dynamiken, die ich zusätzlich um die Perspektive der *locals* (mit und ohne Migrationshintergrund) ergänzen kann, da auch diese Beispiele von Integrationsprozessen liefern.

4.1 Heuristischer Rahmen

Bevor ich nun mit der Auswertung der integrationsbezogenen Daten beginne, entwerfe ich einen theoretischen Rahmen für die folgenden Analysen. Hierfür skizziere und vergleiche ich zunächst die Grundannahmen der psychologischen und der soziologischen Migrationsforschung um aufzuzeigen, wo diese mögliche und für diese Arbeit gewinnbringende Verknüpfungspunkte bereithalten. Abschließend gehe ich auf die zentralen Kritikpunkte an den gängigen Integrationsverständnissen ein und präsentiere und diskutiere den Integrationsbegriff, den ich meinen Analysen zugrunde lege.

4.1.1 Kristallisations- und Konvergenzpunkte psychologischer Immigrations- und soziologischer Integrationsforschung

Integrationsdefinition

In soziologischen Arbeiten wird unter Integration allgemein der »Zusammenhalt von Teilen in einem systemischen Ganzen« (Esser 2000: 261) verstanden, der sich durch Relationen und Interdependenzen zwischen den jeweiligen Teilen auszeichnet (Esser 2001a: 1). Bei sozialen Systemen sind dies entsprechend soziale Relationen, wie sie in Freundschaften oder Nachbarschaften be- oder entstehen (können), charakterisiert durch wechselseitig aufeinander bezogene Orientierungen und/oder soziale Interaktionen (Esser 2001a: 1). Darüber hinaus ist im Zuge der Integration oder im Hinblick auf die Herstellung von Integration häufig von sozialer oder gesellschaftlicher (Gesamt-)Ordnung die Rede, die es zu erreichen gilt bzw. durch die sich Integration auszeichnet (z.B. Esser 2000: 261; Kreckel 1994: 16). Der Integrationsbegriff ist somit deutlich breiter gefasst, als dies die in der Forschungspraxis erfolgende Engführung auf die Migrationsthematik vermuten ließe (z.B. Brinkmann/Sauer 2016; Brinkmann/Uslucan 2013).

Anders als in der soziologischen Forschung kommt dem Integrationsbegriff in psychologischen Arbeiten eine weniger prominente Rolle zu. »Integration« stellt vielmehr in einschlägigen Modellen (z.B. Berry 1992) eine von vier möglichen Akkulturationsorientierungen dar. Diese Modelle gehen davon aus, dass sich im Zuge der Akkulturation zwei Fragen stellen, nämlich, ob Migrant*innen ihre Herkunftskultur beibehalten möchten bzw. sollen und ob sie Kontakte zu Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft etablieren möchten bzw. sollen. Diese Fragen, die jeweils mit »ja« oder »nein« beantwortet werden können, stellen sich – so die Annahme – sowohl Migrant*innen als auch der Aufnahmegesellschaft. Eine Integrationsorientierung ergibt sich, wenn beide Fragen mit »ja« beantwortet werden. Integration und die drei anderen Ausprägungen (Assimilation, Separation/Segregation und Marginalisierung) bilden somit eine Haltung zur Ausgestaltung von Akkulturationsprozessen, aber auch Formen des Umgangs mit diesen ab. Der Forschungsbereich firmiert wiederum unter dem Schlagwort der Immigrationsforschung und setzt sich aus zwei Teildisziplinen zusammen: der Akkulturations- und der Intergruppenforschung (Berry 2001: 617). Erstere untersucht den Ankommensprozess von Migrant*innen, und zwar – wie der Begriff »Akkulturation« vermuten lässt – basierend auf der Grundannahme, dass es sich hierbei um vornehmlich *kulturelle* »Annäherungsprozesse« handelt. Die Intergruppenforschung hingegen richtet ihren Fokus auf die Beziehungen zwischen Aufnahmegesellschaft und Migrant*innengruppen, wobei ein besonderes Augenmerk auf Intergruppeneinstellungen (insbesondere Vorurteilen) und der Frage danach liegt, wie sich negative Einstellungen verbessern lassen (ebd.: 622).

Die verschiedenen hier skizzierten Zugänge eint – so zumindest mein Eindruck – das Anliegen, Wege und Ansätze für ein möglichst gelingendes (gesellschaftliches) Zusammenleben aufzuzeigen, wobei ganz unterschiedliche Ansatzpunkte gewählt werden: Während soziologische Zugänge vor allem an der gesellschaftlichen Ebene ansetzen und dabei auch ein klares Ziel formulieren, nämlich die *Förderung des Zusammenhalts* sowie die *Gewährleistung der sozialen Ordnung*, befasst sich die psychologische Intergruppenfor-

schung eher mit der Ausräumung möglicher Hindernisse und nimmt dabei insbesondere negative Intergruppeneinstellungen in den Blick. Die Akkulturationsforschung setzt wiederum am ›wandernden‹ Individuum an und untersucht, welche Faktoren einerseits zu dessen Wohlbefinden beitragen und andererseits das Zurechtkommen in der Gesellschaft erleichtern.

Anders als der Akkulturationsbegriff bietet der Integrationsbegriff – insbesondere mit entsprechenden Überarbeitungen (siehe Kap. V. 4.1.3) – das Potential, die verschiedenen Ansatzpunkte und damit einhergehenden Perspektiven zu integrieren, weshalb ich für diese Arbeit den Begriff der Integration als Oberbegriff wähle.

Ebenen und Dimensionen der Integration

In soziologischen Beiträgen zur Integration wird die Begriffsklärung meist um eine Differenzierung in *Sozial-* und *Systemintegration* ergänzt (z.B. Heckmann 2015: 70, der sich bezieht auf: Lockwood 1964). Diese Unterscheidung zeigt an, auf welchen Ebenen Integration in den Blick genommen wird oder genommen werden kann, also auf gesellschaftlicher oder Systemebene. Im Migrationskontext liegt der Fokus auf der Sozialintegration, die – angelehnt an ein gängiges soziologisches Konzept (Heckmann 2015: 69–70) – weiter unterteilt wird in: *Platzierung* (Übernahme von Positionen und Verleihung von Rechten), *Kulturation* (Erwerb kulturellen/r Wissens und Fertigkeiten), *Interaktion* (Etablieren sozialer Beziehungen) und *Identifikation* (emotionale Zuwendung zu sozialem System) (z.B. Esser 1999: 15–18 oder Heckmann 2015¹: 71).

In der psychologischen Forschung finden sich keine vergleichbar fest etablierten Unterscheidungen. Allerdings gehen die meisten Akkulturationsmodelle (vgl. S. 317) davon aus, dass die Veränderungen, die sich im Zuge des Akkulturationsprozesses ereignen, auf Gruppen- und individueller Ebene erfolgen, wobei erstere bisweilen in folgende weitere Bereiche unterteilt wird: körperlich, biologisch, ökonomisch, sozial und kulturell (Berry 1997: 15). Hier tun sich nun deutliche Parallelen zur o.g. soziologischen Einteilung auf, so bezieht sich beispielsweise die soziale Ebene – wie die der *Interaktion* – (u.a.) auf die Entwicklung neuer Freundschaften und die kulturelle Ebene beschreibt – ähnlich wie die der *Kulturation* – oberflächliche wie tiefergreifende kulturelle Veränderungen wie die Anpassung des Kleidungsstils oder Veränderungen im Wertesystem (ebd.: 17).

Abgesehen von diesen Gemeinsamkeiten scheinen die Konzepte in den jeweiligen Disziplinen etwas andere Zielrichtungen zu haben, auch wenn beide einen Forschungsrahmen liefern sollen: Im soziologischen Verständnis stehen die Ebenen für bestimmte Bereiche, in denen Migrant*innen Wissen und Kompetenzen erwerben (müssen), um sich erfolgreich zu integrieren. Folgerichtig werden die Ebenen oft auch als Grundlage zur ›Messung‹ der Integration verwendet (vgl. Haug/Schmidbauer 2020). In der Akkulturationspsychologie stehen die Ebenen hingegen für Bereiche, in denen es im Zuge der Akkulturation zu Veränderungen kommt bzw. kommen kann. Deshalb enthalten die meisten Akkulturationsmodelle noch zahlreiche weitere Faktoren, der Ebeneneinteilung kommt also eine weniger bedeutsame Rolle zu. Im direkten Vergleich der beiden Modelle

1 Heckmann wählt jedoch andere Bezeichnungen als Esser. Er spricht von struktureller, kultureller, sozialer und identifikativer Integration.

scheint nun die soziologische Einteilung stärker normative Implikationen nahezulegen als das beim Akkulturationsmodell der Fall ist, das deutlich deskriptiver wirkt.

Integrationsverständnis

Die oben dargelegten Bestimmungen des Integrations- bzw. Akkulturationsbegriffs kreisten vornehmlich um die Frage, auf welchen Ebenen Integration bzw. Akkulturation erfolgt. Darüber hinaus werden aber sowohl in der soziologischen als auch in der psychologischen Forschung unterschiedliche Rahmungen des Forschungsgegenstands vorgenommen. Da diese aufgrund der intensiven Forschungstätigkeit entsprechend vielfältig sind, existieren sowohl in der Integrations- als auch in der Akkulturationsforschung Systematisierungen, die ich hier kurz vorstelle.

In der soziologischen Integrationsforschung machen Imbusch und Heitmeyer (2012: 12) die folgenden vier Theorierichtungen aus: wertorientiert, vertragsorientiert, funktionalistisch und konfliktorientiert. Wertorientierte Theorien gehen davon aus, dass Integration durch gemeinschaftliche Werte hergestellt wird, d.h. das zentrale Integrationsmittel ist eine geteilte Wertebasis. Vertragsorientierte Theorien hingegen sehen einen fiktiven Gesellschaftsvertrag basierend auf Recht und Vernunft als zentral für ein geordnetes soziales Zusammenleben an. Funktionale und funktionalistische oder strukturfunktionalistische Systemtheorien legen wiederum ihr Augenmerk auf spezifische Vermittlungsmechanismen innerhalb und zwischen funktional spezifizierten Teilsystemen; diese Vermittlungsmechanismen können Märkte oder Bürokratien (bei der Systemintegration) oder auch Normerhaltung (bei der Sozialintegration) sein. Vertreter*innen der letzten Theorierichtung, der »Konflikt- und Anerkennungstheorien« (Imbusch/Heitmeyer 2012: 11), gehen davon aus, dass es sich bei Konflikten und sozialen Ungleichheiten um normale gesellschaftliche Phänomene handle, weshalb Integration bedeutet, dass diese Konflikte produktiv bearbeitet und Differenzen anerkannt werden (ebd.: 11).

In der Akkulturationsforschung werden wiederum drei zentrale Rahmungen ausgemacht, in denen sich auch die psychologischen Teildisziplinen widerspiegeln, von denen die Forschung ausgeht: So betrachten insbesondere Vertreter*innen der Klinischen Psychologie den Akkulturationsprozess als Stressphänomen, während in der Entwicklungspsychologie Akkulturation als Entwicklungsprozess angesehen wird. Interkulturell arbeitende Psycholog*innen sehen den Akkulturationsprozess vornehmlich als Prozess (inter-)kulturellen Lernens an (Sam/Vedder/Ward et al. 2006).

Integration als Prozess oder erreichter Zustand

Wie eingangs erwähnt wird Integration mit sozialer Ordnung in Verbindung gebracht, wobei Imbusch und Heitmeyer (2012) zwei mögliche Verhältnisse skizzieren: Integration könne »einerseits relativ statisch als Lösung des Ordnungsproblems betrachtet oder andererseits dynamisch als Prozess auf dem Weg zur Herstellung von Ordnung verstanden« (Imbusch/Heitmeyer 2012: 10) werden. Die Aussage enthält – neben dem Aspekt der sozialen Ordnung – eine weitere wichtige Unterscheidung in Integration als erreichter Zustand einerseits oder als Prozess andererseits. Unter welchem Blickwinkel Integration untersucht wird, hängt im wissenschaftlichen Kontext vom Untersuchungsgegenstand, vom Forschungsinteresse, aber auch von a priori Setzungen der Forschenden ab. Da sich

in meinen Auswertungen sowohl die Prozess- als auch die Zustandsperspektive als bedeutsam erweisen, gehe ich im Folgenden näher auf diese ein.

Prozess

Die Prozessperspektive ist schon frühen soziologischen Modellen inhärent, wobei diese davon ausgehen, dass es sich bei Ankommensprozessen um unidirektional verlaufende Assimilationsprozesse handelt, im Zuge derer Migrant*innen und die Folgegenerationen ›ihre‹ Kultur ›ablegen‹ und ›die‹ Kultur des Aufnahmelandes übernehmen (für einen Kurzüberblick siehe Heckmann 2015: 75). Diese Idee hat Esser aufgegriffen und zu einem Prozess- und Stufenmodell der Assimilation weiterentwickelt, wobei als Stufen die oben genannten Ebenen der Integration herangezogen werden: Den Ausgangspunkt des Stufenmodells bilden die kulturelle und strukturelle Assimilation, die in einem wechselseitigen Bedingungs- und Verstärkungsverhältnis stehen. Diese bedingen wiederum die soziale Assimilation, die in letzter Konsequenz zu emotionaler Assimilation führt (Esser 2001b: 22). Heckmann (2015) entwirft ein ganz ähnliches Modell, verwendet hierfür aber den *Integrationsbegriff*, was Esser wiederum kritisch sieht, da er darin nur einen Versuch von *political correctness* erkennt (Esser 2001b: 22). Interessanterweise bezieht sich die Kontroverse nicht auf die Annahmen zum Prozessablauf, sondern auf den (zu erreichenden) Zustand. Das wiederum lässt vermuten, dass der soziologische Blick eher auf letzteren abzielt.

In der psychologischen Forschung stellt sich die Situation etwas anders dar: Hier wurden insbesondere in den 1990er Jahren zahlreiche Prozessmodelle entwickelt (z.B. Berry 1997: 15; Ward 1996: 129; Berry/Sam 1997: 300), die Überlegungen zu den Phasen anstellen, in denen der Akkulturationsprozess abläuft, aber auch zu den Faktoren, durch die dieser beeinflusst wird sowie zu dessen Ergebnis (s.u.) (Bourhis/Moïse/Perreault et al. 1997). Diese Modelle werden nach wie vor oft auch als Bezugsrahmen für empirische Untersuchungen verwendet (z.B. Şafak-Ayvazoglu/Kunuroglu/Yağmur 2021) und unterscheiden sich je nachdem, welche Ausgangsannahmen sie zum Akkulturationsprozess anstellen, also ob dieser als Stress-, als Entwicklungs-, als Identitätsentwicklungs- oder auch als interkultureller Lernprozess verstanden wird. In der Annahme, dass der Akkulturationsprozess verschiedene Wendungen erfahren kann, unternahm ich in meiner Dissertation eine Weiterentwicklung des stressbasierten Rahmenmodells von Berry, in dem ich die verschiedenen Ansätze zusammenführte (Utler 2014a: 37f.). In vorliegender Arbeit erweisen sich insbesondere die sog. *prozessmoderierenden Faktoren* als bedeutsam, weshalb ich auf diese nun näher eingehe.

Prozessmoderierende Faktoren

Die psychologische Forschung hat sich in den vergangenen Jahren intensiv der Frage gewidmet, welche Faktoren den Akkulturationsprozess beeinflussen und hat dabei zahlreiche (potentielle) Faktoren ausgemacht. Um diese zu systematisieren werden oft ›Unterkategorien‹ gebildet. Colleen Ward (1996: 129) unterscheidet beispielsweise in ihrem Akkulturationsmodell individuelle (z.B. Persönlichkeit, Sprachbeherrschung, Erfahrung) und situative (z.B. Dauer des kulturellen Kontakts, Ausmaß des Kontakts, kulturelle Distanz), während Berry eine Unterscheidung trifft in Faktoren, die bereits vor der Migra-

tion bestanden (z.B. Alter, Geschlecht, Migrationsmotivation usw.), und solchen, die erst im Zuge der Akkulturation wirksam werden (soziale Unterstützung, soziale Einstellungen usw.).

Als prozessmoderierende Faktoren gelten u.a. die bereits erwähnten Akkulturationsorientierungen (vgl. S. 314; Berry 1997: 15). Sie können sich sowohl in Form einer Haltung als auch im Verhalten manifestieren. In der Studie, in der ich Differenzerfahrungen von Jugendlichen im Migrationskontext untersuchte (Utler 2014a), zeigte sich, dass sich das Konzept der Akkulturationsorientierungen gut dazu eignet, den Umgang mit Differenzerfahrungen abzubilden. Oder anders gewendet: Akkulturationsstrategien werden insbesondere dann angestrengt, wenn Individuen oder Gruppen Differenzerfahrungen machen, wobei zwischen einer Erfahrung zugeschriebener und erlebter Differenz unterschieden werden kann und letztere definiert wird als: »jegliche Form der Irritation, Verwunderung oder Überraschung, die auftritt, wenn sich eine Person aufgrund persönlicher, situativer oder kultureller Besonderheiten anders verhält, als es der Interaktionspartner aufgrund seines kulturellen oder persönlichen Hintergrundes als »noch normal« erachten würde« (Utler 2014a: 331). Im Zuge der Rekonstruktion des Umgangs mit Differenzerfahrungen (und zwar insbesondere mit denen erlebter Differenz) ließ sich auch eine Anpassung des Modells vornehmen, bei der die Strategien auch nach kognitiver und aktionaler Ebene differenziert werden (vgl. Utler 2014a: 341ff.).

Wie eingangs erwähnt wird auch sozialer Kontakt (festgemacht an Ausmaß und Dauer) als prozessmoderierender Faktor erachtet und im Folgenden noch etwas näher beleuchtet, da diesem in meiner Untersuchung eine zentrale Rolle zukommt. Sozialer Kontakt wird seit einigen Jahren zunehmend in Untersuchungen berücksichtigt, wenn auch vor allem im Bereich der Intergruppenforschung (Matera/Stefanile/Brown 2012; van Acker/Vanbeselaere 2011; Pekerti/van de Vijver/Moeller et al. 2020). Das begründet sich vermutlich damit, dass Kontakt (wenn dieser bestimmten Anforderungen genügt) einen entscheidenden Beitrag zur Etablierung positiver Intergruppenbeziehungen leistet (Pettigrew 1998). Wie sich in den o.g. Studien zeigt, wirkt es sich positiv auf die Einstellung gegenüber Migrant*innen aus, wenn Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft einen Kontaktwunsch oder Kontaktanstrengungen sowie Anpassungsbereitschaft bei Migrant*innen wahrnehmen (van Acker/Vanbeselaere 2011; Matera/Stefanile/Brown 2012). Und auch angenehme Kontakterfahrungen (in Kombination mit wahrgenommener Kontaktanstrengung) tragen zu einer positiveren Einstellung gegenüber Migrant*innen bei (van Acker/Vanbeselaere 2011). Die Gesprächsbereitschaft gegenüber Migrant*innen ist wiederum dann höher, wenn diese als assimiliert oder integriert wahrgenommen werden (Montgomery/Zhang/Imamura 2021). Die genannten Studien erfassen stets die Perspektive von Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft auf Migrant*innen. Damit wird – zumindest ansatzweise – der Wechselseitigkeit im Akkulturationsprozess (s.u.) Rechnung getragen, auch wenn sicherlich noch weitere mögliche Facetten berücksichtigt werden könnten (also z.B. die Perspektive von Migrant*innen auf die Aufnahmegesellschaft). Außerdem erschiene es meines Erachtens lohnend zu untersuchen, wie der Eindruck, Migrant*innen würden sich Kontakt wünschen (oder nicht) oder sich um Kontakt bemühen (oder nicht) zustande kommt. Denn nur so kann der Entstehung eines (möglicherweise) falschen Eindrucks, z.B., dass sich Migrant*in-

nen keinen Kontakt wünschen, obwohl sie das tun, entgegengewirkt werden. Hierzu liefern auch meine Auswertungen Erkenntnisse (vgl. Kap. V. 4.2.1).

Anders als die Studien, die an der Aufnahmegesellschaft ansetzen, widmen sich Untersuchungen mit Migrant*innen oder internationalen Studierenden stärker der Kontakthäufigkeit. Dabei scheinen häufige Kontakte mit sog. *locals* (also Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft) (Quistorp/Weißgerber/Schröder 2018), aber auch mit *co-nationals* (also Studierenden aus demselben Herkunftsland) positiv mit psychologischem Wohlbefinden zusammenzuhängen (Szabó/Papp/Nguyen Luu 2020). Untersuchungen mit Migrantengruppen in den Niederlanden zeigten wiederum, dass sich die Kontakthäufigkeit mit verschiedenen Gruppen insofern positiv auswirkte, als es zu Anpassungen an ›die neue‹ Kultur sowie zur Aufrechterhaltung ›der eigenen‹² Kultur beitrug (te Lindert/Korzilius/Stupar-Rutenfrans et al. 2021). Machten Migrant*innen jedoch Diskriminierungserfahrungen, so wirkten sich diese (zumindest bei einzelnen Gruppen) negativ auf deren soziokulturelle Adaptation³ aus (te Lindert/Korzilius/Stupar-Rutenfrans et al. 2021) und – in anderen Studien – zudem (negativ) auf die psychologische Adaptation (Şafak-Ayvazoglu/Kunuroglu/Yağmur 2021).

Diese Ergebnisse werfen meines Erachtens weitere Fragen und Forschungsdesiderate auf: beispielsweise, wie häufiger Kontakt zustande kommt oder – grundsätzlicher gefragt – wie überhaupt Kontakte entstehen und aufgebaut werden, und welche Bedingungen oder Faktoren den Aufbau und die Aufrechterhaltung von Kontakt(en) begünstigen. Zudem scheinen neben der Unterscheidung in Kontakt einerseits und Diskriminierung andererseits (in anderen Studien zum Teil noch etwas allgemeiner als positiver oder negativer Kontakt gefasst, z.B. van Acker/Vanbeselaere 2011) noch weitere Ausdifferenzierungen des Kontakts interessant. Wodurch zeichnet sich dieser aus, welche Kontaktformen werden als besonders positiv erlebt, welche erweisen sich als nachhaltig und tragfähig? In Untersuchungen zur Akkulturationsthematik findet eine Spezifikation der Kontaktsituationen insofern statt als oft soziale Unterstützungsnetzwerke in den Blick genommen werden, die sich mehreren Studien zufolge entweder direkt oder als moderierender Faktor auf die soziokulturelle und/oder psychologische Adaptation auswirken (Şafak-Ayvazoglu/Kunuroglu/Yağmur 2021; Hofhuis/Hanke/Rutten 2019; Pekerti/van de Vijver/Moeller et al. 2020). Weitere Spezifikationen können im Zuge meiner Auswertungen herausgearbeitet werden.

-
- 2 Da sich die obigen Ausführungen auf die Studienergebnisse zu Kontakteffekten im Akkulturationsprozess beziehen, begnüge ich mich damit, auf das sich andeutende und kritisierbare dualistische Kulturverständnis zu verweisen, indem ich die Formulierungen in Anführungszeichen setze. Die Kritikpunkte thematisiere ich an anderer Stelle (vgl. Utler 2014a: 51–57).
 - 3 Im Englischen werden zur Bezeichnung des Ergebnisses des Akkulturationsprozesses die Begriffe *adjustment* (z.B. Ward/Searle 1991: 209) oder *adaptation* (Şafak-Ayvazoglu/Kunuroglu/Yağmur 2021: 99) verwendet. Ersterer ließe sich mit ›Anpassung‹ ins Deutsche übertragen. Da wiederum der Begriff der Anpassung nicht selten mit ›Assimilation‹ gleichgesetzt wird, die Autor*innen aber bewusst nicht von Assimilation sprechen, behalte ich auch im Deutschen den Begriff der *Adaptation* bei.

Zustand und Resultat des Integrationsprozesses

Wird Integration als Zustand konzeptualisiert, steht meist das Ergebnis eines Integrationsprozesses im Vordergrund, wobei hierzu die theoretischen Annahmen abhängig von der Disziplin variieren.

Psychologische Modelle, die das *Ergebnis* des Akkulturationsprozesses beschreiben, gehen von zwei – einander ergänzenden – Formen der Adaptation aus, einer soziokulturellen und einer psychologischen (vgl. z.B. Ward/Kennedy 1999: 660f.). Während erstere auf der Verhaltensebene verortet ist und das Zurechtkommen in der Aufnahmegesellschaft beschreibt, bezieht letztere sich auf das psychologische und emotionale Wohlbefinden. Ein gelungenes Ende des Akkulturationsprozesses wäre, wenn das Individuum sich wohlfühlt und mit seinen Verhaltensweisen nicht ›aneckt‹. Aus soziologischer Perspektive ist das Ergebnis der Integration hingegen, wenn Migrant*innen oder ihre Nachkommen »die volle gesellschaftliche Mitgliedschaft erworben haben und [...] ihre Herkunft für die Strukturierung sozialer Beziehungen und für den Erwerb und die Zuweisung gesellschaftlicher Positionen irrelevant geworden ist« (Heckmann 2015: 78). Bezogen auf die Gruppenebene spricht Heckmann wiederum von Integration als »Verringerung sozial relevanter Merkmalsunterschiede zwischen Gruppen« und weist explizit darauf hin, dass damit keine einseitige Anpassung und kulturelle Unterdrückung von Gruppen gemeint sei (Heckmann 2015: 77).

Zur Untersuchung dieses ›Integrationszustandes‹ wird die ›Unterebene‹ der Sozialintegration herangezogen, anhand derer dann erfasst wird, in welchem Ausmaß Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland ›integriert‹ sind (z.B. Straßburger 2001; Haug/Schmidbauer 2020; Babka von Gostomski 2010).

An diesen beiden Begriffsverständnissen lassen sich die disziplinären Perspektiven sehr eindrücklich verdeutlichen: Während sich der soziologische Blick auf die gesellschaftliche Ebene und die Zugehörigkeit zu dieser richtet, fokussiert die psychologische Perspektive die individuelle und Gruppenebene. Was letztere angeht, scheint sich zwar eine gewisse Nähe zum soziologischen Begriffsverständnis aufzutun, da darin das Etablieren sozialer Beziehungen ebenfalls enthalten ist, doch auch hier unterscheiden sich die Fokussierungen: soziologische Zugänge interessieren sich dafür, ob Migrant*innen zur Gesellschaft und ihren Teilsystemen dazugehören, während die psychologische Forschung den Fokus auf die sozialen Kompetenzen legt, die das Individuum benötigt, um im Aufnahmeland ohne Schwierigkeiten zurechtkommen. Der Erwerb sozialer Kompetenzen wird in soziologischen Konzepten zwar als wichtige Voraussetzung für das Erlangen der Mitgliedschaft erachtet, im Vordergrund steht aber letztere und damit das Ziel, das es aus soziologischer Sicht zu erreichen gilt. Insofern lässt der psychologische Zugang etwas mehr Raum für die verschiedenen Kontexte und Varianten, in denen soziale Kompetenzen potentiell nötig sind. Gleichzeitig blenden psychologische Ansätze die Rolle und Bedeutung der Makroebene aus, was insofern verwunderlich ist, als anzunehmen steht, dass gesellschaftliche Mitgliedschaft nicht unerheblich ist für das individuelle Wohlbefinden. Demnach erschiene eine stärkere Verknüpfung der verschiedenen Ebenen ratsam.

Die bislang erörterten Zustandserfassungen fokussieren das (Zwischen-)Ergebnis des Erwerbs von Kompetenzen oder Positionen und das damit einhergehende Wohlbe-

finden bei Migrant*innen (bzw. den Folgegenerationen). Andere Studien greifen zur Erfassung des Integrations- bzw. Akkulturationsstatus' auf Modelle zu Akkulturationsorientierungen zurück. Diese bilden eigentlich Einstellungen ab, werden aber zur Einteilung in integrierte, assimilierte oder separierte Gruppen verwendet und erheben damit auch eher eine Art (aktuellen) Zustand. Hier tun sich dann auch deutliche Parallelen zu soziologischen Konzepten auf, bei denen die Sozialintegration in die Aufnahme- und Herkunftsgesellschaft erfasst wird.

Und auch diese Modelle werden von den bereits thematisierten normativen Annahmen und intensiven Diskussionen begleitet, und zwar in der psychologischen wie der soziologischen Forschung. So konstatiert Esser, Assimilation sei die beste Option für Gesellschaften. Das begründet er damit, dass es in ethnisch pluralen Gesellschaften (die das Resultat nicht erfolgter Assimilation seien) zwangsläufig zu einer ethnisch hierarchischen Schichtung käme. Andere Forscher*innen halten dagegen, dass Integration auch in Form einer ›Binnenintegration‹ (mit Integration in ethnische Gemeinschaften bei gleichzeitiger gesellschaftlicher Teilhabe, siehe hierzu: Hoesch 2018: 101) möglich sei. Und psychologische Beiträge betonen, dass eine hohe ethnische, kombiniert mit einer hohen nationalen Identifikation bei *Immigranten* (engl. immigrants) am stärksten zu einer erfolgreichen Adaptation beitrage (Phinney/Horenczyk/Liebkind et al. 2001)

Gleichwohl erscheint die Kontroverse, die in der Soziologie als Esser-Elwert-Debatte bezeichnet wird (vgl. Hoesch 2018: 101), insofern obsolet, als sie von der Realität eingeholt wird: Denn selbst wenn der Integrationsprozess einzelner Migrant*innengruppierungen nach mehreren Generationen zu einem Status der Assimilation führt, scheint die Idee homogener Gesellschaften aufgrund der vielfältigen globalen Beziehungen, Verflechtungen und dynamischen Wanderungsbewegungen eine ›überholte‹ Illusion darzustellen. Plurale Gesellschaften sind längst ein Faktum, ein Faktum, dem die Theorienbildung (mittlerweile) Rechnung trägt (siehe Foroutan 2018; Foroutan 2019) u.a., indem der Integrationsbegriff überarbeitet wird (s.u.). Ergänzend scheint es aber wichtig, den im Zuge der Integration erfolgenden Aushandlungsprozessen und -dynamiken, aber auch den Bedürfnissen und gelingenden Faktoren eine stärkere Aufmerksamkeit zu schenken.

4.1.2 Zur Wechselseitigkeit und Dynamik von Integrationsprozessen

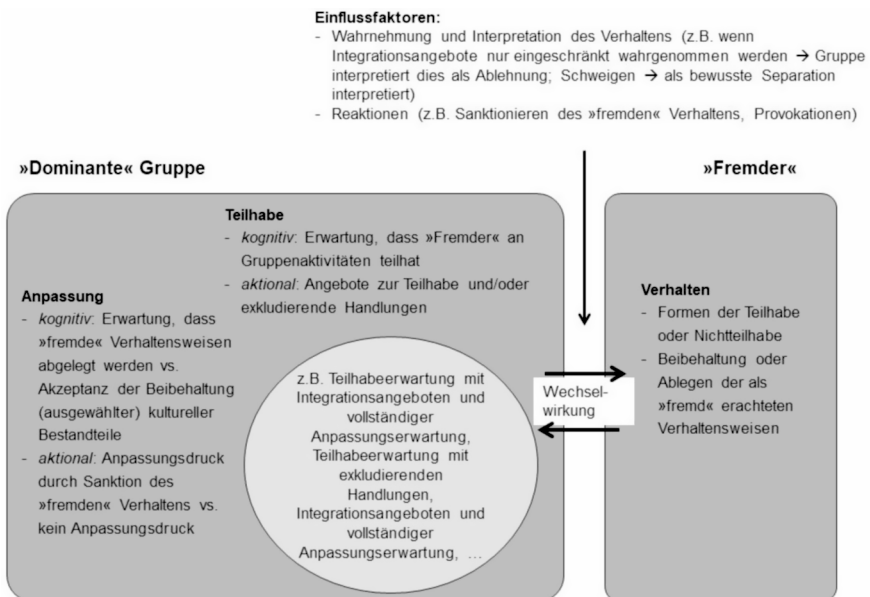
Die Annahme, dass Integration ein wechselseitiger Prozess ist, an dem sowohl Migrant*innen als auch die Aufnahmegesellschaft beteiligt sind, ist mittlerweile sowohl in der soziologischen als auch in der psychologischen Forschung ›Common Sense‹. Heckmann (2015) liefert hierfür ein anschauliches Beispiel, anhand dessen sich gut illustrieren lässt, inwiefern im Integrationsprozess von einer Wechselseitigkeit auszugehen ist: So setze der Aufbau ›interethnischer‹ Freundschaften eine ›Offenheit der Aufnahmegesellschaft‹ (ebd.: 73) voraus, denn eine derartige Freundschaft kann nur dann geschlossen werden, wenn sich auch auf Seiten der Aufnahmegesellschaft Menschen finden, die eine Freundschaft mit Migrant*innen eingehen (möchten).

Folgerichtig ist der Aspekt der Wechselseitigkeit auch in vielen Integrationsdefinitionen und -konzepten enthalten (z.B. Gibson-Kunze/Happ/Kühnel et al. 2021: 19; Bourhis/Moïse/Perreault et al. 1997). Gleichwohl erfährt die Tatsache, dass auch die Auf-

nahmegesellschaft eine Rolle bei Integrationsprozessen spielt, nicht schon immer und zudem eine ungleich geringere Aufmerksamkeit. Das zeigt sich beispielsweise daran, dass Berry in früheren Publikationen zwar auf den Beitrag der Aufnahmegesellschaft eingeht (z.B. Berry 1997: 10), diesen aber erst in späteren Arbeiten explizit in sein Modell der Akkulturationsstrategien mit aufnimmt (z.B. Berry 2001: 618).

In meiner Dissertation nahmen jedoch die Dynamik und die verschiedenen Ebenen interpersoneller bzw. intergruppalen Aushandlungsprozesse eine zentrale Rolle ein, weshalb ich folgende unten abgebildete Anpassung von Berrys Modell der Akkulturationsorientierungen vornahm.

Abbildung 27: Adaptiertes Modell der Akkulturationsorientierungen



Quelle: Utler 2014a: 342

Die angesprochene Dynamik und die Wechselwirkungen sind im obigen Modell wie folgt repräsentiert: Einmal, indem sowohl die »dominante« Gruppe als auch der* die »Fremde*n«⁴ aufgeführt sind, die darüber hinaus durch wechselseitige Pfeile miteinander in Beziehung gesetzt werden. Ergänzend werden (weitere) Einflussfaktoren benannt, die die angedeutete Wechselwirkung bedingen bzw. verstärken.

Das von mir entwickelte Modell ist jedoch nicht das einzige, das den Wechselwirkungen im Akkulturationsprozess Rechnung trägt: Bourhis und Kolleg*innen (1997) erstellen, basierend auf der Grundannahme, dass nicht nur Migrant*innen, sondern

4 In meiner Untersuchung handelte es sich stets um Einzelpersonen, deren Verhalten als fremd erlebt wurde. M.E. ist es aber auch denkbar, dass das Verhalten mehrerer Personen als »fremd« erlebt wird. Hier wären aber noch weiterführende Untersuchungen wünschenswert.

auch die Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft Akkulturationsorientierungen⁵ entwickeln (letztere im Hinblick darauf, wie sich Migrant*innen verhalten sollen), ein sogenanntes Interactive Acculturation Model (Bourhis/Moïse/Perreault et al. 1997: 382). In diesem werden die verschiedenen Akkulturationsorientierungen⁶ der Aufnahmegesellschaft mit denen auf Migrant*innenseite kombiniert und mit der Einschätzung versehen, ob es sich dabei um eine *harmonische*, eine *problematische* oder eine *konfliktreiche* Kombination handelt (z.B. Assimilation bei Aufnahmegesellschaft und Integration bei Migrant*innen: problematisch). Neben der Abbildung der Wechselseitigkeit schlagen die Autor*innen damit auch die Brücke von einer individuellen Perspektive hin zu einer gesellschaftlichen, indem sie die gesellschaftliche Dimension individueller Orientierungen aufzeigen. Im adaptierten Modell der Akkulturationsorientierungen (vgl. Abb. 27) geht es aber nicht nur um eine Wechselseitigkeit, sondern vor allem um die damit einhergehende *Dynamik*. D.h. die Strategien werden durch das Verhalten der jeweils anderen ›Seite‹ sowie durch ›äußere‹ Faktoren beeinflusst und wirken ihrerseits auf die Strategien der Interaktionspartner*innen rück. Diese Dynamik wird in Abbildung 27 durch Pfeile symbolisiert. Die tabellenartige Darstellung der Kombinationen, wie sie im Modell von Bourhis und Kolleg*innen (1997) erfolgt, mutet im Vergleich dazu ungleich statischer an.

In meiner Arbeit (Utler 2014a) erwiesen sich zudem die psychologischen Ebenen ›Kognition – Emotion – Aktion‹ für den Akkulturationsprozess als bedeutsam: So kann auf kognitiver Ebene eine Teilhabeerwartung vorliegen, die jedoch von ausschließenden Handlungen (aktionale Ebene) begleitet wird. Eine diesbezügliche Ausdifferenzierung erfolgt aber weder in Berrys Modell noch in modifizierten Modellen, die sich zum Teil sogar nur auf die kognitive Ebene beziehen (z.B. Bourhis/Moïse/Perreault et al. 1997). Das Modell der modifizierten Akkulturationsorientierungen (Abb. 27) enthält nun einen Vorschlag, wie den Ebenen Rechnung getragen werden könnte.

Abschließend bleibt hinzuzufügen, dass das obige Modell die Perspektive der *dominanten Gruppe* beleuchtet und die Perspektive der *Fremden* nur ansatzweise herausgearbeitet wird. Das ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass ich in der genannten Untersuchung (Utler 2014a) mit Gruppendiskussionen (wenn auch ergänzt um Einzelinterviews) gearbeitet habe, mit der sich insbesondere die Interaktionsdynamiken in der Gruppe sowie die Sicht der Gruppe gut abbilden lassen. Demnach scheint das Modell im Hinblick auf die Perspektive *des*r Fremden* noch ergänzungsbedürftig.

In den vorausgegangenen Ausführungen wurden vornehmlich die ›klassischen‹ Annahmen der Integrations- und die Akkulturationsforschung herausgearbeitet und miteinander verglichen. Die zum Teil erörterten Weiterentwicklungen und Modifikationen lassen aber vermuten, dass auch die Grundannahmen nicht unkritisiert bleiben: Deshalb greife ich nun einzelne Kritikpunkte auf, um davon ausgehend auf neuere Ansätze und die Integrationsdefinition überzuleiten, die ich in dieser Arbeit verwende.

5 Das Konzept der Akkulturationsorientierungen von Bourhis et al. (1997) weicht etwas von Berrys Konzept ab. Für genauere Ausführungen dazu siehe Utler (2014a; 2014b).

6 Bourhis und Kolleg*innen (1997) entwickeln das Modell der Akkulturationsorientierungen von Berry (1992) weiter, deshalb stimmen die Orientierungen (Integration, Assimilation, Separation/ Segregation, Anomie/Exklusion, Individualismus) nicht ganz mit Berrys Konzept überein.

4.1.3 Integrationsbegriff: Kritik und Überarbeitung

Einer der gravierendsten Kritikpunkte an klassischen Integrationsverständnissen ist, dass diesen ein allzu homogenes Gesellschaftsverständnis zugrunde liege (z.B. Gögercin 2018: 175): Die Integrationsdebatten (und zwar nicht nur im öffentlichen, sondern auch im wissenschaftlichen Diskurs) suggerierten, es gebe eine homogene Gesellschaft, in die sich ebenfalls homogene Migrant*innengruppen integrieren müssten. Zwar gibt es Bemühungen, differenziertere Begriffsverständnisse einzuführen, die auch gesellschaftlichen Teilsystemen Rechnung tragen (z.B. Heckmann 2015: 78), der zugrundeliegende Dualismus wird aber meist nicht aufgelöst.

Ein weiterer Kritikpunkt ist, dass Integrationsdefinitionen oft (einseitig) auf eine verbindende moralische oder auch kulturelle Ordnung fokussieren (z.B. Riegel 2004: 61; Scherschel 2019: 11, s.u.). Hier ist zwar auch eine gewisse Polarisierung und Überspitzung der Debatte zu beobachten, beispielsweise wenn Albert Scherr (2019) Integration »im Sinne einer Übereinstimmung aller Individuen in Bezug auf grundlegende Normen und Werte« (ebd.: 3) definiert; eine Forderung, die selbst im Falle vermeintlich »homogener« Gesellschaften nur schwerlich erfüllbar scheint – und zwar unabhängig davon, was konkret unter »grundlegenden« Normen und Werten verstanden wird, „schließlich stimmen nie »alle« Mitglieder überein, auch nicht in zentralen Wertfragen⁷. Gleichzeitig ist die Kritik insofern ernst zu nehmen, als die Definitionen und darauf aufbauende Untersuchungen meist auf dualistischen, holistischen und statischen Kulturverständnissen fußen. So suggerieren (selbst aktuelle) Untersuchungen aus dem Bereich der Akkulturationsforschung, dass im Zuge der Akkulturation zwei Kulturen aufeinandertreffen, die Herkunftskultur »der« Migrant*innen und die Kultur »der« Aufnahmegesellschaft (z.B. English/Zhang/Tong 2021; Heu/van Zomeren/Hansen 2020; Panicacci 2019). Mit diesem dualistischen Kulturverständnis gehen statische Konzeptionen und eine Fokussierung auf den »nationalen« Aspekt von Kulturen einher: d.h. es herrscht die Annahme vor, Kultur sei etwas, was in einem Land vorgegeben ist, z.B. in Form der deutschen »Leitkultur«, und alle, insbesondere auch die Neuankommenden, müssten sich daran anpassen.

Mit einem offenen und dynamischen Kulturverständnis (vgl. S. 19) entsteht jedoch ein ganz anderes Bild. Einem derartigen Verständnis von Kultur zufolge handeln Menschen in den Räumen (z.B. Familie, Schule, Beruf, ...), an denen sie teilhaben, gemeinschaftlich aus, wie sie zusammenleben möchten. Demnach stellt sich weniger die Frage danach, wie Neuankommende sich an *die* »Leitkultur« anpassen können, sondern eher, wie Neuankommende die Möglichkeit erhalten, sich an diesen Aushandlungsprozessen zu beteiligen. Es geht hier also um Teilhabe und die Frage danach, ob diese möglich ist und wie diese konkret ausgestaltet werden kann. Meine Ergebnisse können hierzu einen Beitrag liefern.

Darüber hinaus scheint ein weiterer Kritikpunkt an den »gängigen« Integrationsdefinitionen von Bedeutung, der bereits im Zuge der Ausführungen zum Vielfaltsbegriff

7 Beispielhaft seien hier Werte wie Umweltbewusstsein und Nachhaltigkeit angeführt, die sich mittlerweile zwar ohne Zweifel großer Zustimmung erfreuen, aber sicher nicht von allen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft geteilt werden.

Beachtung fand: die (einseitige) Fokussierung auf Migrant*innen. Obwohl der eigentliche Integrationsbegriff (vgl. S. 314) deutlich weiter gefasst ist, wird häufig eine Engführung (sowohl der Debatte als auch der Begriffsdefinitionen) auf die Frage danach vorgenommen, ob und wie Migrant*innen sich in die Gesellschaft und ihre Teilsysteme integrieren (z.B. Gögercin 2018). Das mag bei ausgewählten Fragestellungen sinnvoll sein, gleichzeitig greift eine derartige Fokussierung nicht selten zu kurz (s.o.). Mehr noch, sie könnte dazu beigetragen haben, dass sich Migration, wie Naika Foroutan (2019) es beschreibt, »zu einer Chiffre für Pluralität herauskristallisiert hat, in deren Ablehnung sich gleichermaßen die Abwehr weiterer pluraler Lebensentwürfe bündelt« (ebd.: 14). Nicht zuletzt deshalb spricht Foroutan nicht von einer Migrationsgesellschaft, sondern von einer *postmigrantischen* Gesellschaft, die sich auf die Ideale einer pluralen Demokratie berufe. Die plurale Demokratie warte wiederum mit den (wenn auch oft nicht eingelösten) Versprechen von Anerkennung, Gleichheit und Teilhabe auf; Aspekte, die auch maßgeblich in Foroutans Integrationsdefinition einfließen: Sie definiert Integration als »das Gewähren von Anerkennung, Chancengleichheit und Teilhabe« (Foroutan 2019: 104).

Vor dem Hintergrund der obigen Ausführungen scheint diese Definition eine geeignete Grundlage für vorliegende Arbeit darzustellen, weil Foroutan mit dieser gezielt vom Migrationsaspekt abhebt und gleichzeitig den Fokus darauf richtet, welche Elemente für gelingende Integrationsprozesse bedeutsam sind, und dabei auch den eben angesprochenen Aspekt der Teilhabe berücksichtigt.

An dieser Definition werde ich im Folgenden jedoch noch kleinere Modifikationen, Ergänzungen sowie Konkretisierungen vornehmen. Dabei beziehe ich auch Erkenntnisse aus den theoretischen Ausführungen zur Diversität mit ein und vollziehe somit einen Brückenschlag zwischen diesen theoretischen Konzepten; ein Brückenschlag, der sich nicht zuletzt deshalb anbietet, da Foroutans Integrationsverständnis explizit auf plurale Demokratien und Gesellschaften ausgerichtet ist.

Modifikation der Formulierung *Gewähren von*

Foroutan verwendet in ihrer Integrationsdefinition die Formulierung des *Gewährens von* Teilhabe, Anerkennung und (Chancen-)Gleichheit. Darin spiegelt sich vermutlich die gesellschaftstheoretische Perspektive wider, die Foroutan in ihrer Arbeit gezielt einnimmt (Foroutan 2019: 48), im Sinne von: »Die« Gesellschaft gewährt Teilhabe, Anerkennung und Gleichberechtigung jenen, denen es eben daran fehlt. Allerdings werfen sowohl die Perspektive als auch die Formulierung für mich verschiedene Fragen auf: Zum einen mutet der Begriff paternalistisch an, laut Duden (online) handelt es sich beim *Gewähren* auch um eine Geste der Großzügigkeit. Hier wird also eine Hierarchie (re-)produziert zwischen denjenigen, die die Macht haben, etwas zu geben (ohne jedoch dazu verpflichtet zu sein), und denjenigen, die etwas erhalten. Und auch wenn diese Hierarchien zweifelsohne existieren, lese ich Foroutans Ausführungen so, dass diese – nicht zuletzt durch aktive gleichberechtigte Aushandlungen aller (z.B. Foroutan 2018: 21) – aufgelöst werden (sollen). Zudem suggeriert der Begriff des *Gewährens*, es handle sich um einen unidirektionalen Vorgang, womit wechselseitige Prozesse des Gebens und Nehmens vernachlässigt werden, die Foroutan in ihren Überlegungen stark macht (s.u.). Daher würde ich den Begriff des *Gewährens* einfach streichen, da die Definition auch ohne diesen funktioniert.

Teilaspekt: Teilhabe

Naika Foroutan (2019) geht in ihren Ausführungen immer wieder auf den Aspekt der Teilhabe ein, liefert aber keine explizite Definition des Begriffs. An einer Stelle spricht sie jedoch von »struktureller, sozialer, kultureller und identifikativer Teilhabe« (ebd.: 42), was nahelegt, dass sie Teilhabe – angelehnt an die verschiedenen Ebenen der Integration (vgl. S. 315) – in verschiedenen Bereichen verortet und als wichtig erachtet. Der Fokus von Foroutans Ausführungen liegt allerdings auf rechtlicher und politischer Teilhabe (Foroutan 2019: u. a. 43f.). Das ist insofern plausibel, als Teilhabe eine gewisse Nähe zum Partizipationskonzept aufweist, ja teilweise sogar synonym verwendet wird (Tietje/Dinkelaker/Huke 2021: 10). Tietje, Dinkelaker und Huke (2021) weisen allerdings darauf hin, dass Partizipation ein demokratietheoretischer Begriff sei, bei dem Handeln und Aktivitäten des Individuums im Vordergrund stehen, während Teilhabe ein sozialpolitisches Konzept sei, bei dem es um Aspekte sozialer Ungleichheit gehe und darum, dass Menschen nicht ausgeschlossen werden dürfen (ebd.: 10). Mit diesem Verständnis erhält der Teilhabebegriff auch einen normativen Charakter.

In wissenschaftlichen Beiträgen und Untersuchungen wird die obige Unterscheidung jedoch nicht durchgängig gemacht, stattdessen ist der Teilhabebegriff sowohl sozialpolitisch als auch demokratietheoretisch konnotiert: So hebt Elke Diehl auf den sozialpolitischen Aspekt ab, wenn sie Teilhabe unter anderem in den Kontext der Gewährleistung gleicher Verwirklichungschancen sowie den Schutz vor willkürlicher Ungleichbehandlung stellt (Diehl 2017: 9). Frank Gesemann und Kollegen (2020) hingegen operationalisieren gesellschaftliche Teilhabe in ihrer Untersuchung als freiwilliges Engagement in Initiativen und Vereinen, als politisches Interesse und Beteiligung am politischen Leben sowie als Einsatz für das lokale Wohnumfeld (Gesemann/Höfler/Seidel 2020: 49), womit – zumindest was die ersten beiden Punkte angeht – deren Teilhabeverständnis eine stärker demokratietheoretische Ausrichtung aufweist.

Wie die obigen Ausführungen verdeutlichen, zeichnen sich sowohl der Begriff der Teilhabe als auch der der Partizipation – ungeachtet der Unterscheidungen in sozialpolitisch und demokratietheoretisch – durch eine starke politische Ausrichtung aus. Da Teilhabe in vorliegender Untersuchung jedoch als ein Bestandteil der Integration angesehen wird, die wiederum deutlich weiter gefasst ist, und weil Foroutan ebenfalls mehrere Bereiche der Teilhabe aufmacht (s.o.), scheint für vorliegende Arbeit ein breiter angelegter Teilhabebegriff ratsam. Hierfür greife ich auf das Teilhabeverständnis von Beate Rudolf zurück, die Teilhabe als »dazugehören zu, dabei sein in und mitgestalten von politisch verfassten Gemeinwesen und gesellschaftlich begründeten Gemeinschaften von Menschen« (Rudolf 2017: 13) begreift. Diese Definition umfasst einerseits die o.g. Teilhabeverständnisse, geht aber insofern über diese hinaus, als eben auch »gesellschaftlich begründete Gemeinschaften« (ebd.: 13) und damit Familien, Nachbarschaften, der Arbeitsplatz oder Bildungsinstitutionen mitgedacht werden, um nur einzelne Beispiele zu nennen. Zudem lassen die allgemeineren Formulierungen des Dazugehörens, Dabeiseins und Mitgestaltens Raum für kontextspezifische Anwendungen und Ausgestaltungen und werden damit dem komplexen Phänomen der Teilhabe besser gerecht als andere Definitionen. Gleichzeitig wird damit aber auch ein klarer Rahmen umrissen, so dass der Teilhabebegriff nicht Gefahr läuft, beliebig oder diffus zu werden, wie sich anhand des folgenden Beispiels illustrieren lässt: Zur »echten« Teilhabe genügt es nicht, dass jemand

in einer Gruppe ›mit dabei ist‹, vielmehr sollte die Person sich auch aktiv einbringen können sowie darüber hinaus die Möglichkeit haben, die Abläufe in der Gruppe mitzugestalten und an Entscheidungen beteiligt zu werden. Die Bedeutung, die dieses Zusammenspiel aus Dabei sein und Mitgestalten für die Integration einer Gruppe hat, wurde in meiner Untersuchung zu Differenzerfahrungen in plurikulturellen Gruppen deutlich: So sitzt in der Gruppe *Abschlussfahrt* ein Junge, *Johannes*, zwar stets mit dabei, wenn die Klasse bei der Abschlussfahrt beisammen ist, beteiligt sich aber nicht an deren Unterhaltungen, sondern spielt mit seinem i-pod, was von den anderen Gruppenmitgliedern als (aktiver) Ausschluss erlebt wird (und was die Gruppe ihrerseits zu ausschließenden Handlungen veranlasst) (Utlar 2014a: 209). Teilhabe bedarf also nicht nur des *Dabeiseins*, sondern auch des *Mitmachens* bzw. *Mitmachen*→*Dürfens*.

Neben dem Dabeisein und Mitmachen enthält Rudolfs (2017) Teilhabeverständnis noch den Aspekt des Dazugehörens, anders bei Foroutan (2018), die das Zugehörigkeitsgefühl nicht als Teil der Integration, sondern als Folge davon erachtet. Sie schreibt: »Diese drei Elemente [Anerkennung, Chancengleichheit und Teilhabe] erzeugen Zugehörigkeit und Identifikation (Foroutan 2018: 104). Im Prinzip sind jedoch beide Varianten denkbar: Um überhaupt von einer Gruppe zu sprechen, bedarf es nicht nur der Teilhabe, sondern auch eines Zugehörigkeitsgefühls ihrer Mitglieder; so zumindest die Annahme vieler sozialpsychologischer Gruppendifinitionen⁸ (z.B. Brown 2000: 2). Allerdings kann auch aus der Tatsache, dass jemand bei einer Gruppe dabei ist und diese mitgestaltet bzw. dabei sein und mitgestalten ›darf‹, ein Gefühl des Dazugehörens resultieren. Vielleicht besteht hier aber auch gar kein Widerspruch und die beiden Varianten *Identifikation durch Integration* und *Integration mit Identifikation* bedingen sich wechselseitig. Ergänzend wäre auch ein Zusammenspiel auf verschiedenen Ebenen denkbar: d.h. das Gefühl zu einer Gruppe oder Gemeinschaft (und damit zu Teilsystemen einer Gesellschaft) zu gehören, trägt vielleicht zu einem Gefühl ›übergeordneter‹ gesellschaftlicher Zugehörigkeit bei. Zur Fundierung dieser Annahmen bedarf es weiterführender empirischer Untersuchungen. Vorliegende Untersuchung kann hierzu erste Sondierungen anbieten.

Exkurs: Inklusion

Ich möchte an dieser Stelle einen kurzen Exkurs zum Inklusionsbegriff einschieben, da dieser sowohl im Kontext des Diversitydiskurses (z.B. Dobusch 2015; Di Blasi 2016) als auch im Zusammenhang mit dem Integrationsbegriff (z.B. Keuchel 2016; Scherr 2019) immer wieder Verwendung findet und zudem eine große Nähe zum Teilhabebegriff aufweist. Im Diversitydiskurs wird der Inklusionsbegriff auf zwei verschiedene Arten verwendet. Einmal – wie bereits thematisiert (vgl. S. 266) – als Gegensatzpaar *Inklusion* und

8 Hier sei jedoch darauf hingewiesen, dass letztlich auch das Dazugehören bzw. das Zugehörigkeitsgefühl einer Ausdifferenzierung bedürfte. So ist es, um von einer Gruppe sprechen zu können, wichtig, dass sich die ›potentiellen‹ Mitglieder auch als solche definieren und zudem von den anderen Mitgliedern als solche definiert werden. Wie sich diese ›Erklärung der Zugehörigkeit‹ im Detail ausgestaltet, und ob und inwiefern sie emotional (durch ein Gefühl der Zugehörigkeit) konnotiert ist, gälte es weiter zu konkretisieren.

Exklusion im Sinne eines (gesellschaftlichen) ›Einbezugs‹ bzw. ›Ausschlusses‹. Di Blasi beschreibt damit die Unterschiede zwischen den Diversitätsvarianten Vielheit und Verschiedenheit: Während erstere sich durch Inklusion auszeichne, sei letztere exklusiv (Di Blasi 2016: 43). Laura Dobusch (2015) hingegen zeichnet in ihrer Arbeit Exklusions- und Inklusionsprozesse als Folge von Diversitymaßnahmen nach. Georgi (2015) wiederum sieht Inklusion nicht erst als Folge von Diversitymaßnahmen, sondern konstatiert, dass Inklusion ein handlungsleitendes Prinzip der Anerkennung von Vielfalt beinhalte und somit Diversity impliziere (ebd.: 27). In diesen exemplarischen Ausführungen zum Verhältnis von Diversity und Inklusion deuten sich zahlreiche (mögliche) Relationierungen an, deren Ausgestaltung auch mit vom zugrunde gelegten Begriffsverständnis abhängt.

Darüber hinaus werde der Inklusions- und der Diversitybegriff zum Teil aber auch synonym verwendet bzw. nur mit anderen Fokussierungen. So konstatiert Keuchel (2016), dass der Diversitybegriff bezogen auf Nationalität/Religiosität/Herkunft Verwendung finde, während der Inklusionsbegriff im Hinblick auf Menschen mit Behinderung gebraucht werde.

In Bezug auf das Integrationskonzept lassen sich zunächst Parallelen zum oben skizzierten ›Diversity-Inklusions-Verhältnis‹ ausmachen: Zum einen erfolgen hier ebenfalls Synonymverwendungen (z.B. Allemann-Ghionda 2011: 23), zum anderen werden die Begriffe zielgruppenspezifisch unterschieden, d.h. der Integrationsbegriff wird im Kontext von Migration verwendet, während der Inklusionsbegriff bezogen auf Menschen mit Behinderung Einsatz findet.

Doch auch hier gibt es Bemühungen um (definitorische) Unterscheidungen: Georgi beispielsweise sieht den zentralen Unterschied zwischen dem Inklusions- und dem Integrationskonzept darin, dass ersteres mit einem Rechtsanspruch verbunden sei, mit dem Ziel »strukturelle (rechtliche) Rahmenbedingungen zu schaffen, die benachteiligende Ausgangslagen ausgleichen können und Partizipation ermöglichen« (Georgi 2015: 26). Ein differenziertes Integrationsverständnis weise zwar eine gewisse Nähe zur Inklusion auf, da es die Ermöglichung zur Teilhabe beschreibe, aber eben ohne Rechtsanspruch. Darüber hinaus werden Stimmen laut, die sich vom Integrationsbegriff distanzieren und für den Inklusionsbegriff stark machen (z.B. Keuchel 2016; Scherr 2019; Stojanov 2020). So ist Keuchel (2016) zufolge das Ziel der Integration eine Anpassung an das bestehende System einer Mehrheitsgesellschaft (ebd.: 4), während bei Inklusionskonzepten der individuelle Förderbedarf im Vordergrund stehe, mit einem ressourcenorientierten Vorgehen (Keuchel 2016: 4). Ähnlich sieht dies auch Scherr (2019) und plädiert dafür, den Integrationsbegriff durch den Inklusionsbegriff zu ersetzen, weil letzterer für die selektive Inanspruchnahme und Berücksichtigung individueller Fähigkeiten und Leistungen stehe (ebd.: 1). Scherr verleiht seiner Argumentation Nachdruck, indem er ein etwas überspitztes Integrationsverständnis propagiert, nämlich Integration »im Sinne einer Übereinstimmung aller Individuen in Bezug auf grundlegende Normen und Werte«⁹ (Scherr 2019: 3).

Zweifelsohne sind viele Integrationsdefinitionen – auch ohne entsprechende Zuspitzung – nicht unproblematisch und werden zu Recht kritisiert (vgl. Kap. V. 4.1.3), dennoch gibt es gute Gründe für die Beibehaltung des Integrationsbegriffs: Die oben an-

geführten Inklusionsdefinitionen weisen eine starke Orientierung am Individuum auf, was – nicht zuletzt aus psychologischer Perspektive – sehr begrüßenswert ist. Der Integrationsbegriff, wie er beispielsweise von Foroutan vertreten wird, fokussiert hingegen den größeren gesellschaftlichen Zusammenhang, auch wenn er Raum lässt für die Einbettung individueller Teilhabe/Integration/Inklusion. Somit wird der Integrationsbegriff sowohl der gesellschaftlichen als auch der individuellen Perspektive (s.o.) gerecht. Neben der Fokussierung auf das Individuum setzen viele Inklusionsverständnisse explizit an benachteiligenden Ausgangslagen bzw. Ausgrenzungen an (Georgi 2015; Singer 2018: 187), Inklusion zielt auf deren Überwindung ab, wofür u.a. die Schaffung entsprechender struktureller Rahmenbedingungen erforderlich sei (s.o., Georgi 2015). Selbstverständlich ist unbestritten, dass zahlreiche Menschen und gesellschaftliche Gruppierungen zum Teil sogar starke Benachteiligungen erfahren, gleichzeitig mutet eine ausschließliche Konzentration auf eben diesen Aspekt zu einseitig an und ist zudem sehr voraussetzungsvoll. Die bisherigen Ausführungen lassen daher die Schlussfolgerung zu, dass Integration und Inklusion unterschiedliche Blickwinkel auf einander zwar ähnliche, aber doch differenzierungswürdige Phänomene liefern. Würde nun ein Begriff durch den anderen ersetzt, könnte das wohl eher zu einer Verwässerung der Debatte führen und käme zudem einer konzeptuellen Verarmung gleich. Daher scheint eine Beibehaltung beider Begriffe ratsam, wobei ich für diese Arbeit den Integrationsbegriff wähle, da er einen größeren Spiel- und Anwendungsrahmen bietet und bestehende Benachteiligungen und deren Überwindung mitdenkt, aber eben nicht voraussetzt.

Teilaspekt: Anerkennung

Den Teilaspekt der Anerkennung behandelt Naika Foroutan (2019) etwas ausführlicher als den der Teilhabe. Als Ausgangsbasis wählt sie Axel Honneths einschlägige philosophische Arbeiten und sein Verständnis von Anerkennung als, wie Foroutan es formuliert, »Streben nach Liebe, Recht und sozialer Wertschätzung« (ebd.: 74). Darin zeichnen sich – Foroutan zufolge – sowohl personale als auch gruppensoziologische Interaktionsmechanismen ab (ebd.: 74f.). Foroutan ergänzt jedoch unter Rückgriff auf Paul Ricoeur einen weiteren Aspekt, nämlich den des *Wiedererkennens*: Anerkennung bedeute darüber hinaus auch, dass sich Vertreter*innen nicht-dominanter Gruppen im breiten gesellschaftlichen Spektrum wiedererkennen. Demzufolge wäre es ein Beitrag zur Anerkennung, wenn beispielsweise Menschen mit Migrationshintergrund politische Ämter oder andere gesellschaftliche Positionen (Lehrkräfte, Manager*innen usw.) übernehmen, da andere Menschen mit Migrationshintergrund sich dann darin wiedererkennen können. In die weiteren Ausführungen bezieht Foroutan Kritik von Nancy Fraser (Fraser/Honneth 2017) ein, die an Honneths Konzept bemängelt, dass er einen zu starken

9 Diese Forderung scheint selbst im Falle vermeintlich ›homogener‹ Gesellschaften nur schwerlich erfüllbar, und zwar unabhängig davon, was konkret unter ›grundlegenden‹ Normen und Werten verstanden wird. Denn es stimmen nie ›alle‹ Mitglieder überein, schon gar nicht in zentralen Wertfragen.

Fokus auf die persönliche Dimension der Anerkennung lege, da er Anerkennungsgewinne ausschließlich auf einer persönlichen Ebene verortet (als Gewinn an Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstwertgefühl) (Foroutan 2019: 77). Foroutan wendet sich hingegen der gesellschaftlichen Ebene zu, und zwar unter der Prämisse, dass die Anerkennung von Diversität ein zentrales Ziel pluraler Demokratien sein müsse. Davon ausgehend behandelt sie, angelehnt an die soziologische Grundstruktur *strukturell, kulturell, sozial und identifikativ* (s.o.), die Anerkennungsdefizite in der Gesellschaft (Foroutan 2019: 83–109).

Vorliegende Arbeit setzt insbesondere an der persönlichen Ebene an, will aber auch Foroutans Überlegungen zur Rolle der gesellschaftlichen Ebene gerecht werden. Deshalb nehme ich den Begriff der Wertschätzung mit hinzu: In Anlehnung an Julia Caspar (2017: 24f.) erachte ich Wertschätzung als eine Facette der Anerkennung, die sich allerdings in zwischenmenschlichen Interaktionen und damit auf Mikroebene zeigt.

Teilaspekt: (Chancen-)Gleichheit

Den Teilaspekt der Chancengleichheit fasst Foroutan (2018, 2019) in ihren Ausführungen teilweise noch deutlich weiter, was sich in einer entsprechenden Schreibweise verdeutlicht, bei der die *Chancen-* in Klammern gesetzt werden oder nur der Gleichheitsbegriff verwendet wird (z.B. Foroutan 2018: 20 u. 21). Foroutan hebt insbesondere den normativen Aspekt der Gleichheit hervor, also die Gleichheit vor dem Gesetz, die zudem auch im Grundgesetz verankert ist. Gleichzeitig verknüpft Foroutan Gleichheit stark mit Anerkennung, was sie damit begründet, dass bestimmte Erfahrungen, die Angehörige benachteiligter Gruppen machen, vergleichbar und generalisierbar seien, weshalb die Gleichheit in der Anerkennung zentral sei: D.h. alle Menschen sollten gleichermaßen Anerkennung statt – wie in der Realität oft der Fall – Benachteiligung erfahren (ebd.).

Dem hier skizzierten Verständnis von Gleichheit liegt die Annahme zugrunde, dass Menschen unabhängig von bestimmten Merkmalen (z.B. Gruppenzugehörigkeiten) als gleich angesehen werden sollten. Darin zeichnet sich wiederum eine etwas andere Perspektive ab, als jene, die im Zusammenhang mit dem Diversitätskonzept herausgearbeitet wurde (vgl. S. 269), wo Gleichheit in zweierlei Hinsicht verhandelt wird: Einmal in ihrem Wechselspiel zur Vielfalt, wobei beide als Erzeugnis von Vergleichen gelten, die wiederum unter Verwendung ausgewählter (wenn auch wechselnder) Merkmale durchgeführt werden. Gleichheit besteht hier also zunächst innerhalb einer Gruppe, die sich wiederum von anderen (ebenfalls gleichen) unterscheidet. Daran schließt sich aber die Frage nach dem Verhältnis zwischen den jeweils voneinander *verschiedenen* Gruppen an. Und auch in diesem Zusammenhang wird Anerkennung gefordert, aber in Form einer Anerkennung des gleichwertig Verschiedenen (Prenzel 2019: 41).

Diese Gleichheitskonzeptionen gehen mit unterschiedlichen Handlungsimplicationen einher: Während aus dem normativen Gleichheitsverständnis die Forderung nach Gleichbehandlung und gleichen Chancen abgeleitet wird, findet sich im Diversitätskontext oft die Forderung, jedes Individuum in seiner »je einmaligen Lebenslage« (Prenzel 2019: 56) ernst zu nehmen, was in letzter Konsequenz bedeutet, dass hier – je nach Situation – auch unterschiedliche *Be-*Handlungen sinnvoll sein könnten. Gleiches gilt auch im Hinblick auf den Ausgleich bestehender Ungleichheiten, der ebenfalls eine »Ungleichbehandlung« erfordern kann.

Der sich hier andeutende Widerspruch lässt sich unter Rückgriff auf Prengels Arbeiten relativ problemlos auflösen. Sie nimmt eine Unterscheidung in einen konservativen, hierarchielegitimierenden und einen demokratischen Gleichheitsbegriff vor. Bei ersterem werden Gleichheitsrechte nur gruppenintern gewährt und Unterschiede werden zum Anlass genommen, um Hierarchisierungen und Über- und Unterordnungen vorzunehmen (Prengel 2019: 28). Beim demokratischen Gleichheitsbegriff hingegen werden Unterschiede als gleichwertig akzeptiert, ohne Ausgrenzungen vorzunehmen (ebd.: 28). Die im Integrationsbegriff formulierte (Chancen-)Gleichheit setzt nun an der Tatsache an, dass Hierarchisierungen sowie Über- und Unterordnungen und daraus resultierende Benachteiligungen zur alltäglichen sozialen Praxis gehören (siehe z.B. Behrmann/Eckert/Gefken 2018). Dieses Phänomen, in dem sich ein undemokratisches Gleichheitsverständnis andeutet, kann auch als vertikale Beziehungsgestaltung bezeichnet werden (Prengel 2017: 32). Vor dem Hintergrund der obigen Ausführungen kann Gleichheit also in zweierlei Form verstanden werden: Einmal als Ausgleich bestehender Benachteiligungen, zum anderen als Gleichheit in Diversität, mit gleichberechtigten Beziehungen zwischen Verschiedenen. Abschließend bleibt zu fragen, wie sich die beiden Gleichheitsvarianten zueinander verhalten: Stellt ein Ausgleich von Benachteiligungen den ersten Schritt zu Gleichheit in Vielfalt dar? Reicht das Fehlen von Benachteiligungen, um eine gleichberechtigte Vielfalt zu erreichen? Kann es trotz gleichberechtigter Vielfalt zu Benachteiligungen kommen? Ist die gleichberechtigte Vielfalt lediglich eine unerreichbare Projektionsfolie (vgl. auch S. 268) oder ist eine alltagspraktische Realisierung möglich? Wie sieht diese dann aus? Meine Auswertungen liefern erste Antworten auf diese Fragen.

Ergänzung: Wechselseitigkeit

Vor dem Hintergrund der obigen Ausführungen und im Hinblick auf die Tatsache, dass Foroutan (2018) in ihren Überlegungen zur postmigrantischen Gesellschaft sowohl die Komponente der Aushandlung stark macht als auch betont, wie wichtig ein vom Migrationsaspekt abhebender Integrationsbegriff ist, scheint – konsequent (wenn auch zunächst auf Mikroebene) weitergedacht – eine Ergänzung der Integrationsdefinition um den Aspekt der Wechselseitigkeit sinnvoll.

Denn eine gleichberechtigte Aushandlung impliziert letztlich, dass die an der Aushandlung Beteiligten sich gegenseitig teilhaben lassen oder anerkennen, was zu Geben und Nehmen-Verhältnissen führen kann: eine Person kann einmal als Vertreter*in einer Gruppe in der Position sein, andere teilhaben zu lassen, während sie in einem anderen Kontext diejenige sein kann, die Teilhabe ›erhält‹. Dieser wechselnden Dynamik könnte stärker Rechnung getragen werden.

Im Hinblick auf die angesprochenen Aushandlungsprozesse, an denen alle gleichberechtigt beteiligt sein sollen, spätestens aber, was die vielfältigen Facetten der Anerkennung angeht, gewinnt der Aspekt der Wechselseitigkeit an Bedeutung. So kann beispielsweise Wertschätzung unabhängig von der (gesellschaftlichen) Position gegeben werden, wobei Wechsel- bzw. Gegenseitigkeit für eine tragfähige soziale Beziehung von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind (z.B. Niemeyer 2013). Demnach modifiziere ich die Integrationsdefinition für diese Arbeit wie folgt:

Integration ist die wechsel- und gegenseitige Anerkennung, Gleichheit und Teilhabe innerhalb einer Gesellschaft und ihrer Subsysteme.

Angelehnt an Foroutan (2019: 104) mit Weiterentwicklungen durch d Verf.

4.2 Empirische Analysen

Ein Großteil der Äußerungen, die sich der Kategorie *Integration und Zusammenleben* zuordnen lassen, stammt von geflüchteten Teilnehmenden und dreht sich um den Integrationsaspekt der Teilhabe, und zwar insbesondere im Hinblick auf zwischenmenschlichen Kontakt und Beziehungsaufbau (in der »klassischen« soziologischen Einteilung, die Ebene der *Interaktion*, vgl. S. 315). Das mag darauf zurückzuführen sein, dass ein Großteil der Geflüchteten zum Zeitpunkt der Erhebung(en) noch nicht so lange in Deutschland lebt und daher auch noch keine (engen) sozialen Kontakte etablieren konnte. Damit ist den folgenden Analysen eine starke Fokussierung auf den Migrationsaspekt inhärent. Vor dem Hintergrund des hier propagierten erweiterten Integrationsverständnisses arbeitete ich jedoch in einem weiteren Kodiervorgang das Material auch nach anderen integrationsbezogenen Beispielen durch und konnte so weitere Integrationsbeispiele finden, die ich ebenfalls in die Analysen mit einbeziehe.

4.2.1 Die Sicht noch nicht/nicht mehr Integrierter: Kontaktbedürfnis

In der öffentlichen (migrationsbezogenen) Integrationsdebatte wird oft konstatiert, die Menschen wollten sich nicht »integrieren«, wobei auch von einer mangelnden Kontaktbereitschaft ausgegangen wird (Gaitanides 2016). In meiner Studie äußern einige geflüchtete Teilnehmende ein zum Teil sehr starkes Bedürfnis, dabei zu sein. Am besten veranschaulichen lässt sich dieses zunächst anhand eines metaphorischen Szenarios, das *Leo* entwirft. Bei der Folgeerhebung im Jahr 2017 erzählt er, dass er, im ersten Jahr seiner Ankunft und Anwesenheit in Deutschland, folgendes Bild hätte malen wollen (was er aber nicht tat, weil er nicht malen könne): Nämlich eine Wiese, auf der er zusammen mit zahlreichen Menschen steht, die sich miteinander vergnügen, reden, lachen und spielen. Von *Leo* nehmen die Menschen aber keine Notiz, weil er durch einen unsichtbaren Vorhang von ihnen getrennt ist. Er selbst kann zwar durch den Vorhang schauen, die Menschen, die sich auf der anderen Seite befinden, aber nicht. In diesem Bild spielt sich das (öffentliche) soziale Leben ohne *Leo* ab, der unfreiwillig in die Zuschauerrolle verbannt ist. Er will, kann aber nicht teilnehmen, weil die potentiellen Kontaktpartner*innen ihn nicht wahrnehmen. Im ersten Jahr in Deutschland fühlt sich *Leo* deshalb sehr einsam und alleine (vgl. auch Utler 2017). Dabei scheint es wichtig zu erwähnen, dass *Leo* zahlreiche Kontakte zu anderen Geflüchteten unterhält, sich aber trotzdem einsam fühlt. Es geht hier also explizit um den Wunsch, mit »Deutschen« in Kontakt zu kommen. Ähnlich äußern sich auch *Statistik* (2016) sowie Jugendliche aus der Wohngruppe in L-Stadt, die im

informellen Gespräch nach dem Interview erzählen, sie hätten im Jugendzentrum zwar schon ›Türken‹ kennengelernt, aber noch keine ›Deutschen‹¹⁰.

Die oben diskutierten Beispiele zum Kontaktbedürfnis werden allesamt von geflüchteten Teilnehmenden eingebracht, was die Frage aufwirft, ob das Bedürfnis nach Kontakt nur bei diesen oder auch bei Vertreter*innen anderer Gruppen vorherrscht. Zunächst gilt festzuhalten, dass die anderen an meiner Studie Teilnehmenden kein vergleichbares Kontaktbedürfnis verbalisieren. Daraus aber zu folgern, dieses Bedürfnis herrsche nur bei geflüchteten Teilnehmenden vor, würde wohl dennoch zu kurz greifen, wie nicht zuletzt *Samiras* Schilderungen zum bzw. Erzählungen vom Redebedürfnis älterer Menschen demonstrieren:

[...] ich bin in der Straße manchmal, ich bin auf die Straße manchmal und ich treffe die alte Damen und so. Und, und ich weiß, dass sie, sie brauchen einfach etwas äh zu reden. Gestern habe ich eine russische Frau getroffen und ich habe ihr erklärt (.) ganz am Anfang. Ich versteh kein Deu- äh Russisch, aber sie wollte einfach reden und ich, ich war äh: for, ich glaube for zehn Minuten. Sie hat viel erzählt äh auf Russisch. Habe gar nicht verstanden, (.) trotzdem äh, ich, ich, mh, ich äh, äh, ähm ich habe nur gehört und ich habe gefunden, dass hatte ihr gef- äh gefällt//mhm, mhm//, ja, dass sie, sie trifft niemand//mhm//**und sie will einfach reden** (Samira 2016)

Wie die Formulierungen »ich bin auf die Straße manchmal« (Z. 110) und »ich treffe die alte Damen« (Z. 110f.) vermuten lassen, handelt es sich bei *Samiras* Begegnungen mit älteren redebedürftigen Menschen¹¹ um keinen Einzelfall, auch wenn sie diesbezüglich eine gewisse Vorerwartung zu haben scheint (»und ich weiß [...] sie brauchen einfach etwas [...] zu reden«, Z. 111f.). *Samira* veranschaulicht ihre zugrundeliegende These des Redebedarfs anhand eines konkreten Erlebnisses vom Vortag, bei dem eine ältere Dame (geschätzt) zehn Minuten etwas auf Russisch erzählt habe, obwohl *Samira* ihr gesagt hatte, dass sie kein Russisch spreche. Das Bedürfnis, sich jemandem mitzuteilen, scheint also so groß zu sein, dass die Frau es in Kauf nimmt, wenn keine wirkliche Unterhaltung zustande kommt. Den Grund für dieses Redebedürfnis sieht *Samira* in einem Mangel an zwischenmenschlichen Kontakten, was wiederum auf ein Gefühl der Einsamkeit schließen lässt. Trotz der einseitigen Konversation hat *Samira* den Eindruck, dass es der Frau

10 Diese Aussage ist, was die Integrationsthematik angeht, ebenfalls interessant, tut sich hier doch eine weitere Gruppendifferenzierung auf, bei der sich die Frage stellt, ob es sich dabei um ›Selbst- oder Fremdzuschreibungen‹ handelt. Zudem wäre zu fragen, wie diese Zuschreibungen entstehen. Da ich diese Äußerung jedoch nur handschriftlich dokumentiert habe, darüber hinaus aber kein weiteres Datenmaterial zur Verfügung steht und außerdem keine unmittelbare Verbindung zur Forschungsfrage hergestellt wird, belasse ich es an dieser Stelle mit dem Hinweis auf einen möglicherweise interessanten Forschungsgegenstand ohne selbst weitere Analysen vorzunehmen.

11 *Samira* spricht nur von älteren »Damen«, mit denen sie sich auf der Straße unterhalte. Allerdings vermute ich, dass das eher daran liegt, dass sie insbesondere mit Frauen das Gespräch sucht, wohl auch, weil sie sich für die Frau im öffentlichen Raum interessiert (vgl. S. 205). Was jedoch das Redebedürfnis älterer Menschen angeht, nimmt sie keine weiteren geschlechtsspezifischen Markierungen vor, weshalb ich es für gerechtfertigt halte, eine Generalisierung auf ältere Menschen vorzunehmen.

gutgetan hat, mit jemandem zu sprechen, die ihr zuhört (auch ohne sie zu verstehen), was einmal mehr Rückschlüsse auf das Ausmaß der Einsamkeit und des daraus resultierenden Redebedürfnisses zulässt.

Samira scheint das Kontaktbedürfnis nicht nur bei älteren ›deutschen‹ Menschen zu verorten, sondern allgemein bei ›älteren‹ Menschen, die in Deutschland leben. Gleichzeitig ließe sich natürlich fragen, ob die offenbar russische bzw. russlanddeutsche Herkunft der Frau ihre Desintegration nicht noch verstärkt: So könnte die Sprachhürde den Kontaktaufbau zu ›Deutschen‹ erschweren und vielleicht bestehen auch keine Anschlussmöglichkeiten an eine russischsprachige Community.

Da es also auch bei Vertreter*innen anderer Gruppen ein Bedürfnis nach Kontakt zu geben scheint, stellt sich die Frage, warum ich darüber nur Aussagen aus ›zweiter Hand‹ erhalten habe. Wie ich vermute, kommt dieses Ergebnis durch die Kombination aus Forschungsgegenstand und Zusammensetzung der ›deutschen‹ Teilnehmenden zustande: Meine Stichprobe umfasst kaum ältere nicht mehr berufstätige Menschen und offenbar auch sonst keine Vertreter*innen von Gruppen, die wenig soziale Kontakte haben. Hier mag aber auch mit hineinspielen, dass die anderen Teilnehmenden, falls sie wenige Sozialkontakte hätten (ob das so ist oder nicht, kann hier nicht geklärt werden), dies nicht mit Deutschland in Verbindung bringen würden, weil im Alltagsverständnis nur die migrationsbezogene Integrationsthematik (nicht aber andere) mit Deutschland verknüpft ist (sind).

Vor dem Hintergrund der obigen Analysen lässt sich konstatieren, dass insbesondere dann ein Kontaktbedürfnis zu bestehen scheint, wenn Menschen neu nach Deutschland (oder in einen anderen Teil Deutschlands) kommen und (noch) niemanden kennen oder aber, wenn aufgrund einer Veränderung der Lebenssituation (sei es durch Tod o.ä.) bestehende soziale Netzwerke wegbrechen. Zur Frage, wann Einsamkeit und Kontaktbedürfnis explizit mit Deutschland in Verbindung gebracht werden, wären wiederum weitere Untersuchungen nötig. In meiner Studie wird die Verknüpfung bei eigenen Erfahrungen als Neuangekommene*r hergestellt oder aber, wenn Desintegrationsphänomene beobachtet werden, die den Teilnehmenden so aus ihren Herkunftsländern nicht bekannt waren. Abschließend widme ich mich noch der Frage, ob es unter den Geflüchteten (da das Kontaktbedürfnis älterer Menschen nur aus ›zweiter Hand‹ erwähnt wird, können zu dieser Gruppe keine näheren Analysen angestellt werden) Unterschiede bezüglich des Kontaktbedürfnisses gibt. Zunächst scheint das Bedürfnis nach Kontakt über alle befragten Altersgruppen hinweg zu bestehen und sich auch nicht oder zumindest nicht ausschließlich an der Größe des Wohnorts festzumachen. Interessant ist aber, wer *kein* Kontaktbedürfnis äußert: Teilnehmende mit Kindern. Hier kann einerseits angenommen werden, dass Menschen, die mit ihrer Familie (oder zumindest einem Teil davon) nach Deutschland gekommen sind, kein Bedürfnis nach Kontakt haben, weil sie bereits in ein soziales Netzwerk eingebunden sind, das sie auffängt. Andererseits ist zu betonen, dass die Geflüchteten, die ein starkes Kontaktbedürfnis haben, meist sehr wohl in soziale Netzwerke mit anderen Geflüchteten eingebunden sind (s.o.). Demnach müssen hier weitere Gründe in Betracht gezogen werden: So könnte es sein, dass Geflüchtete mit Kindern leichter mit Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft in Kontakt kommen. Dafür spricht, dass *Yavur* (2016), der alleine mit seinem Sohn nach Deutschland geflohen ist, davon spricht, Freunde in Deutschland zu haben. Und *Sunny* (2017), die zum Zeitpunkt

der Befragung einen Sohn im Vorschulalter hat, fotografiert viele Begebenheiten wie Straßenfeste oder Veranstaltungen für Kinder (z.B. Besichtigungstermine bei der Feuerwehr), bei denen auch andere Menschen (mit) abgebildet sind. Das heißt zwar nicht automatisch, dass sich aus diesen Begegnungen engere Beziehungen entwickeln, aber zumindest scheint es nicht an Gelegenheiten und potentiellen Möglichkeiten zum Kontaktaufbau zu mangeln.

4.2.2 Die Sicht ›der Integrierten‹¹²: Interesse und Verantwortungsabgabe

Wie im Theorieteil deutlich wurde, bedarf es für den Kontaktaufbau, beispielsweise zwischen Geflüchteten und Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft, stets einer beiderseitigen Kontaktbereitschaft (vgl. S 321). Angesichts des starken Kontaktbedürfnisses vieler geflüchteter Teilnehmender stellt sich daher die Frage, ob und inwiefern ›integrierte‹ Vertreter*innen signalisieren, Kontakt zu noch nicht oder nicht mehr integrierten Personen aufzunehmen oder zumindest aufnehmen zu wollen. ›Die integrierten Teilnehmenden‹ äußern sich zwar nicht oder allenfalls ansatzweise dazu, Kontakt zu ›Nicht-Integrierten‹ zu suchen, aus den Schilderungen und Erzählungen mehrerer Teilnehmender lässt sich aber ableiten, wo die Verantwortung für Integrationsmaßnahmen verortet wird, welche Schwierigkeiten antizipiert werden und welche Haltung zum Kontakt mit (noch) Nicht-Integrierten besteht und wodurch diese begünstigt wird.

Zunächst scheinen integrierte Teilnehmende davon auszugehen, dass in Deutschland ausreichend (strukturelle) Maßnahmen erfolgen, um Vertreter*innen nicht integrierter Gruppen die gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. *Sophie* (2016) illustriert dies am Beispiel älterer Menschen, denen durch barrierefreie Zugänge, aber auch durch Altenheime die Teilhabe ermöglicht werde. Aus ›Integriertensicht‹ wird also (zumindest was die Gruppe älterer Menschen angeht) die Zuständigkeit für die Gewährleistung der Teilhabe auf einer übergeordneten, strukturellen Ebene angesiedelt. Was die individuelle Ebene angeht, gehen integrierte Personen möglicherweise davon aus, dass Kontakte ›von selbst‹ zustande kommen, und sehen sich vielleicht auch weniger in der ›Bringschuld‹. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an ein interkulturelles Seminar, das ich vor Jahren in einer Mittelstadt in Niederbayern gehalten habe und bei dem sich ein Teilnehmender zum Thema Integration von Migrant*innen wie folgt äußerte: Er und seine Freunde würden im Gasthaus doch immer am Stammtisch sitzen, da könnten sich doch alle, auch Migrant*innen, jederzeit dazugesellen. Ungeachtet der Frage, ob sich die Kontaktaufnahme in der Realität vergleichbar unproblematisch gestalten würde, deutet sich hier an, dass sich ›Integrierte‹ nicht dafür verantwortlich sehen, den ersten Schritt in der Kontaktherstellung zu Nicht-Integrierten zu unternehmen.

12 Ich möchte hier nochmal betonen, dass sich in dem Integrationsverständnis, das ich dieser Arbeit zugrunde lege, Integration nicht nur auf ›die‹ Gesellschaft, sondern auf zahlreiche gesellschaftliche Gruppen bezieht. Demnach kann eine integrierte Person in anderen Kontexten auch nicht integriert sein. Wenn ich hier von ›Integrierten‹ spreche, dann also nur bezogen auf die jeweilige Referenzgruppe.

Doch auch wenn sich »Integrierte« weniger in der Verantwortung für den interpersonellen Kontaktaufbau zu sehen scheinen, so bedeutet dies nicht, dass sie nicht am Schicksal geflüchteter Menschen Anteil nehmen würden. Diese Anteilnahme lässt sich beispielsweise anhand der Ausführungen von *Flora* veranschaulichen, die sich im Jahr 2016, in dem die Themen *Flucht und Geflüchtete* in Deutschland sehr präsent sind, wie folgt äußert:

[...] deswegen hat mich das halt schon irgendwie beschäftigt, dass, (.) wie's dene halt so geht. Also i war net dorten in dem Flüchtlingsheim und so, aber (.) so (.) drüber nach=(.)=gedacht hab ich schon und deswegen hab i irgendwie dacht des gehört mit eine, weil des zurzeit so aktuell is und//mhm//irgendwie keine Ahnung des (.) sch=spricht mich halt irgendwie o so zu wissen wies dene geht (*Flora* 2016)

Der obigen Textpassage gingen Ausführungen dazu voraus, dass *Flora* nahe einer Flüchtlingsunterkunft wohne und dass ihre Mutter – die Lehrerin ist – in der Vergangenheit ein Mädchen mit Fluchthintergrund unterrichtet habe. Diese beiden Faktoren scheinen dazu beigetragen zu haben, dass sich *Flora* mit der Situation von Geflüchteten auseinandersetzt. Wobei die Auseinandersetzung vor allem auf einer kognitiven Ebene erfolgt, indem sich *Flora* über das Wohlbefinden der Menschen, die in der benachbarten Flüchtlingsunterkunft leben, Gedanken macht. Dieses »Gedanken Machen« kann als Interesse aufgefasst werden, d.h. als kognitive Anteilnahme an einer anderen Person darstellt (Krapp 2021: 883). Allerdings bleibt es bei der kognitiven Anteilnahme, konkrete Schritte der Kontaktaufnahme werden von *Flora* nicht unternommen, wie sie selbst mit dem Hinweis, noch nicht in der Asylunterkunft gewesen zu sein verdeutlicht. Die Tatsache, dass sie an dieser Stelle die Kontaktaufnahme ins Spiel bringt, könnte darauf hindeuten, dass sie grundsätzlich offen ist für Kontakt, oder diesen vielleicht auch als logische Konsequenz ihrer Anteilnahme sehen würde. Warum *Flora* dann aber keine Kontaktversuche unternimmt, darüber können hier nur Mutmaßungen angestellt werden: Grundsätzlich steht anzunehmen, dass die Rahmenbedingungen nicht auf Kontaktaufbau ausgelegt sind (oft regeln Security-Dienste den Zugang zu Asylunterkünften) und es darüber hinaus als sozial unangemessen erachtet würde, einfach anlasslos bei einer Unterkunft aufzutauchen. Hier deuten sich also Kontakthindernisse an, die an anderer Stelle (vgl. S. 337f.) noch näher erörtert und analysiert werden.

Floras Ausführungen sind aber auch deshalb interessant, weil sie andeutet, warum sie sich für das Wohlergehen geflüchteter Menschen interessiert. Zunächst verweist sie auf die Aktualität des Themas, worin sich vermutlich die, im Jahr 2016 (noch) stark präsente und damals schon als *Willkommenskultur* bezeichnete Haltung gegenüber Geflüchteten widerspiegelt. Abgesehen von der Präsenz des Themas erwähnt *Flora* aber auch bestehende Vorurteile gegenüber Geflüchteten als Grund für ihre Anteilnahme (»weil oft Vorurteile gegen die san«, Z. 132–133, *Flora* 2016). Dabei geht es ihr jedoch nicht um ihre eigenen Vorurteile (*Flora* betrachtet sich aufgrund eines Jahre zurückliegenden Kontakts zu einem geflüchteten Mädchen als vorurteilsfrei), sondern um die Vorurteile, die *Flora* (2016) in der Gesellschaft wahrnimmt. Diesen wiederum scheint *Flora* informiert begegnen zu wollen, wie sich auch daran zeigt, dass sie ein Deutschwörterbuch fotografiert, das sie als Symbol für die Schwierigkeit sieht, die deutsche Sprache zu lernen. Die Situa-

tion der Geflüchteten lässt sich also – für *Flora* – besser verstehen, indem sie sich und vor allem anderen die möglichen Herausforderungen der Integration (das) vor Augen führt.

4.2.3 Hindernisse beim Kontaktaufbau

In den beiden vorausgegangenen Teilkapiteln wurden die Perspektiven integrierter und (noch) nicht integrierter Personen einander gegenübergestellt. Darin offenbarten sich erste Hindernisse und Erklärungen dafür, warum sich der Kontaktaufbau stellenweise schwierig gestaltet. Dieses Teilkapitel greift die bereits genannten Aspekte nochmal auf und arbeitet darüber hinaus auch weitere Hindernisse heraus. Wie sich zeigt, können zu verschiedenen Zeitpunkten Schwierigkeiten zutage treten: entweder bereits bei der Kontaktaufnahme oder aber beim Kontakt selbst.

Unterschiedlich stark ausgeprägte Kontaktbedürfnisse

Wie sich oben bereits abgezeichnet hat, hat *Leo* den Eindruck, dass er von der Aufnahmegesellschaft nicht wahrgenommen wird, was auf ein geringer ausgeprägtes Kontaktbedürfnis auf Seiten der Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft schließen lässt, was vielleicht auch daher rührt, dass die Menschen bereits über Sozialkontakte verfügen (wie ja auch das Bild der miteinander interagierenden Menschen nahelegt, das *Leo* im übertragenen Sinn zeichnet).

Wohnort und Wohnsituation

Leo führt seine Einsamkeit auch darauf zurück, dass er im Jahr seiner Ankunft in einem kleinen Dorf lebt, in dem es kaum Möglichkeiten gibt, Menschen zu treffen. Wobei hier betont sei, dass *Yavur*, der mit seinem Sohn ebenfalls in A-Dorf lebt, eben nicht von der Einsamkeit dort berichtet, sondern vielmehr davon, viele Freunde zu haben (s.o.), so dass hier anzunehmen steht, dass der Wohnort mit anderen Faktoren in Wechselwirkung steht.

Neben dem Wohnort kann aber auch die Wohnsituation den Aufbau von Kontakten erschweren. So trägt aus *Statistiks* (2016) Sicht die Unterbringung von Geflüchteten in Asylunterkünften dazu bei, dass diese unter sich blieben; eine Einschätzung, die sich auch aus der anderen Perspektive bestätigt: Die Unterkünfte scheinen auf *Flora* unnahbar zu wirken (vgl. S. 336).

Mangel an Kontakträumen

Aber auch abgesehen von den o.g. strukturellen Gegebenheiten, die die Möglichkeiten zum Kontaktaufbau stark einschränken, scheint es für viele nicht oder nicht mehr integrierte Menschen in Deutschland schwierig, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Soziologische Überlegungen setzen diesbezüglich oft erst einen oder mehrere Schritte später an und beschäftigen sich beispielsweise mit der Frage, wodurch interethnische Eheschließungen begünstigt werden (vgl. Heckmann 2015: 189). Allerdings räumt Heckmann ein: »Dass es im Bereich der sozialen Integration zu interethnischen Freundschaften und Eheschließungen kommt, ist zunächst einmal an die grundlegende, wenn auch banale Bedingung gebunden, dass man sich überhaupt begegnen kann«

(ebd.: 189). Hierfür empfiehlt Heckmann die Etablierung »interethnischer Kontakt- und Begegnungsprogramme« (ebd.: 190).

In meiner Untersuchung deutet sich jedoch an, dass es weniger an spezifischen Kontaktprogrammen oder Festen mangelt, als an Begegnungsorten und -räumen, die nicht zeitlich begrenzt, sondern fest etabliert sind und wo kontinuierlich Begegnungen möglich sind. Der Mangel an derartigen Räumen lässt sich anhand eines Beispiels von *Leo* und seinen Freunden veranschaulichen, die im ersten Jahr der Erhebung massive Schwierigkeiten hatten, Menschen zu treffen und die sich deshalb für den Besuch einer Messe in der Kirche entschieden (s.u.). Die Kirche erschien ihnen dabei als geeigneter Begegnungsraum, vielleicht, weil dieser kostenlos zugänglich ist und dort regelmäßig und zu festen Uhrzeiten Messen stattfinden, die von einer größeren Anzahl an Menschen aufgesucht werden. Insofern ist also zumindest planbar, wann es die Möglichkeit gibt, Menschen zu treffen, die zudem nicht an einem vorübergehen, sondern über einen gewissen Zeitraum an einem Ort verweilen. Wie *Leo* und seine Freunde jedoch feststellen »müssen«, ist die Kirche – zumindest im deutschen Kontext und im Rahmen regulärer Messdienste – kein Ort zum Knüpfen neuer Kontakte (s.u.). Abgesehen davon, dass es kaum kostenlos zugängliche Begegnungsorte gibt, scheint es darüber hinaus also noch kulturelles Wissen zu bedürfen, um einschätzen zu können, welche Orte sich besser und welche schlechter eignen, Menschen kennenzulernen.

Das Fehlen von Kontakträumen trifft aber nicht nur Neuankommende, sondern auch andere, nicht-(mehr)-integrierte Menschen, wie *Samiras* Beispiel der älteren Menschen verdeutlicht, die im öffentlichen Raum Gespräche mit ihr beginnen (vgl. S. 333). Über ähnliche Erfahrungen verfügte eine ehemalige Studentin¹³ von mir: Sie jobbte an einer Supermarktkasse, wo des Öfteren ältere Menschen mit ihr ein Gespräch begonnen haben. Wenn sie sich darauf einließ, reagierten die Kolleg*innen irritiert, was einmal mehr zeigt, dass es dezidierte Vorstellungen dazu gibt, welche Orte Kontakträume darstellen und welche nicht.

Es scheint also in Deutschland relativ klar vorgezeichnete Orte zu geben, an denen Kontaktaufbau gewünscht, vorgesehen oder wenigstens akzeptiert ist. Von diesen Kontaktaufbauschemata wird – meinem Eindruck zufolge – nur in Ausnahmesituationen abgewichen (z.B. bei Ereignissen, bei denen Menschen im selben Raum etwas Unvorhergesehenes, aber Gravierendes gemeinsam erleben, wie z.B. mehrstündige Streckensperrungen einer Bahnlinie o.ä.).

Kulturelle und Intergruppenfaktoren

Im vorausgegangenen Teilkapitel deutete sich bereits an, dass ungeachtet bestehender Herausforderungen von neuangekommenen Teilnehmenden Kontaktversuche unternommen werden, die sich dann aber – nicht zuletzt aufgrund kultureller Faktoren – ebenfalls schwierig gestalten (können). Zur Veranschaulichung dessen gehe ich etwas näher auf *Leos* Besuch der Messe (s.o.) ein: Wie erwähnt besuchten er und seine Freunde im Bemühen, Kontakte zu knüpfen, eine Messe in der Kirche. Als die Messe beendet war, sprachen sie eine ältere Dame an und boten ihre Hilfe im Haushalt und Garten an.

13 Sie besuchte im Sommersemester 2021 das von mir an der Universität Bayreuth angebotene Seminar *Interkulturelle Psychologie*.

Sie gaben der Dame ihre Telefonnummern, die meldete sich allerdings nicht, worüber *Leo* sich enttäuscht, aber auch verwundert zeigt. Auf meine Nachfrage hin erläutern *Leo* und seine Freunde, im Irak hätten ältere Menschen dieses Angebot wohl ohne Zögern angenommen¹⁴. Mögliche Erklärungen für das Scheitern dieses Kontaktversuchs liefern sowohl interkulturelle als auch Intergruppenansätze, wobei auch hier von einer Wechselwirkung ausgegangen werden kann. Was kulturelle Erklärungsansätze angeht, scheinen die sog. interpersonelle Distanzdifferenzierung bzw. Distanzregulierung (Schroll-Machl 2016: 154) sowie Sachorientierung eine Rolle zu spielen: So werden in Deutschland zwischenmenschliche Kontakte (zwischen einander unbekannten Individuen) häufig Schritt für Schritt aufgebaut, d.h. zu Beginn verhalten sich die Beteiligten eher *neutral* zueinander, eine Öffnung (emotional, aber auch was den Zutritt zu privaten Räumen angeht) erfolgt erst, wenn die Individuen einander besser kennengelernt haben (was Wochen oder Jahre dauern kann). Vor diesem Hintergrund kann das Angebot von *Leo* und dessen Freunden schnell falsch interpretiert werden, z.B. als »unseriöses Angebot« (was zunächst vollkommen unabhängig von der Herkunft derer ist, die das Angebot unterbreiten). Hinzu kommt, dass es in Deutschland selbst in der erweiterten Familie nicht durchwegs üblich ist, Hilfe im Haushalt oder Garten anzunehmen (siehe Individualismus, Schroll-Machl 2016: 206–207). Stattdessen wird eher auf professionelle Angebote zurückgegriffen, worin sich in gewisser Weise eine Sachorientierung widerspiegelt (Schroll-Machl 2016: 54).¹⁵

Abgesehen von diesen kulturellen Einflussfaktoren ist aber nicht auszuschließen, dass Vorurteile, rassistische Einstellungen gegenüber Geflüchteten und/oder Bedrohungsgefühle dazu beigetragen haben, dass die Frau das Angebot nicht angenommen hat. Diese könnten die o.g. Lesart des unseriösen Angebots noch verstärkt haben. Dass »deutsche Leute« Angst vor dem Kontakt mit Geflüchteten haben könnten, vermutet auch *Statistik*, wobei er diese Angst auf beiden Seiten verortet: auch Geflüchtete hätten Angst. Worin sich diese Angst begründet, bleibt zwar unklar, allerdings scheinen viele Geflüchtete auch davon auszugehen, dass Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft ihnen gegenüber Ängste oder Vorurteile haben könnten, weshalb sie von einer Kontaktaufnahme absehen. *Kaffee schwarz* (2016) wagt beispielsweise vor dem Hintergrund der Ereignisse in der Kölner Silvesternacht¹⁶ nicht, Mädchen auf der Straße zu grüßen (auch dann nicht, wenn diese zu ihm »Hallo« sagen), weil er (und seine Freunde) Angst davor haben, Probleme zu bekommen.

Personen- und situationsbezogene Faktoren

Neben kulturellen und Intergruppenfaktoren leisten vermutlich auch persönliche sowie alters- bzw. entwicklungsbedingte Faktoren ihren Beitrag dazu, dass von Nicht-In-

14 *Leo* erzählt nach Abschluss des Interviews von diesem Erlebnis, weshalb hierzu keine Tonaufnahme vorliegt und ich auf meine Beobachtungsnotizen zurückgreife.

15 Das zeigt sich schon allein daran, dass eine google-Recherche mit dem Suchbegriff *Hilfe im Garten* 182.000.000 Treffer liefert, wobei auf den ersten Seiten nur bezahlte Angebote erscheinen. In den Anzeigen selbst wird dann häufig mit Schlagwörtern wie »kompetent, professionell, zuverlässig« geworben.

16 Die Kölner Silvesternacht steht im öffentlichen deutschen Diskurs für massenhafte sexuelle Übergriffe auf Frauen, ausgehend von »Flüchtlingen« (vgl. Drüke 2016: 5 u. 8).

tegrierten keine Kontaktversuche unternommen werden. So erzählt *Kaffee schwarz* im Rahmen der ersten Erhebung davon, dass er und seine Freunde deutsche Jugendliche beim Fußballspielen beobachteten hätten und sie eigentlich mitspielen wollten. Allerdings haben sie die Jugendlichen wohl nie gefragt, ob sie mitspielen dürften; stattdessen entschieden sich *Kaffee schwarz* und seine Freunde, zum McDonald's zu gehen, und das wohl wiederholt (»aber meistens gingen wir zu McDonald's«, Z. 194–195, *Kaffee schwarz* 2017). Dass sie die Jugendlichen nicht mal fragen, ob sie mitspielen dürfen, kann auch mit Schüchternheit bzw. einer Angst vor Zurückweisung zu tun haben. Dafür sprechen entwicklungspsychologische Untersuchungen, die gerade in der Phase der Adoleszenz ein hohes Maß an sozialen Ängsten nachweisen (Essau/Conrad/Petermann 1999), wobei in einer Untersuchung von unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten in Norwegen u.a. die o.g. Intergruppendifaktoren (wie wahrgenommene Diskriminierung) zusätzlich zu deren Entstehung beitrugen (Jore/Oppedal/Biele 2020).

4.2.4 Kontaktmodelle

Die Kontaktherstellung gestaltet sich zwar – wie oben ausführlich dargelegt – in Deutschland oft schwierig, ist aber auch nicht unmöglich. Vielmehr verfügen viele Teilnehmende gerade im zweiten Jahr der Erhebung über zahlreiche Kontakte. Dieses Teilkapitel widmet sich daher der Frage, wie diese Kontakte zustande kommen und in welchem Kontext sich diese etablieren. Ich spreche hier von *Kontaktmodellen*, d.h. es handelt sich um verschiedene Varianten oder Arten des Kontakts, die sich gegenseitig nicht ausschließen, stattdessen kann ein Individuum mehrere Kontaktmodelle mit unterschiedlichen Personen etablieren. Eingangs sei noch erwähnt, dass die Kontakte zwischen Geflüchteten und »Deutschen« oft – wenn auch nicht immer – durch Personen zustande kommen, die sich ehrenamtlich oder auch im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit für Geflüchtete engagieren, was auf eine zentrale Rolle und Bedeutung ehrenamtlichen Engagements (auch) für den Kontaktaufbau verweist.

Besuchender Kontakt

Als Aufhänger für die Rekonstruktion des ersten Kontaktmodells, das ich als »besuchender Kontakt« bezeichne, wähle ich ein Foto (vgl. Abb. 28), das *Statistik* im ersten Jahr der Befragung, also 2016, aufgenommen hat: Es zeigt eine junge Frau, die an einer geöffneten Zimmertüre steht.

Das Foto lässt sich in drei Segmente aufteilen: Das erste wird von einer jungen Frau eingenommen, die sich im Zentrum des Fotos befindet. Das zweite Segment setzt sich aus einer Wand, einer verschlossenen Holztür und einer Kommode zusammen, auf der sich Kisten befinden. Das dritte Segment befindet sich links und rechts an den Bildrändern. Es besteht aus Teilen eines Türrahmens, an dessen rechtem Rand eine Pinnwand und ein Schlüsselbrett zu sehen sind.

Abbildung 28: Junge Frau an geöffneter Zimmertür

Foto Nr. 14, *Statistik* (2016)

Die junge Frau in der Bildmitte trägt ein offenes Karo-Hemd und darunter ein schwarzes Oberteil. Die langen blonden Haare hat sie zu einem Pferdeschwanz gebunden, wobei ihr einzelne Haarsträhnen ins Gesicht fallen. Die junge Frau ist bis zur Taille abgebildet, sie blickt frontal und lächelnd in die Kamera, ihre linke Schulter (von der Betrachterin aus gesehen) ist leicht nach hinten versetzt, was ihre ansonsten eher statisch anmutende Körperhaltung etwas dynamischer wirken lässt. Ihr Gesamtauftreten (Kleidung, Frisur sowie die Tatsache, dass sie nicht auffallend geschminkt ist) wirkt leger, es scheint, als sei das Foto in der Freizeit entstanden. Alternativ könnte sie sich auch in einem beruflichen Kontext bewegen, in dem es keine strengen Kleidercodes gibt. Die Frau ist allerdings nicht bei einer bestimmten Tätigkeit zu sehen, sondern »einfach nur so«. Damit erinnert die Art, wie die junge Frau abgebildet ist, ein wenig an touristische Fotos, mit denen gezeigt wird (oder werden soll), dass »man/frau« an einem bestimmten Ort war (Turner 1992). Gleichzeitig könnte es sich auch um eine Portraitaufnahme handeln, zur Erinnerung an den*die Fotografierte. Aber auch bei Internetauftritten verschiedener Organisationen sind die Mitarbeitenden bisweilen so oder zumindest ähnlich abgebildet (vgl. transcript o.).

Beim Einbezug der Segmente zwei und drei zeigt sich, dass das Setting eher kein touristisches ist, d.h. die Umgebung zeichnet sich nicht – zumindest nicht auf den ersten Blick – durch etwas »Besonderes« aus, wie aufwändige Verzierungen, historische Gebäude oder beeindruckende Naturformationen. Vielmehr befindet sich die Frau in einem »normal« wirkenden Hausinnern, genauer gesagt scheint sie in einem Türrahmen mit offener Tür zum Flur zu stehen. Die Aufnahme erfolgt vom Innern eines Raumes, wie zumindest der Hintergrund vermuten lässt, der wie ein Flur aussieht: Hinter der Frau ist eine verschlossene Holztür zu sehen an deren linken inneren Türrahmen (im oberen Drittel) sich eine längliche durchsichtige Plastikschiene befindet, die links und rechts mit je

einer Schraube befestigt ist und wie eine, wenn auch leere, Vorrichtung für ein Namensschild wirkt. Rechts neben der Tür (und hinter der jungen Frau) befindet sich eine Kommode, auf der zwei Kisten stehen. Die Kommode hat im oberen Drittel ein Glasfenster, das einen Blick auf die in der Kommode befindlichen Dinge freigibt: dort liegen mehrfarbige Textilien, die aber nicht näher bestimmbar sind und wie »hineingestopft« wirken (zumindest überlagern sich die Farben und es zeichnen sich einige Falten ab). Am unteren Ende der Kommode scheinen Turnschuhe zu stehen, wie ein roter Schriftzug auf weißem Untergrund vermuten lässt. Zwischen Kommode und (rechtem) Türstock befindet sich ein Schalter, da dieser keinen weiteren Aufdruck hat, handelt es sich vermutlich um einen Lichtschalter (Klingeln sind meist durch entsprechende Symbole oder eine Kombination mit einem Namensschild gekennzeichnet). Da sonst kein weiterer Schalter zu sehen ist, scheint es auch keine Klingel zu geben, was wiederum vermuten lässt, dass es sich hier nicht um ein »klassisches« Mietshaus handelt, sondern vielleicht eher um eine Art Wohnheim. Dafür spricht, dass im Flur eine Kommode steht, was zumindest in größeren Mietshäusern eher unüblich ist, da die Vermietenden, die auch für den Brandschutz verantwortlich sind¹⁷, dies oft untersagen.

Segment 3 wirkt, da es sich an den Bildrändern befindet und durch zwei weiße gerade Linien geprägt ist, wie ein zusätzlicher Bilderrahmen. Zudem offenbart sich ein Blick auf einen Teil des Zimmerinnern (von dem aus fotografiert wird). Im oberen Drittel befindet sich eine Korkpinnwand, auf der mehrere bunte Pinnadeln verteilt sind. Die Pinnwand soll offenbar der Wochenplanung dienen, wie die vier am linken Rand befindlichen gelben Schilder vermuten lassen, auf denen Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag steht. Die Pinnwand wirkt unbenutzt, oder es gibt nur wenig zu planen, da (zumindest für Montag bis Donnerstag) keine Wochenaktivitäten zu sehen sind. Unter der Pinnwand ist ein Teil eines schwarzen Schlüsselbretts zu sehen, an dem ein Schlüssel hängt, was wiederum darauf hindeutet, dass die Tür tatsächlich eine Art Wohnungstür bildet, die das Innere vom stärker Öffentlichen, Äußerem abgrenzt, weshalb die Tür entsprechend verschlossen wird. Dadurch, dass *Statistik*, der Fotograf, im Innern des Zimmers bzw. der Wohnung zu stehen scheint, kann angenommen werden, dass er der Bewohner des Zimmers ist. Die abgebildete junge Frau hingegen scheint, wie die leichte Dynamik (s.o.) in ihrer Körperhaltung vermuten lässt, den Fotografen besucht zu haben¹⁸ oder gerade zu Besuch zu kommen. Denn würde sie dort wohnen, würde er sie vermutlich nur dann kommend oder gehend fotografieren, wenn es einen besonderen Anlass (z.B. Rückkehr von oder Aufbruch zu einer Reise) dafür gibt, der hier aber nicht erkennbar ist. Das Lächeln der Frau kann so gedeutet werden, dass sie und Statistik einander freundlich gesinnt gegenüberstehen. Wenngleich die Beziehung wohl auch nicht zu innig ist, weil das Lächeln der jungen Frau auf den zweiten Blick auch etwas reserviert wirkt: Ihre Mundwinkel sind gerade und nicht – wie bei herzlichem Lachen – nach oben gezogen und auch die Muskeln der Augenpartie scheinen am Lächeln nicht beteiligt.

17 Da es mir hier weniger um die konkrete rechtliche Lage, sondern eher um die allgemein übliche Praxis geht, wähle ich hier als Beleg bewusst den Artikel einer Zeitschrift, in dem Praxistipps zum Brandschutz im Treppenhaus geliefert werden (vgl. z.B. Scherl 2020).

An die vorausgegangenen Beschreibungen und ersten Interpretationen schließt sich nun die Frage an, welche Rolle die junge Frau für *Statistik* spielt, nicht zuletzt im Zusammenhang mit seinem Blick auf Deutschland? Zur Beantwortung der Fragen greife ich auf die oben angestellten Überlegungen zurück: Zunächst scheint die Annahme, es könne sich um eine touristische oder um eine Portraitaufnahme handeln, in Kombination mit den anderen Segmenten obsolet. Allerdings könnten die damit verbundenen Überlegungen relevant sein, und zwar wie folgt: So scheint es weniger darum zu gehen, was die Frau genau tut, sondern einfach nur, dass sie da ist, dass sie überhaupt in die (wie der Blick in den Flur vermuten lässt) beengte Unterkunft kommt, dass sie sich Zeit nimmt und *Statistik* freundlich gegenübertritt. Im Interview beschreibt Statistik die Frau als »meine äh (.) Freundin in meine Heim« (Z. 249, Statistik 2016) und fügt an, dass sie nett sei. Auf meine Nachfrage, wie sie dann sei, wenn sie nett sei, führt er weiter aus: »sie komm nach äh besuch mich, wir spielen, spazieren, sprechen//ja//das bedeutet sie nett« (Z. 267, Statistik 2016). Damit lässt sich das aus dem Foto herausgearbeitete ›Einfach nur da Sein‹ noch konkretisieren: Für *Statistik* stellt die junge Frau eine Bezugsperson im Heim dar (auch wenn sie dort nicht lebt, sondern nur zu Besuch kommt). Dies ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil *Statistik* sich sehr allein fühlt, weil er eben – wie an anderer Stelle bereits diskutiert (vgl. S. 166) – nicht mit Deutschen in Kontakt kommt. Dass die junge Frau dabei ›einfach nur‹ Zeit mit *Statistik* verbringt, mit ihm spielt, spazieren geht und sich unterhält, scheint *Statistik* sehr viel zu bedeuten, ja mehr noch als etwaige Hilfe, die von ihr kommt (dazu äußert sich Statistik gar nicht). Die Besuche der jungen Frau scheinen von *Statistik* auch als Wertschätzung erlebt zu werden, da er im Zuge seiner Ausführungen zu dem Foto auch davon spricht, dass die meisten Menschen nett seien und Flüchtlinge respektieren würden. Zudem mag die empfundene Wertschätzung auch durch einen weiteren Aspekt gefördert werden, für den die junge Frau eigentlich nichts kann: Sie wirkt auf die Betrachterin – nicht zuletzt durch ihre blonden Haare und blauen Augen, aber auch aufgrund ihrer weichen, symmetrischen Gesichtszüge – sehr hübsch. Das ist auch das Erste, was *Statistik* zu dem Foto sagt: »und hier Mädchen, Frauen schön auch« (Z. 246f.). Es ist also nicht nur so, dass sich ›irgendeine deutsche Frau‹ Zeit nimmt für einen Geflüchteten, sondern die junge Frau ist zudem hübsch (auch wenn es, *Statistik* zufolge, viele hübsche Frauen und Mädchen in Deutschland gibt). In dieser Logik bleibend könnte angenommen werden, dass die junge Frau sicherlich ausreichend andere Möglichkeiten hätte, mit anderen Menschen ihre Zeit zu verbringen, sie entscheidet sich aber dafür, dies (unter anderem) mit *Statistik* zu tun. Das scheint so viel Eindruck auf ihn zu machen, dass er, als ich ihm nach dem Interview anbiete, die Fotos, die er gemacht hat, zu behalten, nur dieses Foto nimmt und alle anderen an mich zurückgibt¹⁹. Im Rückbezug auf die für diese Arbeit gewählte Integrationsdefinition (S. 331) wird hier die Bedeutung

-
- 18 Selbstverständlich wären hier prinzipiell auch andere Lesarten möglich. So könnte die junge Frau beispielsweise selbst Bewohnerin des Zimmers sein.
- 19 Eine gängige rassistische oder xenophobe Befürchtung ist, dass Geflüchtete »uns Deutschen« die Frauen wegnehmen würden. Da ich die Gefahr sehe, dass die obigen Schilderungen eben diese Befürchtung bestärken könnten, möchte ich hier in aller Deutlichkeit auf folgendes hinweisen: Von Seiten *Statistik*s mag hier eine Schwärmerei mit hineinspielen, für ihn geht es aber, wie aus den Ausführungen deutlich wird, nicht darum, mit der jungen Frau eine Liebesbeziehung zu führen, sondern darum, überhaupt mit irgendeiner*in ›Deutschen‹ Kontakt zu haben.

interpersoneller Anerkennung deutlich und auch, wie diese handlungswirksam werden kann.

Freundschaftlicher Kontakt

In diesem Abschnitt soll nun das Modell freundschaftlichen Kontakts herausgearbeitet werden, das sich besonders gut anhand eines Fotos²⁰ veranschaulichen lässt, das *Leo* im Jahr 2016 aufgenommen hat. Da sich das Besondere dieses Kontaktmodells am Besten in der Kontrastierung zu *Statistik*s Foto herausarbeiten lässt, werde ich im Folgenden stets den Vergleich zum vorausgegangenen Teilkapitel herstellen.

Während sowohl *Statistik*s als auch *Leos* Foto im Zuge der ersten Erhebung entstanden, zeigt *Leos* Foto nicht nur eine, sondern insgesamt vier Personen.

Abbildung 29: Gruppe junger Menschen beim Mittagessen



Foto Nr. 6, *Leo* (2016)

Die vier Personen, die *Leo* fotografiert hat, sitzen rund um einen gedeckten Tisch, wobei auf der linken Bildhälfte *Sebastian*, sein Bruder und dessen Freundin zu sehen sind und auf der anderen Bildhälfte ein leerer Stuhl (da es der einzige leere Stuhl ist, ist dies vermutlich *Leos* Sitzplatz) und *Leos* Cousin zu sehen, mit dem er aus dem Irak geflohen ist. *Leo* und *Sebastian* haben sich über eine Organisation kennengelernt, in der sich Studierende ehrenamtlich für eine gleichberechtigte Teilhabe aller an der Gesellschaft engagieren. Während also *Statistik* (offenbar²¹) nur mit der jungen Frau in Kontakt steht, lässt

20 In diesem Kapitel fokussiere ich auf einzelne für das Thema bedeutsame Aspekte des Fotos. Ein detaillierte Analyse des Fotos ist an anderer Stelle nachzulesen (Utler 2017).

21 Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass die junge Frau *Statistik* auch in ihren Freundeskreis einbindet. Gleichzeitig sollen aber auch die Fotos in ihrer Unterschiedlichkeit ernst genommen und die sich darin abzeichnenden Besonderheiten herausgearbeitet werden.

Sebastian Leo an seinen Beziehungen oder Netzwerken teilhaben, womit sich für *Leo* weitere Anschlussmöglichkeiten (an Freunde oder Hobbies) eröffnen. Hinzu kommt, dass *Leo* zu Besuch in der Wohnung von *Sebastian* und seinem Bruder ist, während *Statistik* von der fotografierten jungen Frau besucht wird. Indem *Leo* Zugang zu *Sebastians* Wohnung und dessen Freund*innen und Familie erhält, ergeben sich ganz nebenbei Lernmöglichkeiten (wie hat er seine Wohnung eingerichtet, wo wohnt er,...), was beim besuchenden Kontaktmodell nicht der Fall ist.

Bei der Erhebung im Folgejahr fotografiert *Statistik* die junge Frau nicht mehr, während *Leo Sebastian* erneut fotografiert, und zwar wieder zusammen mit anderen Menschen. *Statistik* spricht dann im Rahmen der Reflexion der Bilder aus dem Vorjahr von der Frau in der Vergangenheitsform, so dass der Eindruck entsteht, dass die beiden keinen Kontakt mehr haben.

Die beiden Kontaktmodelle, die ich hier einander gegenübergestellt habe, haben sich jeweils aus dem Ehrenamtlichenkontext heraus entwickelt. Dass sie sich dennoch so deutlich voneinander unterscheiden, könnte mit unterschiedlichen ›Rollenverständnissen‹ zu tun haben: Möglicherweise erachtet die junge Frau den Kontakt zu *Statistik* als ein begrenztes ehrenamtliches Engagement ihrerseits, das mit dem Auszug *Statistik*s aus der Unterkunft (in der das Foto aufgenommen wurde) endet. *Sebastian* hingegen unterstützt *Leo* nicht nur bei der strukturellen Teilhabe (vgl. S. 326), sondern bindet *Leo* und dessen Cousin in sein soziales Umfeld mit ein und scheint dabei offen für den Aufbau eines freundschaftlichen Verhältnisses. Ein Verhältnis, das sich, wie die obigen Analysen nahelegen, dadurch auszeichnet, dass die Beteiligten einander wechselseitig an ihren Lebenswelten teilhaben lassen, diese in Kontakte mit anderen einbinden und damit auch den Grundstein für ein nachhaltigeres Verhältnis legen. In *Leos* Beispiel lässt sich das An-den-Lebenswelten-Teilhabe vor allem an wechselseitigen Essenseinladungen festmachen, bei denen es offenbar oft ›traditionelles‹ Essen gibt (vgl. Utler 2017: 49). Ein ähnliches Phänomen findet sich in *Wrongs* Ausführungen, wobei hier nicht abwechselnd Spezialitäten der jeweiligen Region feilgeboten werden, sondern eine Kombination erfolgt: *Wrong* wird von seinen Nachbarn zu einem Beisammensein eingeladen mit der Aufforderung, er solle seine Shisha mitbringen, so dass am Ende auf der Feier Bier getrunken und Shisha geraucht wird, was *Wrong* wie folgt kommentiert: »da war Bier, (.) Shisha, (.) es scheint dass (2) Shisha und Bier oft//@(.).@//passt zusammen« (Z. 227f., *Wrong* 2016). In Anlehnung an durchaus gängige Stereotype bezeichnet *Wrong* Bier als typisch für Deutschland und die Shisha als klassisch für den arabischen Raum. *Wrongs* Konklusion, dass die beiden zusammenpassen würden, kann dann auch als Symbol für die arabisch-deutsche Passung angesehen werden, die über das Kulinarische hinausgeht und auch auf das menschliche Beisammensein generalisierbar ist. Damit bilden ›typische‹ Genussmittel und/oder Spezialitäten die Grundlage oder auch den Anstoß für sozialen Kontakt (vgl. S. 310). Was den Kontakt selbst angeht, so scheint es für *Wrong* besonders wichtig zu sein, dass dieser ungezwungen erfolgt, zumindest lässt dies der nachgespielte Dialog vermuten, dem sich entnehmen lässt, wie die Einladung zustande kam: »Hallo Besuch, (.) äh pf, (.) ja bring die Shisha mit. Äh: (.) pfe, rauchen wir, alles passt schön okay« (Z. 254f., *Wrong*). Dieser Moment der Ungezwungenheit scheint nicht nur für den Aufbau freundschaftlicher Kontakte wichtig zu sein, sondern diese allgemein auszuzeichnen. Diese These lässt sich auch anhand von Daten von *Jonny Rakete*

(2016) nachvollziehen, der seinen langjährigen Freundeskreis fotografiert hat. Darauf lässt sich das ungezwungene, vertraute Miteinander auch gut bildlich rekonstruieren.

Vermittelndes Kontaktmodell

Die bisher dargestellten Kontaktmodelle sind aus Ehrenamtlicheninitiativen hervorgegangen. Darüber hinaus gibt es aber auch Modelle, die sich aus einem professionellen Kontext heraus entwickeln. Bei diesen steht oft ein ›Hilfeaspekt‹ im Vordergrund, weshalb diese schon im Kontext der Fürsorge angesprochen wurden, dort aber vor allem mit Blick auf die sich kümmernden Akteure (vgl. S. 155). An dieser Stelle beschreibe ich nun kurz das Kontaktmodell und gehe auf die Rolle ein, die diesem bezogen auf die Teilhabe zukommt.

Beim vermittelnden Kontaktmodell ist die Beziehung zwischen den Neuankommenden und den Helfenden durch eine gewisse Hierarchie geprägt und zudem deutlich distanzierter als bei o.g. Varianten. Dies zeigt sich daran, dass die betreffenden Personen in den jeweiligen Arbeitskontexten abgebildet werden: *Hellboy* (2016) fotografiert beispielsweise seine ehemalige Sprachkurslehrerin bei der Arbeit am Computer sitzend, während *Kaffee schwarz* (2017) sich mit seiner Betreuerin in der Küche beim Abwasch fotografiert. Den helfenden Personen scheint vornehmlich eine indirekte bzw. vermittelnde Kontaktfunktion zuzukommen, da durch ihre Unterstützung (die auf sehr unterschiedliche Art erfolgen kann) Kontakte etabliert werden, die wiederum zur sozialen aber auch beruflichen Teilhabe beitragen. So erhält *Kaffee schwarz* im Jahr 2017 die Möglichkeit, bei einem Veranstaltungstechniker ein dreimonatiges Praktikum zu absolvieren. Im Zuge seiner Tätigkeit arbeitet er auch auf Veranstaltungen, beispielsweise auf großen regionalen Volksfesten. Dort lernt er nach eigenem Bekunden zahlreiche Leute kennen, darunter auch »Musikleute« (Z. 37). Durch den Kontakt zu Letzteren hofft *Kaffee schwarz* darauf, seinem Traum, DJ zu werden, einen Schritt näherzukommen. Dass nun *Kaffee schwarz* die Kontaktmöglichkeiten weniger dem Praktikum als solchen als seinem Chef zuschreibt, hat vermutlich auch damit zu tun, dass sich der Chef auch darüber hinaus intensiv um seinen *Kaffee schwarz* kümmert (vgl. S. 156). Das scheint sogar so weit zu gehen, dass sich das hier skizzierte Modell zu einer Art ›Familienanschluss‹ weiterentwickelt, auf den ich im Folgenden eingehe.

Familienanschluss und generationenübergreifende Kontakte

Das Kontaktmodell des Familienanschlusses steht, wie oben angedeutet, meist in enger Verbindung zu anderen Kontaktmodellen bzw. scheint sich aus diesen heraus zu entwickeln. So etabliert *Kaffee schwarz* (2017) im Zuge des Praktikums nicht nur eine Verbindung zu seinem Chef, sondern zu dessen gesamter Familie: So wird er von der Schwester des Chefs zu deren Hochzeit eingeladen, darüber hinaus steht er regelmäßig mit dem Vater des Chefs in Kontakt. Zu dieser ›Aufnahme‹ in die Familie mag beitragen, dass *Kaffee schwarz* minderjährig und ohne Familie nach Deutschland gekommen ist, woraus vielleicht der Impuls erwächst, ihm ein familiäres Umfeld zu bieten. Allerdings finden sich auch bei anderen Teilnehmenden Hinweise auf einen Familienanschluss, wenn auch vielleicht in etwas geringerem Umfang: So lässt sich *Leo* im Jahr 2017 fotografieren, wie er mit einem kleinen Mädchen (ca. 2 Jahre alt) auf dem Boden sitzt und spielt. Im Interview stellt sich heraus, dass es sich bei dem Mädchen um die Enkelin seiner Mitbewohnerin

handelt, die mit ihrer Mutter bisweilen zu Besuch kommt. Für *Leo* ist dieser Kontakt besonders wertvoll, weil er im Irak auch oft mit seinen Neffen gespielt habe, was ihm nun (er ist nur mit seinem Cousin nach Deutschland gekommen) sehr fehle. Demnach ist das Spielen mit dem Mädchen – wenn auch nur im Kleinen – eine Art Familienersatz.

Allerdings scheint es *Leo* nicht nur um den Kontakt zu Kindern aus dem persönlichen Umfeld zu gehen, sondern generell um Interaktionen mit Kindern, auch im öffentlichen Raum: *Leo* zufolge ist es im Irak möglich und durchaus üblich, mit ›fremden‹ Kindern spontan zu interagieren, auch mit Körperkontakt (*Leo* spricht hier von »küssen«, Z. 654), wobei diese Art der Interaktion nicht nur akzeptiert wird, sondern – *Leo* zufolge – sogar als »höflich« gilt (Z. 653–655, *Leo* 2017). Von *Sebastian* weiß *Leo* aber, dass diese Art der Kontaktaufnahme und Interaktion mit ›fremden‹ Kindern in Deutschland nicht gerne gesehen ist, mehr noch, *Sebastian* scheint zu *Leo* gesagt zu haben, dass es sogar »verboten« sei, Kinder zu »küssen« (Z. 655–656, *Leo* 2017). Dies wissend vermeidet *Leo* bewusst die Kontaktaufnahme mit Kindern im öffentlichen Raum, auch wenn er diese generationenübergreifenden Kontakte sehr vermisst, weil er Kinder sehr gerne mag.

Die oben diskutierten Beispiele zeigen, dass generationenübergreifende Kontakte sowie Familienanschluss selten sind bzw. nur bedingt zustande kommen und wenn, dann in Verbindung mit anderen Kontaktmodellen. Dennoch scheint bei einigen Teilnehmenden ein entsprechendes Kontaktbedürfnis zu bestehen, da die wenigen derartigen Kontakte explizit und positiv hervorgehoben werden und deren Fehlen bedauert wird: »und leider, schade, dass ich hier in Deutschland niem-, niemals mit de Kinder unterhalten kann und seit einem Jahr ich hab nie mit ein Kind gespielt und das is, das is sehr hart for mich« (Z. 640–642, *Leo* 2017).

Wohngemeinschaft

Wie der Familienanschluss ist auch das Modell der Wohngemeinschaft – im hier skizzierten Fall – in einem altersheterogenen Setting verortet: *Leo* lebt zum Zeitpunkt der zweiten Erhebung (nachdem er die Unterkunft in V-Dorf verlassen konnte) mit einer älteren Dame in Q-Stadt zusammen. Für ihn bildet das Zusammenleben mit der älteren Dame die Möglichkeit, »genau (zu) sehen wie diese, wie diese Gesellschaft sich äh verhalten//mhm//und wie sie ähm, (.) mh wie ihre Sitten//mhm//oda so, ja genau« (Z. 343f.). *Leo* geht es hier also darum, tiefere Einblicke in die (kulturelle) Praxis in Deutschland zu gewinnen, wofür sich das gemeinsame Wohnen sicherlich sehr gut eignet, da es über oberflächliche Begegnungen im öffentlichen Raum und in mancher Hinsicht auch über (enge) Freundschaften hinausgeht. Wie aus *Leos* Formulierung hervorgeht, sieht er in der Frau eine Repräsentantin ›der‹ Gesellschaft, für ihn repräsentiert also die persönliche Lebenspraxis der Frau generelle kulturelle Praktiken (sowohl den Alltag als auch spezielle Festtage betreffend) von ›Deutschen‹. Die Fotos, die *Leo* vom Zusammenleben mit der Frau macht, zeigen, dass er in der Tat vielfältige Einblicke erhält: Neben Situationen, die er so auch mit anderen Menschen abbildet und erlebt (Einladungen zu einem gemeinsamen Essen, bei dem *Leo* kocht), zeigen die Bilder die Frau auch bei ganz alltäglichen Handlungen, wie dem Zeitunglesen während des Frühstücks. Weiterhin erhält *Leo* – wie oben angesprochen – Einblicke in das Familienleben der älteren Dame. Die hier beschriebene Art des Kontakts lässt sich gut anhand des unten abgebildeten Fotos ›auf den Punkt bringen‹.

Abbildung 30: Mitbewohnerin beim Frühstück und Zeitunglesen

Foto Nr. 10, *Leo* (2017)

Leo hat seine Mitbewohnerin fotografiert, wie sie Zeitung lesend beim Frühstück sitzt. Die Frau ist mit dem Rücken zum Fotografen gewandt, wenn auch leicht seitlich gedreht. Dadurch entsteht der Eindruck, als lasse sie *Leo* sprichwörtlich »über die Schulter schauen« und an ihrem Alltag – hier einer gewöhnlichen²² Frühstücksszene – teilhaben. Anders als bei *Leos* imaginierten Szene auf der Wiese, bei der er von den Beteiligten nicht wahrgenommen wird (vgl. S. 332), ist er hier kein unbeteiligter Zuschauer, sondern darf – im Sinne der Teilhabe – dabei sein und mitgestalten: Er lebt mit der Frau in einer Wohnung, teilt Küche und Bad, feiert mit ihr Feste wie Ostern und kauft regelmäßig die Zeitung für seine Mitbewohnerin.

Was jedoch die – im Integrationsverständnis ebenfalls enthaltene – Gleichheit angeht, zeichnen sich Unterschiede in der Wahrnehmung bzw. Rahmung ab: Die ältere Dame sieht das Wohnarrangement als Wohngemeinschaft, für die sie sich – *Leo* zufolge – entscheidet, weil sie eine »andere Kultur« kennenlernen möchte (Z. 620, *Leo* 2017) und zudem schon in ihrer Studienzeit in Wohngemeinschaften gelebt hat. *Leo* bezeichnet die ältere Dame hingegen als seine »Vermieterin« (z.B. Z. 894, *Leo* 2017). Während sich aber Wohngemeinschaften im Normalfall durch ein Zusammenleben unter Gleichgestellten

22 Dass es sich hier um eine gewöhnliche Szene handelt, mache ich daran fest, dass die Frau weder besonderes Geschirr verwendet, sondern ein für kleinere Mahlzeiten übliches »Brotzeitbrett«. Außerdem stehen die Aufstriche in den im Handel erhältlichen Gefäßen auf dem Tisch und die Brot- oder Brötchentüte liegt ebenfalls auf dem Tisch. Damit unterscheidet sich das Foto auch ganz stark von Fotos, die zu »besonderen« Gelegenheiten wie Essenseinladungen aufgenommen wurden (vgl. Bilder Nr. 22, 26, *Leo* 2017).

auszeichnen, schwingt in *Leos* Wortwahl eine stärkere Hierarchie mit (eine Vermieterin kann die Miete festlegen, trägt aber auch die Verantwortung für die Instandhaltung der Wohnung usw.). Woraus sich dieses hierarchische Gefüge für *Leo* ableitet, wird nicht ganz deutlich, zu vermuten steht, dass dieses durch die große Altersdiskrepanz und einem damit einhergehenden – zum Teil vielleicht auch ethnisch/national-kulturell bedingten – Respekt gegenüber älteren Menschen mit bedingt ist. Dafür spricht, dass *Leo* sich ihr gegenüber fürsorglich zeigt, indem er beispielsweise – wie oben erwähnt – für die Dame regelmäßig die lokale Tageszeitung kauft. So gesehen genügt dieses Kontaktmodell – zumindest so, wie es von *Leo* verstanden wird – nicht allen Kriterien der Integration, so dass es sich hier vielleicht eher um eine ›Vorform‹ handelt, von der sich *Leo* vornehmlich einen Wissenserwerb verspricht, der dann die spätere Integration erleichtern kann.

Mentoringmodell

Neben den bisherigen Kontaktmodellen, die – wenn auch zum Teil durch Ehrenamtlichenstrukturen ermöglicht – frei gewählt und gestaltet waren, berichten die Teilnehmenden auch von Kontaktmodellen, die stärker vorstrukturiert und (zumindest größtenteils) institutionalisiert sind.

Auf ein derartiges Programm kommt *Wrong* beim ersten Erhebungszeitpunkt zu sprechen. Da er sich zwar dazu äußert, aber nicht näher auf dessen Konzeption eingeht, skizziere ich dieses zunächst anhand der auf der Website verfügbaren Infos: Es handelt sich um ein universitäres Programm, das von studentischen Gremien initiiert wurde und sich an Geflüchtete richtet, die wie *Wrong* an der Universität einen Deutschkurs besuchen und planen zu studieren. Im Rahmen des Projekts nehmen deutsche Studierende die Rolle von Mentor*innen ein und unterstützen geflüchtete junge Menschen u.a. beim Deutschlernen. Wie ein Bild auf der Website vermuten lässt, beinhaltet das Programm auch gemeinsame (Freizeit-)Aktivitäten.

Trotz der zweifelsohne bestehenden guten Absichten äußert sich *Wrong* (2016) sehr kritisch über das Programm, an dem er selbst teilnimmt. Seiner Einschätzung nach kreiert das Mentoring-Modell durch das erklärte Ziel der Integration von Geflüchteten (unnötige) Unterschiede. Wodurch diese Unterschiede seiner Ansicht nach zustande kommen, darauf geht er nicht näher ein. Mir erscheint allerdings die angelegte Rollenverteilung als potentiell differenzinduzierend bzw. hierarchisierend, d.h. die deutschen Mentor*innen sind die Integrationshelfer*innen, während den Geflüchteten bei der Integration geholfen wird. Als positiven Gegenhorizont zu diesem Kontaktmodell entwirft *Wrong* freundschaftliche Begegnungen, da diese ungezwungen und auf Augenhöhe erfolgten (vgl. S. 345). Gleichheit spielt demzufolge nicht nur auf struktureller Ebene eine Rolle, sondern eben auch was interpersonelle Kontakte angeht.

Wrongs Kritik an der Art, wie das Mentoring-Programm gestaltet ist, gewinnt dadurch an Bedeutung, dass die meisten Geflüchteten vor allem nach Freunden und nicht nach ehrenamtlichen Helfer*innen suchen (s.o.). Gleichzeitig weist die große Schwierigkeit, die viele geflüchtete Teilnehmende (*Wrong* scheint hier vielleicht auch bedingt durch ein – zumindest habe ich es so erlebt – sehr offenes Wesen eine Ausnahme darzustellen) beim Kontaktaufbau zu Deutschen haben, darauf hin, dass sich das Kennenlernen (ohne derartige Programme) schwierig gestalten kann. Die Schwierigkeit, die sich

vermutlich (wenn auch sicher nicht ausschließlich) mit dem Wert der Distanzdifferenzierung oder -regulierung (Schroll-Machl 2016: 154) begründen lässt, verdeutlicht, dass derartige Programme hilfreich sein könnten, um überhaupt Kontakte herzustellen. Ob dies in dem von *Wrong* kritisierten Programm geglückt ist, scheint jedoch fraglich, denn außer *Wrong* äußert sich keiner der an meiner Studie Teilnehmenden dazu, obwohl einige (wie aus den Angaben der Website hervorgeht) auch an dem Mentoringprogramm teilnahmen.

Im eben skizzierten Modell handelte es sich um ein institutionalisiertes Programm, bei dem das Mentoring quasi den Aufhänger für das Kennenlernen und den Kontakt darstellt. In meinen Daten finden sich aber auch Hinweise auf Mentoring-Varianten, die sich informell und im Rahmen freundschaftlicher Beziehungen etablieren. *Enes'* Schilderungen liefern Aufschluss darüber, aus welcher Motivation heraus diese Form des Mentorings zustande kommt und was dabei vermittelt wird bzw. werden soll:

[...] dass es sehr viele Ausländer gibt, die sich in Deutschland integriert haben und halt anderen Ausländern helfen wollen was zu lernen. Zum Beispiel die deutsche Sprache (Enes 2016)

Enes, der sich und seinen Freund *Malik* zur Gruppe der *integrierten Ausländer* zu zählen scheint²³, gibt zu erkennen, dass sie anderen helfen wollten, sich zu integrieren, beispielsweise indem sie Unterstützung beim Deutschlernen anbieten. Allerdings geht *Enes* nicht näher darauf ein, woraus diese Motivation erwächst. Denkbar wäre, dass er oder sein Freund sich selbst jemanden gewünscht hätten, der*die ihnen hilft. Vielleicht geht er aber auch davon aus, dass Menschen mit Migrationserfahrung oder -geschichte für diese Hilfe gleichsam »prädestiniert« sind, weil sie (möglicherweise) selbst über Integrationserfahrungen verfügen und deshalb das dafür nötige Wissen oder auch die Fähigkeiten erworben haben. Daraus könnten sie wiederum eine gewisse Verpflichtung ableiten, das erworbene Wissen nun weiterzugeben.

Anders als im vorausgegangenen Beispiel von *Wrong* (s.o.) repräsentiert *Enes* die Perspektive des Mentors und nicht die des Mentees, somit enthalten die Aussagen keine Informationen darüber, wie Letztere die Unterstützung wahrnehmen, d.h. ob sie dem Mentoring ähnlich skeptisch gegenüberstehen wie *Wrong* oder ob sie vielleicht sogar dankbar für das Mentoring sind, da die Mentoren die Herausforderungen selbst erlebt und (erfolgreich) bewältigt haben. Anhand des Fotos, das *Enes* aufgenommen hat und das den Anstoß für die obigen Ausführungen liefert, lässt sich aber vermuten, dass auch bei dieser Variante und damit unabhängig vom Hintergrund der Mentor*innen gewisse Ambivalenzen auftreten (können).

23 Diese Einschätzung leite ich unter anderem daraus ab, dass *Enes* Integration sehr stark mit dem Beherrschen der deutschen Sprache gleichzusetzen scheint, die er selbst perfekt beherrscht.

Abbildung 31: Sich unterhaltende junge Männer



Foto Nr. 17, Enes (2016)

So sitzt der junge Mann, dem *Malik* (rechts im Bild) Deutsch beibringt, zwar leicht an diesen angelehnt, was eine freundschaftliche Verbindung zwischen den beiden annehmen lässt, gleichzeitig wirkt es aber so, als würde er *Malik* nur mit ›halbem Ohr‹ zuhören: Er hat im rechten Ohr, das dem rechts neben ihm sitzenden ›Mentor‹ zugewandt ist, einen In-Ear-Kopfhörer, was – vor allem dann, wenn Musik o.ä. laufen sollte – das konzentrierte Zuhören unvermeidlich stört. Zudem wendet er seinen Blick nicht dem neben ihm sitzenden *Malik* zu, der auf ihn einzureden scheint, sondern er blickt an ihm vorbei auf irgendetwas, was sich rechts neben oder hinter dem Fotografen abzuspielen scheint. Das wiederum wirft die Frage auf, ob der junge Mann, dem Deutsch beigebracht wird oder werden soll, vielleicht nur halb bei der Sache und möglicherweise gar nicht so stark daran interessiert ist. Im Hinblick auf die (Aus-)Gestaltung von Mentoring-Settings wäre demnach zu überlegen, ob nicht eine stärkere Berücksichtigung der Wünsche und Erwartungen des Mentees wichtig wäre. Zur Etablierung und Pflege freundschaftlicher Kontakte scheinen derart angelegte Kontaktmodelle wiederum weniger geeignet.

4.2.5 Effekte und Funktionen sozialen Kontakts

Bei der Vorstellung der verschiedenen Kontaktmodelle deuteten sich bereits mögliche Effekte und Funktionen sozialen Kontakts an, die in diesem Teilkapitel nun in den Fokus genommen werden. In wissenschaftlichen Untersuchungen werden soziale Kontakte häufig als Gradmesser für ›Interaktion‹ bzw. soziale Integration – eine der vier Ebenen der Sozialintegration (vgl. S. 315) – herangezogen (z.B. Preisendörfer 2003: 526), wobei diese entweder auf die Anzahl der sozialen Kontakte und/oder deren Intensität bzw. Enge (Haug 2003) heruntergebrochen werden. Darüber hinaus gehen Untersuchungen der Frage nach, wie soziale Kontakte von Menschen mit Flucht- oder Migrationsgeschichte mit beruflichem Erfolg zusammenhängen (vgl. z.B. Kanas/Chiswick/van der Lippe et al.

2012). Meine Analysen stützen diese Ergebnisse, d.h. für die Teilnehmenden stehen die etablierten sozialen Kontakte (sowohl, was deren Qualität als auch Quantität angeht) für soziale und berufliche Teilhabe bzw. für deren (wenn auch vielleicht erst künftige) Ermöglichung. Wenn also die Kontakte, die *Kaffee schwarz* im Rahmen seines Praktikums knüpfen konnte, ihn seinem Berufswunsch DJ näherbringen, dann leisten sie einen Beitrag zur strukturellen Integration bzw. Platzierung. Und das freundschaftliche Verhältnis, das *Leo* zu *Sebastian* unterhält, stellt eine Form der Teilhabe und der *Interaktion* bzw. *sozialen Integration* dar. Darüber hinaus sehen die Teilnehmenden – und zwar sowohl *Integrierte* als auch (noch) *Nicht-Integrierte* – im sozialen Kontakt eine Möglichkeit zum Erwerb kulturellen Wissens und somit zur *Kulturation* bzw. *kulturellen Integration*. So haben sich sowohl *Leo* als auch seine Mitbewohnerin für das Wohngemeinschaftsmodell entschieden, weil sie sich für die kulturellen Hintergründe des*der Anderen interessieren und voneinander lernen möchten.

Die Ergebnisse deuten aber auch darauf hin, dass soziale Kontakte einerseits auf (soziale) Integration verweisen, also einen Indikator dafür darstellen, andererseits aber auch erst zur Integration beizutragen (im Sinne eines Einflussfaktors). Diese Beobachtung entspricht der Annahme klassischer Integrationskonzepte, die davon ausgehen, dass zwischen den Ebenen der Integration wechselseitige Kausalbeziehungen bestehen (Heckmann 2015: 73). Die Analysen meiner Daten verdeutlichen jedoch, dass weiterführende Studien wünschenswert wären, die sich mit der Ausdifferenzierung dieser Relationen befassen. Dabei müsste auch stärker dem Umstand Rechnung getragen werden, dass gerade in der Ankommensphase auf Seiten der geflohenen Ankommenden eine hohe Kontaktbereitschaft besteht, die aber ins Leere zu laufen scheint. Das wiederum wirft die Frage auf, wie Kontaktherstellung und -aufrechterhaltung gelingen können.

Abgesehen davon weisen meine Datenanalysen darauf hin, dass für die Teilnehmenden die mittelbaren Effekte sozialen Kontakts zunächst zweitrangig sind. Stattdessen steht für einen Großteil der neuangekommenen Teilnehmenden die Befriedigung des sozialen Anschlussmotivs (Sokolowski 2021: 800), auch *Affiliation* genannt, im Vordergrund. Diese Erkenntnis mag aus psychologischer Sicht wenig überraschend erscheinen, da das soziale Anschlussmotiv neben dem Macht- und dem Leistungsmotiv als eines von drei zentralen menschlichen Grundmotiven gilt (Hagemeyer 2021: 1377²⁴). Die meisten wissenschaftlichen Beiträge schenken – meinem Eindruck zufolge – diesem Aspekt allerdings nur wenig Beachtung bzw. fokussieren mit der sozialen Isolation eher die Effekte mangelnden sozialen Kontakts (z.B. Siegert 2019: 8). Ähnliches lässt sich auch bei den »integrierten« Teilnehmenden meiner Studie beobachten, d.h. sie schreiben dem sozialen Kontakt eher andere Bedeutungen zu, beispielsweise, was den Abbau von Vorurteilen angeht (z.B. Flora 2016). *Wrong* nimmt zudem bei »deutschen Integrierten« das Bedürfnis wahr, durch Kontaktprogramme wie das Mentoring (vgl. S. 349f.), die Integration zu fördern. Die Fokussierung auf die *Integration* als zu erreichendes Ziel scheint für *Wrong* dabei fast »krampfhaft« (er spricht von »dem großen Thema«) und damit der eigentlichen Integration abträglich zu sein.

24 Die Idee der drei menschlichen Grundmotive geht auf McClelland (1987) zurück, auf den sich Hagemeyer auch bezieht. Hagemeyer selbst formuliert etwas vorsichtiger: Er spricht davon, dass überwiegend die genannten drei Motive untersucht würden.

Im Zuge des sozialen Kontakts stellen sich bei den Teilnehmenden auch Differenz-erfahrungen ein, wobei sich sowohl Erlebnisse der Differenz (Utler 2014a: 86f.) manifestieren, als auch Zuschreibungen der Differenz²⁵ (Utler 2014a: 88f.). Die folgenden beiden Teilkapitel widmen sich diesen beiden Formen der Differenz-erfahrung und dem damit einhergehenden Umgang. Bei den Erlebnissen der Differenz äußern sich die Teilnehmenden vor allem zu ihrem Umgang mit den Differenz-erfahrungen, während bei den Zuschreibungen der Differenz der Schwerpunkt der Ausführungen auf den Erfahrungen liegt. Der Umgang mit Differenz-erfahrungen lässt sich anhand der beiden Dimensionen *Teilhabe* und *Beibehaltung kultureller Besonderheiten* beschreiben, die Berrys Akkulturationsorientierungen zugrunde liegen. Wie schon in meiner Dissertation so kann ich auch hier Ausdifferenzierungen der Strategien vornehmen, die am Ende Eingang in ein adaptiertes und erweitertes Modell der Akkulturationsorientierungen finden (vgl. Abb. 34).

4.2.6 Erlebte Differenz und der Umgang damit

Nachdem sich die vorausgegangenen Ausführungen mit Fragen rund um den Kontakt-*aufbau*, die dabei entstehenden Kontaktvarianten und deren Funktion befassten, widmet sich dieses Teilkapitel nun der Frage, welche Umgangsstrategien im Sinne der Akkulturationsmodelle (vgl. S. 317) die Teilnehmenden bei Differenz- bzw. Fremdheitserlebnissen anstrengen. Angesichts meiner Datenstruktur liegt auch hier der Schwerpunkt der Analysen im Kontext des Ankommens. Wo möglich, d.h. wo es die Daten hergeben, werden jedoch auch andere Bereiche einbezogen.

Überzeugte Anpassung

Die »überzeugte Anpassung« lässt sich am besten am Beispiel der Mülltrennung veranschaulichen: Dabei stimmen alle Neuangekommenen, die sich dazu äußern, darin überein, dass Mülltrennung eine positive Sache sei, die sie nun ebenfalls praktizieren würden (Leo 2017; Statistik 2017; Al Ibra 2016; Sunny 2016²⁶; Rachida 2016). Wie sich diese Anpassung ausgestaltet, lässt sich anhand des folgenden Fotos nachvollziehen, das Leo aufgenommen hat:

-
- 25 Die in meiner Dissertation gewählte Formulierung »Differenz-erfahrung als Erfahrung von Ethnisierung« ändere ich hier ab zu *Zuschreibung von Differenz*, weil diese etwas weiter gefasst ist und damit eine größere Bandbreite an Zuschreibungen umfasst.
- 26 Dass Sunny die Mülltrennung nicht nur gut findet, sondern auch selbst praktiziert, leite ich aus ihrer positiv konnotierten Aussage ab, ihr Sohn lerne nun in Deutschland Müll zu trennen.

Abbildung 32: Papiercontainer



Foto Nr. 13, Leo (2017)

Leos Foto zeigt nicht nur den Altpapiercontainer, der vor seinem Wohnhaus steht, sondern darauf stehend eine durchsichtige, mit Papier gefüllte Plastikbox, in der *Leo* Papier gesammelt hat, das er nun in die Tonne werfen wird. Im Interview wird deutlich, dass das Foto für ihn eine Art Symbol darstellt, und zwar nicht nur für Umwelt-, sondern auch für Gesundheitsschutz: *Leo* weist darauf hin, dass die Leute in Deutschland Müll trennen, sich um die Umwelt kümmern und sich gesund ernähren, was sich positiv auf deren Gesundheit auswirke. Dieses umweltbewusste Handeln bezeichnet *Leo* als »super« (Z. 22), es gefalle ihm sehr gut, weshalb er nun auch angefangen habe, sich um die Umwelt zu kümmern. Es scheint also, dass Menschen eine bisher ungewohnte Praktik gerne übernehmen, und zwar auch dann, wenn – wie von *Statistik* (2016) geäußert – deren Erlernen schwierig sein mag. Damit jedoch eine Anpassung erfolgt, scheint es wichtig, dass sich der Sinn der jeweiligen Praktik und die Wertvorstellungen, auf denen diese fußt, erschließen und gutgeheißen werden. Darüber hinaus deuten sich in *Leos* Foto und seinen Aussagen dazu weitere wichtige Aspekte an: *Leos*, auf der Papiertonne stehender Papiermüll, wirkt, als wolle er damit sagen: »Schau her, das ist mein Papiermüll, ich trenne nun auch, wie das hier üblich ist, ich mache mit«. Darin scheint ein gewisser Stolz mitzuschwingen, ein Stolz darauf, die in Deutschland übliche Praktik übernommen zu haben. In der Tatsache, dass *Leo* offenbar nicht ganz ohne Stolz auf seine Anpassungsleistung aufmerksam macht, könnte sich auch ein Bedürfnis nach Anerkennung andeuten. Damit steht dieses Beispiel in gewisser Weise auch für Integration: *Leo* hat an der Gesellschaft teil, indem er sich (wenn auch ohne direkte Interaktion) am gesellschaftlichen Tun beteiligt (und auch beteiligen darf). Auf diese Anpassung an gesellschaftliche Praktiken ist *Leo* stolz, er signalisiert damit seine Wertschätzung gegenüber dieser Form des Tuns und erhofft sich seinerseits vielleicht auch ein wenig Anerkennung. Der letzte Aspekt, die Gleichheit, mag hier auf den ersten Blick nicht erfüllt sein, sie ist aber letztlich in

der Praxis selbst angelegt: Recycelt wird in Deutschland (so zumindest die Theorie) von jeder*m, egal ob reich oder arm, männlich oder weiblich, alt oder jung usw.

Während das eben diskutierte Beispiel des Recyclings eine (kulturelle) Praktik beschreibt, die von allen Teilnehmenden (die sich dazu äußern) befürwortet und übernommen wird, gibt es auch andere Praktiken, die bei den Teilnehmenden eine stärkere Ambivalenz auslösen und zu keinen vergleichbar eindeutigen Anpassungen führen. Diesen Beispielen und der Art, wie damit umgegangen wird, widme ich mich in den folgenden Teilkapiteln.

Verwunderte Anpassung

Wie bereits im Zuge der Kontaktmodelle thematisiert, lebt *Leo* im Jahr 2017 in einer Wohngemeinschaft mit einer älteren Dame. In Deutschland sind derartige Wohnarrangements – auch wenn vielleicht der Altersunterschied unüblich sein mag – relativ gängig. *Leo* äußert hingegen sein Erstaunen darüber, dass eine ältere Frau einen fremden (jungen) Mann bei sich wohnen lässt (»ich weiß nicht ähm, wie, wie, mh, wie der Frau diese Idee akzeptieren kann«, Z. 622f., *Leo* 2017), da dies im Irak offenbar unvorstellbar wäre. Eine derartige Konstellation (die – wie erwähnt – auch in Deutschland nicht alltäglich ist) würde wohl vor allem für die Frau zu Problemen führen, wie sich anhand des von *Leo* vorgenommenen Perspektivwechsels verdeutlichen lässt: Er betont, seine Mutter würde nicht mit einem fremden Jungen wohnen. Dass *Leo* sich auf das für ihn ungewöhnliche Wohnarrangement einlässt – obwohl es diesbezüglich sicherlich keinen Anpassungsdruck von Seiten der ›deutschen‹ Gesellschaft gebe – begründet sich wie folgt: Es bringt ihn seinem Ziel näher, ›die‹ deutsche Kultur kennenzulernen. Hinzu kommt, dass dieses Setting für ihn als Mann weit weniger problembehaftet ist (»weil for mich (.) ich hab kein Problem«, Z. 623–624, *Leo* 2017), als wenn er eine Frau wäre.

Hieraus lässt sich folgern, dass eine Übernahme oder Anpassung an Praktiken auf aktionaler Ebene trotz Irritation oder Verwunderung auf emotionaler Ebene leicht(er) fallen kann, wenn diese für den Betreffenden gewinnbringend (hier für die von *Leo* gewünschte Integration) ist.

Vermeidung

Diese oben skizzierte Form des Einlassens auf kulturelle Praktiken trotz vorhandener Ambivalenz ist nicht universell auf jegliche Kontexte übertragbar (wie auch die verschiedenen bereichsspezifischen Modelle vermuten lassen), wie ein weiteres Beispiel von *Leo* zeigt, in dem er auf das öffentliche zur Schau-Stellen bzw. den Umgang mit Nacktheit in Deutschland eingeht. Als Symbol hierfür fungiert ein Foto, das *Leo* von einer nackten männlichen Statue in einem Park aufgenommen hat und das folgende Erzählung evoziert:

[...] die Leute schämen äh nicht so viel//mhm//. Zum Beispiel ich (.) in ich gehe in die Fitnessstudio (.) und die Leute wenn die: sich duschen, die so, die sie, die duschen sich ohne Kleidung und die kommen ohne Kleidung und ich hab sowas nie gesehen und ich kann sowas nicht machen//mhm//. Ich kann ma, ich gehe nicht in die, in die Sauna, weil die Leute ohne Kleidung sind//mhm//. Es ist normal und (.) ich finde es (2), ich finde es nicht normal ist, weil, weil ichs mh so nicht gewohnt habe//mhm//aber (.) es ist normal

hier in diese ähm, ähm: moderne äh, äh, moderne ähm, äh:m (.) Gesellschaft ode:r von früher auch war so, aber (.) for mich (.) es ist, (.) es ist ganz anders, äh, es ist (.) nicht normal und ich kann sowas nicht machen, (.) weil äh, äh, ich schüchter, äh:, äh, bä, ja. Ich kann sowas nicht machen und die Leute hier (2) jo [...] (Leo 2016)

Die starke und wiederholte Betonung, dass die Leute in der Sauna oder beim Duschen im Fitness-Studio »ohne Kleidung«, also nackt seien, sowie der Hinweis, er habe »sowas nie gesehen«, verdeutlichen, wie ungewohnt öffentliche Nacktheit für *Leo* ist.

Was wiederum den Umgang mit dieser Praktik angeht, so macht es den Eindruck, als unterscheide sich dieser abhängig von der Betrachtungsebene (kognitiv, aktional, emotional). Auf kognitiver Ebene scheint *Leo* insbesondere um eine Einordnung dieses Handelns bemüht, ohne daran aber Kritik zu üben oder diese in Frage zu stellen. Zur Erklärung hat er verschiedene Ansätze parat: Der offene Umgang mit Nacktheit zeige ein geringer ausgeprägtes Schamgefühl und sei Kennzeichen einer »moderne(n) Gesellschaft« (Z. 735f.). Gleichzeitig scheint *Leo* sich zu fragen, ob das Phänomen auch »früher« schon existierte (Z. 736), wobei er diese Frage unbeantwortet lässt. Auf aktionaler Ebene scheint *Leo* an sich den Anspruch zu stellen, sich dieser Praktik anzupassen, also ebenfalls nackt und nicht mit Badebekleidung zu duschen oder in die Sauna zu gehen. Warum er sich diesen Anpassungsdruck macht, bleibt unklar, denn es gibt meines Wissens nur bezogen auf den Saunabesuch entsprechende formulierte Regeln²⁷, nicht aber, was das Duschen in öffentlichen Duschen angeht. Möglicherweise leitet sich der Anspruch aber aus der allgemeinen Überzeugung ab, jemand müsse sich an die Gepflogenheiten in einem fremden Land anpassen (diese Überzeugung stellt eines der Grundpostulate dar, das Teilnehmende an zahlreichen von mir durchgeführten interkulturellen Trainings unisono formulieren). Dieser Anpassungsanspruch scheint jedoch auf aktionaler und emotionaler Ebene deutlich schwerer zu realisieren als auf kognitiver. Dabei scheint allein die Vorstellung, nackt in die Sauna zu gehen, bei *Leo* eine starke innere Ablehnung oder auch Abwehr hervorzurufen, wie die wiederholte Äußerung, er könne sowas nicht machen, nahelegt. Dieser emotionale Widerstand scheint so tiefgreifend, dass er auch auf aktionaler Ebene Konsequenzen hat: *Leo* meidet diese Settings nun, d.h. er geht weder in die Sauna, noch duscht er im Fitness-Studio. Da es ihm also nicht gelingt, den an sich selbst gestellten Anspruch der Anpassung an die gängigen Praktiken einzulösen, kommt es in diesem Fall zumindest zu einer teilweisen (ins Fitness-Studio geht *Leo* weiterhin) selbst gewählten Ausgrenzung.

Formen der Vermeidung finden sich nicht nur in Kontexten, in denen es um Anpassung an kulturelle Praktiken (oder ggf. Werte) geht, sondern auch bezogen auf den Kontaktaufbau zu Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft, d.h. konkret: Einzelne Teilnehmende erzählen von Situationen, in denen sie die Kontaktaufnahme gezielt vermeiden. Wie ich im Folgenden herausarbeite, bildet dieses Vermeidungsverhalten jedoch keinen Widerspruch zu den bereits diskutierten Kontaktbedürfnissen, sondern verdeutlicht vielmehr, dass es auch hier einer differenzierteren Sichtweise bedarf. Um dies zu illustrieren greife ich die andernorts bereits erwähnten Ausführungen von *Kaffee schwarz*

27 Die Regel, dass die Sauna nur textiltfrei benutzt werden darf, veröffentlichen Thermen auch meist auf ihrer Homepage (vgl. z.B. Stadtwerke Bayreuth 2024)

auf, der zwar gerne Mädchen kennenlernen möchte, aber bewusst keinen Kontakten zu diesen aufnimmt:

[...] Because now we are very very afraid because (schluckt) the problem in in Kolen [Wortklärung] Köln. Just we h=hear (shock) we ar=fraid ah when äh= after the problem we go to street and when you see girl you go **far** away. The girls say hello we don't say hello//mhmm//and was= this is a problem for us because we really afraid. Because we think this is not good for (both). This (.) äh just ma=make it as a few ähm few person because this person is not äh like all ref=refugees (Kaffee schwarz 2016)

Kaffee schwarz und seine Freunde (auch sie sind unbegleitete minderjährige Geflüchtete) haben seit den Ereignissen in der ›Kölner Silvesternacht‹ Angst, Mädchen zu begegnen. Deshalb scheinen sie sprichwörtlich ›einen weiten Bogen‹ (»when you see girl you go far away«, Z. 237f., Kaffee schwarz 2016) um Mädchen machen, denen sie auf der Straße begegnen, wobei sie selbst Kontaktsignale von Seiten der Mädchen unerwidert lassen. Die Jungen scheinen zu befürchten, dass die Mädchen (oder vielleicht auch Umstehende) denken könnten, sie wären potentielle Sexualstraftäter. Dem liegt vermutlich die – sicherlich nicht ganz unbegründete (vgl. dpa Nordrhein-Westfalen 2020) – Befürchtung zugrunde, das Fehlverhalten und die Straftaten der Kölner Täter würden ausschließlich der Gruppe der Geflüchteten angelastet und zudem auf die gesamte Gruppe generalisiert werden. Wenn *Kaffee schwarz* nun erzählt, er und seine Freunde würden den geringsten Kontakt mit deutschen Mädchen vermeiden, ist dies als Reaktion auf die vorurteilsbelastete Stimmung zu verstehen. Dabei scheint auch die Angst eine große Rolle zu spielen, die *Kaffee schwarz* mehrfach anspricht, auch wenn er nicht ausführt, wovor er konkret Angst hat. Denkbar wäre eine Angst vor Diskriminierungen oder ausländerfeindlichen Übergriffen oder auch die Angst davor, aus Deutschland abgeschoben²⁸ zu werden. In diesen Äußerungen zeichnet sich eine hohe Sensibilität für die gesellschaftliche Stimmung gegenüber Geflüchteten ab. Die jeweiligen Stimmungen und/oder manifesten Vorurteile scheinen wiederum einen Einfluss darauf zu haben, ob und inwieweit Geflüchtete Teilhabeversuche unternehmen oder (potentielle) Teilhabeangebote annehmen.

4.2.7 Zugeschriebene Differenz und der Umgang damit

Im vorausgegangenen Teilkapitel arbeitete ich heraus, wie neuankommende Teilnehmende mit Differenz- bzw. Fremdheitserfahrungen umgehen, die sie in Deutschland machen. In diesem Kapitel wende ich mich nun der Frage zu, mit welchen Anpassungs- oder (Nicht-)Teilhabeerwartungen sich die Teilnehmenden von Seiten der *Aufnahmegesellschaft* konfrontiert sehen. Dass es wichtig sein kann, diese wahrgenommenen Orientierungen zu berücksichtigen, legt nicht nur das o.g. Beispiel von *Kaffee schwarz* nahe, sondern auch einschlägige Studien: So scheint eine Diskrepanz zwischen der (bei

28 Für diese Vermutung spricht, dass als Reaktion auf die Vorfälle in der Silvesternacht der Ruf nach einer schnelleren Abschiebung straffällig gewordener Geflüchteter laut wurde, auf den die Politik auch reagierte: vgl. z.B. tagesschau.de (2017) oder Bielicki (2016).

der Aufnahmegesellschaft) wahrgenommen und der selbst favorisierten Orientierung Stress zu erzeugen und negative Auswirkungen auf die soziokulturelle und psychologische Adaptation zu haben (Kunst/Sam 2013). Insgesamt lassen sich aus den Ausführungen der Teilnehmenden drei Orientierungen herausarbeiten, die diese bei Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft wahrnehmen: Anpassungserwartungen und -forderungen, direkte und indirekte rassistisch verunglimpfende Ausgrenzungen und diskriminierende Zugangssteuerungen, bzw. -verweigerungen. Während sich die wahrgenommenen Anpassungserwartungen auf die Beibehaltung bzw. das Ablegen kultureller Charakteristika beziehen, sind die letzten beiden Orientierungen eher auf den Aspekt der Teilhabe gerichtet.

Anpassungserwartungen und -forderungen

Im öffentlichen Diskurs werden häufig Anpassungserwartungen gegenüber Migrant*innen formuliert, auch wenn meist unklar bleibt, auf welche Themen und Bereiche sich diese Erwartungen konkret beziehen oder ob damit gar eine ›globale‹ Anpassungsforderung verbunden ist. Die Teilnehmenden an meiner Studie äußern sich allerdings nur mit wenigen Ausnahmen zu an sie gestellten Anpassungserwartungen: *Rachida* (2016), die Apothekerin ist, erzählt beispielsweise, ihr sei ein Praktikum in einer Apotheke angeboten worden, aber nur unter der Bedingung, dass sie ohne Kopftuch arbeite. Bei *Rachida* trifft diese Forderung auf Unverständnis, sie kann sich nicht erklären, wieso diese Forderung, trotz des in Deutschland propagierten Freiheitsverständnisses, so vehement gestellt wird, zumal das Tragen des Kopftuchs für *Rachida* auf kulturell religiöse Wert verweist, die sie schon ein Leben lang begleiten, so dass hier also wohl auch identitätskonstituierende Aspekte mit berührt scheinen.

Direkte und indirekte rassistisch verunglimpfende Ausgrenzungen

Insbesondere im ersten Jahr der Erhebung, also 2016, sehen sich mehrere Teilnehmende mit Rassismus (sei es in Form von Einstellungen, Äußerungen und/oder Handlungen) konfrontiert. So erzählt *Leo* (2016) von einem Mann, der mit seinem Auto an ihm und seinen Freunden vorbeifährt, hupt und ihnen den Stinkefinger zeigt. *Leo* führt dieses Verhalten darauf zurück, dass er und seine Freunde Geflüchtete sind und der Mann damit seine Ablehnung und Abwertung ihnen gegenüber zum Ausdruck bringen möchte. Dieses Erlebnis macht *Leo* – nach eigenem Bekunden – sehr traurig und er ergänzt, dass es all seine Träume zerstört habe. Er konkretisiert zwar nicht, warum, hier könnte aber sein dominierender Wunsch, (freundschaftliche) Kontakte mit Deutschen zu etablieren, eine Rolle spielen: Denn wenn viele Menschen wie der Autofahrer denken, dann sind die Aussichten auf die Etablierung von Freundschaften gering, da sicherlich keine der beiden Seiten (also weder *Leo* noch rassistisch denkende Menschen) Interesse an einem Kontaktaufbau hätten. Neben *Leo* erzählen auch andere Teilnehmende, wie *Rachida* und *Amina*, von vergleichbaren rassistischen Erlebnissen im öffentlichen Raum. So sehen sich *Rachida* und *Amina* mit Beschimpfungen konfrontiert oder mit der Frage, warum sie nach Deutschland gekommen seien. Darüber hinaus werden sie – vermutlich, weil beide Kopftuch tragen – als Repräsentant*innen ›der Muslime‹ oder mehr noch ›der Islamisten‹ adressiert und mit Vorwürfen konfrontiert.

In den obigen Beispielen sind die betroffenen Akteure letztlich Passant*innen, die ohne erkennbaren Grund im öffentlichen Raum zur Zielscheibe von Rassismus wurden. Darüber hinaus werden manche Geflüchtete auch mit manifesten rassistischen, rechts-extremen Einstellungen konfrontiert, die sich nicht ausschließlich ihnen gegenüber entladen, sondern die sich in der Zurschaustellung rassistischer, nationalsozialistischer Symbole manifestieren: So erzählt *Leo* von einem Freund, der ein Praktikum gemacht und im Büro seines Chefs, aber auch an anderer Stelle ›Nazisymbole‹ gesehen habe. Die rassistische Grundhaltung habe sich dann auch im Umgang mit seinem Freund gezeigt, der »sehr unfreundlich« (Z. 927, *Leo* 2017) behandelt worden sei, zudem hätten die Mitarbeiter*innen auch auf Geflüchtete geschimpft.

Die oben erörterten Situationen und Ereignisse scheinen vornehmlich der Abwertung der Geflüchteten zu dienen und vielleicht auch auf deren *Ausgrenzung*, zumindest aber auf eine *Abgrenzung* von diesen abzu zielen. Damit ist den hier skizzierten ›Strategien‹ ein Teilaspekt inhärent, der den im Vorfeld diskutierten Akkulturationsstrategien zugrunde liegt: eine Positionierung zur Frage, ob Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft einen Kontaktaufbau zwischen ›sich‹ und Geflüchteten befürworten oder nicht. Die Frage nach der Aufrechterhaltung kultureller Praktiken scheint zwar nicht berührt zu sein, die Fragen können aber auch zunächst unabhängig voneinander beantwortet werden. Was nun die Frage nach der Teilhabe angeht, so könnten auch dieser rassistischen, rechtsextremen Form (oder zumindest Aspekten davon) Kontaktversuche innewohnen, auch wenn diese zweifelsohne dysfunktional sind. Um darüber jedoch fundierte Aussagen treffen zu können, müssten die konkreten Verunglimpfungen, ihre Hintergründe und Einflussfaktoren näher untersucht werden. Erst dann ließe sich entscheiden, ob es sich – theoretisch gesehen – um eine Variante eines Integrations- oder Assimilationsmodus handelt oder um eine ›eigenständige‹ Form. Diese Frage kann in vorliegender Arbeit nicht erschöpfend geklärt werden, die Analysen im folgenden Teilkapitel können aber als erste Sondierungen verstanden werden.

Einflussfaktoren und Hintergründe rassistisch, vorurteilsbehafteter Handlungen

Zur Herausarbeitung möglicher Einflussfaktoren und Hintergründe der oben skizzierten vorurteilsbehafteten, rassistischen Handlungen eignet sich ein Auszug aus dem Interview mit *Rachida* und *Amina*, in dem *Amina* von einer Begegnung erzählt, die sie in A-Stadt hatte:

Und äh einmal, ähm, äh kommt äh, äh, äh einmal ist eine Frau zu mir äh gekommen und äh, äh, äh sie sagt, sie hat gesagt, äh, ähm, ›Wie, wie können wir jetzt äh, nach, äh, an der, nach, äh, äh Paris fahren?‹ Das war, das is Bombe im Paris//mhm, mhm//ja. ›Wir können wir jetzt äh andere Land fahren? Sie, äh, äh, sie machen äh die, die Muslime-Leute machen äh viele äh Chaos‹ (*Amina* 2016)

Die Tatsache, dass *Amina* von einer, ihr scheinbar unbekannten Frau (›eine Frau«, Z. 331) unvermittelt angesprochen wird (›einmal ist eine Frau zu mir äh gekommen [...] sie hat gesagt«, Z. 332), ist verwunderlich, da soziale Kontaktaufnahmen in Deutschland so üblicherweise nicht ablaufen (vgl. S. 339). Dass ausgerechnet *Amina* zur Adressatin wird, ist wahrscheinlich (mit) ihrer ›Sichtbarkeit‹ geschuldet: Sie trägt ein Kopftuch, was sie

zwar nicht zwangsläufig als Geflüchtete, dafür aber als Muslima ausweist und als solche wird sie von der Frau auch adressiert, wobei damit eine Gleichsetzung von Muslimen mit islamistischen Fundamentalisten erfolgt. In Anlehnung an Martha Nussbaum (1995) ließe sich hier von einer *Objektifizierung* (engl. objectification) sprechen, bei der eine *Austauschbarkeit* mit anderen Objekten (engl. fungibility) und eine *Verweigerung der Subjektivität* (engl. denial of subjectivity) mitschwingen (ebd.: 257), d.h. *Amina* wird von den Passant*innen behandelt, als sei sie austauschbar mit anderen Muslimas bzw. Muslimen und als bedürften ihre Gefühle keiner weiteren Berücksichtigung.

Zur Frage, warum die Frau so weit geht, *Amina* anzusprechen, können folgende Hypothesen generiert werden. Einmal wäre es möglich, dass sie sich als »Einheimische« sieht und daraus das Recht ableitet, Menschen, die in Deutschland vermeintlich »nur zu Gast sind« auf deren Fehlverhalten hinzuweisen, wobei sie hier eine »Kollektivschuld« konstruiert.

Damit ist die Grundprämisse rassistischer Haltungen erfüllt, die sich dadurch auszeichnet, voneinander abgrenzbare Gruppen (deutsche, christliche Einheimische vs. muslimische Gäste) zu konstruieren, damit eigene Privilegien (hier das Einheimisch-Sein) zu legitimieren und sich von anderen Gruppen durch Aggression abzugrenzen (Attia/Keskinkılıç 2017: 118). Gleichzeitig wird in den Äußerungen der (deutschen) Passantin aber auch eine starke Sorge und Angst deutlich: Eine Angst vor einer erhöhten Gefährdungslage und weiteren Anschlägen, weshalb die Frau nicht mehr (nach Paris oder vielleicht auch in andere Länder) zu reisen wagt, zumindest nicht mehr unbeschwert. Die Angst vor Terroranschlägen schränkt somit auch die (Bewegungs-)Freiheit oder zumindest das entsprechende Gefühl ein. Der aggressiven Adressierung von *Amina* kommt vielleicht auch eine Art »Ventilfunktion« zu: der aufgestaute Druck, die Angst und die Sorge werden in Form von Vorwürfen bei *Amina* als Repräsentantin der Muslime (s.o.) abgeladen.

Dass Geflüchtete im öffentlichen Raum mit Rassismen und Vorurteilen konfrontiert werden scheint kein Einzelfall, so erzählt *Samira* (2016) davon, von vornehmlich älteren Menschen mit Vorurteilen konfrontiert zu werden, wie: es seien zu viele Flüchtlinge nach Deutschland gekommen, die nicht arbeiten wollen würden und das Kopftuch stelle ein Problem dar. Ein wenig erinnern diese Handlungen an die provokativen Einbindungsversuche, die ich im Rahmen meiner Untersuchung zu Differenzerfahrungen bei Jugendlichen nachzeichnen konnte: Diese erwiesen sich insofern als ambivalent als zwar eine Markierung der adressierten Personen als »fremd« vorgenommen wurde, mit der aber gleichzeitig der Versuch einer Einbindung in die Gruppe verbunden war (Utler 2014a: 190–194). Zur Frage der Übertragbarkeit wären weitere Untersuchungen auch mit Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft wünschenswert.

Diskriminierende Zugangssteuerungen, -verweigerungen oder -beschränkungen

Die im vorausgegangenen Kapitel skizzierten Diskriminierungen äußerten sich in Form von Beleidigungen und Vorwürfen. In diesem Teilkapitel werden nun Diskriminierungen skizziert, die darüber insofern hinausgehen, als sie mit Zugangssteuerungen, -beschränkungen oder sogar -verweigerungen einhergehen. Letztere haben Jugendliche einer UMF-Wohngruppe in L-Stadt erlebt, die im Jahr 2016 erzählen, dass der Bademeister des örtlichen Schwimmbads ihnen verboten habe, vom Sprungbrett zu hüpfen. Die Be-

weggründe des Bademeisters werden hier nicht deutlich, das Personal der Wohngruppe bestätigt aber, einen ähnlichen Eindruck gehabt zu haben wie die Jugendlichen, die sich durch das Verbot ausgegrenzt fühlen und den Eindruck haben, der Bademeister habe ihnen den Zugang zum Sprungbrett versagt, weil sie Flüchtlinge sind. Und auch im Feld der beruflichen Teilhabe erleben Geflüchtete Diskriminierung: Wie an anderer Stelle bereits thematisiert (vgl. S. 230), hat ein Apotheker *Rachida* ein Praktikum angeboten, aber nur unter der Bedingung, dass sie ihr Kopftuch während der Arbeit ablegt, was sie aber aus Glaubensgründen abgelehnt hat. Und auch wenn nicht auszuschließen ist, dass es Apotheken gibt, in denen *Rachida* mit Kopftuch arbeiten oder ein Praktikum machen kann, so zeigt sich in diesem Erlebnis doch, wie Menschen, die aufgrund ihres Aussehens, ihres Glaubens o.ä. stigmatisiert werden, mit Zugangsbeschränkungen konfrontiert werden und wie sich diese Beschränkungen negativ auf die (berufliche) Teilhabe auswirken.

Anders als *Rachida* und *Vahid*, die konkrete Diskriminierungserlebnisse schildern, kritisiert *Wrong* (2017) die – seines Erachtens – vorherrschende generelle Ungleichbehandlung von Geflüchteten. Dazu fotografiert er eine Glasfront, in der sich zwei Glasflügeltüren befinden, von denen jeweils die rechte und die linke Hälfte auf dem Foto zu sehen sind. An deren rechter Tür (von der Betrachterin aus gesehen) hängt ein laminiertes Schild, auf dem ein nach links zeigender Pfeil zu sehen ist, über dem das Wort *Asyl* steht. Während der Wegweiser auch als freundlich gemeinter Hinweis erachtet werden könnte (vgl. S. 421), der den Leuten unnötige Wege ersparen²⁹ oder verhindern soll, dass sich die Menschen verirren, stellt das Schild für *Wrong* (der sogar seinen Codenamen entsprechend wählt) ein Symbol dafür dar, immer »falsch« zu sein (Z. 775, *Wrong* 2017): Er darf nicht die Türe benutzen, die alle anderen benutzen, sondern muss einen »Extra«-Eingang verwenden.

Außerdem befindet sich auf einer anderen Glastür, die links neben der mit dem »Asyl«-Schild ist, noch ein weiterer Hinweis, nämlich das Piktogramm eines schwarzen Hundes mit einer roten Leine, was vermutlich als Hinweis zu verstehen ist, dass Hunde beim Betreten des Gebäudes an der Leine zu führen sind. Neben zusätzlichen Aufklebern zur Öffnung der Türe (*Drücken*), sind das Asyl- und das Hundeschild die einzigen Hinweise, die an den Türen angebracht sind. *Wrong* weist im Interview auch auf das Schild des Hundes und dessen Koinzidenz mit dem Asylschild hin. Stark vereinfacht und überspitzt, ließe sich also fragen, ob Haustiere und Asylsuchende hier auf eine Ebene oder knapp darüber (das Schild des Hundes ist, um »im Bild« zu bleiben, etwas tiefer angebracht) gestellt werden? *Wrong*, der einen sehr feinen und spitzen Humor hat, scheint dies anzudeuten. Eines ist aber in jedem Fall festzuhalten: Wenn die unterschiedlichen Zugänge zum Gebäude als Sinnbild für eine unterschiedliche Behandlung stehen, dann suggeriert dies zunächst eine gewisse Ungleichheit. Vor dem Hintergrund der Ausführungen zur (Chancen-)Gleichheit sowie zum Umgang mit Diversität (vgl. Kap. V. 3.2.4) gälte es nun zu prüfen, ob diese Ungleichbehandlung eine Reaktion auf

29 Dass es wiederum »nur« ein Schild gibt, das sich an Geflüchtete richtet, nicht aber an andere Zielgruppen, könnte darüber hinaus damit begründet werden, dass im Jahr 2016 besonders viele Anfragen von Geflüchteten gab.

die besonderen Bedürfnisse von Geflüchteten ist und somit eine horizontale Hierarchisierung darstellt oder ob sich darin tatsächlich eine Ungleichbehandlung im Sinne einer vertikalen Hierarchisierung andeutet.

Otherring-Erfahrungen

Neben den oben behandelten Rassismuserfahrungen schildern manche Teilnehmende auch Otherring-Erfahrungen. Diese zeichnen sich insbesondere durch eine »Markierung als fremd³⁰« aus, wie sich anhand zweier Metaphern veranschaulichen lässt, die *Wrong* und *Leo* entwerfen: So sagt *Leo*, die Menschen in V-Dorf hätten ihn (als er noch dort lebte) angeschaut, wie »Leute die äh erste Mal äh: Au-, Automobil gesehen haben« (Z. 1040, *Leo* 2017). *Wrong* wiederum fühlt sich, als sei er auf einem anderen »Planeten« (Z. 588, *Wrong* 2017), also wie ein »Außerirdischer«. Aus diesen Bildern lässt sich ableiten, dass *Leo* und *Wrong* wohl den Eindruck haben bzw. hatten, in Deutschland (wenn auch nicht von allen, so doch von vielen Menschen) bestaunt und ungläubig oder auch mit einer gewissen Faszination oder Befremden betrachtet oder behandelt zu werden. Dieser Otheringeffekt wird durch die Wahl »nicht-menschlicher« Vergleichsbilder noch zusätzlich verstärkt.

Wrong (2017) bringt darüber hinaus ein konkretes Beispiel, anhand dessen sich das Otherring veranschaulichen lässt: Er erzählt davon, ein Praktikum in einem Unternehmen gemacht zu haben. Während des Praktikums sei er von der Mitarbeiterin der Personalabteilung kontaktiert worden, die für einen Bericht für die Presse ein Interview mit ihm führen wollte. Als *Wrong* nachfragt, warum die Frau gerade mit ihm ein Interview führen wolle, scheint sich herauszustellen, dass es um seine Herkunft aus Syrien geht und darum zu zeigen, dass er nun für das Unternehmen arbeitet. *Wrong*, der die Tatsache, dass er ein Praktikum macht, als »kein besonderes Ding« (Z. 586, *Wrong* 2017) bezeichnet, zeigt sich über die Anfrage irritiert, er vermutet hinter dem Ansinnen der Mitarbeiterin, dass diese realisiert habe: »Ah, okay die können was« (Z. 587, *Wrong* 2017). In dieser insinuierten wörtlichen Rede inszeniert *Wrong* nun eine Überraschung darüber, dass syrische Menschen doch nicht inkompetent seien, wobei er davon überzeugt scheint, dass die Frau genau dieses Vorurteil hatte.

Umgang mit Ausgrenzung

Abschließend bleibt festzuhalten, dass insbesondere die Ausgrenzungshandlungen, mit denen sich die Teilnehmenden konfrontiert sehen, seien sie nun zwischenmenschlicher oder struktureller Natur, bei den Teilnehmenden das Gefühl erzeugen, nicht gewünscht zu sein, und zwar nicht nur, was den möglichen Aufbau zwischenmenschlicher Beziehungen angeht, sondern grundlegender auf die Anwesenheit in Deutschland bezogen. Dieses Gefühl kann sich – wie im Falle *Wrongs* – identitätsprägend auswirken (er wählt sogar sein Pseudonym entsprechend).

Darüber hinaus strengen die Teilnehmenden, die sich mit den oben skizzierten ausgrenzenden oder zuschreibenden Handlungen konfrontiert sehen, aber auch aktive Umgangsstrategien an.

30 Der Begriff der *Fremdheit* umfasst für mich zwei Aspekte: Nichtzugehörigkeit und Unvertrautheit (vgl. Utler 2014a).

Es scheint, als hätte das Erlebnis bei den Jugendlichen eine kognitive Dissonanz (Festinger 2020 [1978]) hervorgerufen, die wiederum aus einer wahrgenommenen Diskrepanz zwischen politischer und gesellschaftlicher Ebene resultiert: So wird ›Deutschlands‹ Entscheidung (die, ähnlich wie im deutschen öffentlichen Diskurs, vor allem mit Angela Merkel in Verbindung gebracht wird), die Geflüchteten in Deutschland aufzunehmen, als starke Willkommensgeste empfunden, in Deutschland angekommen entsteht aber wohl der Eindruck, die deutsche Gesellschaft würde diese Entscheidung nicht gutheißen und Geflüchtete ablehnen. Mit der oben angeregten Ausdifferenzierung von Berrys Modell könnte diese Erfahrung bereits als Initiator eines Verarbeitungsprozesses gelten. Im ersten Jahr der Befragung ist das Erlebnis so ›frisch‹, dass sich noch keine Copingstrategien ausmachen lassen. Im darauffolgenden Jahr sind Rassismuserfahrungen bei *Vahid* (weder im Interview noch in den Fotos) kein Thema mehr. Nun ließe sich mutmaßen, *Vahid* sei nicht mehr mit Rassismus konfrontiert worden, somit gebe es nichts zu bewältigen, was wiederum die Nachzeichnung möglicher Bewältigungsprozesse obsolet machen würde. Dafür würde sprechen, dass *Vahid* auf meine Nachfrage, ob er sich noch an die negativen Erfahrungen aus dem Vorjahr erinnern könne, antwortet, das Erlebnis mit dem Bademeister, sei das einzig negative gewesen, das er in Deutschland erlebt habe. *Vahids* Ausführungen deuten aber auch auf Verarbeitungsprozesse hin, selbst wenn diese nicht oder nur ansatzweise mit den von Berry genannten Coping-Strategien vereinbar sind. Vielmehr scheint eine Addition konsonanter sowie Subtraktion dissonanter Kognitionen erfolgt zu sein, wie sie bei der Reduktion kognitiver Dissonanz beobachtet wird (vgl. Frey/Gaska 2001: 284). Diese zeigt sich insofern, als *Vahid* auf die vielen positiven Erfahrungen hinweist, die er mit Deutschen gemacht habe (=Addition konsonanter Erfahrungen), während er die negativen Erfahrungen als Einzelerlebnis rahmt (=Subtraktion dissonanter Erfahrungen).

Die Reduktion der kognitiven Dissonanz geht auch mit emotionalen Veränderungen einher, da *Vahid* nun keine Angst mehr zu haben scheint, abgelehnt zu werden oder nicht willkommen zu sein. Zu diesen Änderungen könnten aber auch emotionale Entwicklungen beigetragen haben, die ich grundsätzlich bei Ankommensprozessen vermuten würde: So kenne ich es aus eigener Erfahrung, aber auch aus Erzählungen anderer, dass beim Ankommen an einem neuen Ort, der einer*in zunächst fremd und unvertraut ist, (je nach Vorerwartung, Kontext und Persönlichkeitsstruktur) Gefühle des Unbehagens aber auch der Bedrohung oder Ängste entstehen können. Im Zuge des Vertrautwerdens mit der neuen Umgebung nehmen diese aber (es sei denn, es werden gegenteilige Erfahrungen gemacht) sukzessive ab. Dabei ist aber natürlich nicht auszuschließen, dass sich auch emotionsbasierte Coping-Strategien etablieren bzw. etabliert haben.

Auch bei anderen Teilnehmenden, die mit Rassismuserfahrungen konfrontiert waren, lassen sich Strategien zur Dissonanzreduktion beobachten, wenn auch etwas anders gelagert. So nimmt beispielsweise *Leo* ortsbezogene Differenzierungen vor, wobei er folgenden Zusammenhang zeichnet: in Städten, in denen sich die Menschen gegen Nazis positionierten, seien die Menschen freundlicher gegenüber »Ausländern« und umgekehrt (Z. 929–934, *Leo* 2017). Möglicherweise nimmt *Leo* hier nicht nur einen ›einfachen‹ Zusammenhang, sondern vielleicht sogar einen Kausalzusammenhang an, im Sinne von: Menschen, die sich gegen Rassismus stellen, tragen zu einer freundlicheren Stimmung gegenüber Geflüchteten bei, während das Fehlen derartigen Engagements

eine negative Stimmung begünstigt. Das ist jedoch eine Lesart, die sich aus den Daten nicht eindeutig ableiten lässt und die deshalb noch weiterer Sondierungen bedürfte.

Eine weitere Variante der Dissonanzreduktion lässt sich bei *Wrong* beobachten: Er hebt auf die strukturelle Verankerung rassistischer Einstellungen in der Gesellschaft ab, was er an entsprechenden Vorgehensweisen von Behörden (vgl. S. 361) sowie an der (aus seiner Sicht) üblichen ungleichen Verteilung von Redeanteilen in Arbeitsgruppen (in denen privilegierte Menschen ungleich höhere Redeanteile hätten) veranschaulicht. Er verortet Rassismus damit weniger auf der individuellen als auf einer Makro- bzw. Mesoebene.

Die Umgangsstrategien mit diesen Otheringerfahrungen weisen zum Teil Parallelen zum oben erörterten Coping mit Rassismus auf. So scheint *Leo* auch bezogen auf das Othering eine Dissonanzreduktion vorzunehmen, indem er das Othering in der ländlichen Region verortet, in der er noch im Jahr zuvor gelebt hat. Da er bei der Folgeerhebung in einer größeren Stadt lebt, betrachtet er das Erlebnis eher aus der Retrospektive und mit einer gewissen Distanz (s.u.). *Wrong* hingegen stellt sich aktiv gegen die von ihm als Othering erlebte Anfrage und lehnt diese ab. Damit erlangt er in gewisser Weise seine »Agency« wieder und löst sich aus der empfundenen *Objektifizierung*. Im zwischenmenschlichen Kontakt beobachtet *Wrong* wiederum eine Abnahme der Othering-Erfahrungen (»Also ich bekomme diese (.) komische Fragen. Das ist nur äh, ähm, ähm ja, aber nicht mehr, nicht mehr so intensiv«, Z. 510–511, *Wrong* 2017), was er mit darauf zurückführt, dass er einige Menschen, die ihn früher mit Fragen zu seiner Herkunft »behelligt« haben, nun zu seinen Freunden zählt, die in ihm nun *Wrong* sehen und nicht mehr nur den syrischen Flüchtling. Die Ebenendifferenzierung, die sich bei *Wrong* schon beim Umgang mit Rassismuserfahrungen zeigte, deutet sich damit auch hier an: Während er sich auf Mikroebene auf einen intensiven Kontakt einlässt und das Othering durch »personalisierten« Kontakt (Brown 2000: 347–348) beendet, widersetzt er sich auf Meso- bzw. Makroebene dem Othering, indem er an ihn herangetragene »Ansprüche« ablehnt.

4.2.8 Ausgrenzungsdynamiken

Die vorausgegangenen Teilkapitel widmeten sich der Rekonstruktion der Akkulturationsorientierungen, die *noch nicht integrierte* Teilnehmende anstrengen, sowie den Akkulturationsorientierungen, mit denen sie sich von Seiten »der« Aufnahmegesellschaft konfrontiert sehen. Wie im Theorieteil erörtert und wie sich zum Teil in den obigen Analysen angedeutet hat, stehen die jeweiligen Orientierungen (die »realen«, aber auch die »wahrgenommenen«) in einer Wechselwirkung, d.h. sie beeinflussen sich gegenseitig und münden nicht selten in prozesshaften Dynamiken (vgl. Utler 2014a: 218–224, 233–237). In vorliegender Arbeit finden sich nur vereinzelt Beispiele für derartige Dynamiken (was aber wohl eher dem Forschungsgegenstand und der methodischen Herangehensweise geschuldet ist, als dass sich daraus Schlüsse über deren Existenz ableiten ließen), eines wird in diesem Kapitel nachgezeichnet. Den Ausgangspunkt für die folgenden Analysen bilden die Äußerungen einzelner Teilnehmender, die sich zu Gruppenbildungen in dem bereits mehrfach erwähnten Jugendzentrum (vgl. u.a. S. 281) äußern, das sie öfter besuchen.

Die im Folgenden nachgezeichneten Gruppenbildungen basieren auf den Ausführungen von *Mona*, *Malik* und *Enes*. Sie äußern sich zu einer Gruppe bulgarischstämmiger Jugendlicher, die wie sie das örtliche Jugendzentrum besucht. Der Kontakt zu dieser Gruppe gestaltet sich sehr ambivalent, trotz des im Jugendzentrum geltenden Credos, dass alle willkommen sind und miteinander auskommen (vgl. S. 373f.). *Mona* erklärt sich diesen Widerspruch damit, dass es sich in diesem Fall um eine Ausnahme handle, die aber letztlich die bulgarischstämmigen Jugendlichen zu verantworten hätten, weil sie nur in ihrer eigenen Gruppe seien und nicht mit anderen reden und sich demnach selbst ausschließen würden. Dieses Setting könnte auf den ersten Blick und unter Heranziehung des IAM (Bourhis/Moïse/Perreault et al. 1997, s.o.) wie folgt erklärt werden: *Mona* bzw. die Vertreter*innen des Jugendzentrums verfolgen eine Integrations- oder Assimilationsorientierung, da dort – nach eigener Einschätzung – alle willkommen sind und gleichzeitig niemand ausgeschlossen wird. Es besteht also eine Bereitschaft zum Kontaktaufbau. Zur Frage danach, ob neu dazukommende Jugendlichen kulturelle Besonderheiten aufrechterhalten ›dürfen‹ oder nicht, äußert sich *Mona* nicht, weshalb hier nicht entschieden werden kann, ob sie eine Integrations- oder einer Assimilationsorientierung vertritt. Die bulgarischstämmigen Jugendlichen zeichnet *Mona* hingegen als sich selbst separierend. Die Kombinationen aus Integrations- und Separationsorientierung sowie Assimilations- und Separationsorientierung gelten im IAM als konfliktthaft (Piontkowski/Rohmann/Florack 2002) und liefern somit eine Erklärung für das von den Jugendlichen als schwierig beschriebene Verhältnis.

Da ich jedoch bereits im Rahmen meiner Dissertation zeigen konnte, wie wichtig die Berücksichtigung der jeweiligen Interaktionsdynamiken ist (Utler 2014a), möchte ich diese auch hier näher betrachten. In meiner Untersuchung wurde deutlich, dass Jugendliche, die sich selbst ausschließen oder auszuschließen scheinen, weil sie beispielsweise nicht mit den anderen Gruppenmitgliedern reden, nicht selten so wahrgenommen werden, als würden sie die Gruppe ablehnen, was wiederum zu ausgrenzenden Handlungen durch die ›dominante‹ Gruppe führt. Diese Dynamiken deuten sich auch in den Ausführungen von *Enes* und *Malik* an³¹:

@(.)@ @Ja@ manchmal die reden halt einfach über jemanden auf ihrer Sprache und man versteht halt gar nix und man kann ja alles als Beleidigung interpretieren. Und dann wenn man einmal irgendwie was dagegen sagt, kommt dann die ganze Gruppe

31 Hier sei darauf hingewiesen, dass *Malik* bei dem Foto, das die angeführte Schilderung evoziert, zunächst keinen expliziten Bezug zu Deutschland herstellt. Vielmehr scheint er das Bild vor allem aus der Dynamik heraus gemacht zu haben, dass die bulgarischstämmigen Jugendlichen, die ebenfalls eine Kamera von mir erhalten hatten (mit denen aber kein Gespräch zustande kam) zunächst ihn fotografiert hätten, woraufhin er diese dann ebenfalls fotografiert hätte. Er bezeichnet das Setting, in dem sich auch die im Folgenden skizzierten Grunddynamiken widerspiegeln, zunächst als »Gaudi« (Z. 89). Gleichzeitig fällt es den Jugendlichen im Gespräch aber auch nicht schwer, auf Nachfrage einen Bezug zu Deutschland herzustellen, den sie vor allem an der weiter unten referierten Frage um die Zugehörigkeit festmachen. Hinzu kommt, dass sich die von *Enes* und *Malik* beschriebenen Dynamiken aufgrund ihrer großen Ähnlichkeit sehr gut als Vergleichshorizont zu den Äußerungen von *Mona* eignen, die wiederum einen expliziten Bezug zu Deutschland herstellt (s.o.).

auf einen zu und dann hast du da halt so ne zwanzig Mann-Gruppe, die dann alle in einer Familie sind. [...] (Malik 2016)

Wie *Malik*s Ausführungen vermuten lassen, entsteht bei ihm und seinen Freunden der Eindruck, die bulgarischstämmigen Jugendlichen würden über ihn und die anderen reden, auch wenn *Malik* selbst anführt, nicht zu verstehen, worüber die Jugendlichen reden. Wieso er vermutet, dass die Jugendlichen über ihn reden würden, also woran er seine Einschätzung festmacht, erläutert er nicht, womöglich fördert allein die Tatsache, dass sich die Jugendlichen in seinem Beisein in einer Sprache unterhalten, die er nicht beherrscht, diese Vermutung. Das hier geschilderte Phänomen ist wiederum eines, das ich aus zahlreichen (von mir durchgeführten) internationalen Seminaren kenne, aber auch generell aus internationalen Settings: Sobald mehrere Menschen zusammenkommen, die dieselbe Muttersprache sprechen, steigt die Tendenz, in die Muttersprache zu switchen, und zwar auch dann, wenn Menschen dabei sind, deren Muttersprache eine andere ist. Die »Switchenden« begründen das vor allem damit, dass die Kommunikation in der Muttersprache schneller, leichter und ohne größere kognitive Anstrengungen funktioniere. Die Dabeistehenden, die die Sprache der anderen nicht verstehen, fühlen sich aber ausgeschlossen und eine der gängigsten Interpretationen ist die, dass über einen gesprochen werde. Das wiederum kann, wie oben von *Malik* aufgezeigt, als beleidigend empfunden werden, auch wenn eigentlich gar nicht klar ist, was überhaupt gesagt wurde. *Malik* lässt sich diese Beleidigung (oder zumindest die als solche empfundene) wiederum nicht gefallen und »sagt« (Z. 100) etwas dagegen. Vor dem Hintergrund der empfundenen Beleidigung steht zu vermuten, dass dieses etwas dagegen *Sagen* eher nicht konstruktiv und sachlich-neutral ausfällt. Darauf deutet auch die von *Malik* geschilderte Reaktion der Jugendlichen hin, die sich ihrerseits angegriffen zu fühlen scheinen und sich geschlossen und als Gruppe verteidigen. Diese kollektive Reaktion von, wie *Malik* schätzt, bis zu »zwanzig Mann« (Z. 101), scheint den Eindruck einer homogenen Gruppe zu begünstigen und die Assoziation einer Familie vielleicht sogar eines Familienclangs zu wecken. Zudem könnte bei *Malik* und seinen Freunden auch ein Gefühl der Bedrohung entstehen, wenn ein Gruppe von ca. zwanzig Menschen »geschlossen« auf eine deutlich kleinere Gruppe³² zukommt.

Diese Ausgrenzungs- und Ausschlussdynamik wird offenbar noch durch einen weiteren Aspekt verstärkt, der sich am Schlagwort der (rechtmäßigen) Zugehörigkeit festmachen und anhand untenstehender (sowie weiterer) Aussagen von *Malik* veranschaulichen lässt:

[...] die reden halt wie (.) ich bin zum Beispiel hier geboren und die reden wie als wär das ihre Stadt und als sei ich irgendwie (2) von woanders hergekommen [...]. (Malik 2016)

32 Genaue Aussagen darüber, zu wievielt *Malik* und seine Freunde sind, macht er nicht. Im speziellen Fall äußert er sich in der eher unpersönlichen »man«-Form, die suggeriert es könne sich um Einzelpersonen handeln.

In *Maliks* Ausführungen deuten sich Aushandlungen um Zugehörigkeit an, einhergehend mit wechselseitigen Hierarchisierungen. Interessanterweise wird aber Zugehörigkeit nicht (nur) im Sinne von ›wer gehört zu L-Stadt‹, sondern auch als ›wem gehört L-Stadt‹ avisiert (›die reden wie als wär das ihre Stadt‹, Z. 115): Eine Perspektive, die normalerweise aus anderen Kontexten bekannt ist, nämlich, wenn in der Diskussion um steigende Mieten die kritische Frage ›wem gehört die Stadt?‹ gestellt wird. Hier scheint es aber weniger um wirkliche Besitzverhältnisse als vielmehr um eine – andernorts bereits thematisierte (vgl. S. 301f.) – In-Beschlagnahme des öffentlichen Raums zu gehen.

Darüber hinaus wird insbesondere die Rechtmäßigkeit der Zugehörigkeit verhandelt. *Malik* scheint dabei den Eindruck zu haben, dass die bulgarischstämmigen Jugendlichen ihm diese absprechen: Er würde behandelt, als käme er »von woanders« (Z. 114), obwohl er in Deutschland geboren sei. *Malik* sieht diese Form des Otherings, die sich offenbar auch darin zeigt, dass sich die Jugendlichen ihm gegenüber anders verhalten, als gegenüber ›Deutschen‹ (Z. 138–140) als ungerechtfertigt an. Er beansprucht seinerseits ein stärkeres Recht auf Zugehörigkeit, weil er – anders als die bulgarischstämmigen Jugendlichen – in Deutschland geboren sei und (wie er im weiteren Verlauf ausführt) sich wenigstens auch Mühe gäbe, Deutsch zu sprechen, was die bulgarischstämmigen Jugendlichen aus seiner Sicht nicht tun (*Malik* 2016).

In den obigen Ausführungen deuten sich Mechanismen an, die aus der Theorie der sozialen Identität gut bekannt sind (Tajfel/Turner 1986): Menschen ordnen sich selbst sozialen Kategorien zu und vergleichen sich, um eine positive soziale Identität zu erreichen, mit anderen. Diese Vergleiche (die darauf abzielen, dass die eigene Gruppe auf den gewählten Dimensionen besser abschneidet) können in letzter Konsequenz zu wechselseitigen Abwertungen führen. Eben dies scheint hier der Fall zu sein: Als Grundlage für die Vergleiche, werden Sprachbeherrschung und Dauer des Aufenthalts in Deutschland bzw. das Geburtsland gewählt, die für die Jugendlichen offenbar wichtige *Zugehörigkeitsmarker* darstellen. Unter den verschiedenen Migrantengruppen scheint dabei eine Art Wettbewerb in der Zugehörigkeit zu entstehen, der sich in wechselseitigen Hierarchisierungen und gegenseitigen Ausgrenzungsdynamiken manifestiert. Diese Frage nach der Zugehörigkeit scheint sich wiederum für *Mona* nicht zu stellen, da sie keinen Migrationshintergrund hat und sich demnach wohl ›automatisch‹ als zugehörig definiert.

Die obigen Ausführungen deuten darauf hin, dass mit Blick auf die Frage, wie ein gelingendes Zusammenleben (in Deutschland) aussehen kann, eine bloße Gegenüberstellung von Akkulturationsorientierungen zu kurz greifen könnte. Denn damit kommen die Dynamiken, die zwischen den Gruppen ablaufen und die verschiedenen Facetten, die die jeweiligen Akkulturationsorientierungen annehmen können, zu kurz. Am obigen Beispiel lässt sich wiederum gut nachvollziehen, wie trotz genereller Offenheit Ausgrenzungsdynamiken ablaufen können. Wobei weniger der Teilhabewille als Faktoren wie die Gruppengröße und Kontaktressourcen (beispielsweise die Sprachbeherrschung) eine Rolle dafür zu spielen scheinen, ob es zu ausgrenzenden Handlungen kommt oder nicht. So lässt sich folgern, dass eine Kontaktbereitschaft allein Ausgrenzungen nicht verhindern kann. Gleichzeitig heißt dies nicht, dass es – zumindest in ›geschützten‹ Begegnungsräumen wie dem Jugendtreff – nicht doch zu Interaktionen kommt, wie *Malik* und *Vahid* andeuten, wenn sie darauf hinweisen, dass manche der bulgarischstämmigen Jugendlichen auch »witzig« (Z. 90) seien, und dass das gegenseitige Fotografieren eben

auch »irgendwie so zur Gaudi« (Z. 89) gewesen sei. Wechselseitige Teilhabe- und Ausgrenzungsdynamiken scheinen also ein nicht untypisches Phänomen darzustellen (vgl. auch Utler 2014a: u.a. 190–237). Allerdings zeigen die vorliegenden Analysen (vgl. S. 372), wie wichtig in diesem Zusammenhang »geschützte« Orte sind, die einen kontaktförderlichen Rahmen und eine offene, wertschätzende Atmosphäre bieten (s.o.), um negative oder ambivalente Erfahrungen einbetten, auffangen und – im Optimalfall – reflektieren und bearbeiten zu können.

4.2.9 Gelingende Integration: Erfolgsfaktoren

In den vorausgegangenen Teilkapiteln wurde vor allem die Ausgestaltung des Kontakts zwischen Neuankommenden und verschiedenen Aufnahmegemeinschaften betrachtet. In diesem Teilkapitel steht nun die Frage im Vordergrund, wodurch sich gelingende(re) Formen der Integration auszeichnen. Dazu werden zum einen Ausführungen von Teilnehmenden herangezogen, die ihre diesbezüglichen Vorstellungen erörtern, zum anderen wird auf Äußerungen zurückgegriffen, in denen gelingende Integration unmittelbar nachvollzogen werden kann. Dabei arbeite ich einerseits neue Aspekte heraus, greife andererseits aber auch nochmal auf solche zurück, die sich im Zuge der vorausgegangenen Analysen als integrationsförderlich erwiesen.

Aufeinander zugehen

Das Motiv des aufeinander Zugehens manifestiert sich in zwei sehr unterschiedlichen Kontexten bzw. auf sehr unterschiedlichen Ebenen: Einmal bezogen auf unpersönliche Begegnungen im öffentlichen Raum, aber auch im zwischenmenschlichen Beziehungsaufbau.

Im öffentlichen Raum setzt das Aufeinander zugehen an Situationen an, die auf den ersten Blick nicht mit gelingender Teilhabe in Verbindung zu bringen sind, nämlich den Anwürfen, mit denen geflüchtete Teilnehmende sich immer wieder konfrontiert sehen. Wie oben herausgearbeitet, handelt es sich dabei um Aus- bzw. Abgrenzungshandlungen, denen womöglich ein – wenn auch zweifelhaftes – Teilhabeangebot innewohnt. Bei meinen Teilnehmenden lösen diese »Adressierungen« auf jeden Fall das Bedürfnis aus, darauf zu reagieren. *Samira* begründet das auch damit, dass sie die falschen Informationen, die die Menschen haben, korrigieren wolle, weshalb sie sich wiederholt auf Gespräche einlässt. Und auch wenn sie einräumt, unsicher zu sein, ob sie die Gesprächspartner*innen überzeugen könne, sieht sie darin trotzdem die Möglichkeit, positive Resultate auf beiden Seiten zu erzielen.

Die hier skizzierte Variante des aufeinander Zugehens scheint für beide Seiten eine Funktion zu erfüllen und gleichzeitig Potentiale zu enthalten: Was die Vertreter*innen der »Mehrheitsgesellschaft« angeht, zeigt sich, wie sehr auch sie diese Begegnungs- und Kontaktmöglichkeiten benötigen (würden), nicht zuletzt, um Ängste und falsche Befürchtungen auszuräumen. Hierfür könnten und sollten geeignetere Orte etabliert werden, was dann aber auch die hier geschilderten »Ausbrüche« verringern könnte. Für die Neuangekommenen scheint das sich Einlassen auf die Gespräche eine Möglichkeit zur Selbstermächtigung zu bieten: So wird die dem Dampfablassen inhärente Objektivifizierung (vgl. S. 360) von den betroffenen Individuen eben nicht angenommen, sondern sie

setzen dieser aktiv etwas entgegen und verdeutlichen damit, dass sie eben keine austauschbaren Objekte sind, sondern eigenständige Individuen, die von den ›verbalen Angriffen‹ auch emotional berührt werden. Wie jedoch *Sunnys* Erlebnis mit der kopftuchtragenden Frau zeigt (S. 360), bewegen sich diese Begegnungen im öffentlichen Raum auf einem sehr schmalen Grat zwischen Gelingen und Eskalation. Daher sei an dieser Stelle lediglich auf die sich vermutlich abspielenden Grundmuster sowie das diesen innewohnende Potential bei gleichzeitigem Bedarf an ›echten‹ Begegnungs- und Kontakträumen verwiesen.

Im zwischenmenschlichen Bereich gestaltet sich das gelingende aufeinander Zugehen deutlich anders als im öffentlichen Raum, wie sich an folgendem Beispiel von *Wrong* (2016) veranschaulichen lässt, das dieser als besonders positiv erlebt: Er wurde von seinen Nachbarn eingeladen, vorbeizukommen, verbunden mit der Aufforderung, seine Shisha mitzubringen, damit sie alle gemeinsam rauchen können. Die Nachbarn wiederum stellten die Getränke (*Wrong* spricht v.a. von Bier) zur Verfügung. Bei dieser Einladung dachte – *Wrong* zufolge – niemand an Integration, d.h. der Kontakt erfolgte ungezwungen und aus Interesse am Gegenüber mit dem (offenbar) einzigen Ziel beim gemeinsamen Tun (hier dem Shisharauchen) eine gute Zeit zu verbringen. Der Kontakt entsteht also aus dem Bedürfnis nach einem sozialen Miteinander, verfolgt darüber hinaus aber keine weiteren Ziele. Teilhabe als Teil der Integration entsteht hier in der Handlungspraxis und eher beiläufig und nicht, indem Handlungen angestrengt werden, die auf Integration abzielen.

Voneinander lernen

Manche Integrationsverständnisse enthalten die Bereitschaft, sich zu verändern (Han-Broich 2012: 122) und avisieren damit eine Lernbereitschaft. Das voneinander Lernen (einschließlich der Bereitschaft dazu) erweist sich auch in den Ausführungen der an meiner Studie Teilnehmenden als bedeutsam. Dabei lassen sich Vorstellungen darüber herausarbeiten, wer im Zuge der Integration lernt bzw. lernen sollte und von wem sowie was und wie gelernt wird. Bevor ich nun auf diese Punkte eingehe, sei darauf hingewiesen, dass (interkulturelles) Lernen in dieser Arbeit auch noch an anderer Stelle behandelt wird, nämlich im Zusammenhang mit der Veränderung der Deutschlandbilder (vgl. u. a. S. 392ff. u. 394ff.), bei dem Lernen ebenfalls eine wichtige Rolle zukommt. In diesem Kapitel richtet sich die Analyse vornehmlich auf die Relationen zwischen Lernen und Integration.

Wer lernt und von wem?

Lernen im Kontext von Integrationsprozessen wird meist sehr einseitig verhandelt, d.h. die Aufgabe etwas zu lernen, wird bei denjenigen verortet, die sich in eine (wie auch immer geartete) Gruppe oder Gemeinschaft integrieren (möchten). Demnach überrascht es wenig, wenn mehrere Teilnehmende (meist äußern sich diejenigen mit Fluchtgeschichte) hervorheben, dass sie und andere Geflüchtete von ›Deutschen‹ lernen können. *Sami-ra* betont beispielsweise, muslimische Frauen wollten sich integrieren und könnten lernen, nicht *schüchtern* sein zu müssen (sie bezieht sich hier auf die andernorts diskutierte Spontanität und Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum, vgl. S. 205). Daran wird deut-

lich, wie Neuankommende die Lernmöglichkeiten, die sich ihnen bieten, wertschätzen (und zwar entgegen anderslautender Vorurteile).

Vor dem Hintergrund der in dieser Arbeit verwendeten Integrationsdefinition (vgl. S. 331) und des darin enthaltenen Aspekts der Wechselseitigkeit scheint weiterhin bedeutsam, dass die Teilnehmenden nicht eine einseitige, sondern vielmehr eine wechselseitige Lernbereitschaft für zentral erachten. D.h. auch die Mitglieder einer Gruppe, in die sich andere integrieren, sollen/können von den sich Integrierenden lernen. *Leo*, der Integrationsprozesse aus ›beiden‹ Perspektiven (als Vertreter der Aufnahmegesellschaft im Irak und nun als Geflüchteter in Deutschland) kennt, betont dabei, dass sich sogar sehr viel von Migrant*innen lernen lasse, und zwar insbesondere im Kontext entstehender Freundschaften. Und auch *Sunny* (2016) hebt die Bedeutung des *voneinander* Lernens heraus.

Was wird gelernt?

Die Frage, was es aus Sicht der Teilnehmenden zu lernen gilt, lässt sich auf die Schlagworte ›Sprache und Kultur‹ herunterbrechen. Dass diese beiden Aspekte genannt werden, ist wenig überraschend, da sie auch in den Integrationsmodellen fokussiert werden (vgl. S. 315).

Die folgenden Ausführungen bieten nun in zweierlei Hinsicht neue bzw. ergänzende Informationen: Erstens, weil ich zeigen kann, dass diese Lerngegenstände auch dann angeführt werden, wenn Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft die Lernenden sind. Zweitens können die folgenden Analysen etwas zur Ausdifferenzierung des Schlagworts ›Kultur‹ beitragen.

Was die Äquivalenz der Lerngegenstände angeht, so fällt auf, dass in den (von den Teilnehmenden angeführten) Beispielen, in denen Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft die Lernenden sind, sie dasselbe lernen (möchten), wie in den umgekehrten Fällen: So spricht *Samira* (2017) davon, dass Deutsche (wie sie in einer Dokumentation gesehen hätte) arabisch lernen würden und an der arabischen Küche sowie der arabischen Art zu tanzen interessiert seien bzw. diese mögen würden³³. Hier stellen also einerseits Sprache und andererseits kulturelle Aspekte wie Tanz und Kulinarisches Lerngegenstände dar. Wenn also ›Deutsche‹ von Geflüchteten lernen, dann in denselben Bereichen wie andersherum. Ob hier nur die Annahmen darüber reproduziert werden, was Integration ausmacht oder ob hier Dinge zu Lerngegenständen gemacht werden, die sich besonders gut als Auftakt für Integrationsprozesse eignen, gilt es in weiteren Untersuchungen zu klären.

Die obigen Beispiele enthalten nur sehr allgemeine Hinweise darauf, was konkret an kulturellen Besonderheiten gelernt oder was als wichtiger Lerngegenstand erachtet wird. Im Folgenden soll das (inter-)kulturelle Lernen anhand verschiedener Äußerungen von Geflüchteten konkretisiert werden. Grundsätzlich scheinen sich die Teilnehmenden

33 *Samira* verwendet in ihren Ausführungen den Begriff »mögen«, was ich aufgrund des Kontextes, in dem sie das anführt, mit Interesse und Lern(-bereitschaft) gleichsetze. Da es vielfältige Untersuchungen zum Zusammenhang bzw. zum Einfluss von Interesse auf Lernen und Leistung gibt (siehe für einen Überblick: Krapp 1992), nehme ich das »Mögen« arabischer Tänze und arabischen Essens in den Kontext des *voneinander* Lernens mit auf.

vor allem für die *Handlungspraxis*, also die aktionale Ebene, zu interessieren, so spricht Leo davon, wissen zu wollen, wie sich ›Deutsche‹ »verhalten« (Z. 621, Leo 2017): anhand der aufgenommenen Fotos und seiner Erzählungen dazu (z.B. seine Mitbewohnerin, die beim Frühstück die Printausgabe der lokalen Zeitung liest) wird deutlich, dass er vor allem etwas über Alltagspraktiken lernen möchte. *Samira* hingegen leitet aus ›generellen‹ Werten, die sie in Deutschland erlebt, Lerngelegenheiten auf Verhaltensebene ab, nämlich, dass Frauen nicht *schüchtern* sein müssten, womit sie sich vermutlich auf die andernorts formulierte Bewegungsfreiheit der Frau im öffentlichen Raum bezieht (vgl. S. 206). *Statistik* (2016) scheint wiederum stärker an Erziehungs- bzw. Bildungspraktiken interessiert zu sein (z.B. daran, wie die Klassenräume gestaltet sind, wie die Klassenstärke ist, wie mit Schüler*innen umgegangen wird, dass diese in der Schule auch Dinge wie Kochen lernen).

Da es sich bei den oben angeführten *Lerngegenständen* um kulturelle handelt, kann das hier skizzierte voneinander Lernen auch als ›interkulturelles Lernen‹ bezeichnet werden. Aus den Beispielen der Teilnehmenden wird zudem deutlich, dass sie an ganz unterschiedlichen Stellen ›Lernpotential‹ ausmachen, und zwar meist an solchen, die für sie persönlich bedeutsam sind. Demnach umfasst Integration auch wechselseitige (inter-)kulturelle Lernprozesse, wobei die Entscheidung darüber, ob und was gelernt wird, davon abhängt, ob der Lerngegenstand für eine*n persönlich als gewinnbringend und bereichernd erachtet wird.

Wann wird gelernt und mit welchem Effekt?

Damit überhaupt gelernt wird bzw. gelernt werden kann, bedarf es – wie in den Ausführungen der Teilnehmenden deutlich wird – einer beiderseitigen *Lernbereitschaft* oder besser ›Lerneinsicht‹. Gemeint ist damit, dass auch die bereits Dagewesenen erkennen, von Neuangekommenen etwas lernen zu können. Hier ist das Potential wohl noch nicht ausgeschöpft, zumindest lässt dies die Tatsache vermuten, dass keine*r der nicht-geflüchteten Teilnehmenden potentielle Lernmöglichkeiten im Kontext der Integration anspricht.

Wenn *voneinander* gelernt wird, scheint dies vor allem für sich Integrierende Chancen zu bieten, die über das eigentliche Lernen hinausgehen, wie sich an *Sunnys* Ausführungen verdeutlichen lässt:

[...] Also was gefällt mir auch nicht, dass äh Leute von Ausland, sie kommen zu Deutschland und sie möchten (.) also leben als deutsche Leute//mhm//. Wir können deutsche Leute etwas auch lehr-, äh, also schauen etwas neuer//mhm, mhm//. Zum Beispiel es ist interessant etwas Neues schauen, das wie wissen [...] (Sunny 2016)

In obenstehender Interviewpassage kritisiert *Sunny* zunächst die Bereitschaft zur vollständigen Übernahme ›deutscher‹ Lebenspraktiken, die sie bei manchen Migrant*innen wahrnimmt. Dieser Assimilationsbereitschaft scheint – aus *Sunnys* Sicht – ein Ausdruck der Geringschätzung innezuwohnen: Wer bereit ist, alles *Mitgebrachte* zugunsten des *Vorgefundenen* aufzugeben, bringt dem Mitgebrachten wenig Wertschätzung entgegen.

Wenn nun aber auch *die Integrierten* von *den sich Integrierenden* lernen (wollen), scheint dies bei Letzteren zu einem Gefühl der Anerkennung beizutragen, und zwar in verschie-

denerlei Hinsicht: *Sunny* bezieht offenbar Anerkennung daraus, dass sie und andere Geflüchtete in die Position kommen, den *deutschen Leuten* etwas beizubringen. Dieser Wechsel von der Lernenden zur Lehrenden trägt zu einem Gefühl der Anerkennung bei, fördert darüber hinaus aber die Gleichheit, da es die sonst oft angenommene asymmetrische Beziehung umkehrt, bei der »die Deutschen die Lehrenden« und die »Geflüchteten die Lernenden« sind. Wenn also alle am Integrationsprozess Beteiligten erkennen, dass es etwas voneinander zu lernen gibt, dann fördert das die Gleichheit. Ein weiteres Moment der Anerkennung transportiert sich im Interesse »der Integrierten« an den kulturellen Gewohnheiten und Praktiken der sich Integrierenden. Dabei scheint allein die Tatsache, dass etwas als lernenswert erachtet wird, ein Gefühl der Anerkennung bzw. Wertschätzung zu erzeugen. Ein Beispiel von *Samira* veranschaulicht dies: sie weist auf das »deutsche« Interesse an sowie das Erlernen von arabischen Tänzen hin, das sie als Wertschätzung ihr und anderen Geflüchteten gegenüber wahrzunehmen scheint (vgl. hierzu auch: Utler 2014a: 361–366).

Darüber hinaus trägt das voneinander Lernen – *Samira* (2016) zufolge – dazu bei, dass Deutschland lebendiger wird. Demnach läuft der Lernprozess eben nicht zwangsläufig darauf hinaus, dass eine bestimmte Variante oder Praktik am Ende dominiert, sondern dass verschiedene Varianten gleichberechtigt nebeneinander bestehen können und der oder die Einzelne je nach Situation und Präferenz daraus wählen kann. Um diese Sichtweise einnehmen zu können, bedarf es allerdings eines Lernprozesses der auf allen Ebenen erfolgt: Denn ein kognitiv basiertes Kennen- und Erlernen neuer Praktiken allein führt noch nicht zu deren Gutheißung. Dies kann an einem Beispiel von *Sunny* nachvollzogen werden, die sich ablehnend gegenüber der – in Deutschland als üblich erlebten – (langfristigen) Planung von Freizeitaktivitäten äußert: »Ja, aber machen Barbecue by Plan (.) es ist nicht gut bei mir« (Sunny 2016, Z. 54f.). *Sunny* hat also gelernt, dass viele Menschen in Deutschland einen Grillabend im Voraus planen, lehnt diese Praktik aber dennoch ab und hofft nun ihrerseits, dass »Deutsche« im Kontakt mit Neuangekommenen lernen, Freizeit auch ohne genaue Planung gestalten zu können und darin einen Mehrwert erkennen. Damit Lernen in einer als gewinnbringend erlebten Erweiterung der Handlungsoptionen resultiert, sollte sich also auch auf emotionaler Ebene ein positiver Lerneffekt einstellen. Hinweise darauf, wie diese Effekte zustande kommen, liefern die Analysen in Kapitel V. 5.2.3. Die praktische Umsetzung des erlernten Wissens bedarf dann – in letzter Konsequenz (wenn auch von *Sunny* so nicht angesprochen) – gemeinschaftlicher Ver- und Aushandlungsprozesse, um auch auf aktionaler Ebene erfolgreich zu sein: Diese könnten im vorliegenden Beispiel so aussehen, dass eine Abstimmung darüber erfolgt, ob der Grillabend spontan oder geplant erfolgen soll. Und dennoch ist es denkbar, dass die Vielfalt der Handlungsoptionen auch an Grenzen stößt, beispielsweise dann, wenn kulturelle Praktiken tiefgreifende, kulturell ausgehandelte Wertvorstellungen verletzen. Hier bedürfte es dann der andernorts thematisierten Kompetenz des Aushaltens von Unterschieden.

Kontakträume

Wie an anderer Stelle erörtert, wird der Kontaktaufbau zwischen Integrierten und (noch) Nicht-Integrierten oft durch das Fehlen von Kontakt- bzw. Begegnungsräumen erschwert. Es scheint aber auch Räume zu geben, die für den Kontaktaufbau vorge-

sehen sind und die sich zudem durch begünstigende Faktoren auszeichnen. *Monas* Ausführungen liefern hierzu mögliche Anhaltspunkte.

Ja genau, im Jugendtreff au. Es würd einfach auch zoagn, dass a Jugendtreff halt a, dass die ganzen Nationen und so eigentlich a gut miteinander auskäman und so. Also, es wird jetzt net äh auf Rassentrennung bestimmt, sondern äh da ko halt au einfach ein jeder herkämmen, der wo () is. Es wird keina ausgeschlossen und so. Es ist halt a (.) aber das Problem ist halt, die schließen sich meistens so a bissl ab. Die han eher ihre eigene Gruppe und reden net so mit die Andern//mhm, (.) mhm//. Naja. (2) Aber im Grunde käman eigentlich alle miteinander aus//mhm//. Des ist des Wichtigste. Find des sollt (holt) im jeden, jeden Jugendtreff so sein. Dass ma egal wo man herkommt, dass man einfach miteinander auskommt [...] (Mona 2016)

Für *Mona* ist der Jugendtreff ein Ort, der von jedem besucht werden kann, und zwar unbesehen der Herkunft. Der Hinweis, dass es keine »Rassentrennung« (Z. 93) gebe, lässt zudem vermuten, dass nicht einzelne (ethnische) Gruppen für sich sind oder gar ausgegrenzt werden, sondern dass die verschiedenen Gruppen miteinander in Kontakt treten. *Mona* geht jedoch auch auf Einzelfälle ein, in denen dieses Miteinander zu scheitern oder zumindest nicht so gut zu funktionieren scheint, was sie darauf zurückführt, dass sich die Gruppen selbst abgrenzen würden (vgl. S. 365 für nähere Analysen dazu). Allerdings stellt dieses Beispiel für *Mona* offenbar eine Ausnahme dar, wie die wiederholte Betonung, dass alle gut miteinander auskämen, annehmen lässt. Die Wiederholung lässt aber auch vermuten, dass es sich hier nicht nur um eine »Tatsachenbeschreibung«, sondern zudem um eine Absichtsbekundung oder Selbstvergewisserung handelt, und zwar insofern, als damit möglicherweise auch das Grund- bzw. Selbstverständnis des Jugendtreffs beschrieben wird. Das offenbar vorherrschende Motto »jeder ist willkommen und alle kommen miteinander aus« lässt auf ein kontaktförderliches, offenes soziales Klima schließen. Das wiederum verdeutlicht, dass allein das Vorhandensein eines Ortes oder Raums, in dem sich Menschen begegnen können, noch nicht ausreicht, sondern dass es eben auch – ganz im Sinne der Kontakthypothese (Allport 1954; Pettigrew 1998) – entsprechender Rahmenbedingungen bedarf.

Abgesehen von Orten wie dem Jugendzentrum, das explizit auf Begegnung und Kontakt ausgelegt ist, scheinen aber auch andere Orte das Potential zu haben, als Kontakt-räume zu fungieren, wobei auch diese Merkmale aufweisen, die in der Kontakthypothese enthalten sind. So macht *Leo* im Jahr 2017 ein Foto von seinem Besuch eines Konzerts (Nr. 14, *Leo* 2017), bei dem die Band im Fokus steht und weniger (etwaige) Freunde, mit denen der Besuch erfolgt. Hier bildet also ein öffentliches (Unterhaltungs-)Angebot den gemeinsamen Bezugspunkt, der verschiedene Leute zusammenbringt und die Besucher*innen verbindet. Dass darüber auch ein Gemeinschaftsgefühl hergestellt werden kann, veranschaulichten auch die Analysen des Diversitätskapitals (vgl. S. 295).

Etablierung enger und vielfältiger zwischenmenschlicher Beziehungen

Die oben skizzierten Lernprozesse wurden von *Leo* vor allem im Kontext der Freundschaften verortet, was einmal mehr die Bedeutung von Kontakten, und zwar insbesondere von freundschaftlichen Kontakten unterstreicht. In diesem Teilkapitel möchte ich

nun herausarbeiten, welche Rolle freundschaftliche Beziehungen in Bezug auf eine gelingende Teilhabe spielen, wobei ich insbesondere darauf eingehe, welche Aspekte sich nach Ansicht der Teilnehmenden als positiv erweisen. Hierfür wähle ich zunächst ein Beispiel von *Leo*, auf das ich im Zuge der bisherigen Ausführungen noch nicht eingegangen bin, ergänze dieses aber im Anschluss um Punkte, die ich im Zuge der Ausführungen zu den Kontaktmodellen bereits herausgearbeitet hatte. Was Freundschaften im Hinblick auf eine gelingende Teilhabe so besonders macht, lässt sich an *Leos* Äußerungen zu einem Foto ableiten, das ihn und mehrere Freunde zeigt, wie sie – vermutlich in einer Kneipe bzw. Bar – um einen Tisch herumsitzen.

Abbildung 33: Gruppe junger Menschen in einer Bar



Foto Nr. 15, *Leo* (2017)

Leo sagt dazu:

[...] und die sind, diese Leute, die sind deutsche Leute, die aus äh: M-Stadt gekommen//mhm//sind. Und die nur eine Brille sieht von, m:an von diese, äh, von diese Mann. Er, er, er ist französisch//mhm//. Mh: (2) die sind aus M-Stadt gekommen, weil er in M-Stadt wohnt//mhm//. Ja, mein Freund und er, das war seine Geburtstag//mhm//. Ja, und sie f-, sie feiern ein schöne, schöne Party. Sie haben ihn viele, (.) ähm Geschenke ähm mitgebracht und wie (.) und sie haben ihn akzeptiert in, eu-, in ihre (.) äh Freundschaft oder Gruppe und er ist wie ein Person (.) von diese und sie unterschüt-, unterstützen ihn (.) immer und so. (2) Das finde ich (2) (*Leo* 2017)

In der obigen Passage illustriert *Leo* am Beispiel seines französischen, aber in Deutschland (genauer in M-Stadt lebenden) Freundes, was »internationale« Freundschaft für ihn auszumachen scheint: Nämlich, dass ein*e Neuankommende*r in der Gruppe aufge-

nommen, akzeptiert und unterstützt und wie eine*r von ihnen behandelt wird, dass also eben keine Unterscheidungen vorgenommen werden, nur, weil der*die Neuankommende ursprünglich aus einem anderen Land ist. Vor diesem Hintergrund gilt es vermutlich auch, die von *Leo* angesprochene immer erfolgende Unterstützung einzuordnen: So scheint er im Kontext der Freundschaft auch (gegenseitige) Unterstützung als wichtig anzusehen, die aber eben nicht deshalb erfolgen sollte, weil es sich um eine*n ›Fremde*n‹ handelt, sondern weil es sich um eine*n Freund*in handelt. Was vermutlich auch heißt, dass die gleiche Unterstützung demnach auch anderen Freund*innen zuteilwerden würde. Hinzu kommt, dass die Freundschaft offenbar auch gepflegt wird bzw. werden muss, so dass beispielsweise etwas längere Wegstrecken (von M-Stadt nach Q-Stadt sind es mehr als 100 Kilometer) zurückgelegt werden, um sich zu treffen. Und auch Bekundungen der Wertschätzung (beispielsweise durch viele Geschenke zum Geburtstag) scheinen von *Leo* als wichtiger Teil der Freundschaftspflege angesehen zu werden.

Die herausgearbeiteten Merkmale beziehen sich auf die gelingende Ausgestaltung von Freundschaften. Aus den bereits vorgenommenen Analysen (vgl. Kap. V. 4.2.4) lassen sich noch Aspekte für einen gelingenden Freundschaftsaufbau ergänzen: Was diesen angeht, scheinen ein ungezwungener Rahmen für den Kontaktaufbau ebenso hilfreich wie ein wechselseitiges Interesse am Gegenüber, mit dem Wunsch, einander kennenzulernen, voneinander zu lernen und dabei eine gute Zeit zu verbringen.

Abgesehen von den Aspekten, die einen gelingenden Aufbau sowie die Ausgestaltung von Freundschaften ausmachen, zeichnet sich ich in den von *Leo* geschilderten Kontakten noch ein weiterer für ihn offenbar wichtiger Aspekt ab, nämlich die Etablierung *vielfältiger* Kontakte. Da sind einmal besonders enge Freunde (wie *Sebastian*, siehe z.B. S. 344), sowie ältere Menschen oder das Enkelkind seiner Vermieterin, mit dem *Leo* (2017) spielt: Sie bewirtet und mit ihnen interagiert *Leo* in seiner Wohnung, also im privaten Raum. Mit anderen Freunden (gerade auch, wenn sie in größeren Gruppen sind) trifft sich *Leo* (s.o.) wiederum auf ein Getränk in einer Bar. *Leo* pflegt also Kontakte zu Jung und Alt, trifft sich in größeren und kleineren Gruppen und das sowohl in privaten wie auch in öffentlichen Räumen. Eine der wohl engsten Kontaktformen, die *Leo* selbst zwar nicht unterhält, sondern nur beobachtet, die für ihn aber ein Symbol dafür darstellt, »in der Gesellschaft angekommen« (Z. 778, *Leo* 2017) zu sein, ist die interethnische Ehe, wie *Leo* am Beispiel seines französischen Friends veranschaulicht, der mit einer ›deutschen‹ Frau verheiratet ist.

4.3 Fazit und Weiterentwicklungen

In den vorausgegangenen Analysen konnte ich vor allem die Bedeutung sozialen Kontakts sowie des voneinander Lernens herausarbeiten. Aufgrund der Struktur der Daten konnte ich zudem insbesondere die Perspektive derjenigen rekonstruieren, die noch nicht integriert sind bzw. sich gerade in Integrationsprozessen befinden. Im Rahmen dieses Fazits greife ich diese drei zentralen Punkte nochmals auf und unterbreite Vorschläge, was die Ausrichtung künftiger empirischer Untersuchungen angeht, aber auch zur Weiterentwicklung theoretischer Definitionen und Modelle.

4.3.1 Soziale Kontakte

Wie ich in meinen Auswertungen zeigen konnte, steht für viele »noch nicht integrierte Teilnehmende« insbesondere in der Zeit des Ankommens der Aufbau sozialer Kontakte im Vordergrund. Eine Zusammenstellung der Faktoren, die dabei als besonders viel- und erfolversprechend erscheinen, wurde im vorausgegangenen Kapitel vorgenommen, weshalb ich mich an dieser Stelle darauf beschränke, einen Rückbezug zu den eingangs angestellten theoretischen Überlegungen und empirischen Untersuchungen herzustellen. Letztere adressieren das Phänomen sozialen Kontakts und erfassen hierzu die Quantität und/oder die Qualität der sozialen Beziehungen, die die Befragten unterhalten. Damit wird in gewisser Weise der status quo abgebildet, der jedoch der Tatsache, dass es sich beim Aufbau von sozialen Beziehungen und Freundschaften um einen Prozess handelt (vgl. Argyle/Henderson 1990), nicht gerecht wird. Zudem erfassen die meist quantitativ ausgerichteten Studien nicht, wie sich die jeweiligen Stufen der Freundschaftsentwicklung ausgestalten: Wo und wie kommen Kontakte zustande, wie gestalten sich diese aus usw. In meinen Analysen erweisen sich aber eben diese Aspekte als sehr bedeutsam. Es würde sich demnach empfehlen, in quantitative Studien Fragen zu den Kontaktmodellen sowie der Ausgestaltung der Beziehungen (u. a. wechselseitiges Interesse, gegenseitige Unterstützung, Freundschaftspflege) aufzunehmen und zudem abzufragen, welche Kontakträume den Befragten zur Verfügung stehen bzw. welche diese nutzen.

Meine Ergebnisse legen weiterhin nahe, dass in diesem Zusammenhang auch vermehrte Forschungsanstrengungen in die Untersuchung der Perspektive der *Integrierten* fließen sollten. Zwar gibt es Studien zu den Einflussfaktoren auf die Kontaktbereitschaft (z. B. Montgomery/Zhang/Imamura 2021), im Lichte meiner Ergebnisse schiene aber eine Fokusverschiebung angeraten: Denn wie es scheint, stellt sich die Frage nach der Bereitschaft zur Aufnahme von Kontakten gar nicht erst, da viele Integrierte sich nicht verantwortlich dafür fühlen, Kontakte zu Geflüchteten aufzubauen und somit die Erfassung der Kontaktbereitschaft eher wie ein hypothetisches Konstrukt anmutet. Deshalb sollte zunächst erfasst werden, durch welche Maßnahmen sich das Gefühl der Verantwortlichkeit, aber auch das Bewusstsein dafür erhöhen, dass Neuankommende vornehmlich soziale Beziehungen etablieren möchten und das Bedürfnis nach Unterstützung und Hilfe nachrangig ist.

4.3.2 Lernbereitschaft und voneinander Lernen

In den Analysen dieses Kapitels zeigte sich eindrücklich, wie wichtig es für einen gelingenden Integrationsprozess ist, dass alle Beteiligten voneinander lernen sowie die Bereitschaft dazu mitbringen. Dennoch ist dieser Aspekt in den meisten Integrationsbegriffen (für eine Ausnahme siehe Han-Broich 2012) nicht enthalten. In Foroutans (2018; 2019) Überlegungen spielt beispielsweise Lernen überhaupt keine Rolle, was damit zu tun haben mag, dass diese vornehmlich an einer gesellschaftlich-politischen Ebene ansetzen, während sich in meiner Studie die Äußerungen zum Lernen vornehmlich auf zwischenmenschliche Lernprozesse beziehen. Gleichwohl gäbe es zu bedenken, dass gerade auch staatliche Institutionen oder Bildungseinrichtungen in den vergangenen Jah-

ren mit vielfältigen integrationsbezogenen Lernaufgaben konfrontiert waren und immer noch sind.

Wenn nun aber Integrationsverständnisse den Lernaspekt enthalten, dann im Normalfall im Zusammenhang mit der Ebene der *Kulturation*, womit Lernen eine (vielleicht auch eher untergeordnete) Teilfacette der Integration darstellt. Hinzu kommt, dass der Bedarf zu lernen meist nur ›einseitig‹ verortet wird, im Sinne von: diejenigen, die sich integrieren, sind diejenigen die etwas (Neues) lernen (müssen). Diese Sichtweise ist im Lichte meiner Ergebnisse, aber auch angesichts der in Foroutans Integrationsverständnis propagierten Gleichheit und Anerkennung so nicht haltbar und bedarf (einmal mehr) der Ergänzung um das Moment der Wechselseitigkeit. Ich schlage daher vor, die Integrationsdefinition, die ich dieser Arbeit zugrunde gelegt habe, um den Aspekt des voneinander Lernens zu ergänzen, wobei noch zu entscheiden wäre, ob Lernen als Voraussetzung für Integration oder aber als deren Bestandteil entworfen wird. Die von mir herausgearbeiteten Beispiele deuten eher darauf hin, dass das voneinander Lernen zur Integration und ihren Teilfacetten (Anerkennung, Gleichheit, Teilhabe) beiträgt, statt ein Teil davon zu sein, allerdings wären hierzu weitere empirische Untersuchungen wünschenswert. Mit dem aktuellen Kenntnisstand schlage ich folgende Definition von Integration vor:

Integration zeigt sich innerhalb einer Gesellschaft und ihrer Subsysteme in wechsel- und gegenseitiger Anerkennung, Gleichheit und Teilhabe sowie in der Bereitschaft voneinander zu lernen.

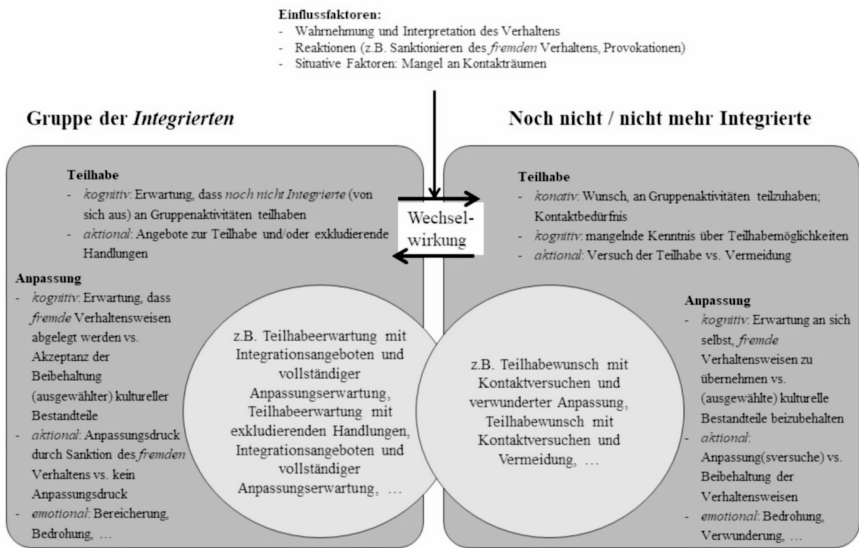
4.3.3 Erweiterung des Akkulturationsmodells

Meine Studie zu Differenzenerfahrungen (Utlar 2014a; 2014b) in plurikulturellen Gruppen lieferte – aufgrund des primären Zugangs über Gruppendiskussionen – vornehmlich einen Blick auf die Umgangsstrategien und -formen, die durch die ›dominante‹ Gruppe angestrengt werden. Dank der Ergebnisse der vorliegenden Arbeit kann ich das adaptierte Akkulturationsmodell nun weiter ergänzen, und zwar insbesondere um die Perspektive der ›Fremden‹ bzw. der noch nicht/nicht mehr Integrierten.

Anders als in der ursprünglichen Version des adaptierten Akkulturationsmodells wähle ich statt der Bezeichnungen *dominante Gruppe* und *Fremde*r* die Begriffe *Integrierte* und *noch nicht/nicht mehr Integrierte*. Diese geänderte Wortwahl eröffnet meines Erachtens einen größeren Anwendungsbereich des Modells und trägt somit dem etwas breiteren Fokus der vorliegenden Untersuchung Rechnung, der mit der Frage nach Deutschland weitaus breiter angelegt ist, als die Untersuchung von Differenzenerfahrungen in Gruppen von Jugendlichen. Und dennoch stehen die Begriffe nicht im Widerspruch oder Gegensatz zueinander: So charakterisieren sich die Erfahrungen der noch nicht bzw. nicht mehr Integrierten vornehmlich durch Nicht-Zugehörigkeit sowie Unvertrautheit (die zusammengenommen den Fremdheitsbegriff konstituieren), die offenere Formulierung der *noch nicht Integrierten* liefert aber die Möglichkeit, dass das *nicht-integriert-Sein* auch durch andere Aspekte zustande kommen kann. Was nun die Perspektive der noch nicht Integrierten angeht, so zeigt sich, dass für diese – wie im Ausgangsmodell angenommen – ebenfalls Fragen rund um Anpassung und Teilhabe

von zentraler Bedeutung sind, wobei sich auch hier die Bedeutung der verschiedenen psychologischen Ebenen herauskristallisiert. So kann der konative Wunsch nach Teilhabe angesichts mangelnden Wissens über geeignete Kontaktträume die unternommenen Versuche zur Teilhabe deutlich verkomplizieren.

Abbildung 34: Adaptiertes und erweitertes Modell der Akkulturationsorientierungen



Quelle: in Anlehnung an Utler (2014a: 342) mit Weiterentwicklungen

Bei den ursprünglichen Erweiterungen klammerte ich die emotionale Komponente (noch) aus, nicht, weil sie überhaupt nicht zum Tragen kam, sondern eher, weil sie weniger bedeutsam erschien, als die anderen beiden Ebenen. Die Auswertungen der vorliegenden Studie deuten jedoch darauf hin, dass emotionalen Komponenten eine gleichermaßen wichtige Rolle zukommt, beispielsweise, wenn Teilnehmende sich mit großer Verwunderung für eine Anpassung an die kulturellen Gepflogenheiten entscheiden. Somit ergeben sich auch auf der Seite der *noch-nicht-Integrierten* zahlreiche mögliche Varianten im Umgang mit Differnzerfahrungen, die sich im Integrationsprozess ergeben.

5. Veränderungen und Entwicklungen der Deutschlandbilder

Die vorangegangenen Kapitel widmeten sich vornehmlich der Rekonstruktion der Deutschlandbilder, die bei den Teilnehmenden zu den jeweiligen Erhebungszeitpunkten vorherrschen. Diese Arbeit interessiert sich darüber hinaus aber auch dafür, ob sich die Bilder im Laufe der Zeit verändern und wenn ja, wie. Im Zuge der Auswertungen zu den Themen Fürsorge, Freiheit, Diversität und Integration klangen wiederholt Weiterentwicklungen und Lernprozesse an, was bereits darauf hindeutet, dass sich Deutschlandbilder in der Tat verändern (können). In diesem Kapitel widme ich mich nun dezidiert der Frage nach Veränderungen und Weiterentwicklungen. Für die dazu durchgeführten Analysen kann ich einmal auf die Datensätze (also sowohl das Interview- als auch das Bildmaterial) derjenigen zurückgreifen, die an beiden Erhebungen teilgenommen haben, und somit vergleichen, ob und wie sich die Daten der beiden Erhebungszeitpunkte voneinander unterscheiden. Da die Teilnehmenden zudem im Rahmen der zweiten Erhebung auch nochmal die Fotos aus dem Vorjahr vorgelegt bekommen haben, kann ich die Aussagen, die im Jahr 2017 zu den Fotos aus dem Vorjahr getätigt werden, zu denen aus dem Jahr 2016 in Beziehung setzen. Vereinzelt kommen die Teilnehmenden¹ auch selbst auf (Weiter-)Entwicklungen zu sprechen, diese Äußerungen beziehe ich ebenfalls ein. Somit steht für die hier durchgeführten Analysen eine umfangreiche Datenbasis mit vielfältigen Zugängen zur Verfügung.

Als Auftakt für die folgenden Analysen wähle ich jedoch eine Anekdote, die sich zu Beginn der zweiten Erhebungsphase ereignet hat: Damals kontaktierte ich u.a. *Alexander* per Mail mit der Frage, ob er wieder an meiner Untersuchung teilnehmen wolle. Er antwortete allerdings nicht. Nachdem er auch auf Nachfrage nicht antwortet, erfahre ich über die Person, über die der Kontakt zustande kam, von dessen Überraschung über meine erneute Anfrage. *Alexander* erläuterte, er hätte doch im Vorjahr sein Deutschlandbild bereits dargelegt. Er schien sein Deutschlandbild als derart konstant zu erachten, dass es keiner weiteren Erhebung bedurfte, und zwar auch dann nicht, wenn diese ein Jahr spä-

1 In diesem Fall werden dann auch Aussagen von ›Einmal‹-Teilnehmenden einbezogen.

ter² erfolgte. In dieser überspitzten Form äußert sich sonst keine*r der Teilnehmenden, wobei nicht auszuschließen ist, dass andere Teilnehmende – vielleicht auch gerade diejenigen, die nicht auf meine Anfrage reagieren – eine Nachfolgebefragung ebenfalls für unnötig erachten. Diejenigen, die erneut teilnehmen, wirken allerdings eher überrascht, wenn sie am Ende des Interviews feststellen, dass sich ihre Einschätzung im Vergleich zum Vorjahr nicht oder nur kaum geändert hat (z.B. Tobias 2017). Diese Beispielen lassen bereits die Bandbreite der Veränderungen, aber auch der Annahmen darüber erahnen: Zum einen lassen sich, sowohl, was die Deutschlandbilder als Ganzes als auch, was einzelne Aspekte daraus angeht, bei vielen Teilnehmenden Konstanten ausmachen. Zum anderen zeichnen sich zwischen den Teilnehmenden auch Unterschiede ab: So ändern sich bei manchen die Bilder fast fundamental, während sie bei anderen stärker gleichbleiben, auch wenn es – trotz anderslautender Selbsteinschätzungen – keinen Datensatz gibt, der mit dem aus dem Vorjahr komplett identisch wäre. Es kommt also auch bei scheinbar stabilen Deutschlandbildern zu Veränderungen. Diese lassen sich auf zwei Ebenen ausmachen, einmal auf das jeweilige Gesamtbild und einmal auf einzelne Facetten bezogen. Basierend auf dieser Unterscheidung werden nun die weiteren Auswertungen vorgenommen.

5.1 Entwicklungen des Gesamtbilds

5.1.1 Reorganisation

In manchen Fällen ändert sich das Deutschlandbild der Teilnehmenden in einem sehr umfassenden Ausmaß. Ich bezeichne diese Änderungen als Reorganisation, da die Themen, die im Vorjahr im Fokus standen, entweder gar nicht mehr oder nur noch ansatzweise behandelt werden, während andere oft neue Themen in den Vordergrund treten und die Ausführungen dominieren. Diese Variante möchte ich zunächst anhand von *Sophies* Datensatz veranschaulichen, wobei sich die Reorganisation bereits in der Kategorienanzahl und deren Veränderung abzeichnet: *Sophies* Interviewaussagen aus dem Jahr 2016 konnte ich insgesamt 21 unterschiedlichen Kategorien zuordnen, ein Jahr später sind es nur noch neun Kategorien, wobei sechzehn aus dem Vorjahr wegfallen, dafür aber fünf neue hinzukommen. Besonders eindrucksvoll sind nun die inhaltlichen Schwerpunkte und deren Reorganisation. Während *Sophies* Deutschlandbild im ersten Jahr der Befragung um die Themen *Sicherheit* sowie *Sauberkeit und Ordnung* kreiste, fallen diese im Folgejahr weg, stattdessen dominiert der Themenblock *Freiheit, Freizügigkeit und Demokratie* das Datenmaterial. Diese Themen werden dabei auch mit anderen – bereits im Vorjahr angesprochenen – verknüpft, etwa indem Querverbindungen hergestellt werden (vgl. S. 396).

2 Hier gälte zu prüfen, ob die Einschätzung, dass sich das eigene Deutschlandbild nicht verändert, über einen längeren Zeitraum hinweg stabil ist oder ob der Zeitraum eines Jahres zu kurz ist für den Eindruck gravierender Veränderungen. Dafür spräche das sicherlich vielen bekannte Erstaunen darüber, wenn jemand realisiert, dass schon wieder ein Jahr vergangen ist, es sich aber anfühlt, als habe sich etwas ›erst gestern‹ ereignet.

Angesichts dieser fundamentalen Reorganisation gehe ich nun der Frage nach, worauf diese zurückzuführen sein könnte. Es sei vorausgeschickt, dass wohl mehrere Aspekte ihren Anteil haben, auch wenn insbesondere Veränderungen der Lebenssituation eine große Rolle zu spielen scheinen:

So ist *Sophie* wenige Monate bevor sie 2016 an meiner Studie teilnimmt, von einem Auslandsaufenthalt in Chile zurückgekehrt, auf den sie dann im Interview immer wieder Bezug nimmt. Chile dient dabei als negativer Gegenhorizont anhand dessen sie die Bedeutung von Regeln und Ordnung in Deutschland aufzeigt. Außerdem verweist sie auf die diversen Möglichkeiten der Freizeitgestaltung, die in Deutschland existieren. All das hat sie offenbar in Chile anders erlebt. Die wahrgenommene – auch staatliche – Organisation und Ordnung sowie die Wertschätzung von Regeln bewirken bei *Sophie* (2016) ein Gefühl der Sicherheit, das zum Teil auch zukunftsgerichtet ist: So vertraut *Sophie* für den – wenn auch von ihr als unwahrscheinlich erachteten – Fall, dass sie nach ihrem Studium arbeitslos wird, auf die Grundsicherung durch den Staat (vgl. S. 153). Dass das Thema Sicherheit im Jahr 2016 bei *Sophie* einen derart hohen Stellenwert einnimmt, scheint also auf zwei Aspekte ihrer aktuellen Lebenssituation zurückführbar: Einmal auf ihre offenbar noch sehr präsenten Auslandserfahrungen, und zum anderen auf die wohl auch noch nicht allzu lange zurückliegende Entscheidung für ein Studium. Bei letzterer handelt es sich aus entwicklungspsychologischer Sicht um eine Form der Berufswahl, die Jugendliche oft als Herausforderung erleben (Steinmann/Maier 2018: 224). Das Wissen um einen fürsorglichen Staat scheint in dieser Situation ein Gefühl der Sicherheit zu liefern.

Abgesehen von den Themen, die sich unmittelbar aus zurückliegenden Erfahrungen sowie auf die Zukunft gerichteten Überlegungen ableiten lassen, scheinen aber auch familiäre Aushandlungen und Einflüsse einen Beitrag zu *Sophies* (2016) Deutschlandbild zu leisten. So wird in ihren Ausführungen deutlich, dass sie sich bei der Frage nach der Wahl der Fotomotive mit ihrer Mutter und ihrer Großmutter beraten hat, womit sich vielleicht die Vielzahl der Kategorien begründet.

Im darauffolgenden Jahr hat sich *Sophies* Lebenssituation geändert, die Auslandserfahrungen scheinen in den Hintergrund getreten zu sein (zumindest werden sie nur noch selten thematisiert), dafür lassen die Fotos und die Ausführungen dazu vermuten, dass das Studium in den Vordergrund gerückt ist, was sich – wie ich im Folgenden herausarbeiten werde – auch auf *Sophies* Deutschlandbild auswirkt.

Was den o.g. Einfluss der Familie angeht, so wirkt es, als habe sich *Sophies* Deutschlandbild von der Familie *emanzipiert*: Während *Sophie* im Rahmen des ersten Interviews 2016 bei manchen Motiven erwähnt, ihre Mutter (bzw. Großmutter) habe das gesagt, spricht sie im Jahr 2017 nur einmal von ihrer Mutter, als sie darauf hinweist, dass diese sie auf die Unterschiede zu ihrer Motivwahl aus dem Vorjahr hingewiesen habe. 2016 wird die Familie also aktiv in die Ideengenerierung einbezogen, ein Jahr später liefert sie lediglich Reflexionsanstöße.

Was nun die inhaltliche Ausrichtung des Deutschlandbildes angeht, so trägt dieses – wie eingangs erwähnt – bei der Folgerhebung sehr politische Züge, es geht um Demokratie, Freiheit und damit einhergehend, die Freizügigkeit in Europa (vgl. S. 213). Diese inhaltliche Reorganisation scheint auf ein zunehmendes politisches Bewusstsein und Interesse zurückzugehen, das wohl daraus resultiert, dass *Sophie* die Bedeutung der Politik für ihr eigenes Leben erkennt, womit der Wunsch einhergeht, mitbestimmen, mit-

reden, partizipieren zu können. Um aber auch informiert »mitdiskutieren« zu können, anstatt nur »blabla« beizutragen (Z. 387–388, Sophie 2017), hat *Sophie* begonnen, sich zu informieren und beispielsweise Zeitung zu lesen, wobei sie sich sowohl mit dem außen- als auch dem innen- und lokalpolitischen Geschehen beschäftigt. Das Interesse an Letzterem wird durch den Partizipationsaspekt verstärkt: *Sophie* darf erstmals wählen.

Wie oben bereits erwähnt weitet sich der Fokus des Deutschlandbilds zudem aus, es wird nicht mehr nur die Binnenperspektive betrachtet, sondern auch Deutschlands Einbettung in Europa. Und auch hier wird deutlich, dass *Sophie* darin die Bedeutung für ihr eigenes Leben sieht, und vor allem auch, welche positiven Effekte beispielsweise die Freizügigkeit in Europa auch für ihr zukünftiges Leben haben kann (vgl. S. 213). Somit handelt es sich dabei um Themen, die auf der Makroebene zu verorten sind, die aber als relevant für die eigene Lebenswelt ausgemacht werden.

Das skizzierte zunehmende politische Bewusstsein und die daraus resultierende Reorganisation des Deutschlandbildes gehen vermutlich auf ein Wechselspiel aus verschiedenen Faktoren zurück. Zunächst befindet sich *Sophie* in einer Lebensphase, in der die Herausbildung politischen Bewusstseins, aber auch politisches Handeln eine Entwicklungsaufgabe darstellen (Preiser 2008: 874). Dass diese Entwicklungsaufgabe auch im Hinblick auf die Ausgestaltung der Deutschlandbilder Relevanz besitzen kann, zeigt sich auch bei anderen gleichaltrigen Teilnehmenden, selbst wenn sich diese mit anderen politischen Themen auseinandersetzen (vgl. S. 401). Gleichzeitig scheint *Sophies* Jurastudium Themen zu beinhalten, die die politische Bewusstseinsbildung forcieren. *Sophie*, die über dieses vermehrte Interesse stellenweise selbst überrascht scheint (»hätt i gar net so gedacht ehrlich gesagt in einem Jahr//mhm//des, des so//mhm//(2) äh: sich verändert«, Z. 393–394, Z. 384–386, Sophie 2017), mutmaßt zudem, dass die erneute Teilnahme an meiner Studie einen vertieften Reflexionsprozess begünstigt haben könnte.

Eine weitere Reorganisation des Deutschlandbilds lässt sich bei *Soleil* nachzeichnen. Bei ihr ist zwar die Anzahl der Themen gleichgeblieben, anders als im Vorjahr befasst sie sich allerdings 2018 nicht mehr oder nur noch ansatzweise mit Themen wie *Nostalgie* oder »deutschen Eigenheiten« wie *Jammerei* oder *Steifheit*, sondern legt ihren Fokus auf die Vereinbarkeit von Privatleben und Beruf sowie die Vielzahl an beruflichen Möglichkeiten, die sich ihr in Deutschland bieten. In der Schlussreflexion – in der ich mich bei *Soleil* (2018) nach Gründen für diese Diskrepanz erkundigte – macht sie ihre aktuelle Lebenssituation für diese Reorganisation mit verantwortlich: Sie befasse sich derzeit mit diesen Fragen, so dass diese möglicherweise »unterbewusst« (Z. 295–298, *Soleil* 2018) Eingang gefunden hätten.

Die hier rekonstruierten Reorganisationen der Deutschlandbilder lassen sich also zusammenfassend auf entwicklungsbedingte Veränderungen zurückführen, wobei jeweils eine enge Verknüpfung mit der aktuellen Lebenssituation und den dabei präsenten Themen vorliegt. Deutschland scheint hier vor allem auch aus einer Art funktionalen oder Möglichkeitsperspektive gesehen zu werden, also im Hinblick darauf, welche Möglichkeiten Deutschland für die individuelle, gelingende Lebensgestaltung bietet. Zum Teil werden dabei auch eigene Partizipationsmöglichkeiten mitbedacht bzw. als wichtig hervorgehoben.

5.1.2 Weiterentwicklung

Eine weitere Variante, bei der sich die Themen im Vergleich zum Vorjahr fundamental ändern, bezeichne ich als *Weiterentwicklung*. Auch hier eröffnet sich zunächst ein Bezug zur Lebenssituation der Befragten, allerdings stellen die Themen, die im Folgejahr im Vordergrund stehen, eine Art logische Fortentwicklung der Themen aus dem Vorjahr dar: So ist *Leos* Deutschlandbild im Jahr 2016 von Leere und Einsamkeit und dem Wunsch nach Kontakt (zu ›Deutschen‹) geprägt, im darauffolgenden Jahr sind dann an die Stelle verlassener und leerer Straßen zahlreiche Fotos von verschiedensten Treffen und Begegnungen mit Deutschen gerückt.

Anders als bei der Reorganisation vermute ich hier eher grundlegende persönliche Charakteristika und damit einhergehende Bedürfnisse als zentrale Treiber für die Ausgestaltung des Deutschlandbildes. Grund hierfür ist die starke Dominanz des Themas der ›sozialen Kontakte‹, gepaart mit den Eindrücken, die ich bei den Erhebungen von *Leo* erhalte: Er zeichnet sich in besonderem Maß durch Kontaktfreudigkeit und Offenheit aus. Während also bei der Reorganisation die aktuelle Lebenssituation und die damit einhergehenden Herausforderungen den Anstoß für die Ausgestaltung des Deutschlandbilds liefern, scheint diese bei *Leo* nur mittelbar eine Rolle zu spielen. Deutschland bietet zwar auch hier eine Art Möglichkeitsraum, aber weniger zur Bearbeitung der aktuellen Lebenssituation als zur Befriedigung der aus Persönlichkeitseigenschaften resultierenden Bedürfnisse. Das würde auch erklären, warum das Deutschlandbild sich zwar ändert, aber eben eher in Richtung einer Weiterentwicklung hin zur Erfüllung der persönlichen Bedürfnisse statt einer vollständigen inhaltlichen Neuorganisation (s.o.). Sind jedoch die Bedürfnisse von Anfang an befriedigt, dann kann dies auch zur Konstanz des Deutschlandbilds (vgl. Kap. V. 5.1.4) beitragen. Darüber hinaus finden sich in meinen Daten auch Beispiele, bei denen die Persönlichkeitseigenschaften und daraus resultierende Bedürfnisse nicht das Gesamtbild von Deutschland dominieren, sondern nur in einzelnen Facetten zum Tragen kommen (vgl. z.B. *Wrong* 2017, siehe auch S. 385). Es mag also auch die Ausprägung der jeweiligen Persönlichkeitseigenschaften und deren Passung oder Nichtpassung mit der Lebenssituation in Deutschland eine Rolle spielen: Wenn das Bedürfnis nach sozialem Kontakt besonders stark ausgeprägt ist und sich dann besonders wenige oder auch viele Möglichkeiten zum Kontakt in Deutschland eröffnen, dann wird das Deutschlandbild entsprechend davon dominiert.

5.1.3 Themenfokussierungen

Bei manchen Deutschlandbildern lassen sich im Vergleich zum Vorjahr Themenfokussierungen nachzeichnen. Das heißt, Themen, die bereits im Vorjahr behandelt wurden, erfahren im darauffolgenden Jahr noch mehr Aufmerksamkeit und nehmen einen deutlich größeren Stellenwert ein. Bei *Sunnys* Deutschlandbild zeichnet sich beispielsweise bereits im Jahr 2016 ab, dass sie in Deutschland eine gewisse Fürsorglichkeit wahrnimmt (die Kategorie Fürsorge beinhaltet fünf Codes). Im darauffolgenden Jahr haben sich die ›Nennungen‹ bzw. meine Kodierungen dazu fast verdoppelt (die Kategorie beinhaltet nun neun Codes). Ähnlich verhält es sich mit *Selbstständigkeit* (im Sinne einer Förderung der Selbstständigkeit ihres Sohnes) und *niedrigen Hierarchien*, die in *Sunnys*

Ausführungen ebenfalls eine zentralere Rolle einnehmen. Hier mag einmal hineinspielen, dass andere Themen, die im Vorjahr im Zuge des Ankommens wichtig waren (z. B. Deutschkurs, Verhältnis zu den Nachbarn o. ä.), im Folgejahr abgeschlossen oder geklärt sind. Damit entsteht mehr Raum für die Themen, die für die betreffende Person und deren individuelle Lebensgestaltung jeweils besonders wichtig sind. Allerdings nimmt die Kategorienanzahl nicht etwa ab, mit den Fokussierungen erfolgen also keine Reduzierungen, weshalb vielleicht noch ein weiterer Aspekt eine Rolle spielen könnte: Wenn ein Thema im Leben einen besonderen Stellenwert einnimmt, dann wird es vielleicht im Sinne einer selektiven Aufmerksamkeit in vielen Zusammenhängen wahrgenommen. Dafür spricht, dass die Förderung der Selbstständigkeit ihres Sohnes, die im Jahr 2017 von *Sunny* vermehrt thematisiert wird, nun auch mit Motiven und Themen, wie der Beteiligung an Flohmärkten, verknüpft wird, die bereits im Vorjahr behandelt wurden (vgl. S. 384).

5.1.4 Konstanz

Einige Deutschlandbilder erweisen sich tatsächlich – fast so wie von *Alexander* (s. o.) konstatiert – als sehr konstant, wobei es auch hier zu Veränderungen kommt. So fallen ein Jahr später einzelne Themen weg, andere kommen hinzu. Diese eher marginalen Themenverschiebungen werden im nächsten Kapitel (vgl. S. 390) behandelt, hier soll nun die Frage adressiert werden, welche Aspekte womöglich zu einer Stabilität der Deutschlandbilder beitragen. Während Veränderungen in den Deutschlandbildern nicht nur implizit, sondern oft auch explizit angesprochen werden, erscheint deren Stabilität deutlich weniger begründungsbedürftig, zumindest gehen die Teilnehmenden deutlich seltener darauf ein. Deshalb wähle ich im Folgenden ein Datenset (von *Tobias*), das sich durch besondere Konstanz auszeichnet, um anhand dessen latente, stabilitätsfördernde Faktoren abzuleiten. Auffallend am Deutschlandbild von *Tobias* ist, welche Bedeutung die Außenwirkung einzunehmen scheint. So verweist er in beiden Jahren wiederholt darauf, dass das jeweils vorgestellte Phänomen (das Produkt oder die Person) weltweit bekannt oder Deutschland in dem jeweiligen Bereich weltweit führend sei (»sowos is ja weltweit bekannt und eins der bekanntesten Werke denk i mol«, Z. 22–23, Z. 33, Z. 87–88 *Tobias* 2016, »kennt a wirklich jeder und die kennt man ja überall auf der ganze Welt«, Z. 182–183, Z. 193, Z. 205, *Tobias* 2017). Das Deutschlandbild fußt also (mit) auf Merkmalen, die positiv konnotiert und repräsentativ für Deutschland sind, und die insbesondere nach außen ein positives Bild von Deutschland vermitteln (sollen). Anders als bei den bislang vorgestellten Beispielen, bei denen die individuelle Lebenssituation und individuelle Bedürfnisse und Charakteristika mit den Ausprägungen des Deutschlandbilds in Verbindung standen, scheinen bei *Tobias* der Aufbau und die Aufrechterhaltung einer positiven *sozialen* Identität im Vordergrund zu stehen. Hierfür wählt er dann Dinge aus, die auch gemeinhin mit Deutschland assoziiert werden (z. B. die deutsche Autoindustrie sowie »Dichter und Denker« vergangener Epochen, z. B. Z. 190, Z. 286, *Tobias* 2017). Stabil ist das Bild nicht zuletzt deshalb, weil die gewählten Merkmale stabil sind: So führt *Tobias* einerseits historisch gewachsene Wirtschaftszweige in Deutschland an oder auch bekannte Dichter und Musiker aus früheren Epochen. Das Deutschlandbild trägt hier also zu einer positiven sozialen Identität bei, auch wenn dies eine Identifikation als »Deutscher« voraussetzt.

Neben dieser – im Vergleich zu den bisher diskutierten Varianten – deutlich anders gelagerten Ausrichtung des Deutschlandbilds, scheinen aber auch persönliche Charakteristika und damit einhergehende Bedürfnisse zur Stabilität von Deutschlandbildern beitragen zu können, und zwar dann, wenn diese nachhaltig erfüllt werden. So thematisiert *Statistik* in beiden Erhebungsjahren, wie ordentlich und sauber die Umwelt in Deutschland gehalten werde (vgl. S. 145). Dabei zieht sich die Ordnung auch durch das Fotomaterial, d.h. sie stellt nicht nur ein Motiv dar, sondern prägt das gesamte Fotoset: Es tauchen wiederholt gerade, parallele Linien und klare Strukturen auf. Damit wirkt das Set in sich unglaublich ›ordentlich‹, was wiederum auf ein tiefes, zugrundeliegendes Ordnungsbedürfnis schließen lässt (vgl. auch S. 145). Das könnte auch der Grund dafür sein, warum *Statistik* Ordnung und Sauberkeit eine sehr zentrale Funktion beimisst, er sieht diese nämlich als wichtige Garanten für die Zukunft eines Landes: Ordnung und Sauberkeit scheinen für ihn entscheidend, um ein gutes Leben zu gewährleisten und zwar nicht nur für die jetzige, sondern auch für künftige Generationen. Da nun *Statistik*s Grundbedürfnis nach Ordnung und Sauberkeit in Deutschland von Anfang an und ohne Unterbrechung erfüllt zu werden scheint, zeichnet sich auch das Deutschlandbild durch Stabilität aus.

5.1.5 Themenergänzungen und -streichungen

Unabhängig davon, ob sich das Gesamtbild fundamental verändert oder relativ stabil bleibt, kommt es bei allen oben diskutierten Varianten dazu, dass Themen wegfallen oder hinzukommen. D.h. bei der Folgeerhebung werden sowohl neue Themen behandelt, als auch Themen aus dem Vorjahr nicht wieder aufgegriffen.

Oft handelt es sich bei diesen Themen um ›Randthemen‹, also Themen, die in den Ausführungen nicht im Vordergrund stehen oder standen. Das ist möglicherweise ein Grund dafür, warum ein Thema, das im Vorjahr noch angesprochen wurde, im Folgejahr wegfällt, entweder, weil es weiter an Bedeutung verloren hat, oder weil dessen Bedeutung situativen Schwankungen unterliegt. Diesen Aspekt möchte ich an einem Beispiel illustrieren, das *Jonny Rakete* einbringt. Er fotografiert im Jahr 2016 eine Kirche, die er im Interview dann zwar als »nicht perfekt repräsentativ« (Z. 456, *Jonny Rakete* 2016) bezeichnet, er betont aber, er habe »vor Abgabe [Anm.: der Einmalkamera] auf jeden Fall noch eine (.) erwischen« (Z. 457, *Jonny Rakete* 2016) wollen. Im Jahr 2016 scheint also die Kirche zunächst als Gebäude, aber auch als Institution wichtig genug, um auf jeden Fall in das Set aufgenommen zu werden. Ein Jahr später fotografiert *Jonny Rakete* keine Kirche mehr, der Grund, den er in der Reflexion anführt, klingt lapidar: »wahrscheinlich einfach net; sind mer halt nicht begegnet« (Z. 679, *Jonny Rakete* 2017). Während *Jonny Rakete* im ersten Jahr der Befragung sicherstellt, dass das Motiv Kirche auf jeden Fall im Set enthalten ist, scheint er dies im Folgejahr dem Zufall zu überlassen und zudem Anforderungskriterien an die Aufnahme ins Set zu stellen: das Gebäude muss »beeindruckend« (Z. 829) bzw. »prächtig« (Z. 830) sein. Dieses Kriterium spielt zwar im Vorjahr ebenfalls eine Rolle, hält ihn aber nicht davon ab, auch eine Kirche, die er als »nicht sonderlich schön(e)« (Z. 459, *Jonny Rakete* 2016) bezeichnet, zu fotografieren. Das wiederum lässt vermuten, dass die Institution Kirche im Vergleich zum Vorjahr an Bedeutung verloren hat, auch wenn sich das Verhältnis zur Kirche schon im Jahr 2016 als ambivalent erweist.

So wirkt es, als lege er an die Kirche – wenn auch mit ironischem Unterton – marktwirtschaftliche Kriterien an: Das Angebot (an Kirchen) sei höher als die Nachfrage. Womit er auch auf den Umstand Bezug nimmt, dass viele seiner Freunde aus der Kirche ausgetreten sind, wohl nicht zuletzt um Kirchensteuer zu sparen. *Jonny Rakete* selbst ist allerdings nicht aus der Kirche ausgetreten, seine Motive für den Verbleib in der Kirche scheinen aber nicht nur in tiefer Gläubigkeit zu gründen. Vielmehr scheint der Unterhaltungswert des jährlichen Kirchenbesuchs eine Rolle zu spielen, der dank des »sehr coolen« Pfarrers (Z. 474, *Jonny Rakete* 2016) gewährleistet ist, und offenbar hat *Jonny Rakete* auch Spaß daran, in der Kirche zu singen (u.a. auch dem Ensemble, dem er angehört, Z. 479–480). Hinzu kommt, dass *Jonny Rakete* im Jahr 2016 plant, zu heiraten und sich kirchlich trauen zu lassen. Im Jahr 2017 ist *Jonny Rakete* bereits verheiratet, möglicherweise trägt also die veränderte Lebenssituation dazu bei, dass andere Kriterien, wie der Gebäudestil in den Vordergrund treten und über die Aufnahme ins Set entscheiden. Das schließt auch die Möglichkeit eines erneuten Bedeutungsgewinns in späteren Lebensphasen (mit den eigenen Kindern, im Alter) mit ein. Dies deutet *Jonny Rakete* im ersten Jahr selbst an, als er als Grund, warum er noch Mitglied der Kirche ist, anführt: »gerade ältere oder einsame Menschen kann des schon ne gute Hilfe sein und vielleicht kommt man selber ja auch in die Situation später, wo ma, ähm, (.) ich sach jetzt mal, diese, die Obhut der Kirche vielleicht auch gern hat« (Z. 484–486, *Jonny Rakete* 2016). Die (Institution) Kirche scheint also nachhaltig mit »Deutschland« verknüpft zu sein, auch wenn die ihr beigemessene Bedeutung je nach Lebensphase und den damit einhergehenden (oder zumindest antizipierten) Bedürfnissen variiert.

Beim oben diskutierten Beispiel handelt es sich um ein Thema, das schon im ersten Jahr nur am Rande behandelt worden war, so dass dessen Verschwinden im Folgejahr auch auf einen weiteren Bedeutungsverlust zurückzuführen sein könnte. Wie sich jedoch an anderen Datensets zeigt, werden bisweilen auch Themen, die im ersten Jahr der Erhebung viel Aufmerksamkeit erfahren, im Folgejahr nicht mehr behandelt. Daher widme ich mich nun der Frage, wieso Themen »verschwinden«.

Zunächst fällt auf, dass ein »Themenwegfall« (also, dass ein Thema im ersten Jahr sehr intensiv verhandelt wird, und dann im Folgejahr nicht mehr auftaucht) häufig bei den Sets neuangekommener Teilnehmender auftritt, wobei es sich größtenteils um (inter-)kulturelle Phänomene zu handeln scheint. So beschäftigt sich beispielsweise *Samira* im ersten Jahr der Befragung intensiv mit der Freiheit der Frau im öffentlichen Raum, im darauffolgenden Jahr wiederum erzählt sich von Erlebnissen, die auf *Sachorientierung* und *direkte Kommunikation* verweisen (vgl. auch S. 203). Wie ich an anderer Stelle erörterte (vgl. S. 392), hat das Thema der *Freiheit der Frau im öffentlichen Raum* für *Samira* deshalb an Bedeutung verloren, weil sie es nun differenzierter sieht und sich zudem daran gewöhnt hat. Da nun aber weitere kulturelle Phänomene in den Fokus gerückt zu sein scheinen, könnte gemutmaßt werden, dass sich hier interkulturelle Lernprozesse abzeichnen: Menschen, die im Zuge des Ankommensprozesses tiefgreifende interkulturelle Erfahrungen machen, strengen intensive Verstehensbemühungen an. Wenn es gelingt, ein (Grund-)Verständnis des jeweiligen kulturellen Phänomens (seien es kulturelle Praktiken, Werte o.ä.) zu erarbeiten, wirkt das Thema gleichsam wie »abgehakt« und lässt Raum für die Bearbeitung weiterer interkultureller Erfahrungen, die nun zum Lerngegenstand gemacht werden. Hinzu kommen die bereits angesprochenen und ebenfalls an

anderer Stelle nochmals näher analysierten Gewöhnungsprozesse, die das ›Verschwinden‹ eines Themas zusätzlich befördern.

Vergleichbar verhält es sich auch mit negativen, rassistisch assoziierten Erfahrungen, wobei hier insofern ein zentraler Unterschied vorliegt, als das Thema nicht bei allen Teilnehmenden aus dem Set verschwindet. Allerdings lassen sich eben auch hier – dem interkulturellen Lernen vergleichbar – Verarbeitungs- bzw. Relativierungsprozesse nachzeichnen (vgl. S. 362).

Neben dem Phänomen, dass Themen im Folgejahr nicht mehr behandelt werden, finden sich in den Datensets aber auch Themen, die bei der Folgeerhebung erstmalig angesprochen werden. Dabei handelt es sich größtenteils um politische Themen (z. B. Islam und Flüchtlingspolitik, Jonny Rakete 2017 u. Sophie 2017), die im Jahr 2017 den Diskurs bestimmen, was vermuten lässt, dass auch politische Entwicklungen oder Stimmungen zu Änderungen in den Deutschlandbildern beitragen können. Dabei spielt sicherlich auch der Umstand eine Rolle, dass im Erhebungsjahr 2017 im Herbst die Bundestagswahl stattfindet, in deren Vorfeld sehr intensive politische Auseinandersetzungen geführt werden, die insbesondere von Politiker*innen stark nationalistisch aufgeladen werden.

5.1.6 ›Personalisierung‹

Eine weitere Form von Veränderungen, die sich bei manchen Teilnehmenden nachzeichnen lässt, ist die der Personalisierung. Diese findet sich nur bei neuangekommenen Teilnehmenden, diejenigen, die in Deutschland geboren sind, stellen entweder bei beiden Erhebungen eine persönliche Verbindung her, oder gar nicht. Personalisierungen des Deutschlandbildes finden bei ihnen nicht statt.

Was wiederum das Verhältnis zu den anderen hier nachgezeichneten Veränderungen angeht, liegt die Personalisierung gleichsam ›quer‹ zu den anderen, da sie sich nicht auf, von den Teilnehmenden genannte, Themen bezieht, sondern eher auf die eigene Positionierung innerhalb Deutschlands. Vereinfacht gesagt: Während sich die Teilnehmenden im Jahr 2016 noch eher als ›Beobachtende‹ erleben (Leo wählt hierfür die Metapher des Vorhangs, vgl. S. 332), stellen sie im darauffolgenden Jahr zahlreiche persönliche Bezüge her. Diese Personalisierung deutet sich bereits in der Wahl der Motive an, wie sich am Beispiel von *Sunny* veranschaulichen lässt. Im Jahr 2016 macht sie keine Aufnahme, bei der Familienmitglieder (oder sie selbst) abgebildet wären. Im darauffolgenden Jahr sind hingegen auf fünf Aufnahmen sie selbst und/oder ihr Sohn und ihr Mann zu sehen, auf einer weiteren Aufnahme ist eine Freundin von ihr abgebildet. Ähnlich ist dies bei den Fotos, die *Samira* macht, auch wenn sie nicht ihre Familie fotografiert, sondern das Nummernschild ihres Autos, das Schild der Organisation, bei der sie arbeitet sowie ihre Arbeitskolleg*innen. Damit sind zwar *Samiras* Fotos etwas weniger persönlich als *Sunnys*, dennoch besteht auch hier ein sehr unmittelbarer Bezug zu ihrem Lebensalltag. Im Interview selbst werden dann die persönlichen Bezüge konkretisiert, wobei sich darin die Unterschiede manifestieren, die sich in den Fotosets andeuteten. Während für *Sunny* die Lern- und Entfaltungsmöglichkeiten im Vordergrund stehen, die sich ihrem Sohn und ihrer Familie in Deutschland bieten, hebt *Samira* vor allem auf die positiven wie negativen Erfahrungen ab, die sie macht, während sie für sich und ihre Töchter ein neues

Leben in Deutschland aufbaut. Dabei spielen (inter-)kulturelle Erfahrungen ebenso eine Rolle, wie das Herstellen von Beziehungen oder das Meistern von Herausforderungen (z.B., dass *Samira* mehrfach ihre Führerscheinprüfung wiederholen muss, bis sie diese endlich besteht). Ähnliche Personalisierungen, wenn auch nicht durchwegs vergleichbar stark ausgeprägt, lassen sich bei anderen Neuangekommenen nachzeichnen, wobei sich auch hier ein Unterschied zu den Sets der Teilnehmenden abzeichnet, die in Deutschland geboren sind.

Demnach soll hier der Frage nachgegangen werden, worauf sich diese Personalisierungen der Deutschlandbilder bei Neuangekommenen gründen. Zunächst könnte eingewendet werden, dass viele Teilnehmende im ersten Jahr der Befragung über gar kein »personalisiertes Deutschlandbild« verfügen können, weil sie aufgrund zeitlicher (also was die Dauer der Anwesenheit), aber auch lebensräumlicher Einschränkungen (Unterbringung in Unterkünften in kleinen Städten oder dörflichen Gegenden mit wenig Kontaktmöglichkeiten, keine Arbeitserlaubnis usw.), kaum Erfahrungen gemacht haben, die es ermöglichen würden, eine persönliche Verbindung zu Deutschland herzustellen.

Das mag durchaus zutreffen, wobei vermutlich nicht allein das Ausmaß der Erfahrungen, sondern wohl auch deren Intensität und Tiefe zur Personalisierung der Deutschlandbilder beitragen. So bezeichnet *Samira* ihr Deutschlandbild 2018 selbst als »persönlich« (Z. 286), und begründet es damit, dass sie sich in Richtung Ankommen bewege. Woran sie dieses Ankommen festmacht, führt *Samira* nicht näher aus, sie weist lediglich darauf hin, dass Deutschland jetzt ihr zu Hause sei. Zwar wird diese Wendung ebenfalls nicht näher ausgeführt, sie weckt aber folgende Assoziationen: Wer an einem Ort zu Hause ist, baut sich dort ein Leben auf, knüpft Kontakte, arbeitet, gründet vielleicht eine Familie, erzieht seine Kinder, beginnt, sich heimisch zu fühlen und plant möglicherweise, dort alt zu werden³. Zur theoretischen Fundierung ließe sich hierfür der psychologische *Heimatbegriff* von Beate Mitzscherlich (2020) heranziehen, die diesen auf drei Ebenen verortet: einer sozialen Ebene des »Kennens« (im Sinne eines Vorhandenseins enger sozialer Beziehungen), einer handlungsorientierten Ebene des »Könnens« (im Sinne funktionierender Routinen ohne Orientierungsaufwand), sowie einer psychologischen Ebene die sich auf den Umstand bezieht, dass Orte mit subjektiver Bedeutung, Narrativen usw. versehen werden (Mitzscherlich 2020: 78). Auch wenn sich *Samira* nicht explizit dazu äußert, was »zu Hause Sein« für sie bedeutet, so finden sich die drei Ebenen doch in den Daten wieder: Der Kontakt zu ihren Kolleg*innen, der sich nicht auf das Berufs- sondern auch auf das Privatleben erstreckt, kann als Beleg für das »Heimischwerden« auf sozialer Ebene gesehen werden. Die skizzierten interkulturellen Lernprozesse (vgl. Kap. V. 5.2.3) lassen sich wiederum der handlungsorientierten Ebene zuordnen, d.h. *Samira* eignet sich das nötige »Können« an, um sich in ihrer neuen Heimat zurechtzufinden. Dies zeigt sich zusätzlich auf einer praktischen Ebene, da *Samira* – mit hohem Aufwand – ihren Führerschein macht, um ihren Töchtern in Deutschland die Teilhabe zu ermöglichen (um sie z.B. zu sportlichen und musikalischen Aktivitäten fahren zu können). Zur psychologischen Ebene passt wiederum am besten ein »Bild«, das nicht in Form einer Fotoaufnahme vorliegt, sondern von *Samira* im Interview entworfen wird: Sie spricht darin

3 Diese Beispiele dienen nur der Veranschaulichung und sind nicht als Absolutsetzung zu (miss-)verstehen. Selbstverständlich sind hier zahlreiche individuellen Variationen möglich.

von einer Treppe, die sie gerne fotografiert hätte und die sich in dem Haus befindet, in dem sie nun zusammen mit ihren Töchtern und ihrem (neuen) Partner wohnt. In den Ausführungen wirkt es, als stelle für *Samira* die Treppe, die sie »sehr gerne sehr sehr« mag (Z. 308–309, *Samira* 2017) ein Symbol für ihr neues Leben in Deutschland (oder auch den Weg dorthin) dar, womit sie gleichzeitig ihrem neuen Lebensort subjektive Bedeutungen zuweist.

Bei *Sunny* scheint die Personalisierung des Deutschlandbilds wiederum weniger lebensort- als identitätsbezogen zu erfolgen. So sagt *Sunny* (2017), sie fühle sich nun wie eine Deutsche und ergänzt, eine deutsche Freundin habe ihr auch rückgemeldet, wie eine Deutsche zu sein. Ganz im Sinne eines dialogischen Subjekts entwickelt *Sunny* ihre Identität also nicht nur im Mono- sondern im Dialog mit Anderen (Mey 2018: 192), wobei es ein wenig so wirkt, als habe für *Sunny* die Einschätzung einer »deutschen Freundin« zusätzliches Gewicht, womöglich, weil ihr – als »Deutscher« – besondere Kompetenz zur Beurteilung, wer oder was »deutsch« ist, zugestanden wird. Bei *Sunny* scheint diese stärkere (emotionale) Selbstpositionierung als »Deutsche« mit einer verminderten Identifikation mit ihrem Herkunftsland einherzugehen. Zumindest lässt dies die veränderte Positionierung zu ihrem Herkunftsland vermuten: Im ersten Jahr der Befragung verwendet *Sunny* meist die Formulierung *in meinem Land* (Z. 133, Z. 144, Z. 179, *Sunny* 2016), im darauffolgenden Jahr hingegen, spricht sie, fast überwiegend von *der Ukraine* (z.B. Z. 34, Z. 52, Z. 300–301, Z. 318, *Sunny* 2017). Die Hinwendung zu Deutschland scheint also gleichzeitig mit einer Distanzierung vom Herkunftsland einherzugehen.

Was die Positionierung in der deutschen Gesellschaft angeht, schiene interessant, ob es hier im Laufe der Zeit zu weiteren Änderungen oder auch einer Normalisierung kommt. Denkbar wäre, dass Erfahrungen des Otherings (wie sie oft von Menschen mit Migrationshintergrund gemacht werden) oder der Zugangsverweigerung die Einschätzung, dazuzugehören relativieren. Dann gälte zu prüfen, wie sich derartige Entwicklungen auf das personalisierte Deutschlandbild auswirken, also ob das Herstellen eines persönlichen Bezugs dadurch abnimmt, oder vielleicht sogar verstärkt wird. Um das nachhaltig zu klären, sind allerdings weitere Erhebungen erforderlich. An dieser Stelle lässt sich jedoch festhalten, dass sich bei manchen Teilnehmenden im Zuge des Ankommens räumliche und identifikatorische Verortungen in Deutschland ausmachen lassen, die mit einer stärkeren Personalisierung des Deutschlandbilds einhergehen, oder vielleicht auch zu dieser führen.

5.2 Entwicklungen einzelner Aspekte

Nachdem im vorausgegangenen Teilkapitel die Gesamtsets in den Blick genommen wurden, widme ich mich in diesem Teilkapitel Einzelaspekten und deren Entwicklung. Wie im vorausgegangenen Kapitel deutlich wurde, lassen sich Veränderungen in den Gesamtsets oft auch an Einzelaspekten festmachen. Während sich aber bisher der analytische Blick auf deren Einbettung in das Gesamtbild gerichtet hat, wende ich mich nun dezidiert den Entwicklungen einzelner Aspekte zu, wobei sich auch hier eine Bandbreite von relativer Konstanz bis hin zu stärkerer Veränderung abzeichnet, die im Folgenden aufgefächert wird.

5.2.1 Gleichbleibende, konstante Aspekte

Bei den Bestandteilen, die über das Jahr hinweg konstant bleiben, werden im Folgejahr zum Teil fast identische Formulierungen oder auch Motive gewählt. *Statistik* fotografiert beispielsweise sowohl im Jahr 2016 als auch im Folgejahr ältere Menschen, die auf der Straße mit Hunden spazieren gehen und äußert sich in beiden Jahren sehr ähnlich zu den Fotos, wobei die Aussagen durch sein Unverständnis darüber geprägt sind, dass die älteren Menschen in Begleitung von Hunden, nicht aber von ihren Enkelkindern sind: »Mann laufen nur mit Hund//mhm//, keine Kind mit ihm [...] Gut äh mit Hund, aber auch besser wenn du hast Kind [...] Enkel« (Z. 160–162, Statistik 2016). Ein Jahr später äußert er sich zu demselben Motiv (mit dem einzigen Unterschied, dass er nun eine ältere Frau fotografiert hat) wie folgt: »Warum sie sind allein mit Tiere? (3) Alte Frau mit Tiere. [...] Warum sie nicht läuft mit Enkel?« (Z. 412–413 u. 418, Statistik 2017).

Abbildung 35: Älterer Mann mit Hund



Foto Nr. 22, *Statistik* (2016)

Abbildung 36: Ältere Frauen mit Hund



Foto Nr. 21, *Statistik* (2017)

Im ersten Jahr, also 2016, transportiert sich *Statistik*s Unverständnis des Beobachteten: Gegen einen Spaziergang mit einem Hund scheint er zwar grundsätzlich nichts einzuwenden zu haben (er wertet das als »gut«, Z. 161), die Einleitung des Satzes mit »nur« lässt aber bereits annehmen, dass *Statistik* es als unzureichend erachtet, lediglich einen Hund als Begleiter zu haben. Er verdeutlicht dann auch inwiefern: Es sei besser, wenn Kinder, genauer gesagt Enkelkinder mit dabei wären. Im Jahr darauf nimmt *Statistik* dann zwar keine Wertung mehr vor, die – wenn auch rhetorisch formulierte – Frage lässt jedoch vermuten, dass er für das beobachtete Phänomen nach wie vor keine Erklärung gefunden hat und auch immer noch nicht nachvollziehen kann, warum alte Menschen ohne ihre Enkelkinder unterwegs sind.

Das Unverständnis scheint also unverändert, anstatt jedoch eine Bewertung des ungewohnten Phänomens vorzunehmen, wirkt es, als wäre *Statistik* nun dazu übergegangen, sich zu fragen, welche Gründe es dafür geben könnte. Im Bildmaterial deutet sich diese Veränderung in Form einer gewissen räumlichen Annäherung an: Während *Statistik* im Jahr 2016 auf der anderen Straßenseite steht und der Mann, den er fotografiert, nur aus der Ferne zu sehen ist (weshalb erst bei genauerem Hinsehen deutlich wird, dass der Mann mit dem Hund im Fokus des Bildes steht) sind die beiden älteren Frauen, von

denen er im Folgejahr das Foto macht, in ›greifbarer‹ Nähe. Die Frauen stehen zwar mit dem Rücken bzw. seitlich zu *Statistik* und befinden sich zudem im Gespräch, so dass *Statistik* die Aufnahme vermutlich unbemerkt macht, dennoch bedarfes eines größeren Mutes, fremde Menschen ungefragt aus der Nähe zu fotografieren, als eine Aufnahme aus der Distanz zu machen. In gewisser Weise traut sich *Statistik* nun also näher heran an die für ihn unverständliche Praxis, er legt die Berührungsängste ab, ist aber – um im Bild zu bleiben – immer noch nicht nah genug dran, um eine (für ihn) plausible Erklärung zu haben, auch wenn er begonnen hat, danach zu suchen.

Die von *Statistik* wahrgenommene Diskrepanz lässt sich vermutlich mit unterschiedlichen Wertvorstellungen begründen und zwar zunächst, was die Anzahl der Kinder angeht: Während in Deutschland im Jahr 2020 die Geburtenrate bei 1,53 Kindern pro Frau lag, war diese in Syrien mit 2,73 Kindern pro Frau deutlich höher (Statistisches Bundesamt 2022). Zum anderen könnte der Wert des *Individualismus* (Schroll-Machl 2016) hier eine Rolle spielen: Dieser trägt dazu bei, dass sich Kernfamilien (bestehend aus Eltern und Kindern) etablieren und ältere Menschen sich nicht nur als Versorger*innen der Enkelkinder sehen, sondern sie darüber hinaus ein ›eigenständiges Leben‹ führen. Die logische Konsequenz ist, dass die Kinderbetreuung in Einrichtungen mit entsprechend qualifiziertem Personal erfolgt, die Großeltern unterstützen die Familien ergänzend und meist bedarfsbezogen.

Da jedoch bei *Statistik* (noch) kein nachhaltiger interkultureller Lernprozess zu erfolgen scheint, beschäftigt ihn das Phänomen unverändert, was sich auf den betreffenden Teil des Deutschlandbildes insofern auswirkt, als dieser stabil bleibt, und zwar einschließlich dessen emotionaler Komponente. Für diese Lesart spricht, dass sich Veränderungen in den Deutschlandbildern häufig auch mit interkulturellen Lernprozessen in Verbindung bringen lassen (vgl. S. 392f.).

Neben ungelösten ›Lernproblematiken‹ erweisen sich in meinen Daten auch unreflektierte Vorannahmen als sehr stabil, wie sich anhand eines Beispiels von *Jonny Rakete* illustrieren lässt. Er macht sowohl 2016 als auch 2017 ein Foto von der Autobahn und bemerkt jeweils im Interview: »Äh, es ist erstaunlich, dass jetzt da auf der @Seite jetzt kein einziges Auto is@« (Jonny Rakete 2016, Z. 396) und »Äh:m (.) und erstaunlich leer ist sie find ich« (Jonny Rakete 2017, Z. 374). *Jonny Raketes* Bild von der deutschen Autobahn scheint also das einer vielbefahrenen Straße mit erhöhtem Verkehrsaufkommen zu sein. Um dies zu veranschaulichen macht er in beiden Erhebungen ein Foto von der Autobahn und wirkt ein ums andere Mal überrascht, als das entwickelte Bild seine Sichtweise nicht unterstreicht. Das Vorstellungsbild scheint aber so tief verankert, dass ihm widersprechende Informationen zwar Überraschung verursachen, darüber hinaus aber keine weiteren Reflexionen anstoßen (vielleicht, weil das Bild als Momentaufnahme interpretiert wird) und das mentale Bild somit stabil bleibt.

Zudem scheint der Zeitpunkt der Entstehung eines Vorstellungsbildes eine Rolle für dessen Beständigkeit zu spielen; zumindest deuten *Statistik*s Ausführungen darauf hin. Er fotografiert zu beiden Erhebungszeitpunkten Dörfer, in denen viele Häuser Spitzdächer haben (2016: Nr. 6, 2017: Nr. 6). Wie er im Interview erläutert, erinnern ihn diese an einen alten deutschen Spielfilm, den er vor ungefähr 15 Jahren gesehen habe und der sein Bild über Deutschland damit bereits im Vorfeld geprägt zu haben scheint (»Ich habe das gesehen in Movie (.)//mhm//. In ein alte deutsche Movie [...]. Wenn ich sehe diese

Bild ich denke ich bin in Movie«, Z. 278 u. 280, Statistik 2016. Und: »in movie, in alte movie//ja//sieht man die Häuser«, Z. 120, 2017). Da dieses Bild schon vor längerem entstanden ist und offenbar mit der Ankunft in Deutschland Bestätigung fand, kann hier auch von einem fest verankerten Aspekt ausgegangen werden, der vermutlich auch deshalb keiner Veränderung unterliegt, weil die Bauart der Häuser für *Statistik* weder mit offenen Fragen noch Unverständnis verbunden ist, aber auch für seine Lebensgestaltung keine weiterreichende Relevanz hat.

5.2.2 Normalisierung und Gewöhnung

Die Beispiele, die im vorangegangenen Teilkapitel im Vordergrund standen, zeichneten sich insofern durch Stabilität aus, als in beiden Erhebungen zu den jeweiligen Aspekten fast identische Aussagen getroffen wurden, die darüber hinaus von denselben Gefühlszuständen begleitet zu sein schienen. In diesem Teilkapitel stehen nun Beispiele im Vordergrund, bei denen sich die damit einhergehende emotionale Befindlichkeit ändert. Das hier herausgearbeitete und als *Normalisierung und Gewöhnung* bezeichnete Phänomen lässt sich insbesondere (und in meinen Daten nur) bei Neuankommenden beobachten, was vielleicht damit zu tun hat, dass sie bei ihrer Ankunft in Deutschland Erfahrungen machen, die für sie zum Teil (vollkommen) neu und eindrücklich sind, bei denen sich aber im Laufe der Zeit eine gewisse Form der Normalisierung oder Gewöhnung einstellt. Ein derartiger Gewöhnungseffekt zeigt sich beispielsweise bei *Al Ibra*, der sich an die in Deutschland übliche Raumbelichtung gewöhnt, die er als »rote[s]« Licht (Z. 32, *Al Ibra* 2016 u. Z. 567, *Al Ibra* 2017) bezeichnet. Anfangs empfindet *Al Ibra* (2016) das Licht offenbar als belastend, er spricht davon, dass ihm das Licht Stress bereitet habe und zwar offenbar in einem solchen Ausmaß, dass er sogar seinen Vermieter gefragt hat, ob dieser das Licht austauschen könne. Allerdings ist *Al Ibra* nach eigener Auskunft im Jahr 2016 bereits »geübt« (Z. 322), was das *warme* Licht angeht, auch wenn er immer noch davon spricht, das *weiße* Licht zu mögen (Z. 318). Im Folgejahr geht er auf die eigenen Präferenzen nicht mehr ein, sondern nur noch darauf, dass die Menschen in Deutschland das rote Licht mögen, worin sich ein weiterer Gewöhnungseffekt abzeichnen könnte. *Al Ibras* (2017) Ausführungen lassen jedoch vermuten, dass auch bei ihm ein gewisser Wissenszuwachs hilfreich war, mit dem er sich nun erklärt, warum in Deutschland das rote Licht so beliebt ist, weil es *wärme*, was früher gerade in den kalten Wintermonaten gut gewesen sei⁴.

5.2.3 Vertieftes Verständnis

Im obigen Teilkapitel, in dem konstante Aspekte von Deutschlandbildern analysiert wurden, zeigte sich, dass ein möglicher Grund für gleichbleibende Einschätzungen ein erst

4 *Al Ibra* wechselt 2016 zwischen den Bezeichnungen warmes und rotes Licht. Im Jahr 2017 spricht er dann nur noch von rotem Licht. In einer ›deutschen‹ Interpretationsgruppe sorgte das für Irritation, weil das Wort *rot* als härter als das Wort *warm* empfunden wurde. Da *Al Ibra* jedoch aus einem Land kommt, in dem Wärme oft Hitze bedeutet und deshalb nicht zwangsläufig positiv konnotiert ist, könnte *Al Ibra* das Wort »rot« vielleicht sogar als angenehmer empfinden als anders herum.

beginnender oder (noch) ausstehender interkultureller Lernprozess sein kann. Demzufolge lassen sich bei erfolgtem bzw. erfolgreichem interkulturellen Lernen Veränderungen in den Deutschlandbildern nachzeichnen, wie sich am Beispiel von *Samira*⁵ nachvollziehen lässt. Im Jahr 2016 erzählt sie ausführlich von der Bewegungsfreiheit der Frau im öffentlichen Raum, die sie als sehr positiv erlebt. Bei der Folgerhebung spricht sie das Thema jedoch nicht mehr an. Erst als sie bei der Durchsicht der Fotos von 2016 auf das Bild der zwei auf einem Brunnenrand sitzenden Frauen stößt (das bei der ersten Erhebung den Aufhänger für die Freiheitserzählungen geliefert hat), sagt sie, diese hätten sich total frei gefühlt, wobei die Faszination gewichen scheint, zumindest belässt *Samira* es bei diesem Hinweis, ohne näher darauf einzugehen. Später von mir auf diese Diskrepanz angesprochen, äußert sie sich etwas ausführlicher dazu, wobei deutlich wird, dass sie in der Zwischenzeit ein tiefergehendes Verständnis des Werts der Freiheit erworben hat: Sie sieht nun nicht nur den Zugewinn, den sie durch die Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum hat, sondern auch die damit einhergehenden oder daraus resultierenden Verpflichtungen. *Samira* spricht hier – durchaus treffend – von »Selbstständigkeit« (Z. 324–330). Somit scheint bei *Samira* eine Art Weiterlernen, ein Durchdringen der kulturellen Zusammenhänge und Logiken erfolgt zu sein, weshalb die weibliche Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum, die *Samira* 2016 noch so beeindruckt hatte, nun von ihr als »oberflächlich(e)« (Z. 329, *Samira* 2018) erlebt wird. Darüber hinaus weist sie darauf hin, dass sie sich mittlerweile an die Freiheit gewöhnt habe, diese also »normal« für sie sei.

Dieser Gewöhnungseffekt, der sich bei *Samira* einstellt, ist auch für die interkulturelle Lernforschung interessant. Denn in anderen Untersuchungen (z.B. Weidemann 2004) zeigten sich Gewöhnungseffekte vor allem bei praktischen Problemen, da diese leicht in Routinen überführt bzw. ins Handeln integriert werden können. Bei wertbezogenen Unterschieden konnte Doris Weidemann (2004) hingegen keine Gewöhnungseffekte nachzeichnen. Sie führte dieses Ausbleiben darauf zurück, dass fremde Werte einer stärkeren Erklärung des Bedeutungszusammenhangs bedürfen (vgl. Weidemann 2004: 203) und es den Lernenden nicht gelang, eine befriedigende Auflösung des Befremdens herbeizuführen (ebd.: 209). *Samiras* Beispiel lässt nun vermuten, dass sich Gewöhnungs- bzw. Normalisierungseffekte auch bei wertbezogenen Unterschieden einstellen können, sofern es gelingt, ein vertieftes Verständnis der betreffenden Werte zu erwerben.

Allerdings müsste noch eingehender untersucht werden, welche Rolle es spielt, ob das Phänomen als irritierend oder bereichernd erlebt wird. In Weidemanns Untersuchung wurden neue kulturelle Muster, die als bereichernd erlebt wurden, offenbar problemloser in die eigene Handlungs- und Wertelogik überführt, als Befremden auslösende, wertebasierte Phänomene. *Samiras* Beispiel ist nun eines, bei dem zu Beginn ein Gefühl der Bereicherung steht, das dann in Normalisierung mündet.

Darüber hinaus könnten aber auch situative Faktoren einen Beitrag leisten: Da *Samira* ihre Zukunft in Deutschland sieht – sie bezeichnet es als ihr »zu Hause« (Z. 289, *Samira* 2018) – muss sie sich mehr mit der in Syrien als sehr negativ erlebten, mangelnden Be-

5 Das im Folgenden behandelte Beispiel wurde bereits an anderer Stelle diskutiert (vgl. S. 205f.), soll hier aber nochmal aus einem anderen Blickwinkel – dem der Veränderung – betrachtet werden.

wegungsfreiheit (die den Gegenhorizont zur in Deutschland erlebten Bewegungsfreiheit bildete) auseinandersetzen.

Im Hinblick auf das in diesem Teilkapitel vornehmlich diskutierte vertiefte Verstehen stellt sich abschließend die Frage, wie sich Gewöhnungseffekte und vertieftes Verstehen zueinander verhalten. Wie sich im vorausgegangenen Kapitel bereits andeutete, scheint ein (vertieftes) Verständnis eines kulturellen Phänomens dazu beitragen zu können, dass sich Gewöhnungseffekte einstellen.

5.2.4 Veränderungen in Form von Ausdifferenzierungen

Eine weitere Variante, bei der sich die Veränderungen ebenfalls in einem differenzierten Verständnis manifestieren, ist die der *Ausdifferenzierungen*. Anders als beim *vertieften Verständnis* (vgl. IV. 5.2.3) bei dem ein Wert in seiner Gänze (zumindest annähernd) durchdrungen und in seinen Wirkzusammenhängen erschlossen wird, werden bei dieser Form eher vielfältige Facetten eines Phänomens (z.B. eines Ereignisses, eines Objekts o.ä.) ausgemacht, wobei diese oft auf bestimmten Werten basieren bzw. mit solchen in Verbindung gebracht werden können, diese bilden aber nicht den Aufhänger. Die Ausdifferenzierungen können sich auf unterschiedlichen Ebenen ereignen: Bisweilen werden die *Funktionen* eines Phänomens oder auch dessen *Effekte* differenzierter gesehen, aber auch das Phänomen selbst wird ein Jahr später zum Teil ausdifferenziert. Diese verschiedenen Formen werden im Folgenden skizziert, wobei diese nicht durchwegs trennscharf voneinander darstellbar sind.

Ein Beispiel für eine erfolgte Ausdifferenzierung liefern *Sunnys* Ausführungen rund um den Flohmarkt. Im Rahmen der ersten Erhebung steht für *Sunny* im Vordergrund, dass sie dank des Flohmarkts zahlreiche Dinge, die sie für ihren Sohn benötigt, billig kaufen kann. So ist es ihr, obwohl sie als Geflüchtete nicht viel Geld hat (Anm.: sie darf nicht arbeiten), möglich, gebrauchte Spielsachen, Anziehsachen oder Sportgeräte wie ein Fahrrad für ihren Sohn zu kaufen. Die Flohmärkte unterstützen *Sunny* also dabei, ihrem Sohn ein kindgerechtes Leben zu bieten und bilden somit eine Art »Mittel zum Zweck«.

Im darauffolgenden Jahr fotografiert *Sunny* (2017) das Motiv *Flohmarkt* wieder (dieses Mal macht sie ein Foto von einem Werbeflyer für einen Flohmarkt) und wiederholt in ihren Ausführungen die Funktion, die sie bereits im Vorjahr angeführt hatte. Darüber hinaus scheinen sich aber im Zuge der »Nutzung« des Flohmarkts noch weitere Funktionen herauskristallisiert zu haben, die für *Sunny* nun ebenfalls von Bedeutung sind. So hat *Sunnys* Sohn den Wunsch geäußert, in Zukunft selbst seine Spielsachen auf dem Flohmarkt zu verkaufen, was *Sunny* für eine »gute Idee« (Z. 102, *Sunny* 2017) hält, weil sie darin vielfältige Lernmöglichkeiten ausmacht: Einmal fördert dies ihrer Ansicht nach die Selbstständigkeit, da ihr Sohn lernt, mit Geld umzugehen und ein Gefühl dafür bekommt, wie es ist, Geld zu besitzen. Außerdem erhält das Kind die Möglichkeit, erste »Arbeitserfahrungen« zu sammeln. Anders als im Vorjahr stellt der Flohmarkt für *Sunny* nicht mehr nur ein Mittel dar, um (für ihren Sohn) Lern- und Teilhabemöglichkeiten zu erschließen, sondern der Flohmarkt bietet nunmehr selbst eine Lernmöglichkeit. Darüber hinaus geht *Sunny* (2017) im Folgejahr auch auf die Ausgestaltung des Flohmarkts ein, genauer auf die Art, wie dieser beworben wird, nämlich durch öffentliche Ankündi-

gungen mittels Aushängen oder Flyern. *Sunny* sieht darin den Vorteil, dass die Information allen Menschen frei zugänglich ist, was zudem die Planbarkeit fördere.

Durch die aktive Teilhabe erschließt sich *Sunny* das Phänomen *Flohmarkt*, wodurch sich neue Teilhabemöglichkeiten und Lernfelder auftun bzw. ausgemacht werden. Aber auch auf das Phänomen selbst, genauer gesagt, dessen Ausgestaltung und Organisation, wirft *Sunny* nun einen differenzierteren Blick. Ihr fallen nun weitere Aspekte auf, die sie im Vorjahr noch nicht gesehen oder zumindest nicht thematisiert hat.

Eine andere Form der Ausdifferenzierung findet sich bei *Sophie*, die im Folgejahr der Befragung eine Erweiterung von der Mikro- auf die Makroebene vornimmt. Den Aufhänger für ihre Ausführungen bildet ein Zaun, den sie in beiden Jahren als Fotomotiv wählt.

Abbildung 37: Metallzaun mit dicken Längsstreben



Foto Nr. 25, *Sophie* (2016)

Abbildung 38: Zaun mit Garten im Hintergrund



Foto Nr. 2, *Sophie* (2017)

Im ersten Jahr regt *Sophies* Mutter an, einen Zaun zu fotografieren, da dieser etwas »typisch deutsches« (Z. 94, *Sophie* 2016) sei. Der Zaun sei ein Symbol dafür, dass die Menschen in Deutschland gerne ihren eigenen Bereich hätten, der dann entsprechend »abgeriegelt« würde (Z. 95, *Sophie* 2016). Darüber hinaus wird das Zaunsymbol auf den zwischenmenschlichen Kontakt übertragen, wobei *Sophie* die Menschen in Deutschland als »distanziert« (Z. 96, *Sophie* 2016) charakterisiert. Der (empirisch belegte) Wert der *Distanzregulierung* (Schroll-Machl 2016) wird hier also nicht als kulturelles Merkmal, sondern als Charaktereigenschaft gewertet. In *Sophies* Wortwahl (»distanziert«, »abgeriegelt«), schwingt ihrerseits eine gewisse Distanzierung mit, d.h. *Sophie* scheint den Wert oder zumindest dessen überzogene Ausprägungen nicht vollends gutzuheißen. Diese negative Wahrnehmung transportiert sich auch im Gesamteindruck, den das von *Sophie* aufgenommene Foto vermittelt: Zwei Drittel der Bildfläche werden vollständig von dem Zaun eingenommen, der aus dunklen, mehrere Zentimeter dicken Längsstreben besteht, die aus einem stabilen Metall (z.B. Stahl oder Aluminium) zu sein scheinen. Auf der Seite der Betrachterin ist lediglich ein schmaler Betonstreifen zu sehen, auf der anderen Seite, durch die Gitterstäbe hindurchscheinend, befinden sich Fahnen, Gebäude und Natur. Diese Perspektive ruft den Eindruck des Eingesperrtseins hervor, was die im Interview anklingende negative Positionierung noch verstärkt.

Im Jahr 2017 thematisiert *Sophie* die – aus ihrer Sicht – »deutsche Angewohnheit, [...] sein Eigentum einzugrenzen« (Z. 7, *Sophie* 2017) erneut, ebenfalls anhand einer Aufnahme von einem Zaun (Nr. 2, *Sophie* 2017). In ihren Ausführungen weitet sie dann aber den Blick von der Mikro- auf die Makroebene, indem sie auf Diskussionen um die Ausgestaltung von Deutschlands Außengrenzen⁶ verweist (»weil da ja a so die Diskussion wieder is zurzeit, so ob (.), über (.) irgendwie offener oder doch mehr so (.) schützen oder so«, Z. 5–6, *Sophie* 2017). Angestoßen durch eine immanente Nachfrage meinerseits wird deutlich, inwiefern *Sophie* hier eine Parallele sieht. Sie nimmt das Verhaltensmuster der Einzäunung des Eigentums auch auf Deutschland bezogen wahr: »ja genau a wieder die, die jetzt lieber ihr eigenes ham wolln und ga nix mit die andern zum tua haben wollen« (Z. 18–19, *Sophie* 2017). Während auf Mikroebene das eigene Haus und der Garten eingezäunt werden, zeigt sich – *Sophie* zufolge – die »Einzäunung« auf Deutschland bezogen durch eine Betonung des »Eigenen«, einhergehend mit Bestrebungen, sich von anderen Ländern zu separieren und sich damit wohl auch gegen die europäische Integration zu stellen. Die Akteure, von denen diese Bestrebungen ausgehen, benennt *Sophie* nicht, sie spricht nur sehr unpersönlich von *die*. Da sie jedoch die Formulierung *wieder die* verwendet, scheint es sich ihrer Ansicht nach um ein wiederkehrendes Phänomen zu handeln. Möglicherweise denkt *Sophie* hier an den Nationalsozialismus und das *wieder* bezieht sich auf die AfD, die im Zuge der Fluchtbewegungen nach Deutschland und dann vor allem im Jahr 2017, einem Bundestagswahljahr, durch populistische und nationalistische Thesen⁷ von sich Reden macht und damit zum Teil großen Zuspruch erhält. *Sophie* spricht zwar nie explizit von der AfD, entsprechende Kommentare über das Erstarken »rechte[r] Parteien« (vgl. Z. 279–280, *Sophie* 2017) lassen aber vermuten, dass sie sich auf diese bezieht.

Ergänzend zu der eben skizzierten Übertragung eines wahrgenommenen Phänomens von der Mikro- auf die Makroebene lassen sich aus den Bildern unterschiedliche Funktionen von Zäunen herausarbeiten. Dabei ist allerdings nicht unbedingt eine (Weiter-)Entwicklung nachzeichenbar, vielmehr wird in beiden Jahren die Multifunktionalität von Zäunen deutlich, die kontext- und perspektivenbezogen variieren und zum Teil auch gegenläufig zu den Interviewaussagen sein kann. Was das Foto angeht, das *Sophie*

- 6 Die hier vorgenommene Verknüpfung von »deutschen« Grenzen mit Zäunen mag auf den ersten Blick konstruiert wirken, da sich seit der Wiedervereinigung keine Zäune mehr an den Grenzen befinden. Gleichwohl scheint die Assoziation angesichts vieler, gerade in den Jahren 2015 bis 2017 präsenter Diskussionen nicht unbedingt weit hergeholt: So bringen AfD-Politiker*innen Zäune an deutschen Grenzen ins Spiel (Lindner/Wagner 2016) und eine bayerische Brauerei bringt eine »Grenzzaunhalbe« auf den Markt (Gschwendtner 2016). Zudem sind diese – auf die deutschen Außengrenzen bezogenen – »Gedankenspiele« an europäischen Außengrenzen längst gängige Praxis. Und da für *Sophie* gerade im Jahr 2017 Deutschlands Verortung innerhalb Europas bzw. der EU an Bedeutung gewonnen hat, spielt dieser erweiterte Blick hier vermutlich mit hinein. Außerdem wird im Zuge der Fluchtbewegungen das Schengener Abkommen zeitweise außer Kraft gesetzt und es werden vermehrt Grenzkontrollen an den deutschen Grenzen durchgeführt. So gesehen bildet der Zaun hier durchaus ein naheliegendes Symbol für Staatsgrenzen.
- 7 Hier seien nur einzelne Aufschriften von AfD-Wahlplakaten aus dem Jahr 2017 angeführt, anhand derer sich die nationalistische und europakritische Haltung der Partei veranschaulichen lässt: »Euro-Rettung? Nicht um jeden Preis, Mut zu Deutschland oder mit einem Foto von einer schwangeren Frau über der steht: »Neue Deutsche?« Machen wir selber (Rentz 2017).

2016 aufgenommen hat, entsteht – wie eingangs thematisiert – auf den ersten Blick ein sehr abweisender Eindruck. Im Zuge der Segmentanalyse (die ich an dieser Stelle nicht im Detail darlege) relativiert sich dieser jedoch: Bei dem Zaun scheint es sich um ein Brückengeländer zu handeln, das damit weniger der Abschirmung oder dem Ausschluss dient als eine Schutzfunktion erfüllt, indem es die Überquerenden davor bewahrt, hinunterzufallen. Anders verhält es sich mit der Aufnahme aus dem Jahr 2017, die durch natürliches Grün und einen blühenden Baum (im Hintergrund) geprägt ist und damit zunächst sehr einladend wirkt. Der abgebildete Zaun fällt, obwohl er die gesamte Breite des Fotos einnimmt, zunächst nicht auf, wohl, weil er in Grün gehalten ist und die Zaunversatzstücke deutlich filigraner sind als die auf der Aufnahme aus dem Jahr 2016. Bei der Segmentanalyse erweist er sich hingegen als ›mannshoch‹ und damit nur schwer überwindbar. Da sich die parkähnliche Szenerie hinter dem Zaun befindet, ist sie also für die Betrachter*in nicht unmittelbar zugänglich. Hier wird demnach niemand geschützt (zumindest nicht die Leute diesseits des Zauns), sondern eher ferngehalten. Es ist ein wenig so, als seien ›Schauen und Staunen‹ erlaubt, vielleicht sogar gewünscht, ein unkontrollierter Zutritt⁸ scheint jedoch verboten bzw. nicht gewünscht, womit dem Zaun deutlich stärker eine Abschirmungs- als eine Schutzfunktion (zumal auch diesseits des Zauns nichts Bedrohliches erkennbar wäre) zukommt.

Weitere Varianten der Ausdifferenzierung finden sich bei *Al Ibra* und *Sunny*, wobei insbesondere deren Ausgangspunkt von Bedeutung erscheint, nämlich eine sehr generalisierte (positive) Einschätzung eines in Deutschland wahrgenommenen Phänomens. Diese Einschätzung wird dann im darauffolgenden Jahr relativiert und eingeschränkt. *Al Ibra* (2017) konstatiert beispielsweise, er habe im Laufe der Zeit festgestellt, dass in Deutschland nicht alles perfekt sei, wobei er als Beispiel Unterschiede bei der Ausstattung von Bushaltestellen anführt: manche seien überdacht und würden über Sitzplätze verfügen, bei anderen sei dies wiederum nicht der Fall. *Al Ibra* führt diese Unterschiede auf milieu- bzw. stadtteilbezogene Gründe zurück, macht also Ungleichheitsphänomene dafür verantwortlich. Diese werden zweifelsohne häufig, ob die Erklärung auch auf das oben beschriebene Phänomen anwendbar ist, ist allerdings fraglich, denn laut online verfügbarer Auskünfte von Verkehrsunternehmen (vgl. Steinat 2021) werden sog. *Fahrgastunterstände* vor allem bei aufkommensstärkeren oder bei Haltestellen errichtet, die Einrichtungen wie Kindertagesstätten, Schulen, Krankenhäuser oder Altenheime anbinden. Das heißt, es gibt stadtteil- und milieuunabhängige Faktoren, die für den Ausbau von Haltestellen ausschlaggebend sind. Dass sich *Al Ibra* für das Deutungsmuster gesellschaftlicher Ungleichheit entscheidet, ist wohl auf dessen stärkere Präsenz im öffentlichen Diskurs rückführbar.

Bei der von *Sunny* vorgenommenen Relativierung im Jahr 2017 die Einschätzung, die sie im Jahr zuvor zu dem von ihr besuchten und von der Universität angebotenen

8 Da es so wirkt, als befände sich hinter dem Zaun ein relativ großes Areal, steht anzunehmen, dass es sich nicht unbedingt um ein Privatgrundstück handelt (zumal ein derart großes Grundstück oft nicht frei einsehbar, sondern meist mit hohen Mauern umgeben ist). Daher vermute ich, dass sich hinter dem Zaun ein Schwimmbad oder eine vergleichbare Einrichtung befindet, die deshalb umzäunt ist, weil der Eintritt Geld kostet.

Deutschkursprogramms abgegeben hat: Im ersten Jahr der Befragung ist *Sunny* ausschließlich begeistert und dankbar über die Möglichkeit, an der Universität Deutsch lernen zu können (»also danke to Bundesland und danke Deutschland, dass ich kann Deutsch lernen«, Z. 228–229, Sunny 2016), nicht zuletzt, da damit auch die Aussicht auf die Aufnahme eines Studiums verbunden ist. Im darauffolgenden Jahr äußert sich *Sunny* deutlich ambivalenter: Zwar ist sie immer noch dankbar, die Möglichkeit gehabt zu haben, an der Universität Deutsch zu lernen, diese Dankbarkeit ist nun allerdings gepaart mit einer Mischung aus Enttäuschung, Unverständnis und Verärgerung, da es gegen Ende des Kurses offenbar Probleme mit fehlenden Zertifikaten aus ihrem Heimatland gegeben hatte. *Sunny* führt die Schwierigkeiten auf mangelhafte Organisation des Programms zurück. Dieses sei nicht zu Ende gedacht gewesen. In einem Gespräch mit der Lehrerin des Sprachkurses gewinne ich jedoch den Eindruck, dass es sich hier um einen speziellen Einzelfall gehandelt haben könnte (die Sprachkurslehrerin kommt sofort auf *Sunny* zu sprechen, als ich mich nach den Zuständigkeiten bei der Organisation des Kurses sowie der Abschlussprüfungen erkundige), der wohl durch ein Missverständnis zustande gekommen sein könnte. Bei den Fällen, bei denen Differenzierungen in Form von Relativierungen erfolgen, scheinen die herangezogenen Erklärungsmuster einer gewissen Fehleranfälligkeit zu unterliegen. Ob diese für die Variante der Relativierungen spezifisch sind, kann an dieser Stelle nicht vollständig geklärt werden. Hierfür wären weitere Untersuchungen nötig, in denen entsprechend zu untersuchen wäre, wodurch das Finden adäquater Erklärungen erschwert (oder umgekehrt erleichtert) wird. Aber auch unabhängig davon wird deutlich, wie wichtig bei (interkulturellen) Lernprozessen eine fachliche Begleitung ist, die Reflexionen anleitet.

Die in diesem Teilkapitel skizzierten Ausdifferenzierungen erweisen sich als sehr vielfältig und setzen an verschiedenen Ebenen an. Einmal erfolgen Ausdifferenzierungen bezogen auf die Wahrnehmung eines Phänomens bzw. dessen Funktionen oder Konsequenzen, zentral daran ist, dass bereits im Vorjahr genannte Aspekt des Phänomens, oder auch Funktionen oder Konsequenzen in den Ausführungen um weitere ergänzt werden. Bei der Ausweitung von der Mikro- auf die Makroebene wird hingegen nicht das identifizierte Verhaltensmuster ergänzt, sondern beibehalten, dafür aber auf eine weitere Ebene übertragen. Bei der Relativierung wird hingegen eine Einschränkung bzgl. der Gültigkeit einer Aussage gemacht, die insofern eine Ausdifferenzierung darstellt, als eine anfänglich generalisierte, allzu allgemeine Einschätzung relativiert wird.

5.2.5 Veränderte Coping-Strategie

Die bislang skizzierten Veränderungen stellten sich überwiegend im Zuge der Bearbeitung von Erfahrungen oder Phänomenen ein, die in Deutschland gemacht oder beobachtet (und mit Deutschland assoziiert) werden. Sie manifestierten sich in veränderten Wissensstrukturen (z. B. in Form eines vertieften Verständnisses oder einer Ausdifferenzierung), zum Teil einhergehend mit emotionalen Adaptationen. In diesem Teilkapitel skizziere ich nun eine etwas anders gelagerte Veränderung, nämlich die einer Coping-Strategie. Wie ich anhand des folgenden Beispiels veranschaulichen werde, ändert sich dabei der (kognitive) Umgang mit einem historischen Phänomen. Den Ausgangspunkt

für die folgenden Analysen bildet das Foto von einer Mauer mit Rissen, das *Tobias* im Zuge der ersten Erhebung aufgenommen hat.

Abbildung 39: Mauer mit Rissen



Foto Nr. 8, *Tobias* (2016)

Die auf Foto Nr. 8 (Abb. 39) abgebildete Mauer stellt – wie sich im Interview zeigt – für *Tobias* ein Symbol dar, und zwar nicht nur für den Bau und Fall der Berliner Mauer und damit für die Teilung und Wiedervereinigung Deutschlands, sondern auch für die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs, da diese erst zur Teilung Deutschlands geführt hat. Dem Auslöser des Mauerbaus, dem von den Nationalsozialisten begonnenen Zweiten Weltkrieg, nähert sich *Tobias* somit »nur« indirekt über das Mauerbild. An späterer Stelle ergänzt er, bewusst kein Foto vom Nationalsozialismus gemacht zu haben, wobei deutlich wird, dass sich diese Entscheidung nicht nur mit der von ihm angeführten Schwierigkeit begründet, die Zeit fotografisch festzuhalten, sondern sich darin auch sein Umgang mit dem Nationalsozialismus widerspiegelt. So sagt er im Interview:

[...] irgendwann hat man gu=drüber gredt und irgendwann is a: abgeschlossen und desweng hob i ma dacht des is zwar guad we=ma in da Schul drüber redt und die Kinder und beziehungsweise die Leute drüber aufklärt was da passiert is, warum des passiert is, dass=s niemehr wieder passieren ko aber i find ähm ja also in dem wollt i=s etz net unbedingt so mit reibringa weils für mich persönlich eigentlich abgeschlossen is und i find ma sollte doa etz a: net immer so vuil drüber reden [...] (*Tobias* 2016)

Wie in der obigen Passage deutlich wird, stellt sich *Tobias* nicht generell gegen die Aufarbeitung des Nationalsozialismus, sondern sieht in der Aufklärung darüber und der Aufarbeitung der Gründe wichtige Maßnahmen zur Prävention. Gleichzeitig weist er einen genauen Zuständigkeitsbereich für die Aufarbeitung aus, nämlich die Schule. Darüber

hinaus scheint *Tobias* das Bedürfnis zu haben, sich nicht weiter mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzen zu müssen, weshalb er das Thema als »für mich persönlich eigentlich abgeschlossen« (Z. 335) erklärt, und begründet das damit, dass genug darüber geredet worden sei.

Zur Einordnung und zum Verständnis dieser Verarbeitungsstrategie ist der Einbezug des Gesamt-Deutschlandbilds von *Tobias* hilfreich. Wie bereits thematisiert, wirkt es, als sei für ihn ein positives Bild nach außen von besonderer Bedeutung, nicht zuletzt, weil es der Aufrechterhaltung einer positiven sozialen Identität dient (vgl. S. 384). Allerdings – und das erscheint in diesem Zusammenhang wichtig – zeichnet sich sein Deutschlandbild durch zahlreiche Bezüge zu historischen Figuren, Traditionen und geschichtlichen Entwicklungen aus. Historische Bezüge werden also nicht ausgeblendet, sondern explizit hergestellt. Demnach wäre es nur folgerichtig, auch den Nationalsozialismus zu integrieren. Anders als die sonst angeführten historischen Ereignisse oder Personen läuft die Zeit des Nationalsozialismus aber dem sehr positiven Gesamtbild fundamental zuwider, was wiederum der Grund sein könnte, warum *Tobias* das Thema möglichst »wegschieben« möchte und es für abgeschlossen erklärt. So gesehen scheint die Mauer auch ein Symbol darzustellen für die gewählte Strategie der Verdrängung.

Bei der Folgeerhebung zeichnet sich wiederum – wie eingangs angedeutet – ein veränderter Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus ab. Zwar macht *Tobias* erneut keine Aufnahme zu diesem Thema (selbst das Mauer-Motiv fehlt), im Interview erläutert er aber, warum:

[...] Ähm, ghärt für mi genauso zu Deutschland au wenns oft totgeschwiegen wird oda (.) inzwischen nimmer so aba ähm (.) is für mi eigentlich a wichtiger Teil von Deutschland, allerdings äh das auf a Bild zu bringen is schwierig,//mhm//weil (.) ähm i wollt da jetz @net unbedingt den Reichsadler fotografieren@//mhm, ja, ja, ja, ja//ähm (.) und aba für mi ghärts trotzdem dazu also (2) is jetz was wo mer vielleicht net sto-, also wo ma wirklich net stolz drauf sei ko. Ähm, aba es is passiert, es is jetz so, Deutschland wär vielleicht gar net so wie's heute is,//mhm//wenn des net passiert wär. Ähm (3) es is schwierig auf nen Bild zum bringen. Es ist natürlich negativ//mh//. Also, ma ka des net positiv darstellen

[...] is jetzt net sche, aba ghärt a dazu//hm//. Und, wir warn selba dra Schuld//mhm//muss man so sagen. Ähm, war schwierige Zeit für Deutschland a, aba nichts desto trotz ghärts dazu//ähm//. °Also muss man au sagen.° (3) Ja//mhm//. Des war halt, des war tatsächlich was, wo i mir wirklich lang überlegt hab, aba i hab, (.) net irgendwie (.) gewusst, wie man das jetz am besten macht//mhm//. Ähm (2) und natürlich is des jetz was wo man a net so gern Fotos drüber macht und drüber redt [...] (*Tobias* 2017)

Während *Tobias* im Jahr 2016 die Zeit des Nationalsozialismus für sich »persönlich eigentlich (für) abgeschlossen« (Z. 335, *Tobias* 2016) erklärt hat, geht er im Folgejahr deutlich »offensiver« damit um. Dabei fällt zunächst die Diskrepanz in der Wahrnehmung der (öffentlichen) Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auf. Während sich *Tobias* im Vorjahr über die Intensität der Diskussion beklagte, scheint er nun den Eindruck zu haben, das Thema sei – zumindest in der Vergangenheit – eher verdrängt worden (»wenns oft totgeschwiegen wird«, Z. 296). Und während er bei der ersten Erhebung den Nationalsozialismus »nur« im Kontext des Mauerbaus abhandelt, thematisiert er diesen

2017 direkt und betont dabei mehrfach, es handle sich hierbei um ein wichtiges Thema, das zu Deutschland dazugehöre. Und das, obwohl es ihm immer noch deutlich unangenehm (»natürlich is des jetzt was wo man a net gern Fotos drüber macht und drüber redt«) zu sein scheint, gerade weil es – anders als bei den anderen von ihm thematisierten Punkten – eben nicht möglich ist, auf die Verbrechen des Nationalsozialismus stolz zu sein: »also wo ma wirklich net stolz drauf sei ko« (Z. 301, Tobias 2017). Mittlerweile scheint Tobias das Thema aber nicht mehr zu verdrängen, sondern sich diesem zu stellen. Im Foto von 2016 deuten sich diese Veränderungen in gewisser Weise symbolisch an, da Tobias als Motiv eine Mauer mit Rissen wählt (worauf er auch hinweist). Die neue, offensivere Verarbeitungsstrategie scheint noch eine weitere Komponente zu haben: So wirft Tobias die Frage auf, ob Deutschland heute so wäre, wie es ist, wenn es den Nationalsozialismus und dessen Verbrechen so nicht gegeben hätte (»Deutschland wär vielleicht gar net so wie's heute is, //mhm//wenn des net passiert wär«, Z. 302–303, Tobias 2017). Worauf er sich mit dieser Überlegung genau bezieht, wird nicht ganz klar. Tobias könnte aber die doch sehr präsente Erinnerungskultur im Blick haben und damit auch die Konsequenzen, die Deutschland aus dem Holocaust und dem Zweiten Weltkrieg gezogen hat. Im Interview selbst fiel mir die hier rekonstruierte (Weiter-)Entwicklung nicht auf, weshalb ich keine weiteren Fragen zu möglichen Gründen o.ä. stelle. Da Tobias keine konkreten Anlässe für die Veränderung anführt, wäre es denkbar, dass sich diese sukzessive eingestellt hat.

Allerdings wird wohl auch diese Art der Weiterentwicklung durch bestimmte Faktoren begünstigt, weshalb ich hier noch ein paar ergänzende Überlegungen zu möglichen Einflussfaktoren anstellen möchte, die sich einmal auf das Thema, also die Zeit des Nationalsozialismus beziehen, und zum anderen auf dessen Zusammenhänge mit Tobias' positiv geprägtem Gesamtbild Deutschlands: Im hier nachgezeichneten Fall ändert sich ein Teil des Deutschlandbildes, der mit dem Gesamtbild nur wenig vereinbar war. Möglicherweise bedurfte es erst tieferer und wiederholter Reflexionen (möglicherweise mit angestoßen durch die Teilnahme an meiner Untersuchung), um den widersprüchlichen Aspekt ins Gesamtbild integrieren zu können.

Was das Thema selbst angeht, so handelt es sich um ein, im deutschen Diskurs durchaus präsent Thema, das nicht nur in der Schule, sondern auch in den Medien, immer wieder Anknüpfungsmomente zur Reflexion bietet. Und wie entsprechende Untersuchungen zeigen, sind Jugendliche nach wie vor interessiert am Nationalsozialismus (Arolsen Archives/rheingold 2022), auch oder vielleicht auch gerade weil die Zeitzeug*innen zunehmend älter werden und versterben. Dass sich Tobias erst zum Zeitpunkt der zweiten Befragung intensiver mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinandersetzt mag auch entwicklungspsychologische Gründe haben: Die Adoleszenz ist die Entwicklungsphase, in der politisches Bewusstsein aufgebaut wird (Preiser 2008), 2017 könnte für Tobias die Bewältigung dieser Entwicklungsaufgabe virulent geworden sein. Dafür sprechen vergleichbare Veränderungen bei anderen Teilnehmenden, die im gleichen Alter sind und bei denen sich im Folgejahr ebenfalls – wenn auch auf andere Themen bezogen – vermehrt politisches Interesse ausmachen lässt (vgl. S. 381f.). Hinzu kommt, dass im Jugendalter offenbar vielfältigere und adäquatere Bewältigungsstrategien entwickelt werden (Williams/McGillicuddy-De Lisi 1999).

5.3 Individuelle und kollektive Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen

Neben den bisher diskutierten Weiterentwicklungen der eher wissensbasierten Bestandteile von Deutschlandbildern finden sich in meinen Daten auch ganz anders gelagerte Veränderungen. Deren Ausgangspunkt sind oft persönliche Wünsche geflüchteter Teilnehmender, die auf Deutschland bezogen sind bzw. waren. Im Zuge des Ankommens beginnen die Teilnehmenden dann, diese zu realisieren. Im Folgenden liefere ich ausgewählte Beispiele zur Veranschaulichung und erläutere zudem, warum ich mich für den Begriff des Wünschens entscheide, den ich auch theoretisch fundiere.

Sowohl *Statistik* (2016) als auch *Wrong* (2017) sprechen davon, dass sie, als sie noch in Syrien lebten, in Deutschland studieren wollten. Dieses, wie *Wrong* es formuliert, »große Ziel« (Z. 701, *Wrong* 2017) schien aber für beide unerreichbar: »unwahrscheinlich, also es war also hoch unwahrscheinlich« (Z. 705, *Wrong* 2017), wobei *Statistik* finanzielle Hürden als Grund anführt.

Theoretische Einlassung

Zur Abbildung des oben skizzierten Phänomens scheinen Begriffe wie Vorstellung, Motiv oder Ziel weniger geeignet, wie ich am Beispiel des Ziels aufzeigen möchte: So handelt es sich bei persönlichen Zielen um »Anliegen, Projekte oder Bestrebungen, die eine Person in ihrem Alltag verfolgt und in Zukunft realisieren möchte« (Hennecke/Freund 2021: 2008). Wie oben deutlich wurde, schien jedoch die Aussicht, in Deutschland studieren zu können, für *Wrong* und *Statistik* sehr unwahrscheinlich und sie sahen auch keine Möglichkeit, darauf hinzuarbeiten. Abgesehen davon beinhaltet der Zielbegriff keine emotionale Komponente. In den Ausführungen von *Statistik* und *Wrong* kommt diese jedoch schon allein in den Formulierungen deutlich zum Tragen.

Dass ich mich nun für die Verwendung des Begriffs des »Wunsches« entscheide, mag auf den ersten Blick überraschend wirken, da dieser in der Psychologie scheinbar unlösbar mit der Psychoanalyse und dem psychoanalytischen Verständnis als einer »der Pole des Abwehrkonflikts« (Rummer 2021: 1993) verknüpft ist, was dessen Gebrauch in anderen Kontexten erschwert. Es gibt allerdings auch vereinzelte Bemühungen, den Begriff aus dem psychoanalytischen Kontext herauszulösen. Da eines der daraus hervorgegangenen Begriffsverständnisse die hier herausgearbeiteten Aspekte gut abbildet, verstehe ich Wünsche als »representing desired states unconstrained by considerations of reality« (Ehrlichmann/Eichenstein 1992: 400).

Vor dem Hintergrund der obigen theoretischen Überlegungen lässt sich also folgern, dass *Statistik* und *Wrong* den Wunsch hatten, in Deutschland zu studieren. Durch die Flucht aus Syrien und das Ankommen in Deutschland wird dieser Wunsch nun erstmals greifbar: Verschiedene Universitäten bieten für Geflüchtete mit Hochschulzugangsberechtigung Sprachkurse an, die auf ein Studium vorbereiten. Dieses Angebot nehmen sowohl *Wrong* als auch *Statistik*⁹ wahr und belegen im Jahr 2016 einen derartigen Kurs.

9 *Statistik* ist mit (zum Zeitpunkt der Befragung) 36 Jahren deutlich älter als *Wrong*. Deshalb verfügt er auch bereits über ein abgeschlossenes Studium und mehrjährige Arbeitserfahrung. Er geht

Damit transformieren sie den ursprünglichen Wunsch in ein Ziel, das sie von da ab aktiv verfolgen: Im darauffolgenden Jahr haben *Wrong* und *Statistik* mit dem Studium begonnen, auch wenn sich *Wrong* noch nicht ganz am Ende sieht: »Ziel erreicht, aber auch das Ziel (1) hat (.) auch angefangen« (Z. 123–124). Mit dem Studienbeginn hat er zwar einerseits sein Ziel erreicht, in Deutschland zu studieren, ist aber gleichzeitig erst am Anfang, vermutlich, weil er sich erst dann richtig am Ziel sieht, wenn er sein Studium auch erfolgreich abgeschlossen hat.

Vergleichbare Wunsch-Ziel-Transformationen finden sich auch bei anderen Teilnehmenden. So fotografiert *Kaffee schwarz* im ersten Jahr der Befragung den Blick von einer Empore (auf der die Außentreppe endet, die zu seiner Wohngruppe führt) auf ein umgeackertes Feld. Für *Kaffee schwarz* versinnbildlicht die Empore ein DJ-Pult, wobei er sich vorstellt, wie er dann auf der Empore steht und das Feld gefüllt ist mit Menschen, die zu seiner Musik tanzen. Das Feld ist aber noch leer, weil er noch nichts erreicht habe. Dieses Foto bildet in gewisser Weise einen Art Zwischenstand des Wunsch-Ziel-Transformationsprozesses ab: Im Irak (s.u.) schien der Wunsch DJ zu werden, noch unrealistisch, wird dann aber im Zuge des Ankommens greifbar, wenn auch – wie die Leere des Feldes verdeutlicht – im ersten Jahr (2016) noch ohne vorzeigbare Resultate. In der Zeit bis zur Folgeerhebung arbeitet *Kaffee schwarz* dann aktiv an der Erfüllung seines früheren Wunsches: Er macht ein Praktikum bei einem Musikveranstalter, bewirbt sich bei Veranstaltungen, knüpft erste Kontakte zu Menschen aus der Branche und lädt seine Musik in DJ-Foren hoch. An seinem Geburtstag leiht ihm sein Praktikumschef dann eine Musikanlage aus, damit *Kaffee schwarz* auf einer (mehrtägigen) Party, die er in seiner Wohngemeinschaft veranstaltet, als DJ auflegen kann. *Kaffee schwarz* (2017) zeigt mir auf seinem Smartphone Fotos der Party, auf denen tanzende Jugendliche auf einer improvisierten Tanzfläche der Wohngruppe zu sehen sind. Das leere Feld vom Vorjahr beginnt sich also – auf *Kaffee schwarz*’ Zutun hin – zu füllen. Somit bietet Deutschland hier einmal mehr einen Möglichkeitsraum¹⁰ – in diesem Kontext zur Erfüllung persönlicher Wünsche.

Wie erläutert entstanden die oben skizzierten Wünsche schon in Syrien bzw. im Irak, d.h. sie wurden in den »Herkunftsländern« bezogen auf ein anderes Land entwickelt. Dass sich die Wünsche – zumindest bei *Wrong* und *Statistik* – explizit auf Deutschland bezogen, mag mit verschiedenen Faktoren wie dem guten Ruf der Bildung oder auch dem Bild von Deutschland als erfolgreichem Wirtschaftsstandort zu tun haben (in Untersuchungen wird das Bildungssystem als ursächlich für die Wirtschaftsstärke gesehen, vgl. Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit 2018: 83). Bei *Kaffee schwarz* hingegen scheint der Wunsch – DJ zu werden – weniger mit einem speziellen Land verknüpft, sondern eher aus dem Irak hinausgerichtet (gewesen) zu sein, da er sich dort aufgrund

dann auch – anders als *Wrong* (s.u.) – weniger ausführlich auf seinen vormaligen Wunsch ein, was vermuten lässt, dass für ihn eher das Bemühen im Vordergrund steht, eine Beschäftigung zu erhalten, die seinen Qualifikationen entspricht. Wäre dies ohne ein weiteres Studium möglich, hätte er vermutlich diesen Weg gewählt. Die späte Erfüllung seines vormaligen Wunschs ist so gesehen vielleicht eher ein kleines »Trostpflaster« für die erneuten Anstrengungen, die er aufbringen muss.

- 10 Das hier skizzierte Hinarbeiten auf die Erfüllung des Lebensraums entbehrt leider nicht einer gewissen Tragik bzw. eines Zynismus: Während *Kaffee schwarz* seine Anstrengungen darauf richtet, sein Ziel zu erreichen, erhält er den Bescheid, dass sein Asylantrag abgelehnt wurde.

der politisch instabilen Situation, aber auch, weil er in einem strengen Umfeld mit einem sehr autoritären Stiefvater aufwächst (vgl. S. 241), nur geringe Erfolgsaussichten auf dessen Erfüllung ausrechnet. Festzuhalten bleibt jedoch, dass es sich bei den hier skizzierten Wünschen um individuelle Wünsche handelt, die auf das Leben des*r einzelnen Wünschenden bezogen sind.

Die genannten Aspekte, die die Entstehung von Wünschen begünstigen, liefern Anhaltspunkte dafür, warum die »deutschen« Teilnehmenden in meiner Untersuchung keine oder kaum persönliche Wünsche oder Ziele äußern. Eigentlich steht anzunehmen, dass sich auch bei »deutschen« Teilnehmenden auf andere Länder gerichtete Wünsche finden ließen, die aber aufgrund der Ausrichtung meiner Untersuchung nicht zur Sprache kommen. Denkbar wären hier beispielsweise Wünsche oder Ziele, deren Realisierung nur in anderen Ländern möglich und deshalb mit diesen verknüpft ist (z.B. Erforschung von Geysiren auf Island). Persönliche Ziele (oder ggf. Wünsche), die sich in Deutschland realisieren ließen, werden offenbar nicht explizit mit Deutschland in Verbindung gebracht. Hier mag eine Rolle spielen, dass die (deutschen) Teilnehmenden in Deutschland kaum Einschränkungen wahrnehmen, was ihre persönliche Entfaltung angeht, eher im Gegenteil: Viele Teilnehmende heben die Möglichkeiten hervor, die sich ihnen in Deutschland (und Europa) bieten (vgl. z.B. S. 213, S. 278).

Das sich hier andeutende fast schon »wunschlose Glücklichein« mag der Grund dafür sein, warum in Deutschland geborene Teilnehmende auch keine kollektiven auf Deutschland bezogenen Wünsche äußern. Was sich aber herausarbeiten lässt, sind auf das Kollektiv bezogene Befürchtungen, oder, anders herum gewendet, Hoffnungen: So fürchten die Teilnehmenden ein Erstarken rechtspopulistischer Parteien, was zu einer Bedrohung für die Demokratie führen könnte (vgl. S. 252), oder aber Einschränkungen der Freizügigkeit in Europa (vgl. S. 245). Außerdem besteht die Befürchtung, die Kluft zwischen Arm und Reich könne weiter anwachsen (vgl. S. 212). Was den letzten Aspekt angeht finden sich aber auch positiv gewendete Formen, in Form von Hoffnungen, beispielsweise, dass die gute wirtschaftliche und ökonomische Stellung Deutschlands in der Welt so bleiben möge (Tobias 2017).

In meinen Daten lassen sich also persönliche Wünsche und kollektive Befürchtungen bzw. Hoffnungen nachzeichnen. Erstere scheinen dann mit einem bestimmten Land verknüpft zu werden, wenn sie am aktuellen Lebensort nicht realisierbar erscheinen. Kollektive Befürchtungen bzw. Hoffnungen äußern sich hingegen bezogen auf die politische oder wirtschaftliche Situation eines Landes, von der die*der Einzelne dann mittelbar betroffen ist.

5.4 Veränderungen im Zuge des Ankommens

Bei den bisherigen Analysen bildete meist ein mit Deutschland assoziiertes Phänomen (ein historisches Ereignis, ein kultureller Wert, ...), eine Erfahrung o.ä., den Ausgangspunkt der nachgezeichneten Entwicklungen. In diesem Teilkapitel rekonstruiere ich nun Lern- oder Reflexionsprozesse, in denen Deutschland eher den Rahmen und Raum für (Weiter-)Entwicklung bietet, ohne dass bestimmte – speziell mit Deutschland assoziiert-

te – Aspekte dafür verantwortlich wären oder zumindest verantwortlich gemacht würden.

5.4.1 Deutschland als Lernfeld

Eine Variante, bei der Deutschland lediglich einen Rahmen für Veränderung und Weiterentwicklung bietet, bezeichne ich als *Deutschland als Lernfeld*. Wodurch sich diese Variante auszeichnet, lässt sich anhand der Daten von *Hellboy* veranschaulichen. Er fotografiert im Jahr 2016 zwei schwarze Männer, die mit ihm das Zimmer in der Asylunterkunft teilen und sagt dazu im Interview:

[...] black person oder but they are so simple, so: but you, you like hi-, you like him. They are so simple. They is so simple persons, no: (3) not complicated. They take the everything, everything, everything simple, simple, simple//mhm//. Is it, they, they don't äh immer thinking about something oder about the future oder. They want to eat, äh, to eat, to: (.) Spiele, to play football, to this (.) and ähm (.) the, this go in the morning to: äh:, to school//mhm//. They are äh zwanzig und äh (.) zweiunderzwanzig//mhm//. They go to school and when they coming they eating and then go to play football. They, (.) they don't have a (2) yeah, when, when you:, when you: be, when you are with the, (.) when I am with ähm (.) them (been)//mhm//I always äh: (2) äh laughing und smiling und (.) so I like them//mhm, mhm//. [...] (*Hellboy* 2016)

Auffallend an der Art, wie sich *Hellboy* über seine Mitbewohner äußert, ist die wiederholte Charakterisierung seiner Mitbewohner als »simple« (Z. 308, 309, 310, *Hellboy* 2016), aus der sich zwei Aspekte herausarbeiten lassen. Zum einen lässt die Referenz darauf, dass sich die Mitbewohner – wie *Hellboy* es offenbar empfindet – keine Gedanken über die Zukunft machen und sich auch ansonsten nicht »den Kopf zerbrechen« (Z. 310–311, *Hellboy* 2016), vermuten, dass *Hellboy* das als sehr angenehm empfindet, vielleicht, weil ihm diese unbeschwert wirkende Herangehensweise, die sich als »in den Tag hineinleben« interpretieren lässt, eben nicht gelingt. Es wirkt, als würde ihn der Kontakt zu seinen Mitbewohnern sonstige Sorgen vergessen lassen und ihn zum Lachen bringen, weshalb er die beiden mag (Z. 314–315, *Hellboy* 2016). Gleichzeitig entsteht aber durch die Art, wie *Hellboy* über die beiden jungen Männer spricht, der Eindruck, diese seien einfältig und bereits dann glücklich, wenn sie zu essen hätten, Fußball spielen und morgens zur Schule gehen könnten. Das Motiv der Einfältigkeit erinnert wiederum an rassistische Intelligenzzuschreibungen (Zuber 2015: 307–308).

Im darauffolgenden Jahr wird jedoch deutlich, dass sich *Hellboy* schon 2016 mitten in einem Lernprozess befindet, den er 2017 selbst skizziert, indem er den Bogen zurückschneidet in die Zeit, als er noch in Syrien lebte, um dann auf die Zeit in der Asylunterkunft einzugehen, bis hin zur Gegenwart (also den Zeitpunkt des Interviews, im Jahr 2017). Als er noch in Syrien gelebt habe, habe er ein Problem mit Ausländern gehabt, da im Zuge des Libanon- und des Irakkriegs viele Menschen nach Syrien gekommen seien, was ihm nicht gefallen habe. Diese Meinung hat sich – *Hellboy* zufolge – nun aber geändert. Interessanterweise scheint für *Hellboy* aber nicht die Tatsache, dass er nun selbst in ein anderes Land fliehen musste (und damit seinerseits in der Position »des Ausländers« ist), aus-

schlaggebend für diese Änderung, sondern die Gelegenheit, in Deutschland Menschen aus anderen Ländern besser »kennen(zu)lernen«¹¹ (Z. 216, *Hellboy* 2017). Zumindest lässt dies folgende Äußerung vermuten, bei der es sich um seine Antwort auf meine Nachfrage handelt, wie es zu der Veränderung kam:

Ich weiß nicht, weil, vielleicht dort habe ich nicht mit den Menschen kontaktiert. Nur ich hab eine: (.) erste Blick oder so man kann das sa-, äh: das gefällt mir nicht, ich will nicht mehr de-, aber hier äh ich: musste mit diese Me-, so sie waren meine Kollegen im Zimmer. Ich muss mit ihnen (.) kontaktieren (.) und ich finde immer in andere Kulturen kann man etwas (.) neu lernen [...] (*Hellboy* 2017)

Während es *Hellboy* in seinem Herkunftsland – ähnlich wie den an meiner Studie teilnehmenden »Integrierten« (vgl. S. 336) – noch möglich war, Kontakte zu »Ausländern« zu vermeiden, kommt er in Deutschland – aufgrund seiner Wohnsituation – nicht umhin, mit seinen Mitbewohnern in Kontakt zu treten. Dieser anfänglich noch als »Müssen« empfundene Kontakt ändert *Hellboys* Haltung gravierend, indem rassistische und vorurteilsbehaftete Einstellungen abgebaut werden. Hierzu trägt vermutlich auch die Art bei, wie sich der Kontakt ausgestaltet, denn dieser genügt mehreren in der Kontakthypothese (Allport 1954) formulierten Anforderungen: d.h. es handelt sich um einen engen und andauernden Kontakt, der (im Prinzip¹²) ohne Statusunterschiede erfolgt. Darüber hinaus weist *Hellboy* auf das andernorts behandelte Potential des voneinander Lernens hin (vgl. S. 369), das dem interkulturellen Kontakt innewohnt. Wie aus der von *Hellboy* selbst skizzierten Entwicklung hervorgeht, scheint er sich bereits im ersten Jahr der Erhebung in einem Lernprozess zu befinden, der aber noch andauert: Denn 2016 spiegelt sich in den Äußerungen über seine Mitbewohner noch eine eher hierarchisierende-paternalistische Haltung diesen gegenüber wider. Im darauffolgenden Jahr scheint sich aber das Verhältnis zu einer freundschaftlichen Beziehung auf Augenhöhe transformiert zu haben.

Zusammenfassend kann der oben skizzierte Veränderungsprozess als Lernprozess bezeichnet werden, der zum Abbau von vorurteilsbehafteten und rassistischen Einstellungen geführt hat und zur Erkenntnis, dass Vielfalt auch bereichernd sein kann. Dieser Lernprozess wird von *Hellboy* wohl deshalb im Zusammenhang mit Deutschland angeführt, weil er in seinem Herkunftsland keine vergleichbare Möglichkeit hatte bzw. kei-

11 Um anderen Lesarten vorzubeugen: Meines Erachtens erfolgt der Lernprozess nicht wegen, sondern trotz der schlechten Unterbringungsbedingungen. Denn die beengten und ethisch fragwürdigen Wohnverhältnisse in vielen Geflüchtetenunterkünften, bei denen einander vollkommen fremde Menschen nicht nur die Küche, sondern sogar das Bad und den Schlafraum teilen müssen, trägt nicht selten zu Gewalt in Unterkünften bei (vgl. Böhme/Schmitt 2022: 95).

12 Der Status von *Hellboy* und seinen Mitbewohnern ist insofern gleich, als sie alle nach Deutschland geflohen und nun »Asylsuchende« sind. Im Zuge des Asylverfahrens können sich aber dennoch Statusunterschiede herauskristallisieren, da für Menschen aus afrikanischen Ländern die Aussichten auf eine Anerkennung ungleich niedriger sind als für Menschen, die aus Syrien kommen. Zudem weiß ich aus eigenen Erfahrungen in der Arbeit für die Initiative TAFF (Therapeutische Angebote für Flüchtlinge), dass sich in Asylunterkünften zum Teil auch Hierarchien etablieren und schwarze Menschen auch dort Rassismus erleben.

ne Verpflichtung empfand, mit Menschen aus anderen Ländern in Kontakt zu treten. Deutschland bietet somit einen Rahmen, in dem gelernt wird oder gelernt werden kann.

5.4.2 Verarbeitung von Erfahrungen der Hilflosigkeit

Diese Erfahrungen scheinen sich in einem hohen Ausmaß durch Gefühle der Hilflosigkeit bzw. der Überforderung auszuzeichnen, die aber offenbar – und hier zeigt sich der Entwicklungsaspekt – erst aus der Retrospektive verbalisier- und reflektierbar werden. Am deutlichsten lässt sich dies anhand von *Leos* Ausführungen veranschaulichen. Im Jahr 2016 fotografiert er einen Ticketautomaten der Bahn und macht im Zug eine Aufnahme von der Anzeigetafel. Im Interview erwähnt er dann, dass Bahnfahren für ihn neu gewesen sei, weil es im Irak keine Züge gebe. Darüber hinaus betont er aber vor allem, dass er und seine Freunde die Abläufe (z.B. Zugabfahrtszeiten und Ticketkauf) nun kennen (»now we know«, Z. 95) und den Zug jetzt nutzen (»now we can use«, Z. 99 u. 101, Leo 2016) sowie bei Bedarf sogar anderen Geflüchteten helfen (vgl. S. 163). Mögliche Schwierigkeiten deuten sich hier also allenfalls an, werden aber schon vorab plausibilisiert (d.h. es werden Gründe für die anfänglichen Schwierigkeiten angeführt, s.o.). In der wiederholten Betonung, sich nun auszukennen und den Zug zu nutzen, schwingt wiederum ein gewisser Stolz mit, also Stolz darauf, sich trotz aller Schwierigkeiten zurechtzufinden. Erst im darauffolgenden Jahr wird in der erneuten Besprechung der Bilder aus dem Vorjahr deutlich, wie verloren sich *Leo* und seine Freunde zu Beginn gefühlt haben müssen: Er sagt, wie schwer es ihnen gefallen sei, den Ticketautomaten zu bedienen, und dass sie im Zug erst lernen mussten, den Haltewunsch-Knopf zu betätigen, wenn sie an sog. Bedarfshaltestellen aussteigen wollten. Hier werden also deutlich stärker als im Vorjahr die Hilflosigkeit und Überforderung deutlich, die *Leo* in der ersten Zeit des Ankommens offenbar empfunden hat. Damals lag aber der Fokus offenbar auf der erfolgreichen Bewältigung dieser herausfordernden Situationen. Das dabei entstehende Selbstwirksamkeitsgefühl war vermutlich wichtig, um sich auch weiterhin der fordernden Gesamtsituation stellen zu können. Im Jahr darauf fühlt sich *Leo* nicht mehr unsicher und überfordert, er erkundet aktiv seine Umwelt (vgl. Kap. V. 5.1.2) und scheint nun den nötigen Abstand, aber auch die Ressourcen zu haben, die negativen Gefühle der ersten Phase seiner Ankunft zu reflektieren. Hier mag aber auch eine Rolle spielen, dass *Leo* im ersten Jahr der Befragung, nicht zuletzt, da er mich praktisch nicht kennt, nicht den Eindruck eines hilflosen Flüchtlings erwecken möchte. Im zweiten Jahr besteht zwischen uns eine gewisse Vertrauensbasis, die es möglicherweise erleichtert, auch negative Gefühle anzusprechen. Hinzu kommt, dass bei dem Interview im Jahr 2016, das in einer Gemeinschaftsunterkunft stattfindet, immer ein oder zwei weitere Teilnehmende anwesend sind. Sie sitzen zwar im Hintergrund, können aber mithören. Vor ihnen möchte *Leo* vielleicht auch keine Schwäche zeigen. Im Folgejahr hingegen findet das Interview nur mit *Leo* statt, was vielleicht zu einer zusätzlichen Offenheit beiträgt.

5.5 Die Rolle von Erfahrungen

Die in diesem Kapitel nachgezeichneten Veränderungen und Entwicklungen in den Deutschlandbildern lassen sich auf entwicklungsbedingte oder auf Veränderungen der Lebenssituation und damit einhergehender Bedürfnisse oder auch auf (interkulturelle) Lernprozesse zurückführen.

Im Zentrum der Entwicklungen stehen dabei Erfahrungen. Diese sind es, die eingeordnet und plausibilisiert werden, die neue Perspektiven eröffnen, bestehende Überzeugungen in Frage stellen und somit Lernprozesse erst anstoßen. Deshalb scheint die Möglichkeit, neue Erfahrungen zu sammeln, von großer Bedeutung. Darin mag wiederum auch ein weiterer Grund liegen, warum sich bestimmte Veränderungen vor allem bei neuangekommenen Teilnehmenden nachzeichnen lassen, weil sie mit zunehmender Aufenthaltsdauer und erweitertem Aktivitätsradius ihren Erfahrungsschatz erweitern. Die Teilnehmenden führen dies zum Teil selbst als Grund für Veränderungen ihrer Deutschlandbilder an. So erläutert *Al Ibra*, er habe bei der ersten Erhebung im Jahr 2016 einfach noch nicht so viele Erfahrungen sammeln können, weil er noch nicht so lange in Deutschland war. Zudem habe er in einem kleinen Dorf gelebt, das die Möglichkeiten Erfahrungen zu sammeln noch zusätzlich beschränkt. Demzufolge müssten die Deutschlandbilder umso umfangreicher und differenzierter sein, je größer der Erfahrungsreichtum. Wie manche Beispiele jedoch zeigen, reicht die Zunahme an Erfahrungen allein nicht aus, um Lernprozesse und in der Folge Veränderungen herbeizuführen. Daher scheint der Verarbeitung und damit einhergehender Reflexion der Erfahrungen eine wichtige Rolle zuzukommen (siehe auch Weidemann 2004: 316–317). Da meine Daten vermuten lassen, dass die Reflexion von Erfahrungen nicht unbedingt von selbst erfolgt, bedürfte es entsprechender Angebote und Formate zur angeleiteten und begleiteten Erfahrungsreflexion.

6. Vergleichsdimensionen bei der Konturierung der Deutschlandbilder

Das Besondere eines Gegenstands lässt sich immer erst durch das Anstellen von Vergleichen herausarbeiten. Dieses relationale Prinzip (vgl. S. 116), das den Auswertungen meiner Arbeit zugrunde liegt, findet sich auch im empirischen Material, da die Teilnehmenden ihrerseits Vergleichsdimensionen heranziehen, um ihr Deutschlandbild zu entwerfen. Im Folgenden wird aufgezeigt, um welche Vergleichsdimensionen es sich dabei handelt und wie sich diese ausgestalten.

6.1 Andere Länder als Vergleichsdimension

Es mag wenig überraschend erscheinen, dass häufig andere Länder als Vergleichsdimension herangezogen werden. Interessant hingegen ist, welche vielfältigen Formen diese Vergleiche annehmen: so werden verschiedene Länder zum Vergleich herangezogen, zu denen die Teilnehmenden auch unterschiedliche Bezüge aufweisen. Zudem variiert die Anzahl der Länder, die als Vergleichsbasis dienen. In den Darstellungen verweise ich auch vereinzelt auf Häufigkeiten, dies erfolgt jedoch nur zu Orientierungszwecken und nicht, um eine deskriptive Statistik zu liefern. Im Anschluss skizziere ich anhand konkreter Beispiele verschiedene Ausgestaltungsvarianten länderbezogener Vergleiche.

Am häufigsten erfolgen die Vergleiche anhand eines ausgewählten anderen Landes, in dem der oder die Teilnehmende umfangreiche und intensive Erfahrungen gesammelt hat. So stellen insbesondere die geflüchteten Teilnehmenden (z.B. Statistik) immer wieder Bezüge zu ihrem Herkunftsland her, und zwar nicht nur im ersten, sondern auch im zweiten Jahr der Befragung. Es werden aber auch Länder als Vergleichsdimension herangezogen, in denen die Teilnehmenden entweder einen mehrmonatigen Auslandsaufenthalt verbracht (z.B. im Rahmen des Studiums oder eines Freiwilligendienstes, Sonja Sonne 2016 u. Sophie 2016) oder in denen sie für einige Zeit gelebt¹ (sei es als Zwischen-

1 Meinem Verständnis zufolge ›leben‹ auch Menschen, die einen Auslandsaufenthalt verbringen, in einem anderen Land, so dass die hier vorgenommene Differenzierung etwas unsauber ist. Ich wähle sie dennoch, um damit den Unterschied zwischen einem zeitlich begrenzten Aufenthalt,

station auf der Flucht: Wrong, oder aber aus familiären Gründen: Sunny) oder aber Urlaub gemacht haben (z.B. Jonny Rakete 2017). Bisweilen stellen die Teilnehmenden Vergleiche zu Ländern an, ohne selbst dort gewesen zu sein. Dabei handelt es sich entweder um stellvertretende Erlebnisse (z.B., weil der Englischlehrer aus seinem Urlaub in den USA erzählt hat, Jonny Rakete 2016) oder es wird auf Medienberichte verwiesen (z.B. Sophie 2017). Bisweilen wird aber auch auf einschlägige Stereotype zurückgegriffen.

Die derart angestellten Vergleiche rangieren zwischen sehr konkreten Bezügen auf ausgewählte Länder hin zu allgemeineren Nennungen, bei denen insbesondere große Länder wie China und USA genannt werden, hin zu sehr unspezifischen Vergleichen, bei denen nur sehr vage von »andern Ländern« (Z. 242–243, Soleil 2018) die Rede ist.

Was die konkrete Ausgestaltung der Vergleiche angeht, so bilden insbesondere Beobachtungen, die die Befragten in Deutschland machen, in selteneren Fällen konkrete Interaktionserlebnisse den Ausgangspunkt. Im Zuge der vorgenommenen Vergleiche wird dann herausgearbeitet, inwiefern sich Deutschland von dem Land unterscheidet, das zum Vergleich herangezogen wird. Manchmal werden auch erst Gemeinsamkeiten angeführt, von denen ausgehend dann aber Unterschiede benannt werden. So weist *Statistik* darauf hin, dass sowohl in Syrien als auch in Deutschland Straßen zum Teil mit sehr alten Steinen (er meint das Kopfsteinpflaster) gepflastert seien. In Deutschland würden die Steine aber gepflegt, was in Syrien nicht der Fall sei (Statistik 2016).

Neben diesen »bilateralen« Vergleichen erfolgen bisweilen auch solche, bei denen mehrere Länder zum Vergleich herangezogen werden. Die Teilnehmenden betonen dann, sie hätten das nur in Deutschland und ansonsten in keinem anderen Land gesehen oder erlebt, wie sich an folgender Aussage veranschaulichen lässt: »Das ist echt typisch hier [...]. In verschiedene Länder habe ich das nicht gesehen.« (Z. 282–283, Al Ibra 2016). Der Verweis auf mehrere Länder scheint demnach dazu zu dienen, Alleinstellungsmerkmale herauszustellen, also etwas, das es insbesondere in Deutschland, nicht aber in anderen Ländern gibt (Sunny 2017; Leo 2017; Jonny Rakete 2017), wobei sowohl Phänomene herausgearbeitet werden, die als positiv erlebt werden, als auch solche, die bei den Teilnehmenden eher Irritation oder Unverständnis auszulösen scheinen. Die Phänomene als solche unterscheiden sich aber nicht von denen, die in den o.g. »bilateralen« Vergleichen herausgearbeitet werden. Gleichwohl wird durch die Abgrenzung von mehreren Ländern betont, dass es sich um ein in gewisser Weise exklusives Merkmal oder Phänomen handelt. Diese Art des Vergleichs wird in manchen Fällen sogar noch zugespitzt, nämlich, wenn darauf verwiesen wird, dass Deutschland – bezogen auf das jeweilige Phänomen – führend oder am besten sei. Hier scheint auch die Schaffung und Aufrechterhaltung einer positiven sozialen Identität hineinzuspielen (vgl. z.B. S. 412).

In manchen Fällen schwächen die Teilnehmenden ihre Vergleiche aber auch ab, indem sie Deutschland zusammen mit weiteren Ländern oder auch im Kontext Europas anführen, um zu verdeutlichen, dass es das genannte Merkmal aus Sicht der Teilnehmenden eben auch, aber nicht nur in Deutschland gibt.

Zum Teil geht der Verweis auf mehrere Länder mit größerer Vagheit einher: In diesen Fällen scheinen andere Länder eher einen imaginierten Vergleichshorizont darzustellen,

der mit einem konkreten Vorhaben verknüpft ist und einem Aufenthalt der meist ohne zeitliche Begrenzung und ohne klar umrissenes Vorhaben

wie sich an *Soleils* Aussage über die Mülltrennung verdeutlichen lässt: »Ähm ich glaube auch, dass es eben in, in andern Ländern eben, wird eben alles zusammen geworfen« (Z. 27–28, *Soleil* 2016).

Je vager auf die zum Vergleich herangezogenen Länder verwiesen wird, desto eher wird nicht auf konkrete Erfahrungen, sondern auf bestehende Stereotype zurückgegriffen. In diesen Fällen erfolgt dann auch oft ein Verweis auf Länder wie China oder die USA. Warum ausgerechnet diese beiden Länder herangezogen werden, lässt sich hier nicht erschöpfend klären. Denkbar wäre einmal, dass zu den USA, aber auch zu China besonders elaborierte Stereotype existieren, da sie sog. »Weltmächte« darstellen, die – vor allem was die USA angeht – ein weltweites Anziehungspotential ausüben. Hinzu kommt, dass Deutschland ähnlich wie China und die USA in vielen Bereichen über weltweite Bekanntheit verfügt und zudem als besonders »exportstark« (vgl. Ulrich 2016) gilt, weshalb China und die USA als adäquate Vergleichsbasis erscheinen (auch wenn sie deutlich größer sind als Deutschland).

6.2 Innerdeutsche Differenzierung und Einbettung auf europäischer Ebene

Anders als von manchen Rezipient*innen meiner Untersuchung befürchtet, zeichnen die Teilnehmenden keine generalisierten und vereinfachten Deutschlandbilder, sondern nehmen vielfach innerdeutsche Differenzierungen sowie eine Einbettung auf europäischer Ebene vor. Was die Differenzierungen innerhalb Deutschlands angeht, so werden vor allem regionale Unterschiede hervorgehoben (vgl. S. 285), ja zum Teil sogar vehement gesetzt:

[...] Deutschland ist so ein, äh also äh wie sehen, also w- wie heißt das Projekt? Wie sehen Sie Deutschland//mhm//? Ist so gemein!//@(.).@//Es ist so gemein. Sache ist, also Deutschland ist so (.) äh (.) also groß, das Land. Also was heißt groß, aber ne (.) Bayern ist anders, Sachsen ist anders, äh weiß ich nicht äh, Baden-Württemberg, äh im Norden [...]. (Wrong 2017)

Wrong bezeichnet die Frage »Wie sehen Sie Deutschland?« (Z. 170) als »so gemein« (Z. 170, Wrong 2017), was suggeriert, Deutschland würde mit dieser Frage Unrecht getan, er nimmt hier also eine Personifizierung Deutschlands vor. Der Kern der Kritik scheint dabei zu sein, dass innerdeutsche Differenzierungen zu kurz kommen und eine Generalisierung erfolgt, die *Wrong* so nicht gerechtfertigt erscheint. Insofern lässt sich vielleicht auch die Personifizierung verstehen, mit der eine Parallele aufgezeigt wird, zwischen Stereotypisierungen von Personengruppen und Ländern (oder auch Institutionen, Organisationen usw.). Als Grund für die Unzulässigkeit dieser Generalisierung führt *Wrong* zunächst Deutschlands Größe an, schränkt diese Aussage dann aber wieder ein (»also was heißt groß«) und verweist stattdessen auf die Verschiedenheit der Bundesländer Deutschlands, nimmt also eine regionale Differenzierung vor. Dieser Kritikpunkt ließe sich nun – weitergedacht – auch auf die Charakterisierung von Bundesländern übertragen, der nächste Schritt wäre dann eine Differenzierung nach Regierungsbezirken, die sich aber letztlich immer weiter herunterbrechen ließe und dann wohl erst auf indi-

vidueller Ebene beendet wäre. Dass nun aber *Wrong* weniger ein Problem damit zu haben scheint, Generalisierungen auf Bundesländerebene vorzunehmen, verweist meines Erachtens auf ein grundsätzliches Phänomen, das ich im Rahmen meines Forschungsprojekts (und dessen Außenkommunikation) aber auch in anderen Kontexten schon vermehrt erlebt habe: Länder als Bestimmungseinheit zu verwenden gilt (insbesondere in manchen Milieus) als verpönt. Vermutlich, weil darin die Gefahr einer national-ideologischen Aufladung gesehen wird. Ohne diese bestreiten zu wollen, erscheint mir der Weg, den zugrundeliegenden Kategorisierungen und Überkulturalisierungen mit einer selbst auferlegten Zensur zu begegnen, fraglich. Nicht zuletzt, weil sich diese dann oft einfach anderswo Bahn bricht (vgl. Utler 2014a: 6–7). Deshalb halte ich es für gewinnbringender, sich differenziert und kritisch reflexiv mit den jeweiligen Gegenständen auseinanderzusetzen. Wie eingangs erwähnt, werden die Differenzierungen innerhalb Deutschlands auch von anderen Teilnehmenden vorgenommen (z.B. Tobias 2016).

6.3 Zeitliche Dimension

Auf den ersten Blick mag ein Ländervergleich bei der Frage nach *Deutschland* am naheliegendsten erscheinen, es handelt sich dabei allerdings – wie sich in den Daten zeigt – weder um den einzig möglichen, noch um den einzig vorgenommenen Zugang. Vielmehr machen die Teilnehmenden auch von einer zeitlichen Dimension Gebrauch (z.B. Sophie 2017), wenn sie beispielsweise darauf verweisen, dass Dinge, die das jetzige Deutschlandbild ausmachen, vor einigen Jahren noch anders waren: »diese Discounter, ähm, die haben find ich äh: sehr an Dominanz gewonnen [...] in den letzten (.) dreißig Jahren, in denen ich das beurteilen kann. Früher gab's halt mehr kleine Tante Emma Läden« (Z. 21–23, Jonny Rakete 2016)

Neben den eben skizzierten Vergleichen zwischen früher und heute, mittels derer Unterschiede aufgezeigt werden, wird die zeitliche Dimension vereinzelt auch dazu herangezogen, um Kontinuitäten zu betonen. So fotografiert Tobias (2016) eine alte Schulbank als Sinnbild für Bildung in Deutschland. In seinen Ausführungen spannt er dann den Bogen von historischen Figuren (v.a. Schriftsteller und Physiker bzw. Ingenieure) oder, wie er sie nennt, »Genies« (Z. 85) hin zur Gegenwart, in der deutsche Ingenieure »weltweit gefragt« (Z. 88) seien. Hierfür ursächlich sieht Tobias den – früher wie heute – hohen Stellenwert, den Bildung in Deutschland genieße, und das daraus resultierende, sehr hohe Bildungsniveau.

Zeitliche Vergleichsdimensionen werden also einerseits dazu herangezogen, um (Weiter-)Entwicklungen aufzuzeigen, wobei nicht ausschließlich positive Entwicklungen thematisiert werden, sondern auch solche, bei denen die Teilnehmenden die Veränderung eher kritisch sehen. Andererseits dienen zeitliche Vergleichsdimensionen dazu, Kontinuitäten herauszuarbeiten. Hier sind die Zeiträume dann – anders als bei den Veränderungen, die sich eher im Bereich der Jahrzehnte bewegen – deutlich breiter angelegt: hier geht es um Zeitspannen, die (mehrere) Jahrhunderte umfassen.

6.4 Fiktive Vergleichsdimensionen

Die relationale Hermeneutik erachtet den Einbezug imaginativer, fiktiver Vergleichshorizonte als eine Möglichkeit wissenschaftlich fundierter Gegenstandbestimmung. Die an meiner Studie Teilnehmenden machen zur Herausarbeitung ihres Deutschlandbildes ebenfalls Gebrauch von fiktiven Vergleichsdimensionen, wenn auch nur selten. Ein Beispiel für den Einbezug fiktiver Vergleichsdimensionen liefert *Statistik*, der in Deutschland einen Baustil vorfindet, wie er ihn aus alten (deutschen) Märchen und Filmen kennt, die er offenbar in Syrien gelesen bzw. gesehen hatte. Allerdings konvergiert der fiktive Vergleichshorizont mit einem zeitlichen (s.o.), denn *Statistik* betont mehrfach, die Häuser würden ihn an einen alten Film bzw. an alte Märchen erinnern. Einen ganz ähnlichen Vergleich bemüht *Alexander* (2016), der ebenfalls auf literarische Werke, wie das Nibelungenlied, verweist, um beispielsweise zu illustrieren, warum er den Rhein mit Deutschland assoziiert. Die Verknüpfung von imaginären und historischen Vergleichsdimensionen erfolgt also wiederholt, wobei sich deren Zusammenhang nicht ohne weitere Reflexion erschließt, da die imaginäre Vergleichsdimension prinzipiell auch ohne eine historische funktionieren würde. Möglicherweise werden literarische Werke nur dann als ›angemessene‹ Vergleichsdimension erachtet, wenn sie sich über einen Zeitraum von mehreren hundert Jahren bewährt haben und nach wie vor Ansehen genießen. Dafür spricht, dass *Alexander* sagt, Verwandte von ihm hätten empfohlen, Heinrich Böll oder Günter Grass, also Nachkriegsliteraten, mitaufzunehmen, er habe aber etwas »Klassisches« (Z. 504) passender gefunden². Im Kontext von Deutschlandbildern scheinen die Teilnehmenden fiktive Vergleichsdimensionen somit nur dann als tragfähig zu erachten, wenn sie auch historisch ›legitimiert‹ sind.

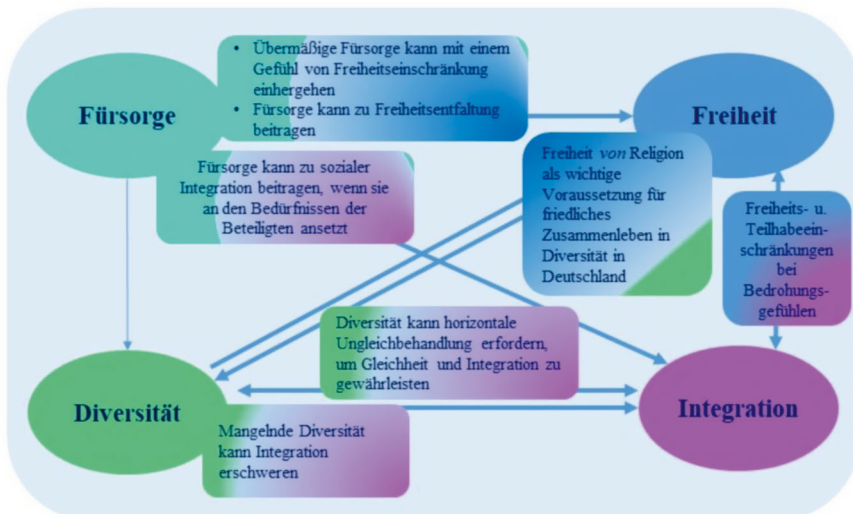
2 *Alexanders* Verwandte empfehlen nicht, Böll und Grass als fiktive Vergleichsdimensionen zu verwenden, sondern als Facette des Deutschlandbildes. An *Alexanders* Reaktion lässt sich aber gut die These veranschaulichen, dass deutsche Literatur dem Anspruch des ›Klassikers‹ gerecht werden muss, unabhängig davon, ob sie ›nur‹ als Vergleichsdimension oder als Teil des Deutschlandbildes herangezogen wird.

VI. Schlussbetrachtung und Fazit

1. Querverbindungen zwischen den Themenbereichen

Abschließend gehe ich nochmal auf die vier im Ergebnisteil herausgearbeiteten Themen ein: Fürsorge, Freiheit, Diversität und Integration. In den Analysen deuteten sich bereits verschiedene Querverbindungen zwischen den Bereichen an, denen ich nun ein abschließendes Teilkapitel widme. Als überblicksartige Orientierung dient untenstehende Abbildung. Wie an anderer Stelle thematisiert (vgl. S 11), verstehen sich die Pfeile nicht als deduktiv-nomologisch, sondern repräsentieren eine Variante des *verstehenden Erklärens* (z.B. Straub 2022: 12).

Abbildung 40: Querverbindungen zwischen den Themenbereichen



Quelle: eigene Darstellung

In der Abbildung ist Fürsorge (wechselseitig) mit Freiheit, Diversität und Integration verknüpft. Darüber hinaus bestehen Verbindungen zwischen Diversität und Integrati-

on, Diversität und Freiheit sowie Freiheit und Integration. Allerdings erheben die nachgezeichneten Relationen nicht den Anspruch, die Verbindungen »erschöpfend« abzubilden und zu beschreiben, vielmehr sind weitere Ausgestaltungen denkbar, auch wenn diese von meinen Teilnehmenden nicht behandelt werden. Durch gezielte Folgeuntersuchungen ließen sich aber weitere Ausdifferenzierungen des Modells vornehmen.

1.1 Fürsorge und Freiheit

Viele Veröffentlichungen, die Fürsorge *und* Freiheit behandeln, scheinen diese eher als Antagonist*innen zu sehen, wie schon die Titel offenbaren, z. B.: *Die schwierige Balance zwischen Fürsorge und Freiheit* (Andresen 2013) oder *Freiheit statt Fürsorge* (Hummel 1991). In anderen Beiträgen stellt Freiheit das angestrebte Ziel dar, auf das Fürsorge hinarbeitet, im Sinne einer Unterstützung bei der (Wieder-)Erlangung von Freiheit (Brückner 2015a: 28). Vor diesem Hintergrund erscheint es daher wenig verwunderlich, wenn sich auch in meinen Daten ein gewisser Widerspruch zwischen Freiheit und Fürsorge nachzeichnen lässt: So wird die in Deutschland erlebte Fürsorge um Haustiere vereinzelt als Freiheitsberaubung gewertet und mit einem goldenen Käfig assoziiert (vgl. S. 149), wobei sich diese Einschätzung am Einverständnis der Fürsorgeempfänger*innen festzumachen scheint: d.h. Fürsorge wird dann als Freiheitseinschränkung erlebt oder zumindest als solche gewertet, wenn sie gegen den Willen der Care-Empfänger*innen erfolgt (und zwar interessanterweise auch stellvertretend, da sich der Teilnehmer, der dieses Beispiel bringt, »nur« in das Haustier hineinversetzt).

In diesem Zusammenhang deutet sich auch die Bedeutung von Bedürfnissen an (siehe hierzu auch: Tronto 1993: 105–108): Fürsorge wird vor allem dann zur Antagonistin der Freiheit, wenn sie an den eigentlichen Bedürfnissen der Sorgeempfänger*innen vorbeigeht; am Beispiel des Hundes verdeutlicht: Der Hund hat womöglich ganz andere Bedürfnisse, als wie ein Kind umsorgt zu werden, und könnte sich deshalb unfrei fühlen.

Erfolgt Fürsorge jedoch bedürfnisorientiert, kann sich auch der gegenteilige Effekt einstellen, wie sich anhand meiner Auswertungen verdeutlichen lässt. So scheinen beispielsweise (geflüchtete) Eltern das Bedürfnis zu haben, ihren Kindern eine möglichst gute Umgebung zu bieten, in der sie aufwachsen können. Deshalb schätzen sie besonders die von staatlichen oder anderen Organisationen ausgehenden Fürsorgemaßnahmen, bei denen Orte und Räume gepflegt oder Angebote geschaffen werden, die sich zur Freizeitgestaltung (meist) der gesamten Familie eignen (zum Sporttreiben, um zur Ruhe zu kommen oder zur Bildung des Kindes) (vgl. z. B. S. 171). Durch die Fürsorge werden also optimale Rahmenbedingungen geschaffen, die es den Teilnehmenden ermöglichen, ihren Interessen nachzugehen und sich frei zu entfalten. Insofern kann durch Fürsorge, die den Bedürfnissen der (potentiellen) Care-Empfänger*innen gerecht wird, auch ein Gefühl der (individuellen) Freiheit entstehen.

1.2 Fürsorge und Integration

Was das Verhältnis zwischen Fürsorge und Integration angeht, arbeitet Sophia Schmid (2019) folgendes Grundanliegen heraus, das beide Konzepte ihrer Einschätzung nach teilen: »the ethics of care also seeks to empower those currently excluded by uncovering the power relations that construct them as subordinate« (Schmid 2019: 120). Sowohl Care- als auch Integrationskonzepte zielen demnach auf eine Unterstützung derjenigen ab, die aktuell nicht integriert sind, indem die Machtrelationen aufgedeckt werden, die zu deren Konstruktion als »untergeordnet« beitragen. Schmid macht sich deshalb für eine *Caring Integration* stark, d.h. eine Integration, die auf einer fürsorglichen Haltung basiert, die sich (in ihrer empirischen Untersuchung) durch Verantwortlichkeit und Achtsamkeit auszeichnet.

Interessanterweise nehmen die Teilnehmenden an meiner Studie die von Schmid (2019) stark gemachte fürsorgliche Haltung in vielen gesellschaftlichen Bereichen innerhalb Deutschlands wahr (und genießen diese auch), nur eben nicht im speziellen Kontext der Integration von Geflüchteten. Dabei teilen die neuangekommenen Teilnehmenden die Einschätzung, dass eine fürsorgliche Haltung auch für die Integration neuangekommener Menschen ein Potential bieten würde: Als Fürsorgebeispiele werden das Schaffen einer adäquaten Wohnsituation (nicht isoliert von »Deutschen«) sowie von Praktikums- oder Arbeitsmöglichkeiten genannt, die – nach Ansicht meiner Teilnehmenden – einen Beitrag zur Integration leisten könnten, da dadurch die Etablierung sozialer Kontakte sowie beruflicher Teilhabe (und somit soziale und strukturelle Integration, vgl. Heckmann 2015: Kap. 9 u. 5) möglich werden.

Dafür spricht, dass die in Deutschland wahrgenommene Fürsorge zum Wohlbefinden beiträgt, das sich auf verschiedenen Ebenen festmachen lässt. Das Flourishing Modell (vgl. Keyes 2007, vgl. S. 136), das die Effekte gut abbildet, enthält dabei eine eigene Dimension der *sozialen Integration*¹, d.h.: Fürsorge kann sich, wenn sie an den Bedürfnissen der jeweiligen Personen ansetzt, positiv auf das Wohlbefinden auswirken, das auch die (soziale) Integration umfasst.

1.3 Fürsorge und Diversität

Zwischen Fürsorge und Diversität lassen sich in meinen Daten auf den ersten Blick keine direkten Verbindungen ausmachen. Unter Einbezug passender theoretischer Überlegungen zeichnen sich allerdings doch Verknüpfungen ab. Denn Schmid spricht auch dann von Fürsorge, wenn Unterschiede wertgeschätzt werden (Schmid 2019: 121). Damit bezieht sie sich unter anderem auf Selma Sevenhuijsen (1998), die eine Integration der

1 Unter sozialer Integration wird dabei *Belonging*, *Comfort* und *Support* verstanden, womit das Verständnis etwas vom »klassischen« migrationsbezogenen Integrationskontext abweicht: Dort würde *Belonging* im Sinne einer Zugehörigkeit wohl eher unter identifikativer Integration subsumiert. Da hiermit aber kein Widerspruch entsteht, sondern nur weitere Ebenen der Integration berührt werden, scheint mir das Heranziehen des Modells vertretbar.

Care-Ethik in demokratische Bürgerschaftskonzepte propagiert und die noch etwas differenzierter ausführt, wie sich Fürsorge unter anderem in demokratischen Urteilen manifestieren könne: »democratic judgements have to be capable of dealing with the radical alterity of human subjects through recognizing their individuality and diversity while at the same time conceiving them as equals« (Sevenhuijsen 1998: 15). Diese Überlegungen setzen zwar an der politischen Makroebene an, in meinen Auswertungen ließen sich die genannten Aspekte aber auch auf zwischenmenschlicher Ebene nachzeichnen: also die Berücksichtigung der Individualität sowie der Diversität, aber auch die Annahme, alle Menschen seien gleich, sowohl im Umgang mit, aber auch in den Aushandlungen von Diversität (vgl. Kap. V. 3.2.3, 3.2.4).

1.4 Diversität und Freiheit

Wie im Theorieteil deutlich wurde, soll das politische Konzept des Pluralismus ein »friedliches und demokratisch gestaltetes Zusammenleben ermöglichen« (Schweitzer 2020: 33). In diesem Verständnis ist Freiheit integraler Bestandteil von Pluralismus (ebd.: 33, siehe auch Arendt 1960).

Meine Ergebnisse veranschaulichen wiederum, wie Freiheit und Pluralismus auf zwischenmenschlicher Ebene gelingend ineinandergreifen können: So erleben manche Teilnehmende, die aus Ländern wie dem Irak geflohen sind, wo die Religion im öffentlichen Leben einen hohen Stellenwert einnimmt, in Deutschland eine *Freiheit von Religion*. Gemeint ist damit aber nicht die freie Ausübung des Glaubens, sondern – im eigentlichen Wortsinn – ein Zusammenleben *frei von Religion*. Dieser Form der Religionsfreiheit, bei der der Glaube im Privaten verortet ist, ohne Einfluss auf das zwischenmenschliche Miteinander zu nehmen, messen die Teilnehmenden eine zentrale Bedeutung für ein gelingendes Zusammenleben in Diversität bei.

Und noch bei einer weiteren Freiheitsform werden Verbindungen zur Diversität sichtbar, nämlich in der Freiheit von Rollenerwartungen (vgl. S. 221f.): Diese zeichnet sich dadurch aus, dass es keine (allzu) starr vorgefertigten Erwartungen dazu gibt, wie sich Menschen zu verhalten haben, die bestimmten Gruppen angehören oder bestimmte Positionen bekleiden (z.B. kann ein Professor der Universität mit dem Fahrrad dorthin fahren oder junge Männer können sich auf dem Spielplatz vergnügen). Diese Form der Freiheit begünstigt interessenbezogene Ausdifferenzierungen und somit Diversität.

Allerdings kann die Konfrontation mit Diversität auch den Impuls hervorrufen, die Freiheit (anderer) beschränken zu wollen, wobei hier Bedrohungsgefühlen eine starke Bedeutung beikommt. Veranschaulichen lässt sich dies am Beispiel der gleichen Rechte für homosexuelle Menschen, die bei manchen Teilnehmenden, die dies aus ihren Herkunftsländern nicht gewohnt sind, Bedrohungsgefühle auslösen, einhergehend mit der Überlegung, diese Freiheit zumindest in der eigenen Kleinfamilie zu beschränken.

1.5 Diversität und Integration

Am engsten ist auf den ersten Blick die Verbindung zwischen Diversität und Integration, nicht zuletzt, da die theoretischen Konzepte – auch wenn sie in unterschiedlichen Forschungskontexten entwickelt wurden – untereinander zahlreiche Anknüpfungspunkte aufweisen. Grundtenor vieler Beiträge ist, dass die Berücksichtigung von Diversität für eine gelingende Integration zentral ist: Deshalb plädiert Georgi für eine diversitätssensible Gestaltung und Öffnung von Institutionen wie dem Bildungssystem, um die Teilhabe und Selbstbestimmung und somit auch die Integration jedes und jeder Einzelnen zu gewährleisten (Georgi 2015: 27). Und auch Berry (2019) hebt hervor, dass es wichtig sei, Diversität zu berücksichtigen bzw. zu akzeptieren, ergänzt aber noch einen weiteren – seiner Ansicht nach zentralen – Aspekt, nämlich gleichberechtigte Partizipation. Diese verknüpft er in einem nächsten Schritt mit den Akkulturationsorientierungen: Demnach führe die Berücksichtigung bzw. Akzeptanz von Diversität ohne gleichberechtigte Partizipation zu einer Separations- bzw. Segregationsorientierung; wenn hingegen zusätzlich (zur Akzeptanz von Diversität) die Möglichkeit zu gleichberechtigter Partizipation bestehe, dann führe dies zu Integration (ebd.: 24).

Mit dem Einbezug gleichberechtigter Partizipation klingt – wenn auch bei Berry etwas anders gewendet – ein weiterer Aspekt an, mit dem sich Diversitäts- und Integrationskonzepte gleichermaßen befassen: Gleichheit. Diese Verknüpfung habe ich bereits in den theoretischen Überlegungen aufgezeigt und beleuchtet, wobei deutlich wurde, dass die Herstellung von Gleichheit unter Umständen unterschiedlicher Ansatzpunkte bedarf: So kann der Ausgleich von Benachteiligungen eine Ungleich-Behandlung erfordern, während in anderen Fällen eine Gleichbehandlung gerechter erscheint (vgl. S. 330). In der praktischen Ausgestaltung bringt dies schwierige Gratwanderungen mit sich, wie sich am Beispiel des Pfeils mit der Aufschrift *Asyl* illustrieren ließ bzw. lässt, den *Wrong* an der Glastür eines Amtsgebäudes fotografiert. Dieser kann nun so gelesen werden, dass Geflüchtete an dieser Stelle unerwünscht sind, weshalb sie auf extra für sie vorgesehene Zugänge und Räume verwiesen werden. Gleichzeitig kann der Pfeil aber auch als freundliche Geste gesehen werden, die für alle Beteiligten mit einer Vereinfachung und Erleichterung der Abläufe einhergeht. Hier scheint also gerade auf struktureller Ebene sowie auf Seiten der Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft besondere Sensibilität gefragt zu sein um keine vertikalen Ungleichbehandlungen zu praktizieren oder auch nur zu suggerieren, da diese einer gelingenden Integration entgegen stehen können.

Neben diesen Verbindungen, die sich aus der Nähe der theoretischen Konzepte ergeben, sei abschließend noch ein weiterer Umstand aufgegriffen, auf den ich bereits an anderer Stelle hingewiesen hatte (vgl. S. 313): Die Teilnehmenden an meiner Studie erleben in Deutschland einen sehr gelingenden Umgang mit Diversität, und zwar nicht nur auf Makro-, sondern auch auf Mikroebene. Gleichzeitig sehen sich aber gerade in der Anfangszeit einige in der Rolle der Außenstehenden, die den Umgang mit Diversität nur beobachten (können), ohne selbst daran teilhaben zu können. Diesem sich hier andeutenden Zusammenhang könnten noch weitere Forschungsanstrengungen gewidmet werden, zumal sich in meinen Daten andeutet, dass sich die Existenz zu homogener Gruppen (u.a. auch was das Alter angeht) Diversität hinderlich auf die Teilhabe auswirken könnte.

1.6 Freiheit und Integration

Bei der Verbindung zwischen Freiheit und Integration fällt auf, dass Freiheit – wie das auch bei Fürsorge der Fall ist (s.o.) – zwar in vielen Bereichen in Deutschland erlebt wird, nicht aber im Migrationskontext (vgl. S. 231). Stattdessen werden hier Grenzziehungen vor- und wahrgenommen, insbesondere was die Ausübung der Religionsfreiheit angeht, wobei den Anstoß meist das Tragen des Kopftuchs liefert. Anders als bei den bislang nachgezeichneten Verbindungen offenbaren sich hier jedoch keine (Wechsel-)Wirkungen zwischen Freiheit und Integration, sondern eher miteinander einhergehende Einschränkungen: d.h. die Begrenzung der Religionsfreiheit geht mit einer Einschränkung der gleichberechtigten Teilhabe einher. Dies lässt sich am bereits mehrfach erwähnten (vgl. S. 230, S. 361) Beispiel einer Teilnehmerin zeigen, die in Syrien als Apothekerin gearbeitet hatte und sich in Deutschland um ein Praktikum in einer Apotheke bewirbt, das sie aber nicht bekommt, weil sie sich nicht auf die Bedingung einlässt, während der Arbeitszeit ihr Kopftuch abzulegen. Die Forderung des Apothekers stellt zunächst eine Einschränkung der Religionsfreiheit dar und beinhaltet gleichzeitig eine Anpassungsforderung, die am Ende (zumindest in diesem konkreten Fall) in einer Verweigerung beruflicher Teilhabe mündet.

In gesellschaftlichen, aber auch wissenschaftlichen Auseinandersetzungen wird der Zusammenhang zwischen Freiheit und Integration oft aber eher so gezeichnet: Freiheitseinschränkungen seien erforderlich (siehe auch S. 228), weil dadurch Integration erst möglich werde. Auch wenn dieses Postulat wahrscheinlich auf einem anderen Integrationsverständnis fußt, kann meine Untersuchung zeigen, dass die Gewährleistung von Freiheit durchaus im Stande ist, einen Beitrag zur Integration zu leisten (s.o.). Darüber hinaus lässt sich am Beispiel erfolgter Grenzziehungen aufzeigen, dass diese nicht deshalb vorgenommen werden, um anderen die Integration zu erleichtern, sondern aufgrund von Befürchtungen und damit einhergehenden Bedrohungsgefühlen zustande kommen (vgl. Kap. V. 2.3.3).

Abschließend sei noch eine weitere Verbindung aufgezeigt, die im obigen Beispiel angelegt scheint: Wenn die Teilnehmerin ihr Kopftuch abgelegt hätte, dann hätte dies – zumindest was das äußere Erscheinungsbild angeht – zu einer Homogenisierung der Belegschaft beigetragen, womit sich eine Verbindung zum Themengebiet der Diversität auftut. Das lässt wiederum vermuten, dass es nicht nur Verknüpfungen zwischen je zwei Themen gibt, sondern dass diese stärker miteinander verwoben und die Bedeutungs- und Sinnzusammenhänge komplexer sind, was das eingangs formulierte Forschungsdesiderat bekräftigt.

2. Der Bildbegriff im Licht der Ergebnisse

Im Theorieteil entwarf ich eine Unterscheidung in *Repräsentationsform* und *Inhalte* von Stereotypen, die in der Definition von Mackie und Kolleg*innen (1996) angelegt war, allerdings nicht näher erläutert wurde (vgl. S. 29). Diese Unterscheidung, die sich auch auf den Bildbegriff übertragen ließ (vgl. S. 37), kann wie folgt erklärt werden: Mit Inhalten sind die Aspekte gemeint, auf die sich Bilder beziehen oder – anders formuliert – zu denen sich Bilder ausbilden. Die Repräsentationsform wiederum beschreibt, wie diese Inhalte dann abgebildet sind, d.h. in welcher Form sie bei den Teilnehmenden »vorliegen«. Die drei gängigsten Repräsentationsformen sind Wissen, Überzeugung/Einstellung und Erwartung, wobei die Inhalte in einer oder mehrerer dieser Formen repräsentiert sein können.

Anhand eines konkreten Beispiels kann ich verdeutlichen, dass sich die Unterscheidung auch auf meine Daten und Ergebnisse anwenden lässt: *Samira* geht auf die Landschaft in Deutschland ein und bezeichnet diese, nicht zuletzt aufgrund der Bäume, als »wunderbar« (Z. 302, Samira 2016). Die landschaftlichen Gegebenheiten in Deutschland stellen hier den (bzw. einen) Inhalt des Bildes dar, repräsentiert in Form von (neu angeeignetem) Wissen (*Samira* weist darauf hin, vor ihrer Ankunft nicht von der Schönheit der Landschaft gewusst zu haben). Das Wissen geht aber auch mit einer Einstellung einher: das Adjektiv *wunderbar* lese ich als Bewertung, die klassischerweise Teil von Einstellungen ist. Da der Bildbegriff den hier anklingenden emotionalen (sowie auch aktionalen) Komponenten dezidiert Raum gibt, trage ich dem evaluativen Aspekt Rechnung wie folgt Rechnung: statt des Begriffs der Überzeugung, der nur kognitive Aspekte abdeckt (vgl. S. 28), verwende ich den der Einstellung.

Die folgenden abschließenden Überlegungen orientieren sich an der Unterscheidung in Inhalte und Repräsentationsform.

2.1 Inhalte

Bei zwei der im Ergebnisteil herausgearbeiteten Themenkomplexe, nämlich Fürsorge und Freiheit, handelt es sich um (kulturelle) Werte, wobei die Teilnehmenden, die sich zu diesen Werten äußern, nicht immer die Werte selbst anführen, sondern oft auf die sozia-

len und kulturellen Praktiken sowie Handlungen eingehen, in denen diese zum Tragen kommen. So wird beispielsweise die Bewegungsfreiheit der Frau im öffentlichen Raum an zwei Frauen festgemacht, die sich »unbeschwert« an einem Brunnen in der Fußgängerzone aufhalten (vgl. S. 205). Darüber hinaus werden aber auch (Kultur-)Objekte oder Artefakte als Aufhänger gewählt, in denen sich (kulturelle) Werte widerspiegeln, oder, anders formuliert: Es zeigt sich – ähnlich wie dies Zwiebelmodelle (z.B. Hofstede 2001: 10f.) annehmen – eine enge Verknüpfung zwischen den sichtbaren (kulturellen) Phänomenen und den tieferliegenden Werten¹, weshalb sich erstere gut zur Rekonstruktion letzterer eignen. So wird beispielsweise ein Rettungsring (Foto Nr. 3, Leo 2017) fotografiert, der im öffentlichen Raum neben einer gefährlichen Fluss-Stelle zur allgemeinen Nutzung angebracht ist. Für den Teilnehmenden stellt dieser ein Sinnbild für die in Deutschland erlebte fürsorgliche Haltung dar (vgl. S. 168).

Bei Diversität wiederum handelt es sich weniger um einen kulturellen Wert als um eine (soziale) Gegebenheit, und Integration verweist auf soziale Dynamiken und deren (Aus-)Gestaltung. Ähnlich wie bei den Werten werden aber auch hier oft »greifbare« Aspekte angeführt, vornehmlich Personen sowie Begegnungen und Interaktionen mit Personen (vgl. z.B. Kap. V. 4.2.4). Zudem dienen ebenfalls Objekte oder Symbole als Aufhänger.

Bildinhalte lassen sich also nicht selten an gegenständliche, sicht- und greifbaren Phänomenen festmachen. Dies hat sicherlich auch mit der in dieser Studie eingesetzten Erhebungsmethode der Fotografie zu tun, die auf das Sichtbare fokussiert. Beim Einsatz von Methoden (so sie denn existieren), die weitere Sinnesinhalte abbilden, würden sich möglicherweise olfaktorische, akustische oder taktile Facetten von Bildern nachzeichnen lassen (was durchaus gewinnbringend erschiene).

Damit lässt sich, was den Inhalt von Deutschlandbildern angeht, konstatieren, dass sämtliche Phänomene, die in Deutschland erlebt oder wahrgenommen werden, seien sie kultureller, sozialer oder auch umweltbezogener Natur, (potentiell) zum Gegenstand von Bildern werden können. Somit stellt sich vor allem die Frage, wovon es abhängt, dass ein Phänomen zum Bildinhalt wird (oder nicht). In meinen Auswertungen kristallisieren sich zwei Punkte heraus, die hierfür zentral erscheinen: Das Phänomen muss von den Teilnehmenden als bedeutsam erlebt und zusätzlich mit Deutschland in Verbindung gebracht werden.

2.1.1 Deutschlandbezug: unmittelbar in Verbindung stehend vs. sich in Deutschland ereignend

Wie ich im Kapitel zu den Vergleichsdimensionen herausgearbeitet habe (vgl. Kap. V. 6), werden Phänomene dann mit Deutschland assoziiert, wenn die hier gemachten Er-

1 Zwiebelmodelle werden oft zur Versinnbildlichung von Kulturen herangezogen, woran aus verschiedenen Gründen und durchaus zu Recht Kritik geübt wird (z.B. Fang 2005). Mit meinem Verweis auf Modelle wie das Zwiebelmodell will ich jedoch keine Kulturbeschreibung vornehmen, sondern lediglich aufzeigen, dass die verschiedenen kulturellen Bestandteile eng miteinander verbunden sind, wobei die »außen liegenden Schichten« leichter zugänglich sind als die inneren, die inneren aber in den äußeren zum Tragen kommen.

fahrungen von denen abweichen, die in einem oder mehreren anderen Ländern gesammelt werden bzw. wurden. Dabei muss es sich gar nicht um konkrete persönliche Erfahrungen handeln, es genügen auch Berichte dritter oder antizipierte (politische) Lagen in anderen Ländern. Zudem müssen die ausgemachten Phänomene keine Alleinstellungsmerkmale Deutschlands² darstellen, vielmehr lassen sich auch Fälle beobachten, in denen Deutschland zusammen mit anderen Ländern oder einem ›Länderverbund‹ wie Europa angeführt wird und eine Abgrenzung von einem oder mehreren anderen Ländern erfolgt. Was Dichte und Reichhaltigkeit der Vergleiche angeht, erweisen sich jedoch intensive Erfahrungen in einem oder mehreren anderen Ländern als gewinnbringend, zumal sonst gerade Dinge, die für selbstverständlich erachtet werden, gar nicht erst in den Blick geraten (wie beispielsweise die Bewegungsfreiheit der Frau im öffentlichen Raum, vgl. z.B. S. 217). Soziale, kulturelle oder umweltbezogene Phänomene werden also dann zu Bildinhalten, wenn sie – verglichen mit anderen Ländern – in und für Deutschland als besonders erlebt werden. Abgesehen vom Vergleich mit anderen Ländern können aber auch in Deutschland wahrgenommene zeitliche (Dis-)Kontinuitäten oder fiktive Geschichten und Filme über Deutschland dazu beitragen, dass bestimmte Inhalte ausgewählt werden: So thematisiert eine Teilnehmerin die Ungleichheit zwischen Arm und Reich in Deutschland, weil diese in den vergangenen Jahren zugenommen habe und drohe, noch weiter anzuwachsen.

Bei der Integrationsthematik folgt die Verbindungsherstellung im Unterschied zu den bisherigen Beispielen einer etwas anderen Logik: Hier liefern nämlich Themen den Anstoß, die (zumindest zunächst) weniger stark aus Gegebenheiten resultieren, die in irgendeiner Form für Deutschland spezifisch oder besonders wären. Vielmehr geht es um Phänomene, die für Ankunfts- und Aufnahmeprozesse nicht untypisch sind. Deshalb äußern sich hierzu auch vornehmlich (wenn auch nicht ausschließlich) die neuangekommenen Teilnehmenden, die sich in Deutschland (zwangsläufig) mit Herausforderungen rund um das Ankommen konfrontiert sehen, auch wenn sich diese so oder so ähnlich auch in anderen Ankunftsländern ereignen (siehe hierzu die zentralen Erkenntnisse der psychologischen Migrationsforschung, z.B. Sam/Berry 2010). Deutschland bildet somit eher den Rahmen, in dem sich Integrationsprozesse ereignen, wenn auch mit spezifischen ›ortsbezogenen‹ (kulturellen) Ausformungen und Besonderheiten. Dass trotzdem ein unmittelbarer Bezug zu Deutschland hergestellt wird, begründet sich bei den neuangekommenen Teilnehmenden vermutlich damit, dass das Thema ihre Lebensrealität in Deutschland entscheidend bestimmt. Bei den (eher wenigen sich dazu äussernden) schon dagewesenen Teilnehmenden scheint die Verknüpfung wiederum stärker mit politischen Aufmerksamkeitswellen in Verbindung zu stehen

2 Ich möchte an dieser Stelle nochmals betonen, dass das relationale Prinzip (vgl. Kap. III. 2.3.1) auch für die hier erhobenen und nachgezeichneten Deutschlandbilder gilt. D.h., objektive Beschreibungen von Deutschland kann es so nicht geben, vielmehr hängt das, was mit Deutschland verbunden wird, immer auch von der Perspektive derjenigen ab, die danach gefragt werden. Das schließt ein, dass die Themen, die ich in dieser Arbeit rekonstruiere, potentiell auch in anderen Ländern erlebt werden können bzw. Menschen, die in anderen Ländern oder in der Vergangenheit in größerem oder intensiverem Ausmaß Freiheit oder Fürsorge erfahren haben, diese dann eben nicht (aktuell) mit Deutschland verbinden.

(«deutsche» Teilnehmende äußern sich zur Integration vor allem im Jahr 2017, in dem die Bundestagswahl stattfindet und in dem das Thema öffentlich intensiv diskutiert wird).

2.1.2 Persönlicher Bezug und Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen als Inhalte

Die in Deutschland wahrgenommenen Phänomene scheinen dann für persönlich bedeutsam erachtet zu werden, wenn das Thema für die aktuelle Lebenssituation Relevanz besitzt: Beispielsweise fotografiert ein Teilnehmer (nur) in dem Jahr eine Kirche, in dem er heiratet und sich kirchlich trauen lässt (vgl. S. 385). Darüber hinaus spielen persönliche Charakteristika und Präferenzen eine wichtige Rolle bei der Auswahl der Bildinhalte: Wer ein starkes Bedürfnis nach sozialem Kontakt oder geordneten Abläufen hat, wird auch auf eben diese Aspekte seine Aufmerksamkeit richten. Darüber hinaus werden Bildinhalte (z.B. deutsche Alleinstellungsmerkmale) gewählt, die der Schaffung und Aufrechterhaltung einer positiven sozialen Identität dienen. Dieser Identitätsbezug findet sich auch auf der Ebene der persönlichen Identität, d.h. manche Teilnehmenden nehmen eine persönliche Verortung in Deutschland vor, stellen also unmittelbare Bezüge zwischen sich und Deutschland her. Die Teilnehmenden stellen aber auch dadurch persönliche Bezüge her, dass sie auf Deutschland bezogene persönliche aber auch kollektive Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen äußern. Diese vielfältigen persönlichen Bezugnahmen verdeutlichen, dass auch, wenn ein Staat als Bezugsrahmen vorgegeben wird, Lebensortperspektiven eingenommen werden (vgl. S. 79).

Hier mag eingewendet werden, dass ich mit der Art, wie ich die Untersuchung aufziehe, diese persönliche Bezugnahme befördere oder auch erst hervorrufe. Dem sei zugestimmt, aber auch entgegnet, dass dies umgekehrt auch bei den Studien der Fall ist, die verallgemeinernde, abstrakte und vom Individuum losgelöste Einschätzungen abfragen. Meine Studie zeigt nun, dass Deutschlandbilder individuelle bzw. persönliche Relevanz aufweisen, weshalb es sinnvoll erscheint, dieser in künftigen Untersuchungen durch entsprechende Adressierungen Rechnung zu tragen.

2.2 Struktur der Inhalte

Im Theorieteil schlug ich ein Modell vor, in dem nach Verarbeitungstiefe und Abrufbarkeit der Inhalte differenziert wird (vgl. S. 40). Mit diesem Modell reagierte ich auf die Erkenntnis, dass die meisten Stereotyp- und Bilddefinitionen nur ansatzweise Überlegungen zur Struktur der Inhalte anstellen, die darüber hinaus auch nur sehr unspezifisch ausfallen, beispielsweise wenn von der Gesamtheit der Inhalte die Rede ist, die lose organisiert oder eng verbunden sein könnten und bei denen der Grad der Verallgemeinerung variiere (vgl. Kap. II. 2.2.3). Auf der Basis meiner Ergebnisse kann ich nun ein etwas modifiziertes Modell zur Struktur der Inhalte entwerfen, das die Verarbeitungstiefe und die damit einhergehende Veränderbarkeit sowie den Grad der Differenzierung beinhaltet.

2.2.1 Veränderbarkeit

Wie an mehreren Stellen dieser Arbeit deutlich wird, sind die Bildinhalte potentiell veränderbar, auch wenn Veränderungsprozesse – wie sich im Fall ausbleibender interkultureller Lernprozesse zeigt (vgl. S. 391) – nicht automatisch und zwangsläufig eintreten. Davon abgesehen scheint es aber auch Inhalte zu geben, die relativ stabil sind, die also eine niedrige Veränderbarkeit aufweisen, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Gründen: Einmal handelt es sich um Inhalte, die in Form von weit verbreiteten und generalisierten Überzeugungen vorliegen, die sich trotz Konfrontation mit gegenteiligen Informationen nicht ändern. Ein Beispiel hierfür sind die Ausführungen eines Teilnehmers zur viel befahrenen deutschen Autobahn, die sich auch durch konträre Informationen, wie die wiederholte Aufnahme einer «leeren» Autobahn nicht revidieren lassen. Zum anderen erweisen sich aber auch Inhalte als stabil, die sich durch eine hohe Verarbeitungstiefe (s.u.) auszeichnen. Dies zeigt sich am Beispiel des kulturellen Werts der Bewegungsfreiheit der Frau im öffentlichen Raum: Hier mündet der Lernprozess der Teilnehmerin in einem vertieften Verständnis (s.u.) mit dem eine gewisse Stabilität einherzugehen scheint.

Inhalte zeichnen sich also dann durch geringe Veränderbarkeit aus, wenn sie über eine hohe Verarbeitungstiefe oder aber über eine geringe Differenzierung (s.u.) verfügen. In diesen Beispielen deutet sich eine enge Verbindung zwischen den genannten Dimensionen an, die ich im Folgenden aufschlüsseln werde.

2.2.2 Differenzierung

Differenzierung adressiert die Frage, ob die Inhalte in verallgemeinernder, generalisierter oder aber in differenzierter Form vorliegen. Differenzierung lässt sich – wie die Kapitelstruktur der Ergebnisteile verdeutlicht – auf mehreren Ebenen beobachten³: Eine hohe Ausdifferenzierung liegt vor, wenn verschiedene Varianten eines Themas ausgemacht werden (können) und wenn sich herausarbeiten lässt, wie das jeweilige Thema handlungswirksam wird: Wie gehen die Menschen damit um, wie zeigt sich beispielsweise Freiheit im täglichen Miteinander, wo liegen die Grenzen und wie werden diese ausgehandelt. Ein hohes Maß der Differenzierung zeichnet sich außerdem dadurch aus, dass Effekte und Konsequenzen eines Themas für die eigene Person, aber auch für andere herausgearbeitet werden können. Demgegenüber zeigt sich ein geringer Grad der Differenzierung an wiederholt vereinfachten Aussagen.

3 Hier gilt es zwischen dem Einzelfall und der fallübergreifenden Struktur zu unterscheiden. Meine Auswertungen erfolgen fallübergreifend, während der Bildbegriff auf einzelne Träger*innen anwendbar sein soll. Da sich die Grundzüge der fallübergreifenden Differenzierung aber auch im Einzelfall finden, scheint es vertretbar diese heranzuziehen.

2.2.3 Verarbeitungstiefe⁴

Eine hohe Verarbeitungstiefe kann durch Lernprozesse erzielt werden: d.h., wenn beispielsweise eine intensive Auseinandersetzung mit einem Wert erfolgt, die in einem vertieften Verständnis dieses Werts mündet (vgl. S. 392f.). So erkennt eine Teilnehmerin nach entsprechender Verarbeitung, dass die Inanspruchnahme der Bewegungsfreiheit mit persönlicher Verantwortungsübernahme einhergeht, und dass erstere ohne letztere nicht praktikabel ist. Im Unterschied zur Differenzierung werden hier also vor allem Sinn und Bedeutung des Werts erschlossen, während bei der Differenzierung ein Wert oder auch allgemeiner ein Phänomen in verschiedenen Kontexten und Formen ausgemacht wird.

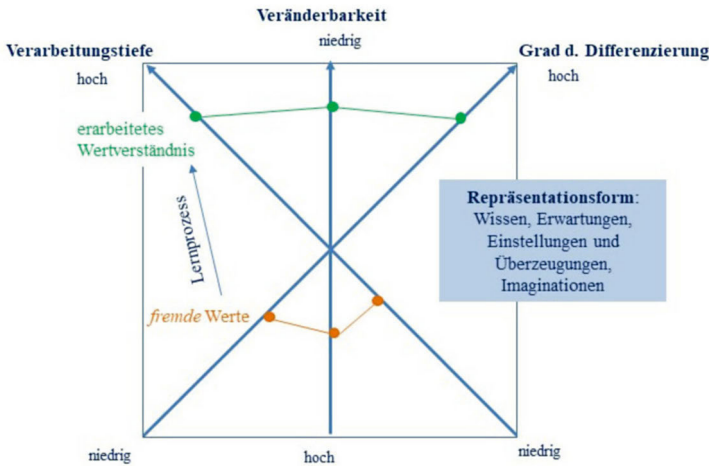
Trotz der hier vorgenommenen analytischen Trennung stehen Ausdifferenzierung und Verarbeitungstiefe in einem engen Zusammenhang, d.h. eine hohe Verarbeitungstiefe geht meist auch mit einem hohem Grad an Differenzierung einher.

In untenstehender Abbildung sind die obigen Überlegungen zu den Inhalten und deren Struktur zusammengefasst. Die drei Pfeile bilden die Grunddimensionen ab, auf denen sich die Bildinhalte verorten lassen. Alle drei Dimensionen reichen jeweils von einer niedrigen bis hin zu einer hohen Ausprägung, wobei bei dem Pfeil, der die Veränderbarkeit abbildet, die niedrige Ausprägung oben liegt, da die Inhalte (u.a.) dann stabil sind, wenn der Grad der Differenzierung sowie die Verarbeitungstiefe hoch sind. In der untenstehenden Abbildung ist beispielhaft die Struktur zweier Bildinhalte abgebildet: die (noch) fremder Werte und die eines erarbeiteten Wertverständnisses, wobei ersteres durch einen interkulturellen Lernprozess in zweiteres transformiert wird.

In Abbildung 41 sind in einem blau unterlegten Rechteck auch die Repräsentationsformen der Bildinhalte zu sehen. Bevor ich jedoch auf diese näher zu sprechen komme (s.u.), gehe ich noch auf die im Theorieteil angestellten Überlegungen zu einer Oberflächen- und Tiefenstruktur der Inhalte ein, die im obigen Modell nicht auftaucht. Zur Erinnerung: Mit Oberflächen- und Tiefenstruktur ist gemeint, dass sich ein Inhalt aus leicht aktivierbaren, stark verallgemeinernden Aspekten zusammensetzt, aber gleichzeitig noch über eine Tiefenstruktur verfügt, bei der die Inhalte mit stärkerer Differenzierung vorliegen, die aber weniger leicht zugänglich sind, d.h. für deren Aktivierung es einer tiefergehenden Reflexion bedarf. Meine Daten liefern allerdings nur ansatzweise Erkenntnisse zur weiteren Klärung dieser Annahme. Das mag aber daran liegen, dass die Art, wie in meiner Untersuchung die Daten gewonnen werden, einen gewissen Grad der Reflexion voraussetzt. Für weitere Sondierungen zu dieser Annahme wären also Studien empfehlenswert, die beide Formen der Aktivierung beinhalten.

4 Ich übernehme den Begriff der Verarbeitungstiefe aus einem Modell zur Informationsverarbeitung von Fergus Craik und Robert Lockhart (1972) und lehne mich damit an deren Grundidee an, nämlich, dass es einen Unterschied macht, ob ein Stimulus tiefer (engl. deeper) oder oberflächlich verarbeitet wird (ebd., S. 681). Davon ausgehend fokussiere ich aber die damit verbundene sozial- und kulturpsychologische Tragweite und nicht – wie Craik und Lockhart (ebd.) – Gedächtnisprozesse.

Abbildung 41: Bildinhalte und deren Struktur



Quelle: eigene Darstellung

Außerdem bleibt die Frage zu klären, ob Stereotype ein Bestandteil von Bildern sein können. Die Antwort auf diese Frage hängt vom zugrunde gelegten Stereotypenverständnis ab: Wird ein erweitertes Verständnis propagiert, so sind dessen Annahmen in großen Teilen deckungsgleich mit den hier gemachten, d.h. erweiterte Stereotypenverständnisse gehen ebenfalls davon aus, dass es zahlreiche mögliche Inhalte gibt, die in Form von Wissen, Erwartungen und Überzeugungen abgebildet sind. Zwar sind derart erweiterte Stereotypenverständnisse eher selten, für sie könnte das obige Modell aber auch als Grundlage zur Differenzierung von Stereotypen dienen. Bilder unterscheiden sich dann nur insofern von Stereotypen, als noch weitere Aspekte (s.u.) hinzukommen.

Werden wiederum enger gefasste Stereotypenverständnisse herangezogen, die konkrete Annahmen zu den Inhalten und deren Struktur machen, dann stellen Stereotype einen Teil von Bildern dar, da diese einen bestimmten Platz auf den vorgeschlagenen Dimensionen einnehmen, nämlich: wenig veränderbar, stark generalisierend und mit geringer Verarbeitungstiefe.

2.3 Repräsentationsformen

In diesem Teilkapitel widme ich mich den Repräsentationsformen der Inhalte, wobei ich zunächst eine Ergänzung vornehme und dann auf emotionale Aspekte und Verschränkungen der verschiedenen Repräsentationsformen eingehe.

2.3.1 Ergänzung der Repräsentationsformen

Wie eingangs erwähnt eignen sich die einschlägigen Konzepte ›Wissen, Erwartungen und Einstellungen/Überzeugungen‹ gut dazu, die Repräsentationsform der Inhalte ab-

zubilden. Allerdings lassen sich nicht alle Bildinhalte unter diese Begriffstrios subsumieren, weshalb ich eine Ergänzung um ein weiteres Konzept vorschlage: Dies betrifft die von den Teilnehmenden geäußerten persönlichen und kollektiven Wünsche bzw. Hoffnungen und Befürchtungen, die keinem der Konzepte zugeordnet werden können: d.h. bei Wünschen oder Befürchtungen handelt es sich weder um Einstellungen, noch um Wissen und auch nicht um Erwartungen. Vielmehr setzen Wünsche, aber auch Befürchtungen an der Gegenwart an, beziehen zum Teil Vergangenes mit ein und sind auf (eine individuelle und/oder kollektive) Zukunft gerichtet. Es scheint also darum zu gehen, wie die Welt ist, wie sie sein sollte und wozu sie werden könnte oder sollte. Diese Grundstruktur liegt Imaginationen zugrunde (vgl. z. B. Gfeller/Zittoun 2021: 76), weshalb ich eine Erweiterung der Repräsentationsformen um das Konzept der Imagination vorschlage. Die Imaginationsforschung fokussiert zwar den Akt bzw. Prozess des Imaginierens, dessen Grundannahmen lassen sich meines Erachtens aber problemlos auf das Ergebnis dieses Prozesses übertragen, das ich hier im Blick habe, wenn ich von Imagination als Repräsentationsform von Bildinhalten spreche. Mit Fabienne Gfeller und Tania Zittoun verstehe ich unter Imagination das Produkt eines Prozesses, bei dem »we leave the here-and-now to explore the past, the future, as well as fictional or alternative possibilities« (Gfeller/Zittoun 2021: 73)⁵. Demnach bleibt festzuhalten, dass sich die Inhalte von Bildern in vier Repräsentationsformen manifestieren können: Wissen, Einstellungen, Erwartungen und Imaginationen.

2.3.2 Integration emotionaler Aspekte

Die oben genannte Repräsentationsform der Imagination bildet Inhalte wie Wünsche oder Befürchtungen ab, die sich vornehmlich auf einer emotionalen Ebene verorten lassen. Deshalb ist es unabdingbar, dass auch die Repräsentationsform Gefühle miteinschließt. In der oben gewählten Definition werden diese zwar nicht explizit angeführt, in den einschlägigen Abhandlungen (u. a.) zum Imaginationsbegriff wird die emotionale Komponente aber stets mitgedacht, so auch bei Gfeller und Zittoun (2021: 74f.). Ein genauerer Blick auf die Inhalte der anderen Repräsentationsformen offenbart jedoch, dass auch bei diesen stets emotionale Aspekte mit hineinspielen (s. u.).

2.3.3 Interaktionsdynamiken

Die oben skizzierten Repräsentationsformen sind, wie ich an einem konkreten Beispiel aufzeigen möchte, nicht separat voneinander zu denken, vielmehr deuten meine Daten auf ein enges Ineinandergreifen der verschiedenen Formen hin. So lassen sich die Ausführungen einer Teilnehmerin zur Bekleidungsfreiheit so lesen, dass sie um die Bekleidungsfreiheit in Deutschland weiß (=Wissen) und deshalb zu erwarten scheint, dass diese Freiheit auch für sie als kopftuchtragende Frau gilt (=Erwartung), auch wenn sie

5 Ich verwende hier bewusst diese sehr einfache Definition, da sie den Zwecken Genüge leistet, die ich in vorliegender Arbeit damit verfolge. Dennoch sei an dieser Stelle auf weitaus elaborierte Imaginations-Konzeptionen sowie Weiterentwicklungen verwiesen, wie sie sich beispielsweise in der Arbeit von Svetlana Fork (2024) finden.

persönlich manchen Auslegungsvarianten der Bekleidungsfreiheit skeptisch gegenüberzustehen scheint (=Einstellung) (Rachida & Amina 2016). Hier greifen also Wissen, Erwartungen und Einstellungen ineinander und scheinen sich in gewisser Weise wechselseitig zu bedingen, d.h. das Wissen, zu dem sich auch eine Einstellung ausgebildet hat, resultiert in einer Erwartung. Die Teilnehmerin macht dann aber die Erfahrung, dass die Bekleidungsfreiheit nicht automatisch für das Tragen des Kopftuchs gilt (zumindest nicht uneingeschränkt). Dieses erwartungswidrige Erlebnis führt zu Enttäuschung und Unverständnis, aber auch einer Suche nach Erklärungen: Die Teilnehmerinnen (das Interview erfolgt mit zwei Frauen, die beide Kopftuch tragen) verweisen darauf, dass in größeren Städten mehr Muslime lebten, die auch arbeiten würden, sie scheinen also anzunehmen, dass die Ablehnung des Kopftuchs aus einem Mangel an Gewöhnung resultiere (=Überzeugung). Deshalb plant eine der beiden Teilnehmer*innen, mit ihrem Mann in eine größere Stadt zu ziehen. Neben dem wechselseitigen Ineinandergreifen der verschiedenen Repräsentationsformen wird hier einmal mehr das Zusammenspiel mit Gefühlen aber auch Handlungen sowie der wechselseitige Austausch mit ›der Realität‹ deutlich. Abgeleitet aus den Ergebnissen dieser Arbeit, lässt sich nun folgender Bildbegriff vorschlagen:

Die Bilder, die Menschen von ihren Lebensorten haben, setzen sich aus jeglichen sozialen, kulturellen Phänomenen (Praktiken, Handlungen, Artefakte, Werte), aber auch solchen der natürlichen Umwelt zusammen, die für das Individuum bezogen auf den Lebensort bedeutsam erscheinen. Die Inhalte weisen unterschiedliche Ausmaße der Differenziertheit, Veränderbarkeit und Verarbeitungstiefe auf, die in Form von Wissen, Einstellungen und Erwartungen, aber auch Imaginationen repräsentiert sind. Die Bildinhalte werden mit den gemachten Erfahrungen abgeglichen, werden handlungswirksam und manifestieren sich auf Gefühlsebene in Form von Bereicherungs- oder Bedrohungsgefühlen. Die Bilder und deren Inhalte können sich verändern und weiterentwickeln, hervorgerufen durch individuelle und gesellschaftliche (Weiter-)Entwicklungen und Lernprozesse.

3. Differenzlinien

Meine Arbeit fragt auch danach, ob sich die Deutschlandbilder der Teilnehmenden voneinander unterscheiden und an welchen Differenzlinien sich etwaige Unterschiede festmachen lassen. In meinen Auswertungen eröffnet sich eine wiederkehrende Differenzlinie: »geflüchtet bzw. neuangekommen vs. bereits da gewesen«. Dass sich dieser Unterschied durch das gesamte Datenmaterial zieht, lässt sich zweifelsohne auf die sehr unterschiedlichen Hintergründe und (Vor-)Erfahrungen zurückführen (vgl. S. 16). Da sich aber meine Studie an eben dieser Schnittstelle verortet, und es sich deshalb um ein zentrales Kriterium bei der Auswahl der Teilnehmenden handelt, trage ich letztlich zum Auffinden dieser Differenzlinie bei. Will heißen, hätte ich mich vornehmlich dafür interessiert, wie Eltern mit und ohne eigene Kinder Deutschland sehen, hätte ich bei der Auswahl der Teilnehmenden darauf geachtet, ob sie Kinder haben oder nicht und somit wohl auch an eben dieser Differenzlinie Unterschiede finden können.

Dieses Vorgehen mag zunächst so anmuten, als näherte ich mich dem Forschungsgegenstand mit einer binären und naturalisierenden Dichotomie, eine Art des Zugangs die von Vertreter*innen einer postmigrantischen Perspektive sehr kritisch gesehen wird (z.B. Yildiz 2022), weil damit Unterschiede reproduziert und festgeschrieben werden. Allerdings nehme ich bei der Auswertung keine a priori Einteilung in Gruppen und -zugehörigkeiten vor, ich dividiere also niemanden, wie Yildiz dies kritisch beschreibt »von vornherein nach gewissen Kriterien auseinander« (ebd.: 34), sondern setze erst einmal – wie dies auch Yildiz vorschlägt – am gemeinsam Geteilten, hier den Deutschlandbildern an. Im Sinne der relationalen Hermeneutik (vgl. S. 119) wird der Forschungsgegenstand dann mittels maximal kontrastierender und minimal differenzierender Komparaanda bestimmt, womit sich für alle tiefer analysierten Themen verschiedene Varianten mit diversen Ausdifferenzierungen und Facetten herausarbeiten lassen. Erst im Anschluss daran rekonstruiere ich, worin diese Unterschiede gründen, wobei ich auch hier nicht zuallererst auf mögliche Gruppenzugehörigkeiten zurückgreife, sondern in den Interpretationen nach möglichen Erklärungsansätzen suche, zu denen ich dann sukzessive wissenschaftliche Vergleichshorizonte heranziehe.

Auf diese Art kann ich in meiner Arbeit vielfältige Differenzlinien herausarbeiten: So zeigt sich, dass der Blick auf die europaweite Bewegungs- und Reisefreiheit (wie sie von Deutschland aus möglich ist) intergenerational variiert: Für ältere Menschen ist die

Bewegungsfreiheit vor allem im Hinblick auf Urlaubsreisen von Interesse, während für jüngere Menschen die Möglichkeit, in anderen europäischen Ländern zu leben und zu arbeiten eine stärkere Rolle spielt. Für Eltern mit Kindern hingegen scheinen besonders fürsorgliche Angebote wichtig zu sein, die die Vereinbarkeit von Familie und Studium/Arbeit ermöglichen, aber auch zur Förderung des Kindes beitragen. Darüber hinaus scheinen entwicklungsbedingte Veränderungen sowie persönlichkeitsbezogene Aspekte zu Unterschieden beim Blick auf Deutschland zu begünstigen. Im Detail zeichne ich die Manifestation verschiedener Differenzlinien am Ende der betreffenden Teilkapitel nach (vgl. S. 183f. u. S. 215f.), deshalb begnüge ich mich an dieser Stelle mit wenigen konkludierenden und weiterführenden Überlegungen. Angesichts der oben angedeuteten vielfältigen Differenzlinien lässt sich folgern, dass die menschliche Diversität auch im Blick auf Deutschland zum Tragen kommt: Letztlich können jegliche Merkmale, anhand derer sich Menschen unterscheiden, in deren Blick auf Deutschland zum Tragen kommen und zu unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und Ausdifferenzierungen der Deutschlandbilder führen. Wichtig scheint nur, dass diese in der aktuellen Lebenssituation für die Teilnehmenden bedeutsam sind und zudem mit Deutschland in Verbindung gebracht werden. Eben diesen vielfältigen Differenzlinien trug diese Arbeit Rechnung. Angesichts dieser vielfältigen Differenzlinien ließe sich nun fragen, ob und warum es dann überhaupt noch einer Schwerpunktsetzung bedarf? Tatsächlich erscheint diese aus mehreren Gründen wichtig: Erstens bedarf es für eine differenzierte Nachzeichnung von Besonderheiten, Unterschieden aber auch Gemeinsamkeiten eines tragfähigen Samples. Würde ich alle (möglichen) Differenzlinien gleichermaßen bedienen wollen, würde das einer Stichprobe bedürfen, mit der qualitative Verfahren an ihre Grenzen kämen. Zudem erscheinen kontextuelle Verortungen für eine angemessene Theorienbildung von Bedeutung. Das Potential meines Vorgehens liegt aber nun darin, dass es vielfältige ›Andockmöglichkeiten‹ sichtbar macht, z.B. was die Integration von älteren Menschen angeht, aber auch was die theoretischen Arbeiten zur Fürsorge angeht. Hier können Studien mit anderen Forschungsschwerpunkten anknüpfen, und gleichsam ›den Faden aufnehmen und weiterspinnen‹. Damit kann meine Arbeit auch einen Beitrag zur Überwindung wissenschaftlichen Containerdenkens leisten.

VII. Zusammenfassung

Vorliegende Arbeit untersucht Deutschlandbilder von Menschen mit und ohne Fluchterfahrung und geht dabei den Fragen nach, welche Deutschlandbilder die Teilnehmenden haben und ob und wie sich diese Bilder im Laufe eines Jahres entwickeln. Darüber hinaus wird untersucht, ob sich in den Sichtweisen auf Deutschland Unterschiede abzeichnen und auf welche Differenzlinien diese zurückzuführen sind.

Da ich mich für Deutschlandbilder in ihrer Differenziertheit und Vielgestaltigkeit interessiere, wähle ich einen interpretativen methodologischen Zugang, der sich auch in der Auswahl der Erhebungsmethoden manifestiert: Die Teilnehmenden erhielten von mir eine Einmalkamera und wurden gebeten zu fotografieren, wie sie Deutschland sehen und was sie mit Deutschland verbinden. Nach einer zweiwöchigen Fotophase, die bei Bedarf verlängert wurde, sammelte ich die Kameras wieder ein und ließ die Bilder entwickeln. Die Fotos bildeten dann die Grundlage für ein qualitatives Interview, bei dem ein dialogischer Austausch über die Fotos erfolgte, die Teilnehmenden aber auch zu weiterführenden Erzählungen angeregt wurden. Um Entwicklungen und Veränderungen der Deutschlandbilder nachvollziehen zu können, wurde die Erhebung mit ausgewählten Teilnehmenden ein Jahr später wiederholt. Die Auswertung der Fotos erfolgte in Anlehnung an die visuelle Segmentanalyse (Breckner 2010), den übergeordneten Auswertungsrahmen lieferte wiederum die relationale Hermeneutik (Straub 1999). Da an meiner Studie insgesamt 47 Personen teilnahmen und ich somit ein großes Datenset zur Verfügung hatte, hat eine vorstrukturierende Datenanalyse den Auftakt meiner Auswertungen gebildet. Hierfür wurde die thematische Analyse (Braun/Clarke 2006) herangezogen.

Mit der Fotoerhebung erhielt ich materielle Bilder, die ich jedoch nicht mit Deutschlandbildern gleichsetze, sondern dazu verwende, die imaginären Bilder von Deutschland zu rekonstruieren. Die theoretische Basis hierfür liefert der Bildbegriff, den ich mit dem Stereotypenbegriff und dem Konzept der sozialen Repräsentationen abgleiche und dabei aufzeige, wodurch sich dieser in Abgrenzung zu den anderen Begriffen auszeichnet und wo diese Gemeinsamkeiten aufweisen. Im Zuge der Analysen nehme ich eine Differenzierung in Inhalte und Repräsentationsform der Bildinhalte vor, die ich am Ende der Ergebnisauswertungen nochmal aufgreife und anhand meiner Ergebnisse konkretisiere und modifiziere.

Im Ergebnisteil stehen vier ausgewählte Themenkomplexe, also Bildinhalte, im Vordergrund: Fürsorge, Freiheit, Diversität und Integration. Für jeden Themenbereich entwerfe ich zunächst einen theoretischen Rahmen, der als Heuristik für die darauffolgenden Auswertungen dient.

Beim Themengebiet der Fürsorge kann ich herausarbeiten, dass es gerade nicht finanzielle Unterstützungen sind, die als fürsorglich erlebt werden, sondern vielmehr eine gesamtgesellschaftlich wahrgenommene Fürsorgehaltung. Diejenigen, denen Fürsorge zuteil wird, heben hervor, dass ihnen auf Augenhöhe und mit Respekt begegnet wird, was stark zum persönlichen Wohlbefinden beiträgt.

Was die Freiheit angeht, so nehmen die Teilnehmenden sehr vielfältige Formen von Freiheit in Deutschland wahr, die überwiegend als sehr positiv erlebt werden. Deutschland liefert hier vor allem den (auch gesetzlich verankerten) Rahmen, in dem eine freie bedürfnis- und interessenbezogene Entfaltung möglich wird. Allerdings zeichnen sich in den Daten auch Ambivalenzen und Bedrohungsgefühle ab, und zwar vor allem dann, wenn die Freiheitsausübung anderer eigenen Wertvorstellungen fundamental zuwiderläuft. Diese Grenzüberschreitungen können Sanktionierungen, aber auch Aushandlungen über die Grenzziehung nach sich ziehen.

Im Diversitätsteil kann ich zeigen, dass in Deutschland sehr unterschiedliche Formen von Diversität erlebt werden, die sich zudem nicht auf menschliche Diversität beschränken, sondern auch lebewesen- und sachbezogene Diversität umfassen. Darüber hinaus steht in vielen Ausführungen zur Diversität eher die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Phänomene im Fokus und weniger konkrete Verschiedenheiten. Für die Teilnehmenden spielen auch die in Deutschland erlebten Aushandlungen sowie der Umgang mit Diversität eine große Rolle: So besteht der Eindruck, dass (gruppenbezogene) Unterschiede im Privaten verortet werden und eben nicht das Miteinander dominieren, was nach Ansicht der Teilnehmenden zu einem gelingenden Zusammenleben beiträgt.

Beim Themengebiet der Integration handelt es sich um den Bildinhalt, der am wenigsten »spezifisch« für Deutschland ist, da sich darin vor allem klassische Ankommensphänomene manifestieren, wie sie aus der psychologischen Akkulturations- und soziologischen Integrationsforschung bekannt sind. Ein dominierender Aspekt ist dabei die Frage, die sich insbesondere vielen Neuangekommenen stellt: Wie kann sozialer Kontakt aufgebaut und etabliert werden? Die Ergebnisse offenbaren einen – vielleicht profan anmutenden – Mangel an Kontakträumen, mit dem sich nicht nur die Gruppe der neuangekommenen Teilnehmenden, sondern auch *nicht mehr integrierte* Personen wie ältere Menschen konfrontiert zu sehen scheinen. Trotz aller Schwierigkeiten gelingt in vielen Fällen die Herstellung sozialer Kontakte, die dann bisweilen Differenz Erfahrungen mit sich bringen. Hier liefern die Ergebnisauswertungen Informationen, mit Hilfe derer sich das adaptierte Modell der Akkulturationsorientierungen (Utler 2014a: 342) weiter ausdifferenzieren lässt.

Die Deutschlandbilder der Teilnehmenden erweisen sich aber nicht nur als differenziert, sondern auch als dynamisch und veränderbar, wobei sehr unterschiedliche Aspekte zur Manifestation von Veränderungen beizutragen scheinen: Diese umfassen u. a. entwicklungsbedingte Phänomene, Änderungen der Lebenssituation sowie (interkulturelle) Lernprozesse.

In der Schlussbetrachtung werden zunächst die Querverbindungen aufgezeigt, die sich zwischen den vier Themenbereichen abzeichnen. Im Anschluss wird auf die theoretischen Annahmen zum Bildbegriff zurückgegriffen, die unter Einbezug der Ergebnisse erweitert werden können: So ergänze ich einerseits die Repräsentationsformen der Inhalte und entwerfe andererseits ein Modell, mit dem sich die Struktur der Inhalte abbilden lässt. Am Ende des Teilkapitels wird ein Vorschlag für einen modifizierten Bildbegriff geliefert. Im letzten Teilkapitel fasse ich zusammen, welche Differenzlinien sich in meiner Arbeit nachzeichnen ließen, wobei ich die dabei angewandte Vorgehensweise nochmal kritisch reflektiere. Die Arbeit schließt mit einem generellen Ausblick auf Anknüpfungspunkte für künftige Forschungen.

Literaturverzeichnis

- Ackermann, Andreas (2011): »Das Eigene und das Fremde: Hybridität, Vielfalt und Kulturtransfers«, in: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen, Stuttgart: Metzler, S. 139–154.
- Ackermann, Ulrike (2017a): »Einleitung ›Freiheitsindex Deutschland 2017‹«, in: Ulrike Ackermann (Hg.), Freiheitsindex Deutschland 2017 des John Stuart Mill Instituts für Freiheitsforschung. Schwerpunkt Populistische Herausforderungen der Demokratie, Frankfurt a.M.: Humanities Online, S. 7–12.
- Ackermann, Ulrike (Hg.) (2017b): Freiheitsindex Deutschland 2017 des John Stuart Mill Instituts für Freiheitsforschung. Schwerpunkt Populistische Herausforderungen der Demokratie, Frankfurt a.M.: Humanities Online.
- Adler, Mortimer J. (1973): The idea of freedom, Westport: Greenwood.
- AFP (2017): »Akteure in Syrien. Stellvertreterkrieg für viele Mächte«, in: tagesschau.de vom 08.04.2017, <https://www.tagesschau.de/ausland/akteure-syrien-101.html> vom 05.03.2024.
- AFP/dpa/rtr (2016): »CSU: ›Deutschland muss Deutschland bleiben‹«, in: DW Deutsche Welle vom 08.09.2016, <https://www.dw.com/de/csu-deutschland-muss-deutschland-bleiben/a-19533130> vom 13.03.2024.
- AGILA Haustierversicherung (2012): Pro & Contra: Hundebekleidung – nützlich oder überflüssig?, <https://www.agila.de/agila-magazin/935-pro-contra-hundebekleidung-nuetzlich-oder-ueberfluessig> vom 04.04.2024.
- Alexander, Karen (1994): »Representation«, in: Paragraph 17 (3), S. 260–265.
- Alexander, Michele G./Brewer, Marilyn B./Livingston, Robert W. (2005): »Putting Stereotype Content in Context: Image Theory and Interethnic Stereotypes«, in: Personality and Social Psychology Bulletin 31, S. 781–794.
- Allemann-Ghionda, Cristina (2011): »Orte und Worte der Diversität – gestern und heute«, in: Cristina Allemann-Ghionda/Wolf-Dietrich Bukow (Hg.), Orte der Diversität. Formate, Arrangements und Inszenierungen, Wiesbaden: VS Verlag, S. 15–34.
- Allemann-Ghionda, Cristina/Bukow, Wolf-Dietrich (Hg.) (2011). Orte der Diversität. Formate, Arrangements und Inszenierungen, Wiesbaden: VS Verlag.
- Allport, Gordon W. (1954): The nature of prejudice, Reading: Addison-Wesley.

- Althaus, Hans-Joachim (2010): »Fremdbilder und Fremdwahrnehmung«, in: Hans-Jürgen Krumm/Christian Fandrych/Britta Hufeisen et al. (Hg.), *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch*, Berlin: de Gruyter, S. 1423–1431.
- Althaus, Hans-Joachim/Mog, Paul (1996): »Deutsch-amerikanische Beziehungen und Wahrnehmungsmuster«, in: Paul Mog (Hg.), *Die Deutschen in ihrer Welt. Tübinger Modell einer integrativen Landeskunde*. 5. Aufl., Berlin: Langenscheidt, S. 17–42.
- Amer, Amena/Howarth, Caroline/Sen, Ragini (2015): »Diasporic virginities: Social representations of virginity and identity formation amongst British Arab Muslim women«, in: *Culture & Psychology* 21 (1), S. 3–19. <https://doi.org/10.1177/1354067X14551297>.
- Andresen, Sabine (2013): »Die schwierige Balance zwischen Fürsorge und Freiheit«, in: *dji impulse* 101, 22–25.
- Anholt, Simon (2009): »The media and national image«, in: *Place Branding and Public Diplomacy* 5 (3), S. 169–179. <https://doi.org/10.1057/pb.2009.11>.
- Antes, Peter (2017): »Freiheit – interkulturell«, in: Martin Thurner (Hg.), *Freiheit. Begründung und Entfaltung in Philosophie, Religion und Kultur*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 139–152.
- Arendt, Hannah (1960): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, Stuttgart: Kohlhammer.
- Argyle, Michael/Henderson, Monika (1990): *Die Anatomie menschlicher Beziehungen*, München: mvv.
- Arolsen Archives/rheingold (2022): *Die Gen Z und die NS-Geschichte: hohe Sensibilität und unheimliche Faszination*, https://arolsen-archives.org/content/uploads/abstract_arolsen-archives_studie-genz-1.pdf.
- Aronson, Elliot/Akert, Robin M./Wilson, Timothy D. (2014): *Sozialpsychologie*. 8. Aufl., München: Pearson.
- Aronson, Elliot/Wilson, Timothy D./Sommers, Samuel R. (2023): *Sozialpsychologie*. 10. Aufl., München: Pearson.
- Artus, Ingrid/Birke, Peter/Kerber-Clasen, Stefan/Menz, Wolfgang (Hg.) (2017): *Sorge-Kämpfe. Auseinandersetzungen um Arbeit in sozialen Dienstleistungen*, Hamburg: VSA Verlag.
- Ashmore, Richard D./Del Boca, Frances K. (1981): »Conceptual Approaches to Stereotypes and Stereotyping«, in: David L. Hamilton (Hg.), *Cognitive processes in stereotyping and intergroup behavior*, Hillsdale, N.J.: L. Erlbaum Associates, S. 1–35.
- Attia, Iman/Keskinkılıç, Ozan Zakariya (2017): »Rassismus und Rassismuserfahrung. Entwicklung – Formen – Ebenen«, in: *Wissen schafft Demokratie* (2), S. 116–125, https://www.idz-jena.de/fileadmin/user_upload/PDFS_WsD2/Rassismus_und_Rassismuserfahrung.pdf.
- Augoustinos, Martha/Walker, Iain (1995): *Social Cognition. An Integrated Introduction*, London: Sage.
- Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria (Hg.) (2014): *Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care*, Weinheim: Beltz.
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit/Theobald, Hildegard (Hg.) (2014): *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Care: Work, Relations, Regimes*, Baden-Baden: Nomos.
- Auswärtiges Amt (2023): *Schengener Übereinkommen*, <https://www.auswaertiges-amt.de/de/service/visa-und-aufenthalt/schengen/207786> vom 14.04.2024.

- Baader, Meike S./Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (2014a): »Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge«, in: Meike S. Baader/Florian Eßer/Wolfgang Schröer (Hg.), *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 7–20.
- Baader, Meike S./Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (Hg.) (2014b). *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Babka von Gostomski, Christian (2010): *Fortschritte der Integration: zur Situation der fünf größten in Deutschland lebenden Ausländergruppen*, Nürnberg.
- Bal, Mieke (2002): *Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide.*, Toronto: University of Toronto Press.
- Bär, Oliver (2005): *Freiheit und Pluralität der Medien nach der Charta der Grundrechte der Europäischen Union*, München: Utz.
- Barskanmaz, Cengiz (2015): »Das Kopftuch als das Andere. Eine notwendige postkoloniale Kritik des deutschen Rechtsdiskurses«, in: Sabine Berghahn/Petra Rostock (Hg.), *Der Stoff, aus dem Konflikte sind. Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz*, Bielefeld: transcript, 361–392.
- Bar-Tal, Daniel (1997): »Formation and Change of Ethnic and National Stereotypes: An Integrative Model«, in: *International Journal of Intercultural Relations* 21, S. 491–523.
- Bausinger, Hermann (2009): *Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen?* 5. Aufl., München: Beck.
- Bayerische Landesanstalt für Landwirtschaft (2011): *Hopfen 2011. Anbau, Sorten, Düngung, Pflanzenschutz, Ernte*, <https://mediatum.ub.tum.de/doc/1107609/document.pdf> vom 04.04.2024.
- Bayerisches Staatsministerium für Wohnen, Bau und Verkehr (2021): *Leitfaden Eingriffsregelung in der Bauleitplanung*, <https://www.stmb.bayern.de/buw/staedtebau/oekologie/leitfadeneingriffsregelung/index.php> vom 05.03.2024.
- Beckmann, Sabine (2014): »Care neu verteilt? Väter und Mütter im schwedischen, französischen und deutschen Wohlfahrtsstaat«, in: Brigitte Aulenbacher/Maria Dammayr (Hg.), *Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care*, Weinheim: Beltz, S. 116–126.
- Behrendt, Jan Peter (2008): »Das Deutschlandbild als Forschungsgegenstand: Perzeption, Imagination und Veräußerlichung«, in: Ingeborg Reichle/Steffen Siegel/Achim Spelten (Hg.), *Verwandte Bilder. Die Fragen der Bildwissenschaft*. 2. Aufl., Berlin: Kulturverl. Kadmos, S. 131–146.
- Behrmann, Laura/Eckert, Falk/Gefken, Andreas (2018): »Prozesse sozialer Ungleichheit aus mikrosoziologischer Perspektive – eine Metaanalyse qualitativer Studien«, in: Laura Behrmann/Falk Eckert/Andreas Gefken et al. (Hg.), »Doing Inequality«, Wiesbaden: Springer, S. 1–34.
- Bentele, Günter (1995): »Der Entstehungsprozess von Nationenimages. Informationsquellen und Verzerrungen. Überlegungen zu Grundlagen der staatlichen Auslands-Öffentlichkeitsarbeit«, in: Walter A. Mahle (Hg.), *Deutschland in der internationalen Kommunikation*, Konstanz: Ölschläger, S. 59–71.
- Berger, Peter A./Kahlert, Heike (Hg.) (2005): *Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert*, Weinheim: Juventa.

- Berghahn, Sabine/Rostock, Petra (Hg.) (2015). Der Stoff, aus dem Konflikte sind. Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Bielefeld: transcript.
- Bergler, Reinhold (1991): »Standort als Imagefaktor«, in: DPRG Deutsche Public Relations Gesellschaft (Hg.), Führung und Kommunikation: Erfolg durch Partnerschaft, Standort als Imagefaktor. DPRG-Jahrestagung 9.-11.5.1991, Bonn:
- Bergler, Reinhold (1992): »Images und Medienimages«, in: Werner Faulstich (Hg.), Image, Imageanalyse, Imagegestaltung. 2. Lüneburger Kolloquium zur Medienwissenschaft, Bardowick: Wissenschaftler-Verl., S. 152–176.
- Berliner Fernsehturm (2024): Wikipedia – Die freie Enzyklopädie, https://de.wikipedia.org/wiki/Berliner_Fernsehturm vom 24.02.2024
- BerlinOnline Stadtportal (2024): Private Stadtrundfahrt: Highlights von Berlin, <https://www.berlin.de/tourismus/stadtrundfahrten/x/3504372-5430289-stadtrundfahrt-highlights-von-berlin.html> vom 13.03.2024.
- Berry, John W. (1992): »Acculturation and Adaptation in a New Society«, in: International Migration 30, S. 69–85.
- Berry, John W. (1997): »Immigration, Acculturation, and Adaptation«, in: Applied Psychology 46 (1), S. 5–34. <https://doi.org/10.1111/j.1464-0597.1997.tb01087.x>.
- Berry, John W. (2001): »A Psychology of Immigration«, in: Journal of Social Issues 57, S. 615–631.
- Berry, John W. (2019): »Diversity and Equity in Plural Societies: Psychological Perspectives«, in: Janak Pandey/Rashmi Kumar/Komilla Thapa (Hg.), Psychological Perspectives on Diversity and Social Development, Singapur: Springer, S. 23–35.
- Berry, John W./Sam, David L. (1997): »Acculturation and adaptation«, in: John W. Berry/Marshall H. Segall/Çiğdem Kağıtçıbaşı (Hg.), Handbook of Cross-Cultural Psychology. Volume 3: Social behavior and applications. 2. Aufl., Boston: Allyn and Bacon, S. 291–326.
- Bertoldo, Raquel/Castro, Paula (2019): »From legal to normative: A combined social representations and sociocognitive approach to diagnosing cultural change triggered by new environmental laws«, in: Culture & Psychology 25 (3), S. 324–344. <https://doi.org/10.1177/1354067X18790730>.
- Bertram, Hans (2011): »Fürsorge, Bindungen und vielfältige Moderne: Perspektiven für eine zukunftsorientierte Familienpolitik«, in: Hans Bertram/Nancy Ehler (Hg.), Familie, Bindungen und Fürsorge. Familiärer Wandel in einer vielfältigen Moderne, Leverkusen: Barbara Budrich, S. 679–719.
- Bertram, Hans/Ehler, Nancy (Hg.) (2011): Familie, Bindungen und Fürsorge. Familiärer Wandel in einer vielfältigen Moderne, Leverkusen: Barbara Budrich.
- Bettache, Karim/Chiu, Chi-yue (2018): »The populist effect: Threat and the handover of freedom«, in: Personality and Individual Differences 130, S. 102–106.
- Bhatti, Anil (2019): »Ähnlichkeit. Konturen eines kulturwissenschaftlichen Konzepts«, in: Jürgen Straub/Pradeep Chakkarath/Gala Rebane (Hg.), Kulturpsychologie in interdisziplinärer Perspektive. Hans-Kilian-Vorlesungen zur sozial- und kulturwissenschaftlichen Psychologie und integrativen Anthropologie, Gießen: Psychosozial, S. 337–354.

- Bidney, David (1963): »Preface«, in: David Bidney (Hg.), *The Concept of Freedom in Anthropology*, The Hague: Mouton & Co, S. 5–8.
- Biederbeck, Ina (2013): *Die Einbindung Didaktischer Laien im Rahmen methodischer Ansätze zur Individualisierung von Lernwegen*. Landau, Universitätsbibliothek Landau, <https://kola.opus.hbz-nrw.de/frontdoor/index/index/docId/712>.
- Bielicki, Jan (2016): »So soll das Ausländerrecht nach Köln verschärft werden«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 12.01.2016, <https://www.sueddeutsche.de/politik/recht-so-soll-das-auslaenderrecht-nach-koeln-verschaerft-werden-1.2813622> vom 29.02.2024.
- Bierhoff, Hans-Werner (2006): *Sozialpsychologie. Ein Lehrbuch*. 6. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer.
- Bierhoff, Hans-Werner (2010): *Psychologie prosozialen Verhaltens. Warum wir anderen helfen*. 2. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer.
- Bittner, Rüdiger (2017): *Bürger Sein. Eine Prüfung politischer Begriffe*, Berlin: de Gruyter.
- Blaine, Bruce Evan/McClure Brenchley, Kimberly J. (2018): *Understanding the Psychology of Diversity*. 3. Aufl., Thousand Oaks: Sage.
- Blum, André L./Zschocke, Nina/Rheinberger, Hans-Jörg/Barras, Vincent (2016a): »Glossar«, in: André L. Blum/Nina Zschocke/Hans-Jörg Rheinberger et al. (Hg.), *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 409–412.
- Blum, André L./Zschocke, Nina/Rheinberger, Hans-Jörg/Barras, Vincent (Hg.) (2016b): *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Blumer, Herbert (1973): »Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus«, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*, Bd. 1, Reinbek: rowohlt, S. 80–188.
- Boeckh, Katrin (Hg.) (2015): *Religiöse Pluralität als Faktor des Politischen in der Ukraine*, Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Boehm, Gottfried (1995): »Bildbeschreibung. Über die Grenzen von Bild und Sprache«, in: Gottfried Boehm/Helmut Pfotenhauer (Hg.), *Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung. Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart*, München: Fink, S. 23–40.
- Boesch, Ernst E./Straub, Jürgen (2007): »Kulturpsychologie. Prinzipien, Orientierungen, Konzeptionen«, in: Gisela Trommsdorff/Hans-Joachim Kornadt (Hg.), *Theorien und Methoden der kulturvergleichenden Psychologie*, Göttingen: Hogrefe, S. 25–95.
- Bohleber, Werner (2019): *Von der Orthodoxie zur Pluralität – Kontroversen über Schlüsselbegriffe der Psychoanalyse*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Böhme, Claudia/Schmitt, Caroline (2022): »Konflikte und Konfliktpotentiale in Geflüchtetenunterkünften«, in: J. Olaf Kleist/Dimitra Dermitzaki/Bahar Oghalai et al. (Hg.), *Gewaltschutz in Geflüchtetenunterkünften*, Bielefeld: transcript, S. 85–126.
- Böhme-Dürr, Karin (2000): *Perspektivensuche. Das Ende des Kalten Krieges und der Wandel des Deutschlandbildes in der amerikanischen Presse (1976 – 1998)*, Konstanz: UVK-Medien.
- Bohnsack, Ralf (2011): *Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode*. 2. Aufl., Opladen: Budrich.

- Bohnsack, Ralf (2013): »Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation«, in: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. 3. Aufl., Wiesbaden: Springer VS, S. 75–98.
- Bohnsack, Ralf (2020): »Die Mehrdimensionalität der Typenbildung und ihre Aspekthaf-tigkeit«, in: Jutta Ecarius/Burkhard Schäffer (Hg.), *Typenbildung und Theoriegene-rierung*, Opladen: Barbara Budrich, S. 21–48.
- Bohnsack, Ralf (2021): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Me-thoden*. 10. Aufl., Opladen: UTB.
- Boller, Sebastian/Rosowski, Elke/Stroot, Thea (2007): »Heterogenität in der Sekundar-stufe II. Einleitende Bemerkungen zum Thema«, in: Sebastian Boller/Elke Rosowski/Thea Stroot (Hg.), *Heterogenität in Schule und Unterricht. Handlungsansätze zum pädagogischen Umgang mit Vielfalt*, Weinheim: Beltz, S. 12–31.
- Bolten, Jürgen (2006): »Die Entwicklung von Nationalstereotypen im Globalisierungs-prozess. Hypothesen zum Auftakt einer international durchgeführten Langzeitun-tersuchung zu Veränderungen des Deutschlandbildes bei Studierenden«, in: *Zeit-schrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 11.
- Boulding, Kenneth E. (1958): *Die neuen Leitbilder*, Düsseldorf: Econ.
- Boulding, Kenneth E. (1959): »National Images and International Systems«, in: *The Jour-nal of Conflict Resolution* 3, S. 120–131.
- Boulding, Kenneth E. (1969): *The Image*. 7. Aufl., Michigan: University of Michigan Press.
- Bourhis, Richard Y./Moïse, Léna Céline/Perreault, Stéphane/Senécal, Sacha (1997): »To-wards an Interactive Acculturation Model: A Social Psychological Approach«, in: *In-ternational Journal of Psychology* 32 (6), S. 369–386. <https://doi.org/10.1080/002075997400629>.
- Braun, Virginia/Clarke, Victoria (2006): »Using thematic analysis in psychology«, in: *Qualitative Research in Psychology* 3 (2), S. 77–101. <https://doi.org/10.1191/1478088706qp0630a>.
- Breckner, Roswitha (2010): *Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bil-dern und Fotografien*, Bielefeld: transcript.
- Breckner, Roswitha (2012): »Bildwahrnehmung – Bildinterpretation. Segmentanalyse als methodischer Zugang zur Erschließung bildlichen Sinns«, in: *Österreichische Zeit-schrift für Soziologie* 37, S. 142–164.
- Brehm, Jack Williams (1966): *A Theory of Psychological Reactance*, New York: Academic Press.
- Breitinger, Matthias (2019): »Im Straßenverkehr herrscht ein eher archaisches Gesell-schaftsbild«, in: ZEIT Online vom 29.01.2019, <https://www.zeit.de/mobilitaet/2019-01/tempolimit-strassenverkehr-autobahnen-fahrverhalten-verkehrspsychologie/komplettansicht> vom 05.03.2024.
- Breunlein, Melanie (2016): *Nationenimages und öffentliches Vertrauen zwischen Staa-ten. Der Wandel des politischen Deutschlandbildes in US-Tageszeitungen 1999 bis 2011*, Wiesbaden: Springer VS.
- Brinkmann, Heinz Ulrich/Sauer, Martina (Hg.) (2016): *Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Entwicklung und Stand der Integration*, Wiesbaden: Springer VS.

- Brinkmann, Heinz Ulrich/Uslucan, Hacı-Halil (Hg.) (2013): *Dabeisein und Dazugehören. Integration in Deutschland*, Wiesbaden: Springer VS.
- Brinkmann, Sandra (2020): *Arbeitswerte der Generation Y im internationalen Vergleich. Analyse der Heterogenität arbeitsbezogener Werte nach den GLOBE-Kulturclustern*, Berlin: Springer.
- Brinkmann, Svend (2016): »Methodological breaching experiments: Steps toward theorizing the qualitative interview«, in: *Culture & Psychology* 22 (4), S. 520–533. <https://doi.org/10.1177/1354067X16650816>.
- Brinkmann, Svend (2018): »The Interview«, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.), *The SAGE handbook of qualitative research*. 5. Aufl., Thousand Oaks: Sage, S. 576–599.
- Brinkmann, Svend/Kvale, Steinar (2015): *InterViews. Learning the Craft of Qualitative Research Interviewing*. 3. Aufl., Los Angeles: Sage.
- Brown, Richard Harvey (1993): »Cultural Representation and Ideological Domination«, in: *Social Forces* 71 (3), S. 657–676.
- Brown, Rupert (2000): *Group processes. Dynamics within and between groups*. 2. Aufl., Malden: Blackwell.
- Brown, Stephanie L./Nesse, Randolph M./Vinokur, Amiram D./Smith, Dylan M. (2003): »Providing Social Support May Be More Beneficial than Receiving It: Results from a Prospective Study of Mortality«, in: *Psychological science* 14 (4), S. 320–327.
- Brückner, Margrit (2012): »Understanding Professional Care from the Viewpoint of Care Receivers and Care Givers – The Necessity of a Special Care Rationality«, in: *Social Work & Society* 10, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:464-sws-243>.
- Brückner, Margrit (2015a): »Care als beziehungsorientierte Tätigkeit«, in: *Sozial Extra* 39 (1), S. 26–31. <https://doi.org/10.1007/s12054-015-0003-y>.
- Brückner, Margrit (2015b): »Care – Sorgen als sozialpolitische Aufgabe und soziale Praxis«, in: Hans-Uwe Otto/Hans Thiersch (Hg.), *Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik*. 5. Aufl., München: Ernst Reinhardt Verlag, S. 251–257.
- Brügelmann, Hans (2002): »Heterogenität, Integration, Differenzierung: empirische Befunde – pädagogische Perspektiven«, in: Friederike Heinzl/Annedore Prengel (Hg.), *Heterogenität, Integration und Differenzierung in der Primarstufe*, Opladen: Leske + Budrich, S. 31–43.
- Brunner, Simone (2021): »Die Friedhofsruhe von Minsk«, in: ZEIT Online vom 23.05.2021, <https://www.zeit.de/politik/ausland/2021-05/belarus-alexander-lukashenko-diktatur-gewalt-unterdrueckung-gesellschaft> vom 04.03.2024.
- Bublitz, Hannelore (2022): *Die verborgenen Codes der Erben. Über die soziale Magie und das Spiel der Eliten*, Bielefeld: transcript.
- Budde, Jürgen (2013): »Einleitung: Unscharfe Einsätze – (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld«, in: Jürgen Budde (Hg.), *Unscharfe Einsätze: (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld*, Wiesbaden: Springer, S. 7–26.
- Budde, Jürgen (2017): »Heterogenität: Entstehung, Begriff, Abgrenzung«, in: Thorsten Bohl/Jürgen Budde/Markus Rieger-Ladich (Hg.), *Umgang mit Heterogenität in Schule und Unterricht*, Stuttgart: utb., S. 13–26.

- Bukow, Wolf-Dietrich (2011): »Zur alltäglichen Vielfalt von Vielfalt – postmoderne Arrangements und Inszenierungen«, in: Cristina Allemann-Ghionda/Wolf-Dietrich Bukow (Hg.), *Orte der Diversität. Formate, Arrangements und Inszenierungen*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 35–54.
- Bundesamt für Bevölkerungsforschung (2020): *Bevölkerungsdichte in Deutschland (Kreisebene, 2020)*, https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/pdf/B77-Bevoelkerungsdichte-Kreise.pdf?__blob=publicationFile&v=4 vom 14.04.2024.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2017): *Asylzahlen: Jahresbilanz 2016*, <https://www.bamf.de/SharedDocs/Meldungen/DE/2017/20170111-asylgeschaeftsstatistik-dezember.html?nn=282388> vom 14.04.2024.
- Bundesministerium des Innern und für Heimat (2023): *Religionsverfassungsrecht*, <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/gesellschaftlicher-zusammenhalt/staat-und-religion/religionsverfassungsrecht/religionsverfassungsrecht-node.html> vom 29.02.2024.
- Bundesministerium für Gesundheit (2024): *Solidarität*, <https://www.bundesgesundheitsministerium.de/themen/krankenversicherung/grundprinzipien/solidaritaet> vom 14.04.2024.
- Busch, Dominic (2011): »Wie wirkt sich das theoretische Konzept der Diversität auf soziales Handeln aus?«, in: Cristina Allemann-Ghionda/Wolf-Dietrich Bukow (Hg.), *Orte der Diversität. Formate, Arrangements und Inszenierungen*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 55–71.
- BVerfG (2021): *Beschluss des Ersten Senats vom 24. März 2021. – 1 BvR 2656/18 –, Rn. 1–270*, https://www.bverfg.de/e/rs20210324_1bvr265618.html.
- Caglio, Ariela/Cameran, Mara/Klobas, Jane (2019): »What is an Accountant? An Investigation of Images«, in: *European Accounting Review* 28 (5), S. 849–871. <https://doi.org/10.1080/09638180.2018.1550000>.
- Cameron, Elizabeth (2017): »How do young people from other countries see the UK?«, in: *British Council* vom 23.06.2017, <https://www.britishcouncil.org/voices-magazine/how-do-young-people-other-countries-see-uk> vom 06.03.2024.
- Cancian, Francesca M./Oliker, Stacey J. (2000): *Caring and Gender*, Lanham: Rowman & Littlefield.
- Caritasverband für das Erzbistum Paderborn e.V. (2008): *Integrations-Knigge. Ein kleiner Ratgeber für ein besseres Miteinander von Deutschen und Zuwanderern*. 3. Aufl., <https://www.caritas-paderborn.de/cms/contents/caritas-paderborn.de/medien/dokumente/beraten-helfen/integrations-knigge1/knigge-internet-072dp-rgb.pdf>.
- Caspar, Julia (2017): *Mehr als Einmaleins – über die Vermittlung von Wertschätzung im Angesicht kultureller Vielfalt*. unveröff. Masterarbeit. Bayreuth.
- Chapwanya, Cleopatra K. (2016): *Zur Differenzierung des Deutschlandbilds im landeskundlichen DaF-Unterricht in Simbabwe*.
- Charles, Christopher A. D. (2011): »Representations of Homosexuality in Jamaica«, in: *Social and Economic Studies* 60 (1), S. 3–29.
- Chirkov, Valery I./Ryan, Richard M./Sheldon, Kennon M. (Hg.) (2011): *Human Autonomy in Cross-Cultural Context. Perspectives on the Psychology of Agency, Freedom, and Well-Being*, Dordrecht: Springer.

- Chovaniaková, Darina (2008): »Ich war dort, also, weiß ich, dass dort alles geordnet ist...«. Deutschland und Deutsche in der Wahrnehmung von slowakischen Schülern«.
- Christmann, Ursula/Groeben, Norbert/Schreier, Margrit (1999): »Subjektive Theorien – Rekonstruktion und Dialog-Konsens«, in: *Spiel* 18, S. 138–153.
- Cinkaya, Fatima (2016): *Die Vielfalt von Abbrüchen in der Psychotherapie*, Hamburg: Kovač.
- Cohen-Chen, Smadar/Halperin, Eran/Porat, Roni/Bar-Tal, Daniel (2014): »The Differential Effects of Hope and Fear on Information Processing in Intractable Conflict«, in: *Journal of Social and Political Psychology* 2 (1), S. 11–30. <https://doi.org/10.5964/jssp.v2i1.230>.
- Coleman, Nicole (2016): »Filmische Stereotype im interkulturellen Landeskundeunterricht: Theorie und Praxis«, in: *Die Unterrichtspraxis/Teaching German* 49 (1), S. 47–56.
- Craig, Maureen A./Rucker, Julian M./Richeson, Jennifer A. (2018): »The Pitfalls and Promise of Increasing Racial Diversity: Threat, Contact, and Race Relations in the 21st Century«, in: *Current Directions in Psychological Science* 27 (3), S. 188–193. <http://doi.org/10.1177/0963721417727860>.
- Craik, Fergus I.M./Lockhart, Robert S. (1972): »Levels of processing: A framework for memory research«, in: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 11 (6), S. 671–684. [https://doi.org/10.1016/S0022-5371\(72\)80001-X](https://doi.org/10.1016/S0022-5371(72)80001-X).
- Cranach, Mario von (1996): »Schlußfolgerungen. Willens- und Handlungsfreiheit als psychologisches Problem: Die Struktur des Diskurses«, in: Mario von Cranach/Klaus Foppa (Hg.), *Freiheit des Entscheidens und Handelns. Ein Problem der nomologischen Psychologie*, Heidelberg: Asanger, S. 329–346.
- Cranach, Mario von/Foppa, Klaus (Hg.) (1996): *Freiheit des Entscheidens und Handelns. Ein Problem der nomologischen Psychologie*, Heidelberg: Asanger.
- Cremer, Günter (1992): *Die Subkultur der Rocker. Erscheinungsform und Selbstdarstellung*, Augsburg: Centaurus.
- Cuddy, Amy J. C./Fiske, Susan T./Glick, Peter (2008): »Warmth and Competence as Universal Dimensions of Social Perception: The Stereotype Content Model and the BIAS Map«, in: *Advances in Experimental Social Psychology* 40, S. 61–149.
- Curry, Oliver Scott/Rowland, Lee A./van Lissa, Caspar J./Zlotowitz, Sally/McAlaney, John/Whitehouse, Harvey (2018): »Happy to help? A systematic review and meta-analysis of the effects of performing acts of kindness on the well-being of the actor«, in: *Journal of Experimental Social Psychology* 76, S. 320–329. <https://doi.org/10.1016/j.jesp.2018.02.014>.
- Dahl, Robert A. (1978): »Pluralism Revisited«, in: *Comparative Politics* 10, 191–210.
- Daston, Lorraine (2000): »Historische Überlegungen zum Anthropomorphismus und zur Objektivität in den Wissenschaften«, in: Bernd-Olaf Küppers (Hg.), *Die Einheit der Wirklichkeit. Zum Wissenschaftsverständnis der Gegenwart*, München: Fink, S. 27–44.
- Decker, Frank/Best, Volker/Fischer, Sandra/Küppers, Anne (2019): *Vertrauen in Demokratie. Wie zufrieden sind die Menschen in Deutschland mit Regierung, Staat und Politik*, Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

- Degener, Juliane/Meiser, Thorsten/Rothermund, Klaus (2018): »Kognitive und sozial-kognitive Determinanten: Stereotype und Vorurteile«, in: Andreas Beelmann (Hg.), Toleranz und Radikalisierung in Zeiten sozialer Diversität. Beiträge aus Psychologie und Sozialwissenschaften, Schwalbach: Wochenschau Verlag, S. 75–93.
- Demesmay, Claire/Pütz, Christine/Stark, Hans (Hg.) (2016): Frankreich und Deutschland – Bilder, Stereotype, Spiegelungen. Wahrnehmung des Nachbarn in Zeiten der Krise, Baden-Baden: Nomos.
- Demmer, Sabine (2017): »Strukturschwache Regionen. Von Perspektivlosigkeit und Hoffnung«, in: Deutschlandfunk, https://www.deutschlandfunk.de/strukturschwache-regionen-von-perspektivlosigkeit-und.1775.de.html?dram:article_id=396242 vom 06.03.2024.
- Denzin, Norman K. (2001): »The reflexive interview and a performative social science«, in: Qualitative Research 1, S. 23–46.
- Derrida, Jacques (1967): De la grammatologie, Paris: Éd. de Minuit.
- Deuble, Lena/Konrad, Lisa/Kölbl, Carlos (2014): »Das Prinzip Interkulturelles Frühstück. Empirische Erkundungen im Geschichtsunterricht«, in: psychosozial 37, S. 23–40.
- deutschland.de (2024): Zwischen Strand und Felsen, <https://www.deutschland.de/de/topic/kultur/deutsche-kueste-an-der-nordsee-und-ostsee> vom 05.04.2024.
- Di Blasi, Luca (2016): »Vielfalt und Verschiedenheit. Zur Gegenstrebigkeit der Diversität«, in: Peter C. Pohl/Hania Siebenpfeiffer (Hg.), Diversity trouble. Vielfalt – Gender – Gegenwartskultur, Berlin: Kulturverlag Kadmos, S. 29–43.
- Di Fabio, Udo (2005): Die Kultur der Freiheit, München: Beck.
- Diehl, Elke (2017): »Vorwort«, in: Elke Diehl (Hg.), Teilhabe für alle?! Lebensrealitäten zwischen Diskriminierung und Partizipation, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, S. 9–12.
- Diener, Ed (2012): »New findings and future directions for subjective well-being research«, in: The American psychologist 67 (8), S. 590–597.
- Diener, Ed/Oishi, Shigehiro/Lucas, Richard E. (2009): »Subjective Well-Being: The Science of Happiness and Life Satisfaction«, in: Charles R. Snyder/Shane J. Lopez (Hg.), Oxford Handbook of Positive Psychology. 2. Aufl., New York: Oxford University Press, S. 187–194.
- Diener, Ed/Suh, Eunkook M./Lucas, Richard E./Smith, Heidi L. (1999): »Subjective Well-Being: Three Decades of Progress«, in: Psychological Bulletin 125, S. 276–302.
- Diener, Ed/Wirtz, Derrick/Tov, William/Kim-Prieto, Chu/Choi, Dong-won/Oishi, Shigehiro/Biswas-Diener, Robert (2010): »New Well-being Measures: Short Scales to Assess Flourishing and Positive and Negative Feelings«, in: Social Indicators Research 97 (2), 143–156.
- Dietze, Gabriele (2009): »Okzidentalistische Bilderpolitik. Neo-Orientalismus und Migration in der visuellen Kultur«, in: Margreth Lünenborg (Hg.), Politik auf dem Boulevard? Die Neuordnung der Geschlechter in der Politik der Mediengesellschaft, Bielefeld: transcript, S. 175–195.
- Dobovisek, Mario (2017): »Rechtspopulismus: »Wir haben es in ganz Europa mit einer Trendwende zu tun«. Claus Leggewie im Gespräch mit Mario Dobovisek«, in: Deutschlandfunk vom 16.03.2017, <https://www.deutschlandfunk.de/rechtspopulismus-wir-haben-es-in-ganz-europa-mit-einer-100.html>.

- Dobusch, Laura (2015): *Diversity Limited. Inklusion, Exklusion und Grenzziehungen mittels Praktiken des Diversity Management*.
- Döring, Nicola/Bortz, Jürgen (2016): *Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften*. 5. Aufl., Heidelberg: Springer.
- Dörner, Olaf/Loos, Peter/Schäffer, Burkhard/Wilke, Christoph (2011): »Die Macht der Bilder. Zum Umgang mit Altersbildern im Kontext lebenslangen Lernens«, in: *Magazin erwachsenenbildung.at* 13, S. 1–11, <https://www.erwachsenenbildung.at/magazin/11-13/meb11-13.pdf>.
- Dörre, Klaus (2014): »Stigma Hartz IV. Für- und Selbstsorge an der Schwelle gesellschaftlicher Respektabilität«, in: Brigitte Aulenbacher/Maria Dammayr (Hg.), *Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care*, Weinheim: Beltz, S. 40–52.
- dpa (2016): »Ernährungsminister für Schweinefleisch-Pflicht in Kitas«, in: *Merkur.de* vom 27.12.2016, <https://www.merkur.de/politik/ernaehrungsminister-fuer-schweinefleisch-pflicht-in-kitas-zr-7173621.html> vom 14.04.2024.
- dpa (2017): »CSU setzt auf Flüchtlings-Obergrenze und mehr Sicherheit«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 06.01.2017, <https://www.sueddeutsche.de/politik/parteien-csu-setzt-auf-fluechtlings-obergrenze-und-mehr-sicherheit-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-170106-99-775460> vom 03.03.2024.
- dpa (2019): »Leipziger Kitas streichen Schweinefleisch – und ernten heftige Kritik«, in: *gmx.net* vom 23.07.2019, <https://www.gmx.net/magazine/panorama/leipziger-kitas-streichen-schweinefleisch-ernten-heftige-kritik-33872192> vom 14.04.2024.
- dpa Nordrhein-Westfalen (2020): »Experte: Verzerzte Berichterstattung nach Silvesternacht«, in: *ZEIT Online* vom 17.12.2020, <https://www.zeit.de/news/2020-12/17/experte-verzerzte-berichterstattung-nach-silvesternacht> vom 14.04.2024.
- Drüeke, Ricarda (2016): *Die TV-Berichterstattung in ARD und ZDF über die Silvesternacht 2015/16 in Köln*, https://www.gwi-boell.de/sites/default/files/web_161122_e-paper_gwi_medienanalysekoeln_v100.pdf.
- Du Vinage, Charles/Tamm, Sascha (2022): *Wie sehen uns die Menschen in anderen Ländern?*, <https://www.freiheit.org/de/deutschland/wie-sehen-uns-die-menschen-anderen-laendern> vom 14.04.2024.
- Dunn, Elizabeth W./Aknin, Lara B./Norton, Michael I. (2008): »Spending Money on Others Promotes Happiness«, in: *Science* 319 (5870), S. 1687–1688. <https://doi.org/10.1126/science.1150952>.
- Düweke, Peter (2008): *Anerkennung. Ohne sie geht gar nichts! Wie Respekt und Wertschätzung unser aller Leben bestimmen*, Düsseldorf: Patmos.
- Eberspach, Kirsten (2017): »Als ich ankam, war das wie ein Traum«. *Deutschlandbilder von Geflüchteten*. Technische Universität Kaiserslautern, <https://www.wusgermany.de/sites/wusgermany.de/files/content/files/eberspach-masterarbeit.pdf>.
- Ehrlichmann, Howard/Eichenstein, Rosalind (1992): »Private Wishes: Gender Similarities and Differences«, in: *Sex Roles* 26, S. 399–422.
- Eisenberger, Korbinian (2016): »So lebt ihr hier also«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 01.07.2016, <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/kolumnen-von-fluechtlingen-so-lebt-ihr-hier-also-1.3057957>.

- Eisenberger, Korbinian (2019): »Wenn die Bleibe zum Zuhause wird«, in: Süddeutsche Zeitung vom 29.09.2019, <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/muenchen-typisch-deutsch-fluechtlinge-kolumne-1.4581058> vom 29.02.2024.
- Ely, Robin J. (1995): »The role of dominant identity and experience in organizational work on diversity«, in: Susan E. Jackson/Marian N. Ruderman (Hg.), *Diversity in work teams. Research paradigms for a changing workplace*, Washington: American Psychological Association, S. 161–186.
- Emmer, Martin/Richter, Carola/Kunst, Marlene (2016): *Flucht 2.0. Mediennutzung durch Flüchtlinge vor während und nach der Flucht*. Berlin, https://www.polsoz.fu-berlin.de/kommwiss/arbeitsstellen/internationale_kommunikation/Media/Flucht-2_o.pdf.
- Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike (2013): *Heterogenität – Diversity – Intersektionalität*, Wiesbaden: Springer.
- England, Paula (2005): »Emerging Theories of Care Work«, in: *Annual Review of Sociology* 31, S. 381–399.
- English, Alexander Scott/Zhang, Yan Bing/Tong, Rongtian (2021): »Social support and cultural distance: Sojourners' experience in China«, in: *International journal of intercultural relations* 80, S. 349–358. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2020.10.006>.
- Ensminger, Petra (2018): »Krankes System. Auswirkungen der Zweiklassenmedizin«, in: Deutschlandfunk vom 10.03.2018, https://www.deutschlandfunk.de/krankes-system-auswirkungen-der-zweiklassenmedizin.1775.de.html?dram:article_id=412340 vom 06.03.2024.
- Eriksen, Thomas Hylland (2006): »Diversity versus Difference: Neo-Liberalism in the Diversity Debate«, in: Richard Rottenburg/Burkhard Schnepel/Shingo Shimada (Hg.), *The Making and Unmaking of Differences. Anthropological, Sociological and Philosophical Perspectives*, Bielefeld: transcript, S. 13–25.
- Essau, C. A./Conradt, J./Petermann, F. (1999): »Frequency and comorbidity of social phobia and social fears in adolescents«, in: *Behaviour Research and Therapy* 37 (9), S. 831–843.
- Esser, Hartmut (1999): »Inklusion, Integration und ethnische Schichtung«, in: *Journal für Konflikt- und Gewaltforschung* 1, S. 5–34.
- Esser, Hartmut (2000): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Esser, Hartmut (2001a): *Integration und ethnische Schichtung*, <https://library.fes.de/pdf-files/akademie/online/50366.pdf>.
- Esser, Hartmut (2001b): *Integration und ethnische Schichtung*. Mannheim. Arbeitspapiere – Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung 40.
- Evans, Jonathan St B. T. (2008): »Dual-processing accounts of reasoning, judgment, and social cognition«, in: *Annual Review of Psychology* 59, S. 255–278. <https://doi.org/10.1146/annurev.psych.59.103006.093629>.
- Faist, Thomas (2009): »Diversity – a new mode of incorporation?«, in: *Ethnic and Racial Studies* 32 (1), S. 171–190. <https://doi.org/10.1080/01419870802483650>.
- Fang, Tony (2005): »From »Onion« to »Ocean«: Paradox and Change in National Cultures«, in: *International Studies of Management & Organization* 35, S. 71–90.

- Farren, Mick (1987): *Black Power. Der Kult der schwarzen Lederjacke*, München: Wilhelm Heyne.
- Fehr, Stefanie (2015): »Das Kopftuch der Lehrerin aus britischer Sicht«, in: Sabine Berg-hahn/Petra Rostock (Hg.), *Der Stoff, aus dem Konflikte sind. Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz*, Bielefeld: transcript, S. 149–172.
- Fellmann, Max (2022): »Flutkatastrophe. Aus der Versenkung«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 07.07.2022, <https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/gesellschaft/wie-es-dem-ahrta-ein-jahr-nach-der-flut-geht-e506986/vom-14.04.2024>.
- Festinger, Leon (2020 [1978]): *Theorie der kognitiven Dissonanz*. Hg. von Martin Irle/Volker Möntmann. 3. Aufl., Bern: Hogrefe.
- Fetzer, Thomas (2013): *Staat und Wettbewerb in dynamischen Märkten. Eine juristisch-ökonomische Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung der sektorspezifischen Telekommunikationsregulierung in Deutschland und den USA*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Fiedler, Peter (2007): *Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung. Heterosexualität – Homosexualität – Transgenderismus und Paraphilien – sexueller Missbrauch – sexuelle Gewalt*, Weinheim: Beltz PVU.
- Fischer, Ute (2015): »Fürsorge als gesellschaftliche Aufgabe denken«, in: *Sozial Extra* 39 (1), S. 40–43. <https://doi.org/10.1007/s12054-015-0008-6>.
- Fishbein, Martin/Raven, Bertram H. (1962): »The AB Scales. An Operational Definition of Belief and Attitude«, in: *Human Relations* 15, S. 35–44.
- Fiske, Susan T./Cuddy, Amy J. C./Glick, Peter/Xu, Jun (2002): »A Model of (Often Mixed) Stereotype Content: Competence and Warmth Respectively Follow From Perceived Status and Competition«, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 82 (6), S. 878–902.
- Föcking, Friederike (2009): *Fürsorge im Wirtschaftsboom. Die Entstehung des Bundessozialhilfegesetzes von 1961*, München: Oldenbourg.
- Foitzik, Andreas (2010): »Die Normalität des Rassismus in interkultureller Bildungsarbeit. Reflexion eigener Praxis«, in: Anne Broden/Paul Mecheril (Hg.), *Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zu Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft*, Bielefeld: transcript, S. 265–285.
- Foley, Lara J. (2012): »Constructing the respondent«, in: Jaber Gubrium/James Holstein/Amir Marvasti et al. (Hg.), *The SAGE Handbook of Interview Research: The Complexity of the Craft*, Thousand Oaks: Sage, S. 305–315.
- Fork, Svetlana (2024): *Imagination (als Bewältigung) kollektiver Zukünfte in Klimabewegungen. Eine kulturpsychologische Studie*, unv. Dissertation, Universität Bayreuth. .
- Foroutan, Naika (2018): »Die postmigrantische Perspektive: Aushandlungsprozesse in pluralen Gesellschaften«, in: Marc Hill/Erol Yildiz (Hg.), *Postmigrantische Visionen*, Bielefeld: transcript, S. 15–28.
- Foroutan, Naika (2019): *Die post-migrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie*, Bielefeld: transcript.
- fowid (2021): *Religionszugehörigkeiten 2020*, <https://fowid.de/meldung/religionszugehoerigkeiten-2020-vom-04.03.2024>.

- Frank, Pascal (2017): »Warum wir Tiere essen (obwohl wir sie mögen). Sozialpsychologische Erklärungsansätze für das Fleischparadox«, in: psychosozial 40, S. 49–69.
- Fraser, Nancy/Honneth, Axel (2017): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. 5. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freuding, Janosch (2022): Fremdheitserfahrungen und Othering, Bielefeld: transcript.
- Frey, Dieter/Gaska, Anne (2001): »Die Theorie der kognitiven Dissonanz«, in: Dieter Frey/Martin Irle (Hg.), Theorien der Sozialpsychologie. Band I: Kognitive Theorien. 2. Aufl., Göttingen: Hogrefe, S. 275–324.
- Fromm, Erich (1973): Die Furcht vor der Freiheit. 6. Aufl., Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Fromm, Erich (2012): Die Furcht vor der Freiheit. 17. Aufl., München: dtv.
- Frühauf, Sarah (2023): Sonderurlaub nach Geburt des Kindes, <https://www.tagesschau.de/inland/innenpolitik/familienstartzeitgesetz-paus-sonderurlaub-101.html> vom 14.04.2024.
- Fuchs, Martin (2007): »Diversity und Differenz. Konzeptionelle Überlegungen«, in: Gertraude Krell/Barbara Riedmüller/Barbara Sieben et al. (Hg.), Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze, Frankfurt a.M.: Campus, S. 17–34.
- Gäb, Sebastian (2020): »Religion und Pluralität. Eine Einführung«, in: Sebastian Gäb (Hg.), Religion und Pluralität, Stuttgart: Kohlhammer, S. 9–38.
- Gadenne, Volker (2021): »Operationalisierung«, in: Markus Antonius Wirtz (Hg.), Dorsch – Lexikon der Psychologie. 20. Aufl., Bern: Huber, S. 1309.
- Gaertner, Samuel L./Mann, Jeffrey/Murrell, Audrey/Dovidio, John F. (1989): »Reducing intergroup bias: The benefits of recategorization«, in: Journal of Personality and Social Psychology 57, S. 239–249. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.57.2.239>.
- Gaitanides, Stefan (2016): »Zusammenleben im Stadtteil – Fremd- und Selbstwahrnehmung von MigrantInnen und autochthonen Deutschen in Quartieren mit hohen MigrantInnenanteilen«, in: Birgit Rommelspacher/Ingrid Kollak (Hg.), Interkulturelle Perspektiven für das Sozial- und Gesundheitswesen. 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Mabuse, 243–264.
- Gallagher, Ann (2014): »Moral boundaries and nursing ethics«, in: Gert Olthuis/Helen Kohlen/Jorma Heier (Hg.), Moral Boundaries Redrawn. The Significance of Joan Tronto's Argument for Political Theory, Professional Ethics, and Care as Practice, Leuven: Peeters, S. 133–149.
- Galvin, Rose (2004): »Challenging the Need for Gratitude: Comparisons Between Paid and Unpaid Care for Disabled People«, in: Journal of Sociology 40, S. 137–155.
- Geißler, Heiner (1991): »Unsere Gesellschaft wird multikulturell sein«, in: Jürgen Micksch (Hg.), Deutschland – Einheit in kultureller Vielfalt, Frankfurt a.M.: Lembeck, S. 17–32.
- Genkova, Petia/Ringeisen, Tobias (Hg.) (2015): Handbuch Diversity Kompetenz. Perspektiven und Anwendungsfelder, Wiesbaden: Springer.
- Georgi, Viola B. (2015): »Integration, Diversity, Inklusion. Anmerkungen zu aktuellen Debatten in der deutschen Migrationsgesellschaft«, in: DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung, S. 25–27.
- Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (2018): Deutschland in den Augen der Welt. Ergebnisse der GIZ-Erhebung 2017/2018, <https://www.giz.de/de/do>

- wnloads/Deutschland-in-den-Augen-der-Welt-GIZ-Erhebung-2017-2018.pdf vom 14.04.2024.
- Gesemann, Frank/Höfler, Leif Jannis/Seidel, Alexander (2020): »Engagement, sozialer Zusammenhalt und die Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen in Städten«, in: Frank Gesemann/Iris Nentwig-Gesemann/Alexander Seidel et al. (Hg.), Engagement für Integration und Teilhabe in der Einwanderungsgesellschaft, Wiesbaden: Springer VS, S. 29–55.
- Geyken, Frauke (2002): *Gentlemen auf Reisen. Das britische Deutschlandbild im 18. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Gfeller, Fabienne/Zittoun, Tania (2021): »The Embodied Dimension of Imagination. Expanding the Loop Model«, in: *Integrative psychological & behavioral science* 55 (1), S. 73–88. <https://doi.org/10.1007/s12124-020-09550-3>.
- Gibson-Kunze, Martin/Happ, Dorit/Kühnel, Wolfgang/Schmidt, Matthias (2021): *Bildung und Arbeit als Integrationsfeld für Geflüchtete*, Baden-Baden: Nomos.
- Gilligan, Carol (1991): »Moralische Orientierung und moralische Entwicklung«, in: Gertrud Nunner-Winkler (Hg.), *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 79–100.
- Glaser, Barney Galland/Strauss, Anselm L. (2005): *Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung*. 2. Aufl., Bern: Huber.
- Gloy, Karen (2017): »Freiheit und Determinismus«, in: Martin Thurner (Hg.), *Freiheit. Begründung und Entfaltung in Philosophie, Religion und Kultur*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 31–47.
- Gögercin, Süleyman (2018): »Integration und aktuelle sozialwissenschaftliche Integrationskonzepte. Ein Überblick«, in: Beate Blank/Süleyman Gögercin/Karin Elinor Sauer et al. (Hg.), *Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder*, Wiesbaden: Springer VS, S. 173–185.
- Gogolin, Ingrid/Krüger-Potratz, Marianne/Meyer, Meinert A. (Hg.) (1998): *Pluralität und Bildung*, Opladen: Leske + Budrich.
- Goldberg, David Theo (1994): »Introduction: Multicultural Conditions«, in: David Theo Goldberg (Hg.), *Multiculturalism. A critical reader*, Oxford: Blackwell, S. 1–41.
- Golova, Tatiana (2014): *Räume kollektiver Identität. Raumproduktion in der »linken Szene« in Berlin*, Bielefeld: transcript.
- Gomolla, Mechthild (2013): »Barrieren auflösen und Teilhabe gestalten. Ein normativer Reflexionsrahmen für eine heterogenitätsbewusste Organisationsentwicklung in (vor)schulischen Bildungseinrichtungen«, in: Jürgen Budde (Hg.), *Unscharfe Einsätze: (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld*, Wiesbaden: Springer, S. 53–79.
- Gorgorió, Núria/Abreu, Guida de (2009): »Social representations as mediators of practice in mathematics classrooms with immigrant students«, in: *Educational Studies in Mathematics* 72 (1), S. 61–76. <https://doi.org/10.1007/s10649-009-9183-3>.
- Götz, Maya/Baxter, Melanie/Pütz, Anne (2016): »Angekommen in Deutschland? Eine Studie zum Lebensgefühl, Deutschlandbild und zur Mediennutzung junger Geflüchteter«, in: *Television* 29 (2), S. 42–46.
- Greshoff, Rainer/Kneer, Georg/Schneider, Wolfgang Ludwig (2008): »Die ›Verstehen-Erklären-Kontroverse‹ als Debatte um die methodischen Grundlagen der Sozial-

- und Kulturwissenschaften«, in: Wolfgang Ludwig Schneider/Rainer Greshoff/Georg Kneer (Hg.), *Verstehen und Erklären*, : Brill | Fink, S. 7–11.
- Grix, Jonathan/Lacroix, Chantal (2006): »Constructing Germany's Image in the British Press: An Empirical Analysis of Stereotypical Reporting on Germany«, in: *Journal of Contemporary European Studies* 14, S. 373–392.
- Grothaus, Christin (2023): »Coping strategies and social representations of bullies among bullying victims from individualistic and collectivist societies«, in: *Culture & Psychology*, 1354067X2311647. <https://doi.org/10.1177/1354067X231164796>.
- Grümme, Bernhard (2020): »Umdenken erforderlich? Zur Relevanz von Heterogenität für die Denkform der Religionspädagogik«, in: Bernhard Grümme/Thomas Schlag/Ricken (Hg.), *Heterogenität. Eine Herausforderung für Religionspädagogik und Erziehungswissenschaft*, Stuttgart: Kohlhammer, S. 17–27.
- Grümme, Bernhard/Schlag, Thomas/Ricken (Hg.) (2020): *Heterogenität. Eine Herausforderung für Religionspädagogik und Erziehungswissenschaft*, Stuttgart: Kohlhammer.
- Grünewald, Matthias (2005): *Bilder im Kopf. Eine Longitudinalstudie über die Deutschland- und Deutschenbilder japanischer Deutschlernender*, München: Iudicium.
- Grupp, Katja (2014): *Bild Lücke Deutschland. Kaliningrader Studierende sprechen über Deutschland*, Stuttgart: Ibidem.
- Gschwendtner, Christian (2016): »Grenzzaun Halbe: Wie der Brauer sich verteidigt«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 21.03.2016, <https://www.sueddeutsche.de/bayern/nieder-bayern-grenzzaun-halbe-wie-der-brauer-sich-verteidigt-1.2916761> vom 14.04.2024.
- Gutentag, Tony/Horenczyk, Gabriel/Tatar, Moshe (2018): »Teachers' Approaches Toward Cultural Diversity Predict Diversity-Related Burnout and Self-Efficacy«, in: *Journal of Teacher Education* 69 (4), S. 408–419. <https://doi.org/10.1177/0022487117714244>.
- Guyton, Patrick (2018): »Neuer Ministerpräsident Kreuzritter Söder und das selbstbewusste Bayern«, in: *Tagesspiegel* vom 26.04.2018, <https://www.tagesspiegel.de/politik/kreuzritter-soder-und-das-selbstbewusste-bayern-3946846.html> vom 04.03.2024.
- Habermas, Jürgen (2004): »Freiheit und Determinismus«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 52, S. 871–890.
- Haeming, Anne (2017): »Sachbuchautor über »besorgte Bürger«. In einem kontrafaktischen Raum«, in: *taz* vom 24.01.2017, <https://taz.de/Sachbuchautor-ueber-besorgte-Buerger/!5373102/vom-06.03.2024>.
- Hagemeyer, Birk (2021): »Persönlichkeitstheorien, motivationspsychologische Ansätze«, in: Markus Antonius Wirtz (Hg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie*. 20. Aufl., Bern: Huber, S. 1376–1377.
- Hagendorf, Herbert/Krummenacher, Joseph/Müller, Hermann-Joseph/Schubert, Torsen (2011): *Wahrnehmung und Aufmerksamkeit*, Berlin, Heidelberg: Springer.
- Hahn, Alois (1997): »»Partizipative« Identitäten«, in: Herfried Münkler (Hg.), *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*, Berlin: Akademie Verlag, S. 115–158.
- Hahn, Kornelia (2015): »Zeiten des Vestimentären. Mode als Kristallisationspunkt sozialer Beschleunigung?«, in: Christa Gürtler/Eva Hausbacher (Hg.), *Kleiderfragen. Mode und Kulturwissenschaft*, Bielefeld: transcript, S. 45–58.

- Hakoköngäs, Eemeli/Sakki, Inari (2016): »The naturalized nation: Anchoring, objectification and naturalized social representations of history«, in: *Journal of Social and Political Psychology* 4 (2), S. 646–669. <https://doi.org/10.5964/jsp.v4i2.664>.
- Hall, Stuart (2012a): »The Work of Representation«, in: Stuart Hall (Hg.), *Representation. Cultural representations and signifying practices*, Los Angeles: Sage; The Open Univ, S. 13–74.
- Hall, Stuart (2019): »Das Spektakel des ›Anderen‹ (1997)«, in: Andreas Ziemann (Hg.), *Grundlagentexte der Medienkultur. Ein Reader*, Wiesbaden: Springer VS, S. 155–160.
- Hall, Stuart (Hg.) (2012b): *Representation. Cultural representations and signifying practices*, Los Angeles: Sage; The Open Univ.
- Hamilton, David L. (Hg.) (1981). *Cognitive processes in stereotyping and intergroup behaviour*. Hillsdale, N.J.: L. Erlbaum Associates.
- Hamilton, David L./Trolie, Tina K. (1986): »Stereotypes and Stereotyping: An Overview of the Cognitive Approach«, in: John F. Dovidio/Samuel L. Gaertner (Hg.), *Prejudice, Discrimination, and Racism*, London: Academic Press, S. 127–163.
- Hanappi-Egger, Edeltraud/Müller-Camen, Michael/Schuhbeck, Verena (2015): »Kontextualisierung von Diversitätsmanagement: Ein Vergleich zwischen den USA und Deutschland«, in: Edeltraud Hanappi-Egger/Regine Bendl (Hg.), *Diversität, Diversifizierung und (Ent)Solidarisierung. Eine Standortbestimmung der Diversitätsforschung im deutschen Sprachraum*, Wiesbaden: Springer VS, S. 149–167.
- Han-Broich, Misun (2012): *Ehrenamt und Integration. Die Bedeutung sozialen Engagements in der (Flüchtlings-)Sozialarbeit*, Wiesbaden: Springer VS.
- Harper, Douglas (2002): »Talking about pictures: A case for photo elicitation«, in: *Visual Studies* 17 (1), S. 13–26. <https://doi.org/10.1080/14725860220137345>.
- Harper, Douglas (2008): »Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten«, in: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 6. Aufl., Reinbek: rowohlt, S. 402–416.
- Harré, Rom (1984): »Some Reflections on the Concept of ›Social Representation‹«, in: *Social Research* 51 (4), S. 927–938.
- Harrison, David A./Hock-Peng, Sin (2006): »What is Diversity and how should it be measured?«, in: Alison M. Konrad/Pushkala Prasad/Judith K. Pringle (Hg.), *Handbook of Workplace Diversity*, London: Sage, S. 191–216.
- Haug, Sonja (2003): »Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 55 (4), S. 716–736. <https://doi.org/10.1007/s11577-003-0118-1>.
- Haug, Sonja/Schmidbauer, Simon (2020): »Integrationskonzepte und Messung von Integration auf kommunaler Ebene«, in: Michael Spieker/Christian Hofmann (Hg.), *Integration. Teilhabe und Zusammenleben in der Migrationsgesellschaft*, Baden-Baden: Nomos, S. 67–84.
- Heckers, Michael (2016): »Flüchtlingsunterkunft in Wegberg. ›Unsere Hausmeister sind keine Nazis‹«, in: *Rheinische Post* vom 29.05.2016, <https://www.rp-online.de/nrw/staedte/wegberg/unsere-hausmeister-sind-keine-nazis-aid-1.6004712> vom 14.04.2024.
- Heckmann, Friedrich (2015): *Integration von Migranten. Einwanderung und neue Nationenbildung*, Wiesbaden: Springer VS.

- Hegenauer, Michael (2015): »Mit welchem Pass Sie wirklich entspannt reisen«, in: Welt vom 21.04.2015, <https://www.welt.de/reise/article139865360/Mit-welchem-Pass-Sie-wirklich-entspannt-reisen.htm> vom 05.03.2024.
- Heinecke-Müller, Michaela (2021): »Wissen«, in: Markus Antonius Wirtz (Hg.), Dorsch – Lexikon der Psychologie. 20. Aufl., Bern: Huber, S. 1980.
- Heinritz, Günter/Tzschaschel, Sabine/Wolf, Klaus (2000): »Gesellschaft und Staat – eine Einführung«, in: Günter Heinritz (Hg.), Bundesrepublik Deutschland. Nationalatlas, Heidelberg: Spektrum, S. 10–13.
- Heitmann, Klaus (2008): Das italienische Deutschlandbild in seiner Geschichte, Heidelberg: Winter.
- Helberg, Kristin (2016): Verzerrte Sichtweisen – Syrer bei uns. Von Ängsten, Missverständnissen und einem veränderten Land, Freiburg: Herder.
- Hellbrück, Jürgen/Kals, Elisabeth (2012): Umweltpsychologie, Wiesbaden: VS Verlag.
- Hellpach, Willy (1924): »Psychologie der Umwelt«, in: Emil Abderhalden (Hg.), Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Berlin: Urban & Schwarzenberg,
- Hendrich, Cornelia Karin (2017): »Hausmeister von Flüchtlingsheim freigestellt«, in: Welt vom 05.07.2017, <https://www.welt.de/vermishtes/article166290282/Hausmeister-von-Fluechtlingsheim-freigestellt.html> vom 06.03.2024.
- Hennecke, Marie/Freund, Alexandra M. (2021): »Ziele, persönliche«, in: Markus Antonius Wirtz (Hg.), Dorsch – Lexikon der Psychologie. 20. Aufl., Bern: Huber, S. 2008.
- Henningsen, Bernd (1991): »»Der Deutsche wird nie ein guter Däne.« Zum Bild der Deutschen in Dänemark«, in: Günter Trautmann (Hg.), Die hässlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 167–180.
- Henningsen, Kim (2020): Legitimität durch Pluralität. Völkerrecht, maritime Migration und individuelle Rechtssubjektivität, Baden-Baden: Nomos.
- Heringer, Hans Jürgen (2017): Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte. 5. Aufl., Tübingen/Bern: A. Francke.
- Heu, Luzia C./van Zomeren, Martijn/Hansen, Nina (2020): »Far away from home and (not) lonely: Relational mobility in migrants' heritage culture as a potential protection from loneliness«, in: International journal of intercultural relations 77, S. 140–150. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2020.05.005>.
- Hewstone, Miles (2015): »Consequences of Diversity for Social Cohesion and Prejudice: The Missing Dimension of Intergroup Contact«, in: Journal of Social Issues 71, S. 417–438. <https://doi.org/10.1111/josi.12120>.
- Hochgürtel, Tim (2017): »Familiengründung und -erweiterung im Kohortenvergleich«, in: Statistisches Bundesamt (Destatis)/WISTA 6, https://www.destatis.de/DE/Methoden/WISTA-Wirtschaft-und-Statistik/2017/06/familiengruendung-062017.pdf?__blob=publicationFile vom 14.04.2024.
- Hoesch, Kirsten (2018): Migration und Integration. Eine Einführung, Wiesbaden: Springer VS.
- Höffe, Otfried (2015): Kritik der Freiheit. Das Grundproblem der Moderne, München: Beck.

- Hoffmann, Nora Friederike (2021): »Ankommen« in der postmigrantischen Gesellschaft: Die Analyse von Prozessen der Raumkonstitution an neuen Lebensorten«, in: ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung 22, S. 39–55.
- Hoffmann, Nora Friederike (2022): »Die Spannung zwischen Norm und Habitus in der Migration. Empirische Befunde zur Verhandlung natio-ethno-kultureller Normen der Herkunfts- und der Ankunfts-gesellschaft«, in: Zeitschrift für Migrationsforschung 2, S. 95–124.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): »Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32, S. 339–372.
- Hofhuis, Joep/Hanke, Katja/Rutten, Tessa (2019): »Social network sites and acculturation of international sojourners in the Netherlands: The mediating role of psychological alienation and online social support«, in: International journal of intercultural relations 69, S. 120–130. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2019.02.002>.
- Hofstede, Geert (2001): Culture's consequences. Comparing values, behaviors, institutions, and organizations across nations. 2. Aufl., Thousand Oaks: Sage.
- Hogg, Michael A. (2006): »Intergroup Relations«, in: John D. DeLamater (Hg.), Handbook of social psychology, New York: Springer, S. 479–501.
- Holzrichter, Thuid (2016): Selbstfürsorge als Basis der Lehrergesundheit. Strategien, Tipps und Praxishilfen, Mülheim an der Ruhr: Verlag an der Ruhr.
- Honneth, Axel (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hopf, Christel (1978): »Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung«, in: Zeitschrift für Soziologie 7, S. 97–115.
- Horenczyk, Gabriel/Tatar, Moshe (2011): »Schools' organizational views of diversity: Perceptions and approaches«, in: Saloshna Vandeyar (Hg.), Hyphenated selves: immigrant identities within education contexts, Amsterdam: Unisa, S. 131–148.
- Hortmann, Stefanie (1993): »Deutschlandbilder britischer Studenten«, in: Reinhard Blohmert/Helmut Kuzmics/Annette Treibel (Hg.), Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 158–176.
- Howarth, Caroline (2006): »A social representation is not a quiet thing: exploring the critical potential of social representations theory«, in: The British journal of social psychology 45 (1), S. 65–86.
- Hubel, Achim/Schuller, Manfred/Böker, Hans Josef/Greipl, Egon Johannes (Hg.) (2013): Die Kunstdenkmäler von Bayern. Der Dom zu Regensburg, Regensburg: Pustet.
- Hubel, Helmut (1996): »Das vereinte Deutschland in der internationalen Wahrnehmung«, in: Hans Süßmuth (Hg.), Deutschlandbilder in Dänemark und England, in Frankreich und den Niederlanden, Baden-Baden: Nomos, S. 59–77.
- Hummel, Konrad (1991): Freiheit statt Fürsorge. Vernetzung als Instrument zur Reform kommunaler Altenhilfe, Hannover: Vincentz.
- Hummel, Thomas (2018): »Warum ein Tempolimit auf der Autobahn nötig ist«, in: Süddeutsche Zeitung vom 19.12.2018, <https://www.sueddeutsche.de/auto/tempolimit-autobahn-deutschland-1.4259731> vom 05.03.2024.

- Hussein, Shereen/Ismail, Mohamed (2017): »Ageing and Elderly Care in the Arab Region: Policy Challenges and Opportunities«, in: Ageing International 42 (3), S. 274–289. <https://doi.org/10.1007/s12126-016-9244-8>.
- Imbusch, Peter/Heitmeyer, Wilhelm (2012): »Dynamiken gesellschaftlicher Integration und Desintegration«, in: Wilhelm Heitmeyer/Peter Imbusch (Hg.), Desintegrationsdynamiken. Integrationsmechanismen auf dem Prüfstand, Wiesbaden: Springer VS, S. 9–25.
- International Agency for Research on Cancer (2015): IARC Monographs evaluate consumption of red meat and processed meat. Press Release 240, https://www.iarc.w ho.int/wp-content/uploads/2018/07/pr240_E.pdf vom 14.04.2024.
- Internationales Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen (o. J.): TelevIZIon, <https://izi.br.de/deutsch/publikation/televizion/televizion.htm> vom 04.04.2024.
- Jaeger, Friedrich/Rüsen, Jörn (Hg.) (2011). Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen, Stuttgart: Metzler.
- Jahoda, Gustav (1988): »Critical notes and reflections on ›social representations‹«, in: European Journal of Social Psychology 18 (3), S. 195–209.
- Jansen, Christian (1993): »›Deutsches Wesen‹, ›deutsche Seele‹, ›deutscher Geist‹. Der Volkscharakter als nationales Identifikationsmuster im Gelehrtenmilieu«, in: Reinhard Blomert/Helmut Kuzmics/Annette Treibel (Hg.), Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 199–278.
- Jodelet, Denise (1991): Madness and Social Representations, London: Harvester Wheatsheaf.
- Jonas, Klaus/Stroebe, Wolfgang/Hewstone, Miles (Hg.) (2014): Sozialpsychologie. 6. Aufl., Berlin: Springer.
- Jones, James M./Dovidio, John F./Vietze, Deborah L. (2014): The Psychology of Diversity. Beyond Prejudice and Racism, Malden: Wiley-Blackwell.
- Jore, Toril/Oppedal, Brit/Biele, Guido (2020): »Social anxiety among unaccompanied minor refugees in Norway. The association with pre-migration trauma and post-migration acculturation related factors«, in: Journal of psychosomatic research 136, S. 1–8. <https://doi.org/10.1016/j.jpsychores.2020.110175>.
- Jovchelovitch, Sandraa (1996): »In Defence of Representations«, in: Journal for the Theory of Social Behaviour 26 (2), S. 121–135.
- Kadianaki, Irini/Andreouli, Eleni (2017): »Essentialism in Social Representations of Citizenship: An Analysis of Greeks' and Migrants' Discourse«, in: Political Psychology 38 (5), S. 833–848.
- Kanas, Agnieszka/Chiswick, Barry R./van der Lippe, Tanja/van Tubergen, Frank (2012): »Social Contacts and the Economic Performance of Immigrants: A Panel Study of Immigrants in Germany«, in: International Migration Review 46 (3), S. 680–709. <https://doi.org/10.1111/j.1747-7379.2012.00901.x>.
- Kanitz, Juliane (2017): Das Kopftuch als Visitenkarte. Eine qualitative Fallstudie zu Stil- und Ausdrucksformen Berliner Musliminnen, Wiesbaden: Springer VS.
- Kant, Immanuel (1947): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 3. Aufl., Leipzig: Felix Meiner.

- Kazim, Hasnain (2017): »K. und K. Kurz gegen Kern in Österreich«, in: Spiegel vom 17.05.2017, <https://www.spiegel.de/politik/ausland/oesterreich-sebastian-kurz-und-christian-kern-wollen-kanzler-werden-a-1148110.html> vom 14.04.2024.
- Kelle, Helga/Tervoreen, Anja (Hg.) (2008): *Ganz normale Kinder. Heterogenität und Standardisierung kindlicher Entwicklung*, Weinheim: Juventa.
- Kelman, H. C. (1965a): »Social-Psychological Approaches to the Study of International Relations: Definition of Scope«, in: Herbert C. Kelman (Hg.), *International behavior: a social-psychological analysis*, New York: Holt, Rinehart and Winston, S. 3–39.
- Kelman, Herbert C. (Hg.) (1965b): *International behavior: a social-psychological analysis*, New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Keuchel, Susanne (2016): »Zur Diskussion der Begriffe Diversität und Inklusion – mit einem Fokus der Verwendung und Entwicklung beider Begriffe in Kultur und Kultureller Bildung«, in: *Kulturelle Bildung online*. <https://doi.org/10.25529/92552.382>.
- Keyes, Corey L. M. (2007): »Promoting and Protecting Mental Health as Flourishing. A Complementary Strategy for Improving National Mental Health«, in: *American Psychologist* 62 (2), S. 95–108.
- Kil, Hali/Noels, Kimberly A./Vargas Lascano, Dayuma I./Schweickart, Oliver (2019): »English Canadians' cultural stereotypes of ethnic minority groups: Implications of stereotype content for acculturation ideologies and immigration attitudes«, in: *International Journal of Intercultural Relations* 70, S. 104–118. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2019.03.005>.
- Kimmerle, Elisabeth/Çelikkan, Ali (2017): »Pressefreiheit in der Türkei. Deniz Yücel in Polizeigewahrsam«, in: *taz* vom 17.02.2017, <https://taz.de/Pressefreiheit-in-der-Tuerkei/!5382141/>.
- Kleemann, Frank/Krähne, Uwe/Matuschek, Ingo (2013): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens*. 2. Aufl., Wiesbaden: Springer VS.
- Kleining, Gerhard (1961): »Über soziale Images«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 5, S. 145–170, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-8576>.
- Kleinstüber, Hans J. (1991): »Stereotype, Images und Vorurteile – Die Bilder in den Köpfen der Menschen«, in: Günter Trautmann (Hg.), *Die hässlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 60–68.
- Klimke, Daniela/Lautmann, Rüdiger/Stäheli, Urs/Weischer, Christoph/Wienold, Hanns (Hg.) (2020): *Lexikon zur Soziologie*, Wiesbaden: Springer VS.
- Kluge, Friedrich/Seebold, Elmar (2011): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Aufl., Berlin: de Gruyter.
- Klutznick, Philipp (2016): *Religious Education Faces the Challenge of Religious Plurality. A Qualitative-Empirical Study in Vienna*, Münster: Waxmann.
- Knipper, Til (2018): »Bayerisches Polizeigesetz. Die CSU opfert die Freiheit – aus Angst vor der AfD«, in: *Tagesspiegel* vom 17.05.2018, <https://www.tagesspiegel.de/politik/bayerisches-polizeigesetz-die-csu-opfert-die-freiheit-aus-angst-vor-der-afd/22573896.html> vom 14.04.2024.

- Knippschild, Stephanie/Hirsch, Jessica/Krummenauer, Frank (2016): »Metaanalyse zur Schätzung der in klinischen Studien zur Kataraktchirurgie zu erwartenden drop out-Rate«, in: Thomas Kohnen/Gerhard K. Lang/Gabriele E. Lang (Hg.), Schlaglicht Augenheilkunde: Linse, Katarakt und refraktive Chirurgie, Stuttgart: Thieme, S. 151–157.
- Knoll, Nina/Schwarzer, Ralf (2005): »Soziale Unterstützung«, in: Ralf Schwarzer (Hg.), Gesundheitspsychologie, Göttingen: Hogrefe, S. 333–349.
- Kochan, Thomas/Bezrukova, Katerina/Ely, Robin/Jackson, Susan/Joshi, Aparna/Jehn, Karen/Leonard, Jonathan/Levine, David/Thomas, David (2003): »The effects of diversity on business performance: Report of the diversity research network«, in: Human Resource Management 42 (1), S. 3–21. <https://doi.org/10.1002/hrm.10061>.
- Koch-Hillebrecht, Manfred (1977): Das Deutschenbild. Gegenwart, Geschichte, Psychologie, München: C.H. Beck.
- Kohlberg, Lawrence/Levine, C./Hewer, Alexandra (1984): »The Current Formulation of the Theory«, in: Lawrence Kohlberg (Hg.), The Psychology of Moral Development. The Nature and Validity of Moral Stages, San Francisco: Harper & Row, S. 212–319.
- Kölbl, Carlos (2021): »Menschenbilder in der Psychologie. Raymond A. Bauers sowjetische Lektionen«, in: Marc Dietrich/Irene Leser/Katja Mruck et al. (Hg.), Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanzen und Methoden, Wiesbaden: Springer VS, S. 407–422.
- Kolboom, Ingo (1996): »Von der heillosen zur heilsamen Verstrickung. Deutsche und Franzosen in der gegenseitigen Wahrnehmung«, in: Hans Süssmuth (Hg.), Deutschlandbilder in Dänemark und England, in Frankreich und den Niederlanden, Baden-Baden: Nomos, S. 287–302.
- Köllen, Thomas (2012): »Privatsache und unerheblich für Unternehmen? Der Stand der Personalforschung zur »sexuellen Orientierung««, in: Zeitschrift für Personalforschung 26, S. 143–166.
- Köppen, Marilena von/Schmidt, Kristina/Tiefenthaler, Sabine (2020): »Mit vulnerablen Gruppen forschen – ein Forschungsprozessmodell als Reflexionshilfe für partizipative Projekte«, in: Susanne Hartung/Petra Wihofszky/Michael T. Wright (Hg.), Partizipative Forschung. Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden, Wiesbaden: Springer VS, S. 21–62.
- Köppen, Marilena von/Schmidt, Kristina/Tiefenthaler, Sabine (2021): »Doing ethical symmetry – ein handlungsleitendes Prinzip für den Umgang mit ethischen Herausforderungen bei der partizipativen Forschung«, in: Birgit Bütow/Ulrike Loch/Eberhard Raithelhuber et al. (Hg.), Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit (ÖJS), Weinheim: Beltz, S. 203–228.
- Kornadt, Hans-Joachim (1996): »Willensfreiheit: Empirische Tatsache und theoretisches Problem in der Psychologie«, in: Mario von Cranach/Klaus Foppa (Hg.), Freiheit des Entscheidens und Handelns. Ein Problem der nomologischen Psychologie, Heidelberg: Asanger, 21–55.
- Kracke, Bärbel (2007): »Loslösung vom Elternhaus«, in: Marcus Hasselhorn/Wolfgang Schneider (Hg.), Handbuch der Entwicklungspsychologie, Göttingen: Hogrefe, S. 501–510.

- Krampikowski, Frank (1991): Das Deutschlandbild im Deutschunterricht am amerikanischen College. Ein Beitrag zur Landeskunde und ihrer Vermittlung im Unterricht in Deutsch als Fremdsprache, Tübingen: Narr.
- Krapp, Andreas (1992): »Interesse, Lernen und Leistung. Neue Forschungsansätze in der Pädagogischen Psychologie«, in: Zeitschrift für Pädagogik 38 (5), S. 747–770.
- Krapp, Andreas (2021): »Interesse«, in: Markus Antonius Wirtz (Hg.), Dorsch – Lexikon der Psychologie. 20. Aufl., Bern: Huber, S. 883.
- Krause, Florian/Vedder, Günther (Hg.) (2016): Personal und Diversität, Mering: Rainer Hampp.
- Kreckel, Reinhard (1994): »Soziale Integration und nationale Identität«, in: Berliner Journal für Soziologie 4, S. 13–20.
- Krell, Gertraude/Wächter, Hartmut (Hg.) (2006): Diversity Management. Impulse aus der Personalforschung, Mering: Rainer Hampp.
- Kreutzer, Florian (2015): Stigma »Kopftuch«. Zur rassistischen Produktion von Andersheit, Bielefeld: transcript.
- Krex, Alexander/Blum, Katrin/Meyer zu Eppendorf, Katharina/Kirsch, Matthias (2022): »Hochwasser im Ahrtal. Dernau, 365 Tage danach« vom 13.07.2022, <https://www.zeit.de/entdecken/2022-07/hochwasser-ahrtal-flutkatastrophe-dernau> vom 06.03.2024.
- Krüger, Maik (2018): »Geben und Nehmen«. Care im Zeichen von Reziprozität«, in: Soziologie Magazin 11, S. 59–79.
- Krumm, Hans-Jürgen/Fandrych, Christian/Hufeisen, Britta/Riemer, Claudia (Hg.) (2010). Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch, Berlin: Walter de Gruyter.
- Kruse, Jan/Bethmann, Stephanie/Eckert, Judith/Niermann, Debora/Schmieder, Christian (2012): »In und mit fremden Sprachen forschen. Eine empirische Bestandsaufnahme zu Erfahrungs- und Handlungswissen von Forschenden«, in: Jan Kruse/Stephanie Bethmann/Debora Niermann et al. (Hg.), Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis, Weinheim: Beltz Juventa, S. 27–68.
- Kuckartz, U./Rheingans-Heintze, A. (2006): Trends im Umweltbewusstsein. Umweltgerechtigkeit, Lebensqualität und persönliches Engagement, Wiesbaden: VS Verlag.
- Kumher, Ulrich (2008): Schulpastoral und religiöse Pluralität. Ein Konzeptentwurf für die Auseinandersetzung mit religiöser Pluralität, Würzburg: Echter.
- Kunst, Jonas R./Sam, David L. (2013): »Relationship between perceived acculturation expectations and Muslim minority youth's acculturation and adaptation«, in: International Journal of Intercultural Relations 37 (4), S. 477–490. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2013.04.007>.
- Kunzmann, Peter (2007): Die Würde des Tieres – zwischen Leerformel und Prinzip, Freiburg: Alber.
- Kurbjuweit, Astrid (2008–2024): Hundebekleidung, Jäckchen und Mäntelchen für den Hund, <https://www.hunde-stories.de/hunde-anschaffung/hunde-bekleidung.html> vom 03.04.2024.

- Kurdi, Benedek/Mann, Thomas C./Charlesworth, Tessa E. S./Banaji, Mahzarin R. (2019): »The relationship between implicit intergroup attitudes and beliefs«, in: PNAS 116 (13), S. 5862–5871.
- LaBar, Kevin S. (2018): »Fear and Anxiety«, in: Lisa Feldman Barrett/Michael Lewis/Jeannette M. Haviland-Jones (Hg.), *Handbook of Emotions*. 4. Aufl., New York: The Guilford Press, S. 751–773.
- Lamnek, Siegfried/Krell, Claudia (2016): *Qualitative Sozialforschung*. 6. Aufl., Weinheim: Beltz.
- Lang, Jürgen P. (2021): »Analyse: Was ›Querdenker‹ mit Freiheit meinen«, in: BR24 vom 07.05.2021, <https://www.br.de/nachrichten/deutschland-welt/was-querdenker-mit-freiheit-meinen-eine-analyse,SWQ1tR> vom 04.03.2024.
- Leach, Edmund (1963): »Law as a condition of freedom«, in: David Bidney (Hg.), *The Concept of Freedom in Anthropology*, The Hague: Mouton & Co, S. 74–90.
- Lee, Dorothy (1963): »Freedom and social constraint«, in: David Bidney (Hg.), *The Concept of Freedom in Anthropology*, The Hague: Mouton & Co, S. 61–73.
- Leira, Arnlaug (2008): »Childcare in Scandinavia. Parental Responsibility and Social Right«, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 19, S. 81–103.
- Lemme, Sebastian (2020): *Visualität und Zugehörigkeit*, Bielefeld: transcript.
- Lempert, Wolfgang (1963): »Pädagogik und Soziologie: ein Versuch, das Kreuzfeuer der Kritik zu kritisieren«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 15, S. 257–269.
- Lepsius, Mario Rainer (2009): *Interessen, Ideen und Institutionen*. 2. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne/Benecke, Cord/Hau, Stephan (2015): *Psychoanalytische Forschung. Methoden und Kontroversen in Zeiten wissenschaftlicher Pluralität*, Kohlhammer.
- Lidola, Maria (2015): »Of Grooming Bodies and Caring Souls. New-Old Forms of Care Work in Brazilian Waxing Studios in Berlin«, in: Erdmute Alber/Heike Drotbohm (Hg.), *Anthropological Perspectives on Care. Work, Kinship, and the Life-Course*, New York: Palgrave Macmillan, S. 69–90.
- Liebelt, Claudia (2021): »Die AfD und ihr Normalitätsbegriff. Deutschland brutal«, in: taz vom 30.05.2021, <https://taz.de/Die-AfD-und-ihr-Normalitaetsbegriff!/5771233/vom-13.03.2024>.
- Lindau, Anja (2011): *Verhandelte Vielfalt. Die Konstruktion von Diversity in Organisationen*, Wiesbaden: Springer Gabler.
- Lindner, Christian/Wagner, Hartmut (2016): »AfD-Chefin Petry: Wir müssen über Grenzzäune nachdenken«, in: *Rhein-Zeitung* vom 04.02.2016, https://www.rhein-zeitung.de/artikelarchiv_artikel,-afdcheфин-petry-wir-muessen-ueber-grenzzaeune-nachdenken-_arid,1436226.html vom 29.02.2024.
- Lippmann, Walter (1922): *Public opinion*, New York: Harcourt.
- Liu, James H./Khan, Sammy S. (2021): »Implications of a Psychological Approach to Collective Remembering: Social Representations as Cultural Ground for Interpreting Survey and Experimental Results«, in: *Journal of Pacific Rim Psychology* 15, 1–11. <https://doi.org/10.1177/18344909211007938>.

- Liu, Li (2006): »Quality of Life as a Social Representation in China: A Qualitative Study«, in: *Social Indicators Research* 75 (2), S. 217–240.
- Lockwood, David (1964): »Integration and System Integration«, in: George K. Zollschan/Walter Hirsch (Hg.), *Explorations in Social Change*, London: Routledge, S. 244–257.
- Lösche, Peter (1991): »Amerikanische Deutschlandbilder und die deutsche Vereinigung«, in: Günter Trautmann (Hg.), *Die hässlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 303–316.
- Löschmann, M. (2001): »Was tun gegen Stereotype?«, in: Gerhard Wazel (Hg.), *Interkulturelle Kommunikation in Wirtschaft und Fremdsprachenunterricht*, Frankfurt a.M.: Lang, S. 147–202.
- Löw, Konrad (1970): *Menschenwürde, Freiheit, Gleichheit. Die Bedeutung der Grundrechte in unserer Verfassung*, München: Ernst Vögel.
- Löwenstein, Stephan (2021): »Wie Österreicher die Deutschen sehen«, in: FAZ.net vom 11.11.2021, https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/wie-oesterreicher-die-deutschen-sehen-gruendlich-und-rechthaberisch-17629388.html?utm_source=pocket-newtab-global-de-DE vom 02.03.2024.
- Lutz, Helma (2018): *Die Hinterbühne der Care-Arbeit. Transnationale Perspektiven auf Care-Migration im geteilten Europa*, Weinheim: Beltz Juventa.
- Mackie, Diane/Hamilton, David L./Susskind, Joshua/Rosselli, Francine (1996): »Social Psychological Foundations of Stereotype Formation«, in: C. Neil Macrae/Charles Stangor/Miles Hewstone (Hg.), *Stereotypes and Stereotyping*, New York: Guilford Press, S. 41–78.
- Macrae, C. Neil/Stangor, Charles/Hewstone, Miles (Hg.) (1996): *Stereotypes and Stereotyping*, New York: Guilford Press.
- Magel, Hans (1984): »Zur ökologischen Verantwortung in der Flurbereinigung«, in: *Zeitschrift für Kulturtechnik und Flurbereinigung* 25, S. 129–138.
- Mahrenholz, Ernst Gottfried (2015): »Das Kopftuch und seine Verwicklungen. Anmerkungen zum Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 24.09.2003«, in: Sabine Berghahn/Petra Rostock (Hg.), *Der Stoff, aus dem Konflikte sind. Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz*, Bielefeld: transcript, S. 193–225.
- Maier, Tanja/Balz, Hanno (2010): »Orientierungen. Bilder des ›Fremden‹ in medialen Darstellungen von ›Krieg und Terror‹«, in: Martina Thiele/Tanja Thomas/Fabian Virchow (Hg.), *Medien – Krieg – Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 81–101.
- Maihofer, Andrea (1988): »Ansätze zur Kritik des moralischen Universalismus. Zur moraltheoretischen Diskussion um Gilligans Thesen zu einer weiblichen Moralauffassung«, in: *Feministische Studien* 1, S. 32–52.
- Major, Brenda/Blodorn, Alison/Major Blascovich, Gregory (2018): »The threat of increasing diversity: Why many White Americans support Trump in the 2016 presidential election«, in: *Group Processes & Intergroup Relations* 21 (6), S. 931–940. <https://doi.org/10.1177/1368430216677304>.

- Malik, Kenan (2015): Multikulturalismus ist gescheitert. Aber Homogenität und Assimilation sind keine Alternativen. *IPG Journal*, <https://www.ipg-journal.de/rubriken/zukunft-der-sozialdemokratie/artikel/multikulturalismus-ist-gescheitert-834>.
- Malinowski, Peter (2019): *Vielfalt Meditation. Ein Überblick über Meditations- und Achtsamkeitsübungen*, Wiesbaden: Springer.
- Mallinckrodt, Anita M. (1980): *Die Selbstdarstellung der beiden deutschen Staaten im Ausland. »Image-Bildung« als Instrument der Außenpolitik*, Köln: Wissenschaft und Politik.
- Marková, Ivana (1996): »Towards an Epistemology of Social Representations«, in: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 26 (2), S. 177–196.
- Martin, Mike W. (2012): *Happiness and the good life*, Oxford: Oxford University Press.
- Matera, Camilla/Stefanile, Cristina/Brown, Rupert (2012): »Host culture Adoption or Intercultural Contact? Comparing different acculturation conceptualizations and their effects on host members' attitudes towards immigrants«, in: *International Journal of Intercultural Relations* 36 (4), S. 459–471. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2012.03.002>.
- Mau, Steffen (2013): »Das globale Mobilitätsregime und die Ungleichheitsfrage«, in: Hans-Georg Soeffner/Kathy Kursawe (Hg.), *Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt a.M. 2010*, Wiesbaden: Springer VS, S. 467–482.
- Mayer, Tilman (Hg.) (2009): *Deutschland aus internationaler Sicht*, Berlin: Duncker & Humblot.
- Mayring, Philipp/Fenzl, Thomas (2019): »Qualitative Inhaltsanalyse«, in: Nina Baur/Jörg Blasius (Hg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, Wiesbaden: Springer, S. 633–648.
- McCabe, Marita/Ricciardelli, Lina A. (2005): »A longitudinal study of body image and strategies to lose weight and increase muscles among children«, in: *Journal of Applied Developmental Psychology* 26 (5), S. 559–577.
- McClelland, David C. (1987): *Human motivation*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Merkel, Angela (2006): *Die Kraft der Freiheit. Ansprache der Bundeskanzlerin Angela Merkel beim Festakt zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2006 in Kiel*, Berlin: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung.
- Merton, Robert K./Fiske, Marjorie/Kendall, Patricia L. (1956): *The Focused Interview. A Manual of Problems and Procedures*, Glencoe: The Free Press.
- Merton, Robert K./Kendall, Patricia L. (1946): »The Focused Interview«, in: *American Journal of Sociology* 51 (6), S. 541–557.
- Merton, Robert K./Kendall, Patricia L. (1979): »Das fokussierte Interview«, in: Christel Hopf/Allen H. Barton/Fridlinde Büchner (Hg.), *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 171–204.
- Metz-Göckel, Hellmuth (2021): »Erwartung«, in: Markus Antonius Wirtz (Hg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie*. 20. Aufl., Bern: Huber, S. 518.
- Mey, Günter (2000): »Erzählungen in qualitativen Interviews: Konzepte, Probleme, soziale Konstruktionen«, in: *Sozialer Sinn* 1 (1), S. 135–151, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-4471>.

- Mey, Günter (2005): »Das (Wieder-)Erfinden von Interviewverfahren: Kommentar zu ›Das existenzielle Interview‹«, in: *Journal für Psychologie* 12 (3), S. 273–282.
- Mey, Günter (2018): »Identität«, in: Carlos Kölbl/Anna Sieben (Hg.), *Stichwörter zur Kulturpsychologie*, Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 189–194.
- Mey, Günter/Mruck, Katja (2011): »Qualitative Interviews«, in: Gabriele Naderer/Eva Balzer (Hg.), *Qualitative Marktforschung in Theorie und Praxis. Grundlagen – Methoden – Anwendungen*. 2. Aufl., Wiesbaden: Gabler, S. 257–288.
- Meyer, Steven/Pfannmöller, Victor (2021): »Es ist schon krasser, als man sich das vorstellen kann«, <https://www.fluter.de/gefluechtete-syrien-deutschland-video>.
- Michalec, Barret/Keyes, Corey L. M./Nalkur, Sonal (2009): »Flourishing«, in: Shane J. Lopez (Hg.), *The Encyclopedia of Positive Psychology*, Malden: Wiley-Blackwell, S. 391–395.
- Milling, Hanna (2010): *Das Fremde im Spiegel des Selbst. Deutschland seit dem Mauerfall aus Sicht französischer, italienischer und spanischer Deutschlandexperten*, Berlin: Logos.
- Misoch, Sabina (2019): *Qualitative Interviews*. 2. Aufl., Berlin: De Gruyter Oldenbourg.
- Mitchell, William John Thomas (1992): »The pictorial turn«, in: *Artforum* 30 (7), S. 89–94.
- Mitchell, William John Thomas (1997): »Der Pictorial Turn«, in: Christian Kravagna (Hg.), *Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur*, Berlin: Edition ID-Archiv, S. 15–40.
- Mitzscherlich, Beate (2020): »Psychologische Dimensionen eines umstrittenen Begriffs«, in: *Jahrbuch für Kulturpolitik 2019/20*, S. 75–80.
- Mog, Paul (Hg.) (1996). *Die Deutschen in ihrer Welt. Tübinger Modell einer integrativen Landeskunde*. 5. Aufl., Berlin: Langenscheidt.
- Mohr-Sobkowiak, Saskia (2005): *Deutsch als Fremdsprache in Indien. Zur interkulturellen Unterrichtsmethodik im Literaturunterricht und dem Deutschlandbild indischer Schüler und Studenten*. Karlsruhe.
- Molnos, Angela (1961): »Das Deutschlandbild der Schweizer. Vorstudie zu einer empirischen Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Studienkreises für Internationale Probleme«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 18, S. 426–447.
- Montgomery, Gretchen/Zhang, Yan Bing/Imamura, Makiko (2021): »The effects of Latino immigrants' acculturation strategy and U.S. Americans' assimilation attitudes on perceptions of accommodation satisfaction and willingness to communicate«, in: *International journal of intercultural relations* 82, S. 157–167. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2021.03.008>.
- Moscovici, Serge (1963): »Attitudes and Opinion«, in: *Annual Review of Psychology* 14, S. 231–260.
- Moscovici, Serge (1984): »The phenomenon of social representations«, in: Robert Farr/Serge Moscovici (Hg.), *Social representations*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 3–69.
- Moscovici, Serge (1988): »Notes towards a description of Social Representations«, in: *European Journal of Social Psychology* 18 (3), S. 211–250.
- Moskowitz, Gordon B. (2005): *Social Cognition. Understanding Self and Others*, New York: Guilford.

- Müller, Burkhard (2017): »Hilfe«, in: Dieter Kreft/Ingrid Mielenz (Hg.), Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 8. Aufl., Weinheim: Beltz, S. 470–474.
- Muri, Franziska (2019): Selbstfürsorge. Die 7 Geheimnisse des liebevollen Umgangs mit dir selbst. 2. Aufl., München: Integral.
- Naama, Nura (2016): »From ›I Love You, Habibi‹ to ›Oh My God, Habibi, It's Not That Hard!‹: What Address Terms Tell Us About Relationships and Culture«, in: Journal for Undergraduate Ethnography 6, S. 32–46. <https://doi.org/10.15273/jue.v6i1.8274>.
- Nathschläger, Johannes (2014): Martha Nussbaum und das gute Leben. Der »Capabilities Approach« auf dem Prüfstand, Marburg: Tectum.
- Nausikaa, Schirilla (2018): »Diversität in einer postkolonialen Perspektive«, in: Monika Pfaller-Rott/Esperanza Gómez-Hernández/Hilaria Soundari (Hg.), Soziale Vielfalt. Internationale Soziale Arbeit aus interkultureller und dekolonialer Perspektive, Wiesbaden: Springer VS, S. 3–12.
- Niemeyer, Kim (2013): »Wie kann Wertschätzung positive soziale Beziehungen fördern?«, in: Thomas Johann/Tobias Möller (Hg.), Positive Psychologie im Beruf, Wiesbaden: Springer, S. 117–131.
- Nienhuysen, Frank (2017): »Rechtspopulist Wilders unterliegt klar bei Wahl in den Niederlanden«, in: Süddeutsche Zeitung vom 15.03.2017, <https://www.sueddeutsche.de/politik/wahl-in-den-niederlanden-rechtspopulist-wilders-unterliegt-klar-bei-wahl-in-den-niederlanden-1.3422128> vom 14.04.2024.
- Nijhuis, Ton (2009): »Eine Art europäischer Vertrauensmann«. Das niederländische Deutschlandbild«, in: Tilman Mayer (Hg.), Deutschland aus internationaler Sicht, Berlin: Duncker & Humblot, S. 59–63.
- Nohl, Arnd-Michael (2017): Interview und Dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. 5. Aufl., Wiesbaden: Springer VS.
- Norberg-Schulz, Christian (1985): Spätbarock und Rokoko, Stuttgart: DVA.
- Nosek, Brian A./Greenwald, Anthony G./Banaji, Mahzarin R. (2005): »Understanding and using the Implicit Association Test: II. Method variables and construct validity«, in: Personality & social psychology bulletin 31 (2), S. 166–180. <https://doi.org/10.1177/0146167204271418>.
- Nunner-Winkler, Gertrud/Paulus, Markus (2018): »Prosoziale und moralische Entwicklung«, in: Wolfgang Schneider/Ulman Lindenberger (Hg.), Entwicklungspsychologie. 8. Aufl., Weinheim: Beltz, S. 537–557.
- Nussbaum, Martha Craven (1995): »Objectification«, in: Philosophy & Public Affairs 24, S. 249–291.
- Nussbaum, Martha Craven (2010): Die Grenzen der Gerechtigkeit. Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit, Berlin: Suhrkamp.
- Nussbaum, Martha Craven (Hg.) (2014): Gerechtigkeit oder Das gute Leben. 8. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Oberberg-Online Informationssysteme (o.J.): Hundemäntel – sinnvoll oder nicht? Lexikon, <https://www.tierfreund.de/hundemantel-sinnvoll-oder-nicht/> vom 14.04.2024.

- Olthuis, Gert/Kohlen, Helen/Heier, Jorma (Hg.) (2014): *Moral Boundaries Redrawn. The Significance of Joan Tronto's Argument for Political Theory, Professional Ethics, and Care as Practice*, Leuven: Peeters.
- Opitz, Fritz (1980): »Die Entwicklung des japanischen Deutschlandbildes«, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 30 (2), S. 160–167.
- Panicacci, Alex (2019): »Do the languages migrants use in private and emotional domains define their cultural belonging more than the passport they have?«, in: *International Journal of Intercultural Relations* 69, S. 87–101. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2019.01.003>.
- Parkinson, Brian (2014): »Soziale Wahrnehmung und Attribution«, in: Klaus Jonas/Wolfgang Stroebe/Miles Hewstone (Hg.), *Sozialpsychologie*. 6. Aufl., Berlin: Springer, S. 65–106.
- Pastötter, Bernhard/Oberauer, Klaus/Bäuml, Karl-Heinz T. (2018): »Gedächtnis und Wissen«, in: Andrea Kiesel/Hans Spada (Hg.), *Lehrbuch Allgemeine Psychologie*. 4. Aufl., Bern: Hogrefe, S. 121–195.
- Pauen, Michael (2011): »Freiheit«, in: Petra Kolmer/Armin G. Wildfeuer (Hg.), *Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe*, Freiburg: Alber, S. 801–817.
- Pekerti, Andre A./van de Vijver, Fons J.R./Moeller, Miriam/Okimoto, Tyler G. (2020): »Intercultural contacts and acculturation resources among International students in Australia: A mixed-methods study«, in: *International Journal of Intercultural Relations* 75, S. 56–81. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2019.12.004>.
- Pendry, Louise (2014): »Soziale Kognition«, in: Klaus Jonas/Wolfgang Stroebe/Miles Hewstone (Hg.), *Sozialpsychologie*. 6. Aufl., Berlin: Springer, S. 107–140.
- Petersen, Thomas/Mayer, Tilman (2005): *Der Wert der Freiheit. Deutschland vor einem neuen Wertewandel?*, Freiburg: Herder.
- Pettigrew, Thomas F. (1998): »Intergroup contact theory«, in: *Annual Review of Psychology* 49, S. 65–85. <https://doi.org/10.1146/annurev.psych.49.1.65>.
- Peuckert, Rüdiger/Hamm, Bernd/Sprondel, Walter M./Zimmermann, Gunter E./Pankoke, Eckart/Scherr, Albert/Waldrich, Hans-Peter/Schäfers, Bernhard/Gukenbiehl, Hermann L./Lipp, Wolfgang/Weis, Kurt/Köhler, Gabriele/Herlyn, Ulfert (2003): »Sanktion«, in: Bernhard Schäfers (Hg.), *Grundbegriffe der Soziologie*. 8. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag, S. 293–392.
- Pew Research Center (2016): *Global Uptick in Government Restrictions on Religion in 2016*, [https://www.pewforum.org/2018/06/21/global-uptick-in-government-restrictions-on-religion-in-2016/vom 14.04.2024](https://www.pewforum.org/2018/06/21/global-uptick-in-government-restrictions-on-religion-in-2016/vom%2014.04.2024).
- Phinney, Jean S./Horenczyk, Gabriel/Liebkind, Karmela/Vedder, Paul (2001): »Ethnic Identity, Immigration, and Well-Being: An Interactional Perspective«, in: *Journal of Social Issues* 57, S. 493–510. <https://doi.org/10.1111/0022-4537.00225>.
- Picht, Robert (1980): »Interesse und Vergleich: zur Sozialpsychologie des Deutschlandbilds«, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 6, S. 120–132.
- Pick, Dominik (2010): »False assumptions for research on the perception of other nations. Example of Poles and Germans in the 1970s«, in: Joanna Lutostańska/Anna Rzym (Hg.), *Cross-border Interactions. Polish-German Stereotype: Media Image and Change*, Wrocław: ATUT, S. 15–23.

- Pieper, Annemarie (2013): »Grenzenlose Freiheit? Vom Sinn von Normen«, in: Existenzanalyse 30, S. 8–13.
- Piontkowski, Ursula (2011): Sozialpsychologie, München: Oldenbourg.
- Piontkowski, Ursula/Rohmann, Anette/Florack, Arnd (2002): »Concordance of acculturation attitudes and perceived threat«, in: Group processes and Intergroup Relations 5, S. 221–232.
- Planert, Ute (2000): »Vater Staat und Mutter Germania. Zur Politisierung des weiblichen Geschlechts im 19. und 20. Jahrhundert«, in: Ute Planert (Hg.), Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne, Frankfurt a.M.: Campus, S. 15–65.
- Plontke, Sandra/Utler, Astrid/Kölbl, Carlos (2020): »Bilderfluten und die psychosoziale Rolle des Bildes. Editorial«, in: psychosozial 43 (2), S. 5–15.
- Poortinga, Ype H./Girndt, Tina (1996): »Gibt es einen Nationalcharakter?«, in: Hans Süsmuth (Hg.), Deutschlandbilder in Dänemark und England, in Frankreich und den Niederlanden, Baden-Baden: Nomos, S. 124–139.
- Porter, Burton F. (2017): The good life. Options in Ethics. 5. Aufl., Lanham: Rowman & Littlefield.
- Porter, James (1998): »The Folklore of Northern Scotland: Five Discourses on Cultural Representation«, in: Folklore 109, S. 1–14.
- Pothast, Ulrich (2011): Freiheit und Verantwortung. Eine Debatte, die nicht sterben will – und auch nicht sterben kann, Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Preisendörfer, Peter (2003): »Soziale Integration und Erfahrung mit Fremdenfeindlichkeit von Ausländer/innen in Rostock und Mainz«, in: Soziale Welt 54, S. 519–539.
- Preiser, Siegfried (2008): »Jugend und Politik: Anpassung – Partizipation – Extremismus«, in: Rolf Oerter/Leo Montada (Hg.), Entwicklungspsychologie. 6. Aufl., Weinheim: Basel: Beltz, S. 874–884.
- Prenzel, Annedore (2017): »Differenz und Ungleichheit in der Bildung. Eine historisch-systematische Annäherung«, in: Isabell Diehm/Melanie Kuhn/Claudia Machold (Hg.), Differenz – Ungleichheit – Erziehungswissenschaft. Verhältnisbestimmungen im (Inter-)Disziplinären, Wiesbaden: Springer VS, S. 29–46.
- Prenzel, Annedore (2019): Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. 4. Aufl., Wiesbaden: Springer.
- Pries, Ludger (Hg.) (2013): Zusammenhalt durch Vielfalt? Bindungskräfte der Vergesellschaftung im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: Springer.
- Priester, Karin (2003): Rassismus. Eine Sozialgeschichte, Leipzig: Reclam.
- Prinz, Wolfgang (1996): »Freiheit oder Wissenschaft?«, in: Mario von Cranach/Klaus Foppa (Hg.), Freiheit des Entscheidens und Handelns. Ein Problem der nomologischen Psychologie, Heidelberg: Asanger, S. 86–103.
- Prokop, Izabela (1995): »Stereotype, Fremdbilder und Vorurteile«, in: Marek Czyżewski/Elisabeth Gülich/Heiko Hausendorf et al. (Hg.), Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 180–202.

- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2021): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 5. Aufl., München: De Gruyter Oldenbourg.
- Quaritsch, Helmut (1980): »Zur Entstehung der Theorie des Pluralismus«, in: *Der Staat* 19, S. 29–56.
- Quistorp, Eva/Weißgerber, Gunter/Schröder, Richard (2018): *Weltoffenes Deutschland? Zehn Thesen, die unser Land verändern*, Freiburg: Herder.
- Rabenstein, Kerstin/Steinwand, Julia (2013): »Heterogenisierung: Subjektkonstruktionen im Heterogenitätsdiskurs in Deutschland«, in: Jürgen Budde (Hg.), *Unschärfe Einsätze: (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld*, Wiesbaden: Springer, 80–97.
- Raiya, Hisham Abu/Pargament, Kenneth I./Mahoney, Annette/Trevino, Kelly (2008): »When Muslims Are Perceived as a Religious Threat: Examining the Connection Between Desecration, Religious Coping, and Anti-Muslim Attitudes«, in: *Basic and Applied Social Psychology* 30 (4), S. 311–325. <https://doi.org/10.1080/01973530802502234>.
- Rauchfleisch, Udo (1996): »Zur Beratung männlicher Adoleszenten mit homosexueller Orientierung und ihrer Eltern«, in: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 45, S. 166–170.
- Rebel, Karlheinz (2011): *Heterogenität als Chance nutzen lernen*, Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Rebstein, Bernd/Schnettler, Bernt (2017): »Klar strukturierte Vielfalt«, in: Gregor J. Betz/Ronald Hitzler/Arne Niederbacher et al. (Hg.), *Hybride Events. Zur Diskussion zeitgeistiger Veranstaltungen*, Wiesbaden: Springer, S. 249–263.
- Redder, Ute (1993): *Die Entwicklung von der Armenhilfe zur Fürsorge in dem Zeitraum von 1871 bis 1933. Eine Analyse unter Aufgaben-, Ausgaben- und Finanzierungsaspekten am Beispiel der Länder Preußen und Bayern*, Bochum: Univ.-Verl. Brockmeyer.
- Reichertz, Jo (2016): *Qualitative und interpretative Sozialforschung*, Wiesbaden: Springer VS.
- Reimer, S. Brent/Schulz, Kurt S./Mason, David R./Jones, James H. (2004): »Effects of a whole-body spandex garment on rectal temperature and oxygen consumption in healthy dogs«, in: *Journal of the American Veterinary Medical Association* 224 (1), S. 71–74. <https://doi.org/10.2460/javma.2004.224.71>.
- Rentz, Ingo (2017): »Populistisch, aber auch populär?«, in: *Horizont vom 22.08.2017*, <https://www.horizont.net/marketing/nachrichten/Bundestagswahl-2017-So-wirken-die-Wahlplakate-der-grossen-Parteien-auf-die-Waehler-160478> vom 14.04.2024.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2016): »Diversität und Wissenschaft«, in: André L. Blum/Nina Zschocke/Hans-Jörg Rheinberger et al. (Hg.), *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 13–17.
- Richter, Anna Sarah (2018): »Intersektionen, Macht und (Nicht-)Anerkennung am Beispiel biographischer Narrationen älterer Frauen aus Ostdeutschland«, in: Mechtild Bereswill/Christine Burmeister/Claudia Equit (Hg.), *Bewältigung von Nicht-Anerkennung. Modi von Ausgrenzung, Anerkennung und Zugehörigkeit*, Weinheim: Beltz Juventa, S. 75–95.

- Rico, Guillem/Guinjoan, Marc/Anduiza, Eva (2017): »The Emotional Underpinnings of Populism: How Anger and Fear Affect Populist Attitudes«, in: *Swiss Political Science Review* 23 (4), S. 444–461. <https://doi.org/10.1111/spsr.12261>.
- Riegel, Christine (2004): *Im Kampf um Zugehörigkeit und Anerkennung. Orientierungen und Handlungsformen von jungen Migrantinnen. Eine sozio-biografische Untersuchung.*, Frankfurt a.M.: IKO Verlag.
- Rieger, Gerulf/Linsenmeier, Joan A. W./Gyax, Lorenz/Bailey, J. Michael (2008): »Sexual Orientation and Childhood Gender Nonconformity: Evidence From Home Videos«, in: *Developmental Psychology* 44, S. 46–58.
- rme/aerzteblatt.de (2013): *Wurstkonsum als Sterberisiko*, <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/53668/Wurstkonsum-als-Sterberisiko>, vom 14.04.2024.
- Rocha, Zarine L./Yeoh, Brenda S. A. (2021): »Tracing Genealogies of Mixedness: Social Representations and Definitions of ›Eurasian‹ in Singapore«, in: *Genealogy* 5 (2), S. 50.
- Rohr, Margund K./Lang, Frieder R. (2011): »Familie und Pflege im höheren Erwachsenenalter. Motivationale Prozesse der Gestaltung von Pflegebeziehungen«, in: Hans Bertram/Nancy Ehlert (Hg.), *Familie, Bindungen und Fürsorge. Familiärer Wandel in einer vielfältigen Moderne*, Leverkusen: Barbara Budrich, S. 299–348.
- Rosenberg, Florian von/Geimer, Alexander (Hg.) (2014): *Bildung unter Bedingungen kultureller Pluralität*, Wiesbaden: Springer VS.
- Rosenberger, Michael (2014): »Der Sorge eine Zukunft geben. Ethik und Gerechtigkeit von Care in Krisenzeiten«, in: Brigitte Aulenbacher/Maria Dammayr (Hg.), *Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care*, Weinheim: Beltz, S. 77–89.
- Rosenthal, Gabriele/Loch, Ulrike (2002): »Das Narrative Interview«, in: Schaeffer, Doris, Müller-Mundt, Gabriele (Hg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*, Bern: Huber, S. 221–232.
- Rösler, Dietmar (2012): *Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung*, Stuttgart: J.B. Metzler.
- Rudolf, Beate (2017): »Teilhabe als Menschenrecht – eine grundlegende Betrachtung«, in: Elke Diehl (Hg.), *Teilhabe für alle?! Lebensrealitäten zwischen Diskriminierung und Partizipation*, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, S. 13–43.
- Rummer, Ralf (2021): »Wunsch«, in: Markus Antonius Wirtz (Hg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie*. 20. Aufl., Bern: Huber, S. 1993.
- Ruppel, Paul Sebastian (2015): »Flugmobilität als Herausforderung für Umwelt und Forschung«, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 39, S. 129–150.
- Ruppel, Paul Sebastian (2018): »Umwelt«, in: Carlos Kölbl/Anna Sieben (Hg.), *Stichwörter zur Kulturpsychologie*, Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 393–398.
- Ryan, Richard M./Deci, Edward L. (2001): »On Happiness and Human Potentials: A Review of Research on Hedonic and Eudamonic Well-Being«, in: *Annual Review of Psychology* 52, S. 141–166.
- Ryff, Carol D. (1989): »Happiness is Everything, or Is It? Explorations on the Meaning of Psychological Well-Being«, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 57, S. 1069–1081.
- Sacksofsky, Ute (2015): »Kopftuchverbote in den Ländern – am Beispiel des Landes Hessen«, in: Sabine Berghahn/Petra Rostock (Hg.), *Der Stoff, aus dem Konflikte sind*.

- Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Bielefeld: transcript, S. 275–293.
- Şafak-Ayvazoglu, Ayşe/Kunuroglu, Filiz/Yağmur, Kutlay (2021): »Psychological and socio-cultural adaptation of Syrian refugees in Turkey«, in: *International journal of intercultural relations* 80, S. 99–111. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2020.11.003>.
- Salzbrunn, Monika (2014): *Vielfalt/Diversität*, Bielefeld: transcript.
- Sam, David L./Berry, John W. (2010): »Acculturation: When Individuals and Groups of Different Cultural Backgrounds Meet«, in: *Perspectives on Psychological Science* 5, S. 472–481. <https://doi.org/10.1177/1745691610373075>.
- Sam, David L./Vedder, Paul/Ward, Colleen/Horenczyk, Gabriel (2006): »Psychological and Sociocultural Adaptation of Immigrant Youth«, in: David L. Sam/John W. Berry/David L. Sam et al. (Hg.), *The Cambridge Handbook of Acculturation Psychology*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 117–141.
- Scherer, Klaus R. (1992): »On Social Representations of Emotional Experience: Stereotypes, Prototypes, or Archetypes?«, in: Mario von Cranach/Willem Doise/Gabriel Mugny (Hg.), *Social Representations and the Social Bases of Knowledge*, Lewiston: Hogrefe & Huber, S. 30–36.
- Scherl, Kerstin (2020): »Brandschutz im Treppenhaus: Das müssen Sie wissen«, in: *Focus online* vom 13.05.2020, https://praxistipps.focus.de/brandschutz-im-treppenhaus-das-muessen-sie-wissen_120693 vom 10.03.2024.
- Scherr, Albert (2019): »Der Inklusionsbegriff. Theoretische Grundlagen und gesellschaftspolitische Implikationen«, in: Gert Pickel/Oliver Decker/Steffen Kailitz et al. (Hg.), *Handbuch Integration*, Wiesbaden: Springer VS, S. 1–16.
- Scherschel, Karin (2019): »Der Integrationsbegriff – soziologische Perspektiven«, in: Gert Pickel/Oliver Decker/Steffen Kailitz et al. (Hg.), *Handbuch Integration*, Wiesbaden: Springer VS, S. 1–13.
- Schlögel, Karl (2017): *Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt*, München: C.H. Beck.
- Schlötzer, Christiane (2018): »Was von der Pressefreiheit in der Türkei noch übrig ist«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 27.02.2018, <https://www.sueddeutsche.de/medien/m Medien-von-mut-und-selbstzensur-1.3397301> vom 06.03.2024.
- Schmid, Sophia (2019): »Taking Care of the Other: Visions of a Caring Integration in Female Refugee Support Work«, in: *Social Inclusion* 7 (2), S. 118–127. <https://doi.org/10.17645/si.v7i2.1964>.
- Schmidt, Daniel F./Boland, Susan M. (1986): »Structure of perceptions of older adults: Evidence for multiple stereotypes«, in: *Psychology and Aging* 1, S. 255–260.
- Schmidt, Georg (2018): *Der Dreißigjährige Krieg*. 9. Aufl., München: C.H. Beck.
- Schneewind, Klaus A./Böhmert, Beate (2009): *Kinder im Grundschulalter kompetent erziehen. Der interaktive Elterncoach »Freiheit in Grenzen«*. 2. Aufl., Bern: Huber.
- Schneewind, Klaus A./Böhmert, Beate (2016): *Jugendliche kompetent erziehen. Der interaktive Elterncoach »Freiheit in Grenzen«*. 2. Aufl., Bern: Hogrefe.
- Schnepper, Regi (1990): *Nationenbilder im Wandel. Zur Entwicklung von Deutschlandbildern in Großbritannien*, Darmstadt: Dissertationsdruck.
- Schnettler, Bernt/Rebstein, Bernd/Pusoma, Maria (2013): »Der Topos kultureller Vielfalt. Zur kommunikativen Konstruktion migrantischer ›Zwischenwelten««, in: Reiner Kel-

- ler/Jo Reichertz/Hubert Knoblauch (Hg.), Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz, Wiesbaden: Springer, S. 337–362.
- Schnitzler, Katja (2013): »Mädchen probieren sich mit sexy Kleidung aus'. Expertentipps zur Erziehung«, in: Süddeutsche Zeitung vom 11.02.2013, <https://www.sueddeutsche.de/leben/expertentipps-zur-erziehung-maedchen-probieren-sich-mit-sexy-kleidung-aus-1.1593979> vom 04.03.2024.
- Schoel, Christiane/Eck, Jennifer/Roessel, Janin/Stahlberg, Dagmar (2012): »Spracheinstellungen aus sozialpsychologischer Perspektive I: Deutsch und Fremdsprachen«, in: Ludwig M. Eichinger/Albrecht Plewnia/Christiane Schoel et al. (Hg.), Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive, Tübingen: Narr, S. 163–203.
- Schrittesser, Ilse (Hg.) (2019): Begabungsförderung revisited. Begabungsförderung als Kinderrecht im Kontext von Diversität, Bad Heilbrunn: Klinkhardt Julius.
- Schroll-Machl, Sylvia (2016): Die Deutschen – Wir Deutsche. Fremdwahrnehmung und Selbstsicht im Berufsleben. 5. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schröter, Tina (2016): »Der Kodex der Kurve. Eine empirische Studie über Sorgepraktiken der Ultra-Szene«, in: Anna Henkel/Gesa Lindemann/Isolde Karle et al. (Hg.), Dimensionen der Sorge. Soziologische, philosophische und theologische Perspektiven, Baden-Baden: Nomos, S. 167–176.
- Schularick, Moritz (2021): Der entzauberte Staat. Was Deutschland aus der Pandemie lernen muss, München: C.H. Beck.
- Schüler, Kurt (2020): Aufkommen und Verwertung von Verpackungsabfällen in Deutschland im Jahr 2018. Abschlussbericht, https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/479/publikationen/texte_166-2020_aufkommen_und_verwertung_von_verpackungsabfaellen_in_deutschland_im_jahr_2018.pdf.
- Schulz, Jakob (2016): »Anschlag auf Berliner Weihnachtsmarkt. Berlin steht still und trauert«, in: Süddeutsche Zeitung vom 20.12.2016, <https://www.sueddeutsche.de/p/anorama/anschlag-auf-berliner-weihnachtsmarkt-berlin-steht-still-und-trauert-1.3302944> vom 04.03.2024.
- Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze. Das Problem der sozialen Wirklichkeit, Bd. 1, Den Haag: Nijhoff.
- Schütze, Fritz (1983): »Biographieforschung und narratives Interview«, in: Neue Praxis 13 (3), S. 283–293.
- Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. Kursinheit 1: 3-fach Kurs, Hagen: Fernuniversität Hagen.
- Schwartz, Shalom H. (2012): »An Overview of the Schwartz Theory of Basic Values«, in: Online Readings in Psychology and Culture 2. <https://doi.org/10.9707/2307-0919.1116>.
- Schweitzer, Friedrich (2020): »Religiöser Pluralismus und Heterogenität: konkurrierende, komplementäre oder inkommensurable Grundbegriffe der Religionspädagogik?«, in: Bernhard Grümme/Thomas Schlag/Ricken (Hg.), Heterogenität. Eine Herausforderung für Religionspädagogik und Erziehungswissenschaft, Stuttgart: Kohlhammer, S. 29–39.

- Scott, William A. (1965): »Psychological and Social Correlations of International Images«, in: Herbert C. Kelman (Hg.), *International behavior: a social-psychological analysis*, New York: Holt, Rinehart and Winston, S. 70–103.
- Seckelmann, Margrit/Platz, Johannes (Hg.) (2017): *Remigration und Demokratie in der Bundesrepublik nach 1945. Ordnungsvorstellungen zu Staat und Verwaltung im transatlantischen Transfer*, Bielefeld: transcript.
- Sevenhuijsen, Selma (1998): *Citizenship and the Ethics of Care. Feminist considerations on justice, morality and politics*, London: Routledge.
- Shaw, James B./Barrett-Power, Elaine (1998): »The Effects of Diversity on Small Work Group Processes and Performance«, in: *Human Relations* 51 (10), S. 1307–1325. <https://doi.org/10.1177/001872679805101005>.
- Sheldon, Kennon M./Gordeeva, Tamara/Leontiev, Dmitry/Lynch, Martin F./Osin, Evgeny/Rasskazova, Elena/Dementiy, Liudmila (2018): »Freedom and responsibility go together: Personality, experimental, and cultural demonstrations«, in: *Journal of Research in Personality* 73, S. 63–74. <https://doi.org/10.1016/j.jrp.2017.11.007>.
- Sibai, Abia Mehio/Yamout, Rouham (2012): »Family-Based Old-Age Care in Arab Countries: Between Tradition and Modernity«, in: Hans Groth/Alfonso Sousa-Poza (Hg.), *Population dynamics in Muslim countries. Assembling the Jigsaw*, Berlin: Springer, S. 63–76.
- Sichler, Ralph (2020): »Hermeneutik«, in: Günter Mey/Katja Mruck (Hg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1: Ansätze und Anwendungsfelder*. 2. Aufl., Wiesbaden: Springer, S. 125–143.
- Siegert, Manuel (2019): *Die sozialen Kontakte Geflüchteter*. Mannheim. BAMF-Kurzanalyse.
- Singer, Philipp (2018): *Inklusion und Fremdheit. Abschied von einer pädagogischen Leitideologie*, Bielefeld: transcript.
- Singer, Wolf (2017): »Freiheitserfahrung als soziale Realität?«, in: Martin Thurner (Hg.), *Freiheit. Begründung und Entfaltung in Philosophie, Religion und Kultur*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 125–138.
- Smart Richman, Laura/Leary, Mark R. (2009): »Reactions to discrimination, stigmatization, ostracism, and other forms of interpersonal rejection: a multimotive model«, in: *Psychological review* 116 (2), S. 365–383. <https://doi.org/10.1037/a0015250>.
- Sokolowski, Kurt (2021): »Hoffnung auf Anschluss«, in: Markus Antonius Wirtz (Hg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie*. 20. Aufl., Bern: Huber, S. 800.
- Spaniel, Dorothea (2002): »Methoden zur Erfassung von Deutschland-Images. Ein Beitrag zur Stereotypenforschung«, in: *Info DaF: Informationen Deutsch als Fremdsprache* 29 (4), S. 356–368.
- Spears, Russell/Tausch, Nicole (2014): »Vorurteile und Intergruppenbeziehungen«, in: Klaus Jonas/Wolfgang Stroebe/Miles Hewstone (Hg.), *Sozialpsychologie*. 6. Aufl., Berlin: Springer, S. 507–564.
- Stadtrundfahrt.com (2021): *City Circle Tour Yellow Berlin*, <https://www.stadtrundfahrt.com/magazin/berlin/stadtrundfahrt-in-berlin-1575> vom 13.03.2024.
- Stadtwerke Bayreuth (2024): *Lohengrin Therme*, <https://www.lohengrin-therme.de/saunalandschaft/unsere-saunalandschaft/vom-01.03.2024>.

- Staerklé, Christian/Clémence, Alain/Spini, Dario (2011): »Social Representations: A Normative and Dynamic Intergroup Approach«, in: *Political Psychology* 32 (5), S. 759–768. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9221.2011.00839.x>.
- Stangor, Charles/Schaller, Mark (1996): »Stereotypes as Individual and Collective Representations«, in: C. Neil Macrae/Charles Stangor/Miles Hewstone (Hg.), *Stereotypes and Stereotyping*, New York: Guilford Press, S. 3–37.
- Statistisches Bundesamt (2022): Key table fertility rate, total, https://www.destatis.de/EN/Themes/Countries-Regions/International-Statistics/Data-Topic/Tables/BasicData_FertilityRate.html vom 11.03.2024.
- Stegbauer, Christian (2010): »Reziprozität«, in: Christian Stegbauer/Roger Häußling (Hg.), *Handbuch Netzwerkforschung*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 113–122.
- Steiger, Jonas (2019): *Migrationsbedingte Heterogenität im Sportunterricht. Schüler- und fachbezogene Überzeugungen von Sport unterrichtenden Lehrpersonen*, Wiesbaden: Springer VS.
- Steinat, Lena (2021): Fahrgäste aus dem Häuschen – Wieso nicht jede Bushaltestelle auch einen Unterstand hat. Hochbahn Blog, <https://dialog.hochbahn.de/allgemein/fahrgaeste-aus-dem-haechchen-wieso-nicht-jede-bushaltestelle-auch-einen-unterstand-hat/>.
- Steinberg, Rudolf (1973): »Deskriptive und normative Pluralismustheorie in Amerika und England«, in: ARSP: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 59, S. 393–416.
- Steiner, Ivan D. (1970): »Perceived Freedom«, in: Leonard Berkowitz (Hg.), *Advances in Experimental Social Psychology*, New York: Academic Press, S. 187–248.
- Steinmann, Barbara/Maier, Günter W. (2018): »Berufswahl«, in: Arnold Lohaus (Hg.), *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*, Berlin: Springer, S. 223–250.
- Stenger, Ursula/Edelmann, Doris/Nolte, David/Schulz, Marc (Hg.) (2017): *Diversität in der Pädagogik der frühen Kindheit. Im Spannungsfeld zwischen Konstruktion und Normativität*, Weinheim: Beltz Juventa.
- Stojanov, Krassimir (2020): »Inklusion statt Integration als Leitbegriff für Migrationspolitik?«, in: Michael Spieker/Christian Hofmann (Hg.), *Integration. Teilhabe und Zusammenleben in der Migrationsgesellschaft*, Baden-Baden: Nomos, S. 101–114.
- Straßburger, Gaby (2001): *Evaluation von Integrationsprozessen in Frankfurt a. M.. Studie zur Erforschung des Standes der Integration von Zuwanderern und Deutschen in Frankfurt a. M. am Beispiel von drei ausgewählten Stadtteilen*, Hanau: ingra.
- Straub, Jürgen (1999): *Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie*, Berlin: de Gruyter.
- Straub, Jürgen (2007): »Kultur«, in: Jürgen Straub/Arne Weidemann/Doris Weidemann (Hg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder*, Stuttgart: J.B. Metzler, S. 7–24.
- Straub, Jürgen (2010): »Das Verstehen kultureller Unterschiede. Relationale Hermeneutik und komparative Analyse in der Kulturpsychologie«, in: Gabriele Cappai/Shingo Shimada/Jürgen Straub (Hg.), *Interpretative Sozialforschung und Kulturanalyse. Hermeneutik und die komparative Analyse kulturellen Handelns*, Bielefeld: transcript, S. 39–99.
- Straub, Jürgen (2021a): *Psychologie als interpretative Wissenschaft. Menschenbild, Wissenschaftsverständnis, Programmatik. Band 1*, Gießen: Psychosozial.

- Straub, Jürgen (2021b): *Psychologie als interpretative Wissenschaft. Menschenbild, Wissenschaftsverständnis, Programmatik. Band 2*, Gießen: Psychosozial.
- Straub, Jürgen (2022): *Verstehendes Erklären. Sprache, Bilder und Personen in der Methodologie einer relationalen Hermeneutik*, Gießen: Psychosozial.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Weinheim: Beltz.
- Strenger, C. (2015): *Zivilisierte Verachtung: Eine Anleitung zur Verteidigung unserer Freiheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Strenger, Carlo (2017): *Abenteuer Freiheit. Ein Wegweiser für unsichere Zeiten*, Berlin: Suhrkamp.
- Stürmer, Stefan/Siem, Birte (2020): *Sozialpsychologie der Gruppe. 2. Aufl.*, Stuttgart: UTB.
- Süssmuth, Hans (Hg.) (1993): *Deutschlandbilder in Polen und Rußland, in der Tschechoslowakei und in Ungarn*, Baden-Baden: Nomos.
- SVR Sachverständigenrat für Integration und Migration (2018): *SVR-Integrationsbarometer 2018. Methodenbericht*. Berlin, https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2020/07/Methodenbericht-Integrationsbarometer-2018_erg%C3%A4nzte-Fassung-2.pdf.
- Szabó, Ágnes/Papp, Zsuzsanna/Nguyen Luu, Lan Anh (2020): »Social contact configurations of international students at school and outside of school. Implications for acculturation orientations and psychological adjustment«, in: *International Journal of Intercultural Relations* 77, S. 69–82. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2020.05.001>.
- tagesschau.de (2017): *Ausweisung der Täter – »durchaus denkbar«*, <https://www.tagesschau.de/inland/silvester-koeln-103.html> vom 29.02.2024.
- Tajfel, Henri/Turner, John C. (1986): »The social identity theory of intergroup behavior«, in: Stephen Worchel/William G. Austin (Hg.), *Psychology of intergroup relations. 2. Aufl.*, Chicago: Nelson-Hall, S. 7–24.
- Taylor, G. (1986): *A phenomenological investigation into the structure of experienced freedom*. Department of Psychology, York University. Toronto.
- te Lindert, Annet/Korzilius, Hubert P.L.M./Stupar-Rutenfrans, Snežana/van de Vijver, Fons J.R. (2022): »The role of perceived discrimination, intergroup contact and adoption in acculturation among four Dutch immigrant groups«, in: *International journal of intercultural relations* 91. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2021.02.005>.
- Technische Universität Dresden (2023): *Institut für Romanistik. Prof. Dr. Dr. h.c. Ingo Kolboom*, <https://tu-dresden.de/gsw/slk/romanistik/das-institut/ehemalige-professorinnen/prof-dr-dr-h-c-ingo-kolboom> vom 05.04.2024.
- Teesson, Maree/Degenhardt, Louisa/Hall, Wayne (2008): *Suchtmittel und Abhängigkeit. Formen – Wirkung – Interventionen*, Bern: Huber.
- Tetens, Holm (2010): »Wissenschaft«, in: Hans Jörg Sandkühler (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie. In drei Bänden*, Hamburg: Felix Meiner, S. 3018–3028.
- Thelen, Tatjana (2014): *Care/Sorge. Konstruktion, Reproduktion und Auflösung bedeutsamer Bindungen*, Bielefeld: transcript.
- Thomas, Alexander (2005): »Kultur und Kulturstandards«, in: Alexander Thomas/Eva-Ulrike Kinast/Sylvia Schroll-Machl (Hg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation*

- und Kooperation. Band 1: Grundlagen und Praxisfelder. 2. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 19–31.
- Thomas, Alexander (2014): *Wie Fremdes vertraut werden kann*, Wiesbaden: Springer Gabler.
- Thomas, Alexander (Hg.) (1996): *Psychologie und multikulturelle Gesellschaft. Problem-
analysen und Problemlösungen*. 2. Aufl., Göttingen: Hogrefe.
- Thomas, David A./Ely, Robin J. (1996): »Making Differences Matter. A New Paradigm for
Managing Diversity«, in: *Harvard Business Review* 74, S. 79–90.
- Thumann, Michael (2022): »Habe ich Angst?« Russlands Weg in die Diktatur«, in: ZEIT
Online vom 24.07.2022, <https://www.zeit.de/zeit-geschichte/2022/04/russland-wladimir-putin-diktatur-meinungsfreiheit-opposition> vom 14.04.2024.
- Turner, Ingrid (1992): »Tourismus und Fotografie«, in: *Fotogeschichte : Beiträge zur Ge-
schichte und Ästhetik der Fotografie* 12, S. 23–42, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-12851>.
- Turner, Martin (Hg.) (2017). *Freiheit. Begründung und Entfaltung in Philosophie, Reli-
gion und Kultur*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Tietje, Olaf/Dinkelaker, Samia/Huke, Nikolai (2021): »Einleitung: Umkämpfte Teilhabe«,
in: Samia Dinkelaker/Nikolai Huke/Olaf Tietje (Hg.), *Nach der »Willkommenskul-
tur«*. Geflüchtete zwischen umkämpfter Teilhabe und zivilgesellschaftlicher Solida-
rität, Bielefeld: transcript, S. 7–21.
- Tillmann, Klaus-Jürgen/Wischer, Beate (2006): »Heterogenität in der Schule. For-
schungsstand und Konsequenzen«, in: *Pädagogik* 58, S. 44–48.
- Tiðberger, Martina (2017): *Critical Whiteness. Zur Psychologie hegemonialer Selbstre-
flexion an der Intersektion von Rassismus und Gender*, Wiesbaden: Springer VS.
- Tranow, Ulf (2012): *Das Konzept der Solidarität. Handlungstheoretische Fundierung ei-
nes soziologischen Schlüsselbegriffs*, Wiesbaden: VS Verlag.
- transcript (o.J.): *Ansprechpartner_innen*, <https://www.transcript-verlag.de/ansprechpa>
rtner_innen vom 14.04.2024.
- Trautmann, Günter (1991a): »Die hässlichen Deutschen? Die Deutschen im Spiegel der
westlichen und östlichen Nachbarn. Einleitung«, in: Günter Trautmann (Hg.), *Die
hässlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nach-
barn*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1–27.
- Trautmann, Günter (Hg.) (1991b): *Die hässlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel
der westlichen und östlichen Nachbarn*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesell-
schaft.
- Troeltsch, Ernst (1915): *Das Wesen des Deutschen*. Rede gehalten am 6. Dezember 1914 in
der vaterländischen Versammlung in der Karlsruher Stadthalle, Heidelberg: Winter.
- Tronto, Joan C. (1993): *Moral Boundaries. A Political Argument for an Ethic of Care*, New
York: Routledge.
- Tronto, Joan C. (2014a): »Ethics of Care: Present and New directions«, in: Gert Olthuis/
Helen Kohlen/Jorma Heier (Hg.), *Moral Boundaries Redrawn. The Significance of
Joan Tronto's Argument for Political Theory, Professional Ethics, and Care as Prac-
tice*, Leuven: Peeters, S. 215–227.
- Tronto, Joan C. (2014b): »Moral Boundaries after twenty years. From limits to possibili-
ties«, in: Gert Olthuis/Helen Kohlen/Jorma Heier (Hg.), *Moral Boundaries Redrawn*.

- The Significance of Joan Tronto's Argument for Political Theory, Professional Ethics, and Care as Practice, Leuven: Peeters, S. 9–26.
- Tse, David K./Hung, Kineta (Hg.) (2020): *Dynamic Growth of Chinese Firms in the Global Market*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Uhlendorff, Uwe (2012): »Fürsorge«, in: Werner Thole/Davina Höblich/Sarina Ahmed (Hg.), *Taschenwörterbuch Soziale Arbeit*, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 91.
- Ulrich, Klaus (2016): »Made in Germany weltweit top«, in: DW Deutsche Welle vom 18.07.2016, <https://www.dw.com/de/made-in-germany-weltweit-top/a-19408157> vom 14.04.2024.
- UN Department of Economic and Social Affairs (2022): *World Population Prospects: The 2022 Revision*, <https://population.un.org/dataportal/data/indicators/7675/locations/276,760/start/1990/end/2024/table/pivotbylocation?df=cef78bc6-9439-4fcc-a9f3-7760211ado35> vom 14.04.2024.
- UNESCO (1972): *Convention Concerning the Protection of the World Cultural and Natural Heritage*, <https://whc.unesco.org/archive/convention-en.pdf>.
- UNHCR (2018): *Fluchthintergrund Religion. Schutz vor Verfolgung aus religiösen Gründen*, https://www.unhcr.org/dach/wp-content/uploads/sites/27/2018/11/CH_UNHCR-Religion-Report-GER-screen.pdf vom 14.04.2024.
- Universität Bayreuth (2016): *Studienportal Rechtswissenschaft. Das Lehrangebot im Besonderen.*, <https://www.jura.uni-bayreuth.de/pool/dokumente/studienplaene/Studienverlaufsplan-Dez-2016.pdf> vom 13.03.2024.
- Universität Bielefeld (2022): *Gendersensible Sprache. Gendersternchen: was ist das?*, <https://www.uni-bielefeld.de/verwaltung/refkom/gendern/gendersternchen/> vom 14.04.2024.
- Universität Luzern (2015): *Swiss Metadatabase of Religious Affiliation in Europe (SMRE). Dataset Comparison – Ukraine in Period 2006–2015*, https://www.smre-data.ch/en/data_exploring/region_cockpit#/mode/dataset_comparison/region/UKR/period/2010/presentation/bar vom 29.02.2024.
- Utlar, Astrid (2014a): »Aber der Tongchun is' echt komisch«. *Differenzerfahrungen im Migrationskontext*, Bochum: Westdeutscher Universitätsverlag.
- Utlar, Astrid (2014b): »Differenzerfahrungen in gemischtkulturellen Gruppen. John Berrys Akkulturationsmodell revisited: Grundzüge einer empirisch fundierten Theorie«, in: *psychosozial* 37, S. 63–73.
- Utlar, Astrid (2017): »»There is nobody here – no German body« – Deutschlandbild(er) eines Geflüchteten«, in: *psychosozial* 40, S. 41–56.
- Utlar, Astrid (2018): »Differenz«, in: Carlos Kölbl/Anna Sieben (Hg.), *Stichwörter zur Kulturpsychologie. Jürgen Straub zum 60. Geburtstag*, Gießen: Psychosozial, S. 93–99.
- Utlar, Astrid (2020): »Interkulturelle Kompetenz in Bildungskontexten«, in: Petia Genkova (Hg.), *Handbuch Globale Kompetenz*, Wiesbaden: Springer, S. 1–20.
- Vahid-Moghtada, Nikta (2022): »Proteste im Iran. Es ist unsere Aufmerksamkeit, die schützt.«, in: ZEIT Online vom 14.11.2022, <https://www.zeit.de/kultur/2022-11/iran-proteste-regime-freiheitsbewegung-aufmerksamkeit-schutz> vom 04.03.2024.
- Vahsen, Friedhelm (2012): »Rezension vom 04.01.2012 zu: Hans Bertram, Nancy Ehlert (Hg.): *Familie, Bindung und Care. Familienwandel im Weltvergleich*«, in: *Socialnet Rezensionen*, <https://www.socialnet.de/rezensionen/11765.php>.

- van Acker, Kaat/Vanbeselaere, Norbert (2011): »Bringing together acculturation theory and intergroup contact theory: Predictors of Flemings' expectations of Turks' acculturation behavior«, in: *International Journal of Intercultural Relations* 35 (3), S. 334–345. <https://doi.org/10.1016/j.ijintrel.2010.06.004>.
- van der Meer, Elke (1989): Emotionale Bewertung von begrifflichem Wissen, in: Erwin Roth (Hg.), *Denken und Fühlen*, Berlin, Heidelberg: Springer, S. 81–97.
- van Heijst, Annelies (2011): *Professional Loving Care. An Ethical View of the Healthcare Sector*, Leuven: Peeters.
- Vedder, Günther (2006): »Die historische Entwicklung von Diversity Management in den USA und in Deutschland«, in: Gertraude Krell/Hartmut Wächter (Hg.), *Diversity Management. Impulse aus der Personalforschung*, Mering: Rainer Hampp, S. 1–23.
- Velasco González, Karina/Verkuyten, Maykel/Weesie, Jeroen/Poppe, Edwin (2008): »Prejudice towards Muslims in The Netherlands: testing integrated threat theory«, in: *The British journal of social psychology* 47, S. 667–685. <https://doi.org/10.1348/014466608X284443>.
- Verme, Paolo (2009): »Happiness, freedom and control«, in: *Journal of Economic Behavior & Organization* 71, S. 146–161. <https://doi.org/10.1016/j.jebo.2009.04.008>.
- Vey, Christian (2012): »Kampf gegen das Weichei-Image. Männer in Frauenjobs«, in: *Spiegel* vom 07.07.2012, <https://www.spiegel.de/karriere/maenner-in-frauenjobs-k-aempfen-gegen-klischees-a-830160.html>.
- Voelklein, Corina/Howarth, Caroline (2005): »A Review of Controversies about Social Representations Theory: A British Debate«, in: *Culture & Psychology* 11 (4), S. 431–454.
- Vötsch, Mario (2010): *Organisieren von Freiheit. Nomadische Praktiken im Kulturfeld*, Wiesbaden: VS Verlag.
- Vu, Vanessa (2018): »AfD in Bayern. Die Parallelgesellschaft«, in: *ZEIT Online* vom 11.10.2018, <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2018-10/afd-bayern-rot-tal-inn-landtagswahl-csu-reserl-sem> vom 06.03.2024.
- Wagner, Wolfgang (2020): »Social Representation Theory: An Historical Outline«, in: Wolfgang Wagner (Hg.), *Oxford Research Encyclopedia of Psychology*, Oxford: Oxford University Press,
- Wagner, Wolfgang (1996): »Queries about Social Representation and Construction«, in: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 26 (2), S. 95–120.
- Wagner, Wolfgang/Duveen, Gerard/Farr, Robert/Jovchelovitch, Sandra/Lorenzi-Cioldi, Fabio/Marková, Ivana/Rose, Diana (1999): »Theory and Method of Social Representations«, in: *Asian Journal of Social Psychology* 2 (1), S. 95–125.
- Wahnbaeck, Carolin (2016): »Was, wenn wir alle Vegetarier wären«, in: *Geo* vom 07.04.2016, <https://www.geo.de/natur/nachhaltigkeit/124-rtkl-vegetarische-ernaehrung-was-wenn-wir-alle-vegetarier-waeren> vom 14.04.2024.
- Walgenbach, Katharina (2017): *Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft. 2. Aufl.*, Opladen: Barbara Budrich.
- Walzer, Michael (1992): *Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Ward, Colleen (1996): »Acculturation«, in: Dan Landis (Hg.), *Handbook of intercultural training. 2. Aufl.*, Thousand Oaks, Calif.: Sage, S. 124–147.

- Ward, Colleen/Gale, Jessica/Staerklé, Christian/Stuart, Jaimee (2018): »Immigration and Multiculturalism in Context: A Framework for Psychological Research«, in: *Journal of Social Issues* 74 (4), S. 833–855. <https://doi.org/10.1111/josi.12301>.
- Ward, Colleen/Kennedy, Antony (1999): »The Measurement of Sociocultural Adaptation«, in: *International Journal of Intercultural Relations* 23 (4), S. 659–677.
- Ward, Colleen/Searle, Wendy (1991): »The impact of value discrepancies and cultural identity on psychological and sociocultural adjustment of sojourners«, in: *International Journal of Intercultural Relations* 15 (2), S. 209–224. [https://doi.org/10.1016/0147-1767\(91\)90030-K](https://doi.org/10.1016/0147-1767(91)90030-K).
- Ward, L. Monique/Grower, Petal (2020): »Media and the Development of Gender Role Stereotypes«, in: *Annual Review of Developmental Psychology* 2 (1), S. 177–199. <https://doi.org/10.1146/annurev-devpsych-051120-010630>.
- Weber, Ewald (2018): *Biodiversität – Warum wir ohne Vielfalt nicht leben können*, Berlin: Springer.
- Wehner, Lore (2014): *Empathische Trauerarbeit. Vielfalt der professionellen Trauerarbeit in der Praxis*, Wien: Springer.
- Weidemann, Doris (2004): *Interkulturelles Lernen. Erfahrungen mit dem chinesischen ›Gesicht‹: Deutsche in Taiwan*, Bielefeld: transcript.
- Weiß, Martin (1998): *Studienreisen nach Marokko. Angebote, Teilnehmerkreis, Reisemotive, Images*, Passau: LIS-Verl.
- Welsch, Wolfgang (1988): *Postmoderne – Pluralität als ethischer und politischer Wert*, Köln: Bachem.
- Welskop-Deffaa, Eva Maria (2017): »Bewegungsfreiheit. Geflüchtete Frauen in Deutschland«, in: Marianne Heimbach-Steins (Hg.), *Zerreißprobe Flüchtlingsintegration*, Freiburg: Herder, S. 97–108.
- Wenning, Norbert (2007): »Heterogenität als Dilemma für Bildungseinrichtungen«, in: Sebastian Boller/Elke Rosowski/Thea Stroot (Hg.), *Heterogenität in Schule und Unterricht. Handlungsansätze zum pädagogischen Umgang mit Vielfalt*, Weinheim: Beltz, S. 21–31.
- Wenning, Norbert (2013): »Die Rede von der Heterogenität – Mode oder Symptom?«, in: Jürgen Budde (Hg.), *Unscharfe Einsätze: (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld*, Wiesbaden: Springer, S. 127–150.
- Wernicke, Anne (2014): »Deutschlandbilder und -erfahrungen US-amerikanischer Austauschschüler«, in: *Info DaF: Informationen Deutsch als Fremdsprache* 41 (1), S. 32–54.
- Werth, Lioba/Denzler, Markus/Mayer, Jennifer (2020): *Sozialpsychologie – Das Individuum im sozialen Kontext. Wahrnehmen – Denken – Fühlen. 2. Aufl.*, Berlin, Heidelberg: Springer.
- Werth, Lioba/Mayer, Jennifer (2008): *Sozialpsychologie*, Heidelberg: Spektrum.
- Westcott, Malcolm R. (1988): *The Psychology of Human Freedom. A Human Science Perspective and Critique*, New York: Springer.
- Westcott, Malcolm R. (1992): »The Discursive Expression of Human Freedom«, in: *American Behavioral Scientist* 36, S. 73–87.
- Wettemann, Ulrich (2012): »Übersetzung qualitativer Interviewdaten zwischen Translationswissenschaft und Sozialwissenschaft«, in: Jan Kruse/Stephanie Bethmann/

- Debora Niermann et al. (Hg.), *Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis*, Weinheim: Beltz Juventa, S. 101–120.
- Wheeler, S. Christian/Petty, Richard E. (2001): »The effects of stereotype activation on behavior: A review of possible mechanisms«, in: *Psychological Bulletin* 127 (6), S. 797–826.
- Wihofszky, Petra/Hartung, Susanne/Allweiss, Theresa/Bradna, Monika/Brandes, Sven/Gebhardt, Birte/Layh, Sandra (2020): »Photovoice als partizipative Methode: Wirkungen auf individueller, gemeinschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene«, in: Susanne Hartung/Petra Wihofszky/Michael T. Wright (Hg.), *Partizipative Forschung. Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden*, Wiesbaden: Springer VS, S. 85–141.
- Wilke, Felicitas (2018): »Frauen in Führungspositionen. »Ohne die Quote ändert sich nichts«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 14.11.2018, <https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/frauen-in-fuehrungspositionen-ohne-die-quote-aendert-sich-nichts-1.4210361> vom 04.03.2024.
- Wilkins, Clara L./Wellman, Joseph D./Babbitt, Laura G./Toosi, Negin R./Schad, Katherine D. (2015): »You can win but I can't lose: Bias against high-status groups increases their zero-sum beliefs about discrimination«, in: *Journal of Experimental Social Psychology* 57, S. 1–14.
- Williams, Kristin/McGillicuddy-De Lisi, Ann (1999): »Coping Strategies in Adolescents«, in: *Journal of Applied Developmental Psychology* 20 (4), S. 537–549. [https://doi.org/10.1016/S0193-3973\(99\)00025-8](https://doi.org/10.1016/S0193-3973(99)00025-8).
- Winker, Gabriele (2008): »Neoliberale Regulierung von Care Work und deren demografische Mystifikationen«, in: Sylvia Buchen/Maja S. Maier (Hg.), *Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 47–62.
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*, Bielefeld: transcript.
- Winkler, Viviane A. (2011): *Die Auswirkungen kultureller Diversität in multikulturellen Innovationsteams auf den Innovationsprozess*, Lengerich: Pabst.
- Wintermantel, Vanessa (2020): »Der Wert der Vielfalt: Gesellschaftliche Pluralität, Meinungsvielfalt und demokratische Legitimität«, in: Sascha Kneip/Wolfgang Merkel/Bernhard Weißels (Hg.), *Legitimitätsprobleme. Zur Lage der Demokratie in Deutschland*, Wiesbaden: Springer VS, S. 255–286.
- Wirtz, Markus Antonius (2021a): »Einleitung«, in: Markus Antonius Wirtz (Hg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie*. 20. Aufl., Bern: Huber, S. 15–23.
- Wirtz, Markus Antonius (Hg.) (2021b): *Dorsch – Lexikon der Psychologie*. 20. Aufl., Bern: Huber.
- Wissenschaftlicher Dienst des Deutschen Bundestags (2016): *Sexuelle Vielfalt und Sexualerziehung in den Lehrplänen der Bundesländer*, <https://www.bundestag.de/resource/blob/485866/978foa3aeab437dc5209f5a4be9d458d/wd-8-071-16-pdf-data.pdf>.
- Witte, Annika (2014): *Das Deutschlandbild mexikanischer Studierender. Eine empirische Untersuchung*, Münster: Waxmann.

- Wittek, Thomas (2005): *Auf ewig Feind? Das Deutschlandbild in den britischen Massenmedien nach dem Ersten Weltkrieg*, München: Oldenbourg.
- Witzel, Andreas (1982): *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Witzel, Andreas (1985): »Das problemzentrierte Interview«, in: Gerd Jüttemann (Hg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*, Weinheim: Beltz, S. 227–255.
- Witzel, Andreas (2000): »Das problemzentrierte Interview«, in: *Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 1 (1), S. 1–9.
- Wood, Richard (1991): »Care of Disabled People«, in: Gillian Dalley (Hg.), *Disability and Social Policy*, London: PSI, S. 199–202.
- Wortmann, Konstanze (2018): *Letzte Zuflucht Firmenklo? Selbstfürsorge in herausfordernden beruflichen Situationen – mit Übungen*, Paderborn: Junfermann.
- Writer-Davies, Rebecca/Williams, Bridget (2020): »How others see us: Perceptions of the UK abroad«, in: ipsos vom 30.06.2020, <https://www.ipsos.com/en-uk/how-others-see-us-perceptions-uk-abroad> vom 06.03.2024.
- WWF (2024): *Hochwasser*, <https://www.wwf.de/themen-projekte/fluesse-seen/hochwasser/hochwasser/vom-06.03.2024>.
- Yildiz, Erol (2022): »Postmigrantische Lesart«, in: Irini Siouti/Tina Spies/Elisabeth Tuijter et al. (Hg.), *Othering in der postmigrantischen Gesellschaft*, Bielefeld: transcript, S. 31–56.
- Yuval-Davis, Nira (2006): »Intersectionality and Feminist Politics«, in: *European Journal of Women's Studies* 13 (3), S. 193–209.
- Zeit online/dpa/KNA/AFP/miz (2019): »Sri Lanka verbietet Musliminnen Gesichtsschleier«, in: ZEIT Online vom 29.04.2019, <https://www.zeit.de/gesellschaft/2019-04/sri-lanka-notstandsmassnahme-terroranschlaege-gesichtsschleier-frauen-islam> vom 04.03.2024.
- Zick, Andreas (2016): »Sozialpsychologische Diskriminierungsforschung«, in: Albert Scherr/Aladin El-Mafaalani/Emine Gökçen Yüksel (Hg.), *Handbuch Diskriminierung*, Wiesbaden: Springer, S. 1–22.
- Zick, Andreas/Six, Bernd (1999): »Stereotype und Akkulturation«, in: Rainer K. Silbereisen/Ernst-Dieter Lantermann/Eva Schmitt-Rodermund (Hg.), *Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten*, Opladen: Leske + Budrich, S. 233–255.
- Ziebertz, Hans-Georg (2015): »Religionsfreiheit in der Pluralität«, in: Hans-Georg Ziebertz (Hg.), *Religionsfreiheit. Positionen – Konflikte – Herausforderungen*, Würzburg: Echter, S. 11–34.
- Zschocke, Nina (2016): »Einführung: Diversität und die Künste«, in: André L. Blum/Nina Zschocke/Hans-Jörg Rheinberger et al. (Hg.), *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 259–282.
- Zuber, Johannes (2015): *Gegenwärtiger Rassismus in Deutschland – Zwischen Biologie und kultureller Identität*, Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildung 1:	Regler Strukturierung (durch Interviewer*in)	97
Abbildung 2:	Regler Kommunikationsverfahren	99
Abbildung 3:	Regler Vorgehensweise	99
Abbildung 4:	Regler Interviewverständnis	101
Abbildung 5:	Verteilung der Herkunftsländer der Teilnehmenden zu den beiden Erhebungszeitpunkten	109
Tabelle 1:	Auswertungsphasen der thematischen Analyse	113
Abbildung 6:	Typen von Vergleichshorizonten	120
Tabelle 2:	Mental Health als Flourishing	136
Abbildung 8:	Brunnen mit Schloss	139
Abbildung 9:	Innenstadt mit historischen Gebäuden	141
Abbildung 10:	Begradigter Fluss im Grünen	145
Abbildung 11:	Talwassersperrre	145
Abbildung 12:	Hund mit Jäckchen	148
Abbildung 13:	Familie auf Inlineskates im Park	179
Tabelle 3:	Erweitertes Flourishing-Modell	180
Abbildung 15:	Frauen am Brunnen	205
Abbildung 16:	Kutte im Schrank	210
Abbildung 17:	Junge mit Kapuzenpulli	235
Abbildung 18:	Wursttheke	274
Abbildung 19:	Verkaufskörbe im Supermarkt	276
Abbildung 20:	Verkaufskörbe im Straßenverkauf	276
Abbildung 21:	Junger Mann am Boxsack	282
Abbildung 22:	Grimassenschneidender junger Mann	282
Abbildung 23:	Junge Männer beim Brettspiel	283
Abbildung 24:	Buddhistische Mönche in einer Fußgängerzone	297
Abbildung 25:	Mittagstisch	297
Abbildung 26:	Rahmenmodell zur in Deutschland erlebten Diversität	307
Abbildung 27:	Adaptiertes Modell der Akkulturationsorientierungen	322
Abbildung 28:	Junge Frau an geöffneter Zimmertür	341
Abbildung 29:	Gruppe junger Menschen beim Mittagessen	344
Abbildung 30:	Mitbewohnerin beim Frühstück und Zeitunglesen	348
Abbildung 31:	Sich unterhaltende junge Männer	351
Abbildung 32:	Papiercontainer	354
Abbildung 33:	Gruppe junger Menschen in einer Bar	374
Abbildung 34:	Adaptiertes und erweitertes Modell der Akkulturationsorientierungen	378
Abbildung 35:	Älterer Mann mit Hund	390
Abbildung 36:	Ältere Frauen mit Hund	390
Abbildung 37:	Metallzaun mit dicken Längsstreben	395
Abbildung 38:	Zaun mit Garten im Hintergrund	395
Abbildung 39:	Mauer mit Rissen	399
Abbildung 40:	Querverbindungen zwischen den Themenbereichen	417
Abbildung 41:	Bildinhalte und deren Struktur	429